Aus
39505
5

WIDENER
HN JBGE E

Coll gal fo

Au. 39505.5
~~Aus 27 8~~

No 11433

Digitized by Google

Carinthia

Zeitschrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

In Verbindung mit mehreren Vaterlandsfreunden

herausgegeben und redigirt

von

Simon Martin Mayer.

Einundfünfzigster Jahrgang.

1861.

Klagenfurt,
gedruckt bei Johann Leon.

Aus 3950.5
~~Aus 27.3~~

Harvard College Library
AUG 16 1916
Hohenzollern Collection
Gift of A. C. Coolidge

Inhalt

des

einundfünfzigsten Jahrganges der Carinthia 1861.

(Die arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

I. Beiträge zur Geschichte, Statistik, Topographie und Geographie, besonders Kärntens.

Das Verhältniß Italien's, besonders Venetien's zu Kärnten; von Heinrich Hermann. 1, 2. — Merkwürdiger Sonnenuntergang; von Wenzel Urschitz. 1. — Auszüge aus den Memoiren des Prinzen Eugen Beauharnais, Vicekönigs von Italien. Uebersetzt und für die Carinthia zusammengestellt von Paul Freiherrn von Herbert. 1, 3, 4. — Anton Ueberfelder's „Kärntnerisches Idiotikon. 1 bis 26. — Das Gößnitzthal; von Wenzel Urschitz. 3. — Venetien oder das Festungsviereck. (Eine Stimme aus Kärnten.) Von H. Hermann. 4. — Der Klöckler-Abend. (Aus dem kärntnerischen Volksleben.) Von F. Franziscі. 4. — Madeira. 4. — Lebensbild aus der Vergangenheit. (Haydn's letzte Huldigung.) 5. — Das hintere Maltathal; von Paul Kohlmayer. 5. — Alt- und Neu-Klagenfurt. (Eine historische Darstellung seines Ursprunges und seiner gemachen Vergrößerung.) Von H. Hermann. 6, 10. — Regesten zur Geschichte Kärnten's. Mitgetheilt von dem k. k. Bibliothekar Dr. Ignaz Tomaschek. 6. — Wir bleiben beim Alten. Von H. 6. — Der Palmbaum. (Eine historische Verwirklichung inner der Grenzen unseres Vaterlandes. Von H. Hermann. 7. — Der Landtag in Kärnten. Von P. 8. — Anna von Neumann von Wasserleonburg und ihre Gatten. Von H. Hermann. 8, 9. — Verstümmelung des kärntnerischen Herzogstuhles. Vom Ausschuß des kärntnerischen Geschichtsvereines. 8. — Herd und Familie. (Aus dem kärntnerischen Volksleben.) Von Valentin Pogatschnigg. 8. — Das Maltathal und der Hochalpenspitz. Von Dr. Anton von Ruthner. 11, 12, 13, 14, 15, 16. — Ein Neumannisches Epitaphium. (Nachtrag zu dem Aufsatze: Anna von Neumann von Wasserleonburg.) Von H. Hermann. 12. — Die Sensenfabrikation in Kärnten. Von M. F. Klatzer. 12. — Maria Thurn. (Zur Kirchengeschichte von Kärnten.) Von * *. 12. — Correspondenz aus Wolfsberg. (Die Anwesenheit des F. Z. M. Benedek daselbst. Dilettanten-Theater.) Von X. 13. — Der Puddlings-Stahl von Eibiswald. Von F. P. Melling. 14. — Correspondenz aus Wolfsberg. (Sängerfahrt.) Von X. 14. — Das kirchliche Patronat und die Verwaltung des Kirchenvermögens in Kärnten. (Aus der Gegenwart besprochen für Jedermann.) Von H. Hermann. 15. — Aehnlichkeiten der Gegenwart. (Aus der Geschichte des neunziger Jahres mit besonderem Bezug auf Kärnten.) Von Demselben. 16. — Malteiner Geschichten. (10. Der Faschaun.) Von Paul Kohlmayer. 16. — Reise von Gastein nach Heiligenblut ꝛc. Von E. F. Benus. 17. — Vom Mißling- ins Lavantthal und zurück. Von J. C. Hofrichter. 18. — Einiges aus den Bemerkungen eines französischen Generals über Kärnten. Mitgetheilt von Dr. Ignaz Tomaschek. 19. — Vaterländische Notizen. (Dilettanten-Theater. Bürger von Klagenfurt. Die Besuche an des Büßers Boleslaus Grabstätte zu Ossiach.) Von H. Hermann. 21. — Meteorologische Stationen in Oesterreich. Von J. Prettner. 20. — Geologische Streifereien. Von J. C. Hofrichter. 20. — Die Vergletscherungen. Von Valentin Pogatschnigg. 21. — Geologische Verhältnisse zwischen Drauthal und Weißensee. Von Paul Kohlmayer. 21. — Topographische Skizzen aus dem Oberdrauthale. (Allgemeines.) Von Demselben. 22. — Die Wiedererscheinung nach dem Tode. (Beitrag zur Chronik von Klagenfurt.) Von T. Hermanitz. 22. — Nochmals die Rabensteiner. Von V. Pogatschnigg. 22. — Aus den Tyroler-Alpen. Von Franz Franziscі. 23. — Kärntnerische Exulanten. Von H. Hermann. 24. — Topographische Skizzen aus dem obern Drauthale. (Die Drau und ihre Zuflüsse.) Von Paul Kohlmayer. 24. — Beiträge zur Chronik von Klagenfurt. (Entnommen aus der Chronik des hiesigen Ursulinen-Klosters.) Von H. Hermann. 25, 26. — Lebensbilder der Vergangenheit. Fürstbischof Salm und sein Hof. (III. Unsterblichkeit.) Von Demselben. 26.

II. Sagen, Legenden, Märchen und Erzählungen.

Entstehung der Kirche zu Heiligenblut (metrisch); von Rosa von Tannenwald. 5. — Aus dem historischen Roman: Napoleon I. in Wien. (Napoleon und Liechtenstein.) Von Braun von Braunthal. 7. — Die weiße Dame. Novelle von Fritz Pichler. 9, 10, 11. — Die Sage von den jungen Hunden und den Zwillingen. Von J. C. Hofrichter. 13. — Der Gebirgspfarrer. (Heimatbliches Lebensbild nach einer Erzählung von Julius von der Traun.) Von H. Hermann. 17. — „Am Vorabend." Festspiel in einem Akt. Zum 18. August 1861. Von Ernst Rauscher. 18. — „Die Götter Griechenland's". Ein Festspiel in zwei Abtheilungen. Von Dr. Leopold Wenger. 21. — a) Der grobe Binder von Wischein. b) Die Geschichte von den zwei Engländern in Vordernberg. Erzählt von J. C. Hofrichter. 24.

Digitized by Google

III. Biographische Notizen.

Ferdinand Graf von Egger. Biographische Skizze; von Paul Freiherrn von Herbert. 1. — Robert Hamerling; von Fritz Pichler. 3. — Gustav Bogensberger. (Nekrolog.) Von J. Wezella. 13. — Michael Andreash, slovenischer Naturdichter. Von H. Hermann. 13. — Johanna Edle von Dickmann. Von Demselben. 19. — Die Freiherren von Franz in Kärnten. Von Demselben. 20. — Franz Freiherr von Schiller aus Kärnten und sein Verhältniß zu Kaiser Franz I. Von Demselben. 22. — Joseph Wagner. (Todesanzeige.) Von Demselben. 23. — Einige literarisch berühmt gewesene Klagenfurter aus älterer Periode. (Christian Molitor. Franz Ignaz Weller. Ernst Gedefried Widman.) Mitgetheilt von Dr. J. Tomascheck. 24. — Alois Graf Gavasini, Generalmajor. Von Heinrich Hermann. 25.

IV. Literarische und Kunstnotizen.

Kärnten in der Ausstellung des Wiener Alterthums-Vereines. Besprochen von Prof. Alois Egger. 2. — Theater in Klagenfurt. (Oper.) Von L. 2. — Hanns Gasser in der „Geschichte der deutschen Kunst." Vom Prof. Alois Egger. 3. — Die Grafen von Heunburg. Von Dr. Karlmann Tangl. Besprochen von Heinrich Hermann. 4. — Die archäologische Ausstellung des kärntnerischen Geschichts-Vereines. Von A. v. Gallenstein. 6. — „Der Prozeß der Virginia." Von Dr. Valentin Puntschart. Besprochen von B. Pegatschnigg. 7. — Würdigung unserer Finanzlage. 9. — Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt. Besprochen von S. M. Mayer. 11. — Dr. Constantin von Wurzbach's „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Besprochen von H. Hermann. 13. — Tschabuschnigg's neuester Roman: „Grafenpfalz." Besprochen von P. F. v. Herbert. 16. — Neue Schöpfungen Hanns Gasser's. Von ?. 17. — Professors Alois Egger: „Geschichte der Glocknerfahrten." Mitgetheilt von H. Hermann. 19. — Anzeige des Novellen-Almanachs für 1862. Herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch. 21.

V. Naturhistorische Notizen.

Kärntner Graffit. Von M. F. Klayer. 5. — Kärntner Gyps. Von Demselben. 8. — Ueber Schutz und Vertheidigung der Insekten. Von David Pacher. 8. — Der Ameisenlöwe. Von Raimund Kaiser. 18. — Briefe eines Heusammlers. Von Ferdinand Graf. 19, 23, 26. — Der Todtengräber. Von Raimund Kaiser. 20.

VI. Gedichte.

Von Bogensberger (Gustav): Sternenschau. 10. — Frühlingslieder. 12.
Von Culez (Ida Freiin von): Am neunzehnten November 1861. 25.
Von Fehringer (J.): Des Schmetterlings Freud und Leid. 15.
Von Gallisch (Joseph Oswald Dr.): Sonette. a) Die Jugend. b) Das Alter. 7.
Von Guzman (Albert, k. k. Lieutenant): Zur Erinnerung an den Kärntner-Abend in Graz am 5. Dezember 1861. 26.
Von Hagen (Ludwig): Die Christnacht auf Madeira. (1860.) 13.
Von Hamerling (Robert.): a) Alpenrose. b) Rauscht nirgend mir ein stiller Wald? 3.
Von Hartman (Vincenz Dr.): Lana philosophica. Gesammelt im Laboratorium eines Alchymisten. 4.
Von Keßler (Joseph Dr.): Gruß an Kärnten. 14. — Kalte Hände, warme Herzen. 22.
Von Marx (Friedrich): Wanderblätter. 4. — Sprüche und Reime. a) Ein Menschen-Daseyn. b) Das Menschenherz. c) Einem starken Geiste. d) Demselben. e) Friedensstörer. f) Spekulative Forschung. 7. — Frühlingsblätter. 9. — Schloß Stein bei Oberdrauburg. (Impromtu.) 16. — Stillleben. 23. — Kannst du den Engel nennen? 24. — Fünf Stromlieder. 25.
Von Mayer (Simon Martin): Uebern Malnitztauern am 7. August 1846. 20.
Von Penn (Heinrich): Drei Lieder auf drei Gräber. (Karl Tausend, Adolph Künl und Gustav Bogensberger.) 14. — Trotz und Trost. 26.
Von Pichler (Fritz): Sonettenhalle. a) Freundestod. b) Ein Brief. c) An ein Kind. d) Der Schauspielerin. e) Landfrieden. 24.
Von Rauscher (Ernst): Die Aussicht. 17.
Von Renn (Paul): An die Begünstigten. 9.
Von Tschabuschnigg (Adolph Ritter von): Berserkerwuth. 10.

VII. Vermischte Aufsätze.

Erklärung; von R. v. Gallenstein. 4. — Ein Ersuchen des kärntnerischen Geschichts-Vereines. 24. — An die freundlichen Leser der Carinthia. (Betreffend die Fortsetzung dieser Zeitschrift auch im Jahre 1862.) 25, 26.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 1. Sonnabend, den 12. Jänner 1861.

Ferdinand Graf von Egger.

(Biographische Skizze.

Zünd' wieder an die Trauerfackel, Knabe,
Und leuchte mir zu einem schweren Gang!
Es tönet dumpf von einem frischen Grabe
Der Todtenklage rührender Gesang. —
Sie haben mir den Freund hinausgetragen,
Doch mich verschlingt ein langer Trauerzug,
Nicht bloß die Freundschaft hat ein Recht zu klagen,
Mehr Wunden sind es, die der Tod hier schlug. —
Er ist der Tröster werth, der euch das Herz
So oft erquickt mit holdem Saitenspiele.
Wohl hat sein Lied getröstet manchen Schmerz,
Und manche Lust erhöht, er sang so viele,
Wie's ihn die Muse lehrt in Ernst und Scherz.

Reinhold.

Kaum ist die Gruft über unserem Freunde Lodron geschlossen, und wir stehen schon wieder trauernd vor einem frischen Grabe.

Ferdinand Graf von Egger bereitete den Seinen und seinen zahlreichen Freunden den herbsten Schmerz, als er am 23. Dezember 1860 auf immer von ihnen schied.

Da diese Blätter die Bestimmung haben, der Nachwelt ein Bild Kärnten's, wie es war und ist, zu bewahren, so sey es mir vergönnt, in denselben mit schwachem Griffel, der aber von innigster Hochachtung und Freundschaft geführt ist, eine Skizze von dem Verewigten zu zeichnen.

Ferdinand Graf von Egger ward am 5. Oktober 1802 zu Klagenfurt geboren. Seinen Vater, der den gleichen Namen trug, verlor er schon im Jahre 1805*).

Ferdinand's Erziehung wurde nun von seiner Mutter Josepha Gräfin von Egger, seiner Großmutter Freiin von Gailberg (die Namen dieser beiden edlen Damen wurden in diesen Blättern in Anerkennung ihres Kunstsinns und ihrer Humanität oft mit dem größten Danke genannt) und seinen Oheim's den beiden Grafen von Aichhalt auf das sorgfältigste vollendet, und die reichlich vorhandenen Keime seines herrlichen Gemüthes und seiner Talente entwickelten sich zu den schönsten Früchten. Er absolvirte unter Leitung seines Oheims Aloys Grafen v. Aichholt die sprachlichen, humanistischen, dann philosophischen und juridischen Studien, trat beim Kreisamte in Klagenfurt in die amtliche Praxis, avancirte bald zum unbesoldeten Kreiskommissär und genoß allgemein den Ruf eines ebenso fleißigen, als talentvollen Arbeiters. Im Anfange der dreißiger Jahre wurde er zum Gubernial-Sekretär in Mailand ernannt aber da die Administration seiner ausgedehnten Güter und großen industriellen Etablissements wohl keine bleibende Abwesenheit erlaubte, schied er aus dem Staatsdienste und lebte sodann als Privatmann, theils in Kärnten und da wohl meist in Lippitzbach, wo er durch geschmackvolle, sinnige Einrichtung des Schlößchens, durch große romantische Parkanlagen, durch mit den herrlichsten exotischen Gewächsen gefüllte Glashäuser, einen wahren Feensitz geschaffen hatte, theils auf Reisen, oder in Venedig, Wien, Salzburg und Brüssel. Seine industriellen Unternehmungen gewannen unter seiner Regierung neues Leben, es wurde in Lippitzbach ein neues Walzwerk für seine Streckwaare gebaut, eben so die Rothburga-Hütte in Freudenberg, ein ganz neu gegründetes Walzwerk, die Drahtwerke in Feistritz bedeutend vergrößert und verbessert. Er vermählte sich im Jahre 1833 mit Rothburga Gräfin von Lodron, einer trefflichen, hochgebildeten Dame, mit der er in glücklichster Ehe bis zu seinem Tode lebte. Hatte ihm das Schicksal auch Nachkommenschaft versagt, so ersetzte ihm doch die Liebe zu den Kindern seiner Schwester, Pauline Gräfin von Krystallnigg, und seiner Nichte Hermine Gräfin von Jelačić zum Theile die Vaterfreuden.

Seine hervorragendste Eigenschaft war wohl seine Herzensgüte, welche sich in mit fürstlicher Großmuth doch so geheim ausgeübter Wohlthätigkeit, daß die linke Hand nichts von dem wußte, was die Rechte that, und dadurch äußerte, daß es ihm die größte Lust war, Andern Freude zu bereiten. Schreiber dieses war oft Zeuge, wie sinnig er seine nächsten Angehörigen und seine Freunde, mit denen er meist das in frühester Jugend geknüpfte Band bis zum Ende seines Lebens fest hielt, überraschte. Es möge hier nur ein kleiner Zug Platz finden.

Seine Frau hatte sich im Lippitzbacher Parke ein Lieblingsplätzchen auserwählt, einen vorspringenden Fels über dem schäumenden Lippitzbache. Sie proponirte öfters den Spaziergang dorthin zu richten, was er immer unter einem Vorwande ablehnte. Endlich an ihrem Namenstage führte er sie dahin, siehe da, es war eine der h. Rothburga geweihte Kapelle dort erbaut. Wie sie ihm weinend vor

*) H. Hermann widmet ihm in seiner Geschichte (3. B. S. 182) folgendes Blatt der Erinnerung: „Das Benehmen der Landesadministration, besonders ihres Chefs, Grafen von Goëß, in diesen bedrängten Umständen, bei Geld- und Viktualienmangel, bei sonstiger Rath- und Hülflosigkeit, ist über alles Lob erhaben; leider büßte eines ihrer vorzüglichsten Mitglieder, der ständische Verordnete, Ferdinand Graf von Egger, dieß mit dem Leben. Derselbe starb in Folge seiner Anstrengung (in dem typhösen Militär-Spital) und des mit General Mermet gehabten Anstrittes, im schönsten Alter."

Digitized by Google

freudiger Rührung um den Hals fiel, überlassen wir dem Leser, sich auszumalen.

Welches Vergnügen bereitete er doch einem großen Kreise durch seine liebenswürdige Gastfreiheit, durch die vielen von ihm arrangirten Concerte und theatralischen Vorstellungen! Wie viele Tausende flossen dadurch humanen Zwecken zu. Seine Leistungen als Pianist, Sänger und Schaaspieler überragten weit jeden Dilettantismus und trugen das Gepräge wahrer Kunst an sich; auch seine Schöpfungen als Componist und Dichter waren sehr verdienstlich.

Ganz im Gegensatze jener, die ihre Besitzungen hermetisch vor dem Auge des Besuchers verschließen wollen, hatte in Lippitzbach jeder gebildete Fremde Zutritt, ja er erfreute sich, wenn man seinen Schöpfungen Interesse schenkte und erkundigte sich um die Namen der Touristen und was ihnen vorzüglich gefallen habe. Wir erinnern nur, wie, als die „Victoria regia" blühte, seine gastliche Aufnahme so vielen Gästen zu Theil ward.

Der Kaiser verlieh ihm als Anerkennung seiner warmen Vaterlandsliebe, seiner treuen Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, für seine rege Theilnahme an der öffentlichen Wohlfahrt Kärnten's, für seine zahlreichen Werke der Humanität und für die Förderung der heimischen Industrie das Commandeurkreuz des „Franz-Joseph-Ordens" im Jahre 1856.

Schon vor zwei Jahren wurde er von dem bösartigen Geschwüre, welches man mit dem Namen Antrax oder Karbunkel bezeichnet, befallen. Damals operirte ihn unser unvergeßlicher Schabus, der seither demselben Leiden erlag, sehr glücklich, und Egger lebte die Zeit seitdem heiter und zufrieden, bis sich im Herbste des vorigen Jahres dieselbe böse Krankheit zeigte, an welcher er trotz der sorgfältigsten ärztlichen Behandlung nach vielen Leiden, die er mit wahrer Ergebung ertrug, am 23. Dezember starb. Die letzten christlichen Tröstungen empfing er mit gläubiger Hingebung und Resignation. Seine irdischen Reste wurden durch den hochwürdigsten Fürstbischof Valentin Wiery eingesegnet und dann zur Beisetzung nach seinem geliebten Lippitzbach überführt.

Friede seiner Asche, er war ein edler, trefflicher Mensch, der sich und Andern das Leben verschönte!

P. F. v. H.

Das Verhältniß Italien's, insbesondere Venetien's zu Kärnten.

Wir beabsichtigen mit diesem vorhabenden Aufsatze nicht etwa eine staatsrechtliche Abhandlung, sondern reia nur eine auf historischer Grundlage beruhende Uebersicht von Verhältnissen zu geben, in welche Kärnten seit mehr als einem Jahrtausend mit diesem seinem Nachbarlande getreten ist, welche entweder aus der Eigenschaft der Unterordnung einzelner Gebiethstheile des gegenwärtigen Venetien's unter Kärnten's Landesherren entsprangen, oder auf dem Wege des Privat-Besitzes, der Einigung der Geschlechter und durch die Seßhaftmachung der von dort Eingewanderten sich vermittelten. Diese Darstellung dürfte es beweisen, daß kein deutsches Land so sehr als Kärnten an der Frage wegen Venetien's gänzlicher Aufgebung betheiligt ist, und wie unberechtigt man von anderer Seite sey, so eine Lostrennung und feindselige Stellung zu beabsichtigen, wie sie leider Italien nun gegen Deutschland, gegen Oesterreich einnimmt.

Seit dem Beginn christlicher Zeitrechnung bis zur Einwanderung der Slaven wurde Norikum und sein Theil, das nachmalige Kärnten, von Tuziern und Römern bewohnt, bis die letzte ihrer Städte Teurnia, am nachmaligen Lurnfeld, um 590 von jenen erobert und zerstört wurde. Paal Diakon, genannt Warnefried, der Geschichtschreiber der Longobarden, erzählt uns viel von diesem deutschen Volke, als Bewohner des nachbarlichen Friaul (Forum Julii, Cividal war seine Hauptstadt), den Avaren- und Slaven-Einfällen in dasselbe. Friaul hatte bis in die Zeiten Karl des Großen einen eigenen Herzog, von denen Gisulf der bekannteste*). Noch bewahren sich longobardische Worte inner unsern Grenzen, so „Chalse" ein Getreidemaß im Lesachthale; Schultheiß (Scultetus). Der deutsche Name „Walpodo", Gewaltboth, wurde in den lateinischen: potestates übersetzt, woraus die Benennung: podesta u. a. m. Karl der Große, welcher dem longobardischen Königreiche in Oberitalien ein Ende machte, unterwarf sich auch Friaul und begünstigte die deutschen Einwanderungen, besonders aus dem widerspenstigen Sachsenlande und noch mehr aus Bayern, in die Länder der Slaven, daher „Gottschee", „Sachsenburg", und in die italienischen Confinen; daher die „Sette communi" in den Bergen ob Verona, die deutschen Sprachen-Inseln (Sporaden) an der Grenze Kärnten's: „Tischelwang", „Pladen" und „Sauris" und selbst das slovenische „Resia" und „Moscha" (Moggie) im Canalthale Friaul's Friaul wurde eine der Marken Deutschland's unter einem deutschen Herzoge, von denen uns die Geschichte Herzog Heinrich als ausgezeichnet nennt. Währenddem deutsches Recht, deutsche Sitten und Sprache im nachbarlichen Friaul, welches süd bis hinab gegen Bern (Verona), dessen Grafen und Herren mit dem berühmten Dietrich selbst in den „Nibelungen" auftreten, erstreckte, herrschten, erhielt der Patriarch von Aquileja von Karl dem Großen ein Kirchengebieth bis an die Drau nach Carantanien hinein, welches damals vom „adriatischen Meere" bis über den Semmering an die Piesting und Schwarza, von Pannonien bis an die Grenze Bayern's reichte. Der beste Beweis, daß jener Einfluß, den Kärnten damals auf das nachherige Venetien nahm, ein nachhaltiger war, liegt in den deutschen Namen der Städte und Ortschaften, besonders auf dem Wege nach Bern (Verona) hin; so Peuschelsdorf (Venzone), Sophberg, (Osoppo), Weiden (Udine), Spillenberg (Spilimbergo), Portenau, (Portenone), Kuniglein (Conegliano), Groß-Tarvis (Treviso), zum Unterschied von unserm Klein-Tarvis, Kosel (Covelo) u. a. m.; selbst die kleine Geldmünze hatte dort den Namen „Carantan" wie noch heut zu Tage. Als Balderich von Friaul auf dem Reichstage zu Aachen 828 seines Markgrafenthums entsetzt wurde, theilte man Friaul, welches bis an die Drau sich ausgedehnt hatte, in vier Grafschaften, und Carantanien hatte eine Zeit lang in Karlmann und Arnulf einen und den nämlichen Herrn, während es früher mehreren gehorchte. Fortwährend blieben jedoch die Marken Verona und Friaul, nun Aquileja, da der Patriarch des letztern den größern Theil des Landes zu Lehen erhielt,

*) Die Söhne des longobardischen Herzoges von Friaul, Gisulf, besetzten das heutige obere Gailthal bis herab nach Möderndorf und St. Hermagor, und so erhielt dieser Landstrich die erste deutsche Bevölkerung. Handbuch der Geschichte Kärnten's I. Abtheilung. 1. Band. S. 414, aus dem wir die mehreren der nachfolgenden Angaben entnehmen.

Digitized by Google

unter deutscher Herrschaft und beide wurden dem Herzog Heinrich von Bayern-Carantanien zugewiesen. Die Mark Verona gehörte unter den Kaisern aus dem sächsischen Hause unmittelbar zu Kärnten und wir finden, so sparsam auch sonst Urkunden aus jener Periode sind, unsere Herzoge auf den Haftagen zu Verona Recht sprechen, Lehen austheilen und Gericht halten. Auch die Kärntner-Herzoge aus dem Hause Eppenstein-Mürzthal behaupteten sich im Besitze der damals von dem Mincio bis an den Tagliamenta sich ausdehnenden Mark Verona. Als der Patriarch von Aquileja, Poppo, am 30. Mai 1027 zu Verona, wo Kaiser Conrad II. öffentliches Hofgericht hielt, vor demselben unserm Herzoge Adalbero die Leistung an Lebensmitteln und Fahnen von seinen Burgen und Villen streitig machte, sprach das Gericht den Patriarchen von dieser Leistung los. Dieses legte den Grund zur Selbstständigkeit des letztern im Friaulergebiethe, welches er nun als Landesherr regierte.

Herzog Conrad II. von Kärnten finden wir ebenfalls mehrmals zu Verona. Die Unruhen in Deutschland unter den Kaisern aus dem fränkischen Hause, die Erschütterungen, welche die Kaisersmacht unter dem in Bann verfallenen K. Heinrich IV. erlitt, waren nicht geeignet, das Ansehen deutscher Herrschaft in Italien besonders auch in der Veroneser Mark zu erhalten, und immer seltener finden wir unsere Herzoge dort in ihrer Stellung als Markgrafen auftreten, so noch im Jahre 1096 Herzog Heinrich III. am kaiserlichen Hofe Heinrich's IV. zu Verona, als ersterer im feierlichen Hofgerichte die endliche Stiftung der Aktei St. Lambrecht verkündete. Da sein Bruder, Udalrich, Patriarch von Aquileja war, konnte die vereinte Macht der Brüder die Gegner niederhalten und sie waren es, welche dem Herzoge Welf von Bayern die Este'nsische Erbschaft erstreiten halfen*).

Als nach dem Aussterben der Eppensteiner das Haus der Spanheimer in den Besitz des Herzogthums Kärnten kam, war die Veroneser Mark von demselben bereits getrennt. So finden wir unterm 18. Februar 1159 Hermann, den Bruder Herzogs Heinrich von Kärnten, als Markgrafen von Verona, welche Mark er, nach Fröhlich, bereits in den Jahren 1148, 1149 und 1151 inne gehabt hatte**), die er jedoch, als er nach seinem Bruder Herzog wurde, aufgab, wo sie dann Hermann von Baden erhielt. Von dieser Zeit an tritt Kärnten mit Verona außer unmittelbarer Verbindung, nachdem es 200 Jahre in solcher gestanden. Die Herzoge von Kärnten hatten gleichsam als Ersatz reiche Besitze in Krain und eine Zeit die Markgrafschaft Istrien erhalten, daher sie sich „Herren in Krain" nannten; doch dieses liegt außer unserm Bereiche.

Die Benennung „Venetien" gehört in die ersten Zeiten der Karalinger, wo die Inselstadt bereits stand und sich die Seeherrschaft im adriatischen Meere zu erringen suchte. Im Vergleiche zwischen Pipin dem Kleinen und dem Papst hieß es daher: universus exarchatus Ravennatium atque provinciae Venetiarum et Istria — und später: duces ac populi tam Venetiae quam Dalmatiae (Pertz, I. 193). Doch dieser Ausdruck schwindet bereits anfangs des zehnten Jahrhundertes und machte abigem: „Mark Verona und Aquileja" Platz. Indessen Venedig bereitete sich vor. auf dem Festlande sich Besitzungen zu erwerben, wozu ihm sein Geld und die Schifffahrt behilflich waren. Bereits um 997 begaben sich die Städte am Meeresufer des benachbarten Dalmatien's unter seinen Schutz; denn es entnahm von ihnen Schiffbauholz und Matrasen. Die Kreuzzüge, wo Venedig ganze Flotten ausrüstete und das Abendland mit dem Morgenland verband, heben seine Macht auf die höchste Spitze. Doge Dandala eroberte 1202 Konstantinopel und gab ihm einen Kaiser, sich selbst verschaffte es Kandia und mehrere andere Inseln im griechischen Meere. Bald jedoch suchten die Genueser die Venetianer zu verdrängen, sie halfen das lateinische Kaiserthum zu Konstantinopel stürzen und bemeisterten sich des dortigen Handels. Dafür breitete sich Venedig am festen Lande aus, um welches es sich früher weniger gekümmert hatte. Statt den deutschen Kaisern und Herzogen von Kärnten herrschten in der untergegangenen Mark Verona, wo früher nur einzelne untergeordnete Grafen zu Padua, Treviso, Vincenza bestanden hatten, die Carrara zu Padua, die Cane dann Scaliger in Verona, die Este am Po, die Patriarchen in und um Udine; sie befehdeten sich gegenseitig, Städte kriegten gegen Städte. Wie Ezelin von Romano noch unter den Hohenstaufen von Padua aus seine Tyrannei bis zu den Tiroler-Bergen erstreckte, gab es später in der kaiserlosen Zeit der Tyrannen eine Menge. Venedig hielt es bald mit einem, bald mit dem andern und suchte sich vorerst des ganzen Küstenstriches zu bemächtigen. König Ottokar von Böhmen, der sich nach dem Aussterben der Babenberger Oesterreich's und Steiermark's, nach dem der Spanheimer Kärnten's und Krain's bemächtigt hatte, machte Friaul von sich abhängig und brachte auch die vorhin zu Kärnten gehörige Grafschaft Portenau zwischen dem Tagliamento und der Piave wieder an sich. Ottokar mußte jedoch im Jahre 1276 diese Länder sammt Portenau an K. Rudolf von Habsburg abtreten, und von da an nahmen die Nachkommen K. Rudolfs entschiedenen Einfluß auf das Gebieth, welches man jetzt Venetien nennt.

Wie wir in der Geschichte der Auffensteine lesen*), verwaltete Herzog Heinrich von Kärnten-Tirol im Jahre 1321 das Reichsvikariat zu Padua, und Conrad von Auffenstein residirte daselbst in der einstigen Zwingburg Ezelin's. Als nach Herzog Heinrich's Hinscheiden, weil ohne männliche Erben, die Herzoge von Oesterreich-Habsburg Besitz von Kärnten nahmen, suchten auch sie in dem ehemaligen Reichsgebiethe in der sogenannten terra ferma, festen Fuß zu fassen, wozu ihnen, da Görz seine eigenen selbstständigen Grafen hatte, der Eingang durch Kärnten allein offen stand. Im Jahre 1342 und 1350 wurde am Tagliamenta mit dem Patriarchen gekriegt, ein Kampf, der im Jahre 1360 vom Neuen entbrannte. Das Jahr darauf war Udine bereits eingeengt, und die Macht des Kirchenfürsten gebrochen, es kam der Friede zu Stande,

*) Professor Gfrörer in seinem umfangreichen quellenmäßigen Werke: Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter, 1. Band, Schafhausen 1859, Seite 366 und 481, läßt, (laut Urkunde bei Perz, I. 621) König Otto I. im Jahre 951 die Mark Verona-Aquileja zu Bayern schlagen, die dann K. Otto, als er dieselben von Bayern ablöste mit ersterem vereinigte. Was Gfrörer S. 481—483 über diese Mark schreibt, ist lesenswerth, da es in unsern heimischen Geschichtswerken nicht ein Mehreres behandelt wird.

**) Trudperti Neugart: Historia monast. ord. S. Benedicti ad S. Paulum. Clagenfurti, Leon, 1848, pag. 68.

*) Handbuch der Geschichte Kärntens, II. Abth. 1. Heft, S. 67—74; „Carinthia" Jahrg. 1860, Nr. 5.

Digitized by Google

welchem zu Folge die Klauſe im Canalthale, ſammt Mauth und Zugehör, und einer Zahl Schlöſſer in Friaul dem Herzoge eingeräumt wurde; doch das Jahr darauf, als H. Rudolf in Tirol vollauf zu thun hatte, entriß der Führer der Aquilejer, Savorgeano, demſelben ſeine Eroberungen wieder. Herzog Rudolf IV., dadurch nicht entmuthigt, verband ſich mit den Visconti's in Mailand, machte Anſprüche auf Belluno und Feltre und zwang die Bewohner von Val Sugana ihm zu huldigen. Indeſſen Franz von Carrara ſchlug die Oeſterreicher bei St. Daniele und drang bis an die Thore von Pordenone, dieſer altöſterreichiſchen Beſitzung, vor; bei ſolch untreuem Kriegsglücke ſuchte Friedrich, Biſchof von Bamberg, ſein oberkärntneriſches Gebieth durch den Bau einer Feſtung bei Diepoltskirchen im Canalthale, wozu der Herzog ſeine Einwilligung gab, zu ſchützen.

Bisher hatte Oeſterreich mit Venedig, welches, wie geſagt, am Feſtlande erſt um ſich zu greifen anfing, noch keinen Zuſammenſtoß gehabt, was nun ſich ergab, als es auf das emporkeimende Trieſt ſein neidiſches Auge warf und es im Jahre 1369 zu erobern verſuchte. Die Belagerung hatte bereits 10 Monate gedauert, da erſchien am 5. November 1369 Herzog Leopold mit einem Heere von 10,000 Mann, ſtürmte das Lager der Venetianer, wurde aber durch die Flotte genöthigt, vom Angriffe abzuſtehen. Trieſt ergab ſich, und gegen 75,000 Goldgulden entſagte Oeſterreich allen Anſprüchen auf daſſelbe. Die Kämpfe, welche die Herzoge Leopold und Albrecht 1373, 1374 und 1376 zuletzt gegen Franz von Carrara, dann mit ihm gegen Venedig führten, haben wir anderswo*) weitläufiger und beſonders auch den Antheil Kärnten's geſchildert und erzählet, wie Wilhelm von Glanegg in Belluno als Befehlshaber ſich befand. Von Franz von Carrara, dem Patriarchen Marquart, dem König von Ungarn und den Genueſern zur See angegriffen war Venedig auf das äußerſte gekommen, nach dem Falle Chiozza's bereits gänzlich eingeſchloſſen; da rettete es Piſani, den man aus dem Kerker berufen hatte. Trieſt hatte bei dieſer Gelegenheit Venedig's verhaßtes Joch abgeworfen, und um nicht von Neuem zu unterliegen, ſtellte es ſich am 20. September 1382 Oeſterreich freiwillig unter; bei dem iſt es ſeither geblieben.

In einem Vertrage vom 5. April 1381 hatte Venedig dem Herzoge Leopold — Treviſo, Meſtre und Ceneda übergeben, in welchem erſtern Hugo von Duino (Tybein) als Hauptmann beſtellt wurde; indeſſen Geldnoth nöthigte H. Leopold auch jetzt Treviſo, Conegliano und Ceneda an Franz von Carrara zu überlaſſen, Belluno und Feltre zu verpfänden.

Von dieſem Zeitpunkte an zog ſich Oeſterreich immer mehr aus dem jenſeitigen Gebiethe zurück. H. Leopold war gegen die Schweizer bei Sempach geblieben, die fortwährenden Ländertheilungen der Herzoge, die beginnenden Türkeneinfälle lähmten die eigene Macht und nur im Jahre 1411, bei der ſtreitigen Patriarchenwahl ſuchten unſere Herzoge ihren Einfluß in Friaul zu behaupten. Tiroler und Kärntner beſetzten Udine; doch da König Sigmund 10,000 hungariſche Reiter ſendete, und ſich Friedrich Graf von Ortenburg zu Gunſten ſeines Schwagers Ludwig, Herzog von Teck, mit ihnen vereinigte, fielen Udine, Saravalle, Belluno, Feltre ſammt Motta in ihre Hände, und Ludwig wurde Patriarch. Dieſes war das letzte Auftreten Oeſterreich's in dieſem Lande, ehe es in fremde Hände überging, denn im Jahre 1420 hatte ſich Venedig, welches den letzten Carrara mit Gift ſich vom Halſe geſchaffen, Padua's bemächtig, und auf ähnliche Art ſich von Vincenza, Verona, Baſſano, Feltre und Belluno, bis 1402 dem ganzen Patriarchate, ſomit von Friaul, wie 8 Jahre ſpäter von Brescia, Bergamo und Crema, zum Herrn gemacht. Die Kriege K. Maximilian's gegen Venedig 1506—1514 dann Erzherzog Ferdinand's 1616 und 1617 waren für Oeſterreich ohne Vortheil. Dieſes der Abſchluß der Geſchichte bezüglich des ehemaligen Verhältniſſes Oeſterreich's insbeſonders Kärnten's gegen das ſogenannte Venetien, deſſen gewaltſame Bildung wir eben ſchilderten. Die Ereigniſſe vom Jahre 1797, welche es in Oeſterreich's Beſitz brachten, ſein Verluſt im Jahre 1805 und ſeine Wiedereroberung im Jahre 1813 und 1848 gehören nicht mehr hieher.

(Beſchluß folgt.)

*) Handbuch der Geſchichte Kärnten's. II. Abth. 1. Heft, S. 79—83.

Merkwürdiger Sonnenuntergang.

Es gibt Gegenden, in denen die Sonne von einem beſtimmten Punkte aus geſehen mehrmals verſchwindet und dann wieder zum Vorſchein kommt, alſo in einem Tage mehrmals auf- und untergeht. Auch in Heiligenblut ſind zwei ſolche Standpunkte, von denen aus die Sonne zu beſtimmten Zeiten verſchwindet und wieder zum Vorſchein kommt. Der erſte iſt auf der Mittelfleiß. Das gegenüber liegende Gebirge, der Kreutzkopf mit den ſich daran ſchließenden Retſchitſchköpfen, iſt zerklüftet, und da daſſelbe an zwei bis drei beſtimmten Tagen des Dezember und Jänner beinahe die gleiche Linie einnimmt, ſo geht die Sonne um beiläufig 10 Uhr Vormittags hinter dem Kreutzkopf unter, und kömmt in ſieben bis zehn Minuten hinter demſelben wieder hervor und beleuchtet noch eine Stunde freundlich den Standpunkt des Beſchauers. Nebenbei ſey erwähnt, daß die Sonne in der zweiten Hälfte des Dezember und den erſten Tagen des neuen Jahres in Heiligenblut um 11¼ Uhr Vormittag ſchon gänzlich verſchwindet, während ſie in den höher und niederer gelegenen Ortſchaften der Pfaere bis 2 auch bis 3 Uhr ſcheint.

Der merkwürdigſte und prachtvollſte Sonnenuntergang findet 6—8 Tage vor dem Feſte Peter und Paul ſtatt. An dieſen Tagen geht die Sonne genau hinter den Spitzen des Großglockners unter, bleibt eine Viertelſtunde unſichtbar, und ſendet zu beiden Seiten des Rieſenberges ihre Strahlen in und durch den blauen Aether; ſie erſcheinen wie zwei lange Arme des Geſtirnes, mit denen es noch einmal den Theil der Erde, von dem es ſcheiden ſoll, umarmen will. Dann kömmt die Sonne nach und nach wieder hinter der Spitze aber natürlich ſeitwärts hervor, beleuchtet noch eine kurze Zeit (etwa eine gute Viertelſtunde) das Thal, und verſchwindet hinter der Hohenwarte.

W. U.

Digitized by Google

Auszüge aus den Memoiren und der Correspondenz des Prinzen Eugen Beauharnais, Vizekönigs von Italien.

Herausgegeben von Du Casse.

Uebersetzt und für die Carinthia zusammengestellt von Paul Freiherrn von Herbert.

(Fortsetzung von Nr. 24, Jahrgang 1860.)

Krieg vom Jahre 1813 in Kärnten.

9. Band. 25. Buch.

Eugen an die Vizekönigin.

Krainburg, 6. (5.) September 1813. Mittags.

General Grenier hat Befehl, die Verschanzungen des Feindes in Feistritz anzugreifen. Ich fürchte, es wird nicht gelingen. Es wäre zu schön, wenn es gelänge. ꝛc.

Eugen an die Vizekönigin.

7. September 1813. Morgens.

Gute Neuigkeit, theure Auguste, der gestrige Angriff ist wohl gelungen. Alle Werke des Feindes wurden genommen. Unsere jungen Soldaten sind so viel werth, als die ältesten, alle sind Helden. Theile Frangipani mit Vorsicht mit, daß sein Bruder bei diesem Gefechte an der Schulter verwundet wurde.

Eugen an Napoleon.

Hauptquartier Krainburg, 7. September 1813.

Sire, ich hatte dem General Grenier befohlen, mit zwei Divisionen nach Feistritz zu marschiren und die Verschanzungen anzugreifen, welche der Feind am rechten Drau-Ufer aufgeführt hatte, um die Brücke von Hollenburg zu decken. Diese und die Werke am Loibl bildeten ein großes verschanztes Lager, von dem aus er sowohl gegen Villach als gegen Laibach operiren konnte. General Grenier benützte den 5. zur Rekognoszirung der Stellung des Feindes. Am 6., als an dem zum Angriffe bestimmten Tage, traf er seine Anordnungen. Ich dirigirte zu gleicher Zeit einige Colonnen über die Gebirgshohlwege, um die Werke des Feindes zu umgehen. Um 3 Uhr Nachmittags wurden diese Werke von vorne angegriffen, während der Brigade-General Campi mit 4 Bataillonen dem Gefechte zur Seite folgte, trotz der Schwierigkeiten des Terrains und der Hindernisse, die der Feind bereitet hatte.

Der Angriff war lebhaft und der Erfolg konnte nicht einen Augenblick zweifelhaft seyn. Die Verschanzungen wurden mit dem Rufe: Vive l'empereur! genommen. Der Feind wurde mehr als zwei Meilen weit geworfen und verfolgt. Drei Bataillone Grenadiere, welche zur Unterstützung kamen, hatten gar nicht die Zeit, sich zu entwickeln. Das an der Spitze gab eine Decharge; unsere jungen Soldaten fanden es unter ihrer Würde, diese zu erwidern, sondern stürzten mit dem Bajonnete hinein.

Die Nacht und das schreckliche Wetter endete die Verfolgung. In der Nacht bemerkte man ein großes Feuer, welches annehmen läßt, daß der Feind die Brücke von Hollenburg abgebrannt hat. Dieser Tag kostet dem Feinde 400 Mann Todte und Verwundete und 350 Gefangene. Diese sind von den Regimentern Reuski, Chasteler, Grenadiere vom Bataillon von Chimay (Chimany), und Merfeld Uhlanen. Unsererseits haben wir 50 Todte und 200 Verwundete. Dieser Tag macht den Generalen, Offizieren und Truppen, die dabei agirten, die größte Ehre. Unsere jungen Soldaten haben mit den ältesten gewetteifert. Wir haben keinen ausgezeichneten Offizier verloren. Unter den Verwundeten befindet sich ein Bataillonschef des 84. Regimentes und der Hauptmann Frangipani.

Diesen Morgen ließ ich über den Loibl die Verbindung mit den Truppen des Generals Grenier herstellen. Ich befahl auch die Werke des Feindes zu zerstören, sowohl in Feistritz als am Loibl.

Eugen an Clarke.

Laibach, 15. September 1813.

Se. Maj. werden vielleicht fragen, warum ich nicht lebhafter die Offensive ergreife, aber man darf nicht vergessen, daß der Feind zwischen Spittal, Villach und Klagenfurt 20,000 Mann hat, welche sich an natürliche feste Punkte und an Verschanzungen anlehnen, ferner andere 20,000 Mann an der Save bis Kartstadt und in der Richtung gegen Fiume, worunter die Landwehr und die kroatische Insurrektion nicht mitbegriffen sind. Ich könnte 2—3 Divisionen vereinigen, und gegen Cilli vordringen, aber dann würde sich der Feind mit Macht auf meine Flanken werfen, vorzüglich gegen Fiume oder Laibach, und würde mich zwingen, stille zu stehen oder zurück zu gehen, um meine Operationslinie, welche abgeschnitten werden kann, zu decken. Es scheint sicher, daß der Feind sich in keine ernste Schlacht einlassen will; er greift auf allen Punkten an und zieht sich zurück, wenn man sich mit Macht zeigt; er ist überdies begünstigt durch Terrainverhältnisse, durch die Sprache der Landbewohner und durch die häufige Verbindung mit dem Innern. Was auch seine Bewegungen erleichtert, ist seine zahlreiche Cavallerie.

Eugen an die Vizekönigin.

Laibach, 15. September 1813.

Ich bin wahrhaftig nicht zu unglücklich, theure Auguste Gestern, während ich den Feind auf der Straße nach Carlstadt mehr als 10 Meilen zurückwarf, nachdem ich einen Offizier und 40 Mann gefangen hatte, ließ ich Pino gegen Lippa und Fiume marschiren. Er griff gestern den Feind an, warf ihn, tödtete 300 Mann, nahm eine Kanone und machte mehr als 100 Gefangene. Oberst Paolucci wurde schwer verwundet, er hat sich sehr ausgezeichnet. Benachrichtige seine Frau durch Nina Parravicini. Ich bin nun über meine Rechte beruhigt, morgen werfe ich mich mit 15 Bataillonen gegen Cilli. Alle diese kleinen Erfolge ohne außerordentlich zu seyn, erhalten unsere Stellungen, decken das Königreich und bilden unsere jungen Soldaten ꝛc.

Eugen an Clarke.

Laibach, 16. September 1813.

Herr Herzog von Feltre, ich erhalte ihren Brief vom 7. September, in welchem Sie mir die Berichte, welche Sie über die Zusammensetzung der feindlichen, italienischen Armee erhielten, mittheilen wollen. Die Berichte, die ich mir auf alle Arten und selbst durch Gefangene verschaffte, sind einigermaßen verschieden. Die Zusammensetzung der Armee, die mir gegenüber steht, ist ungefähr folgende:

General Hiller, Oberkommandant. Die Feldmarschall-Lieutenants: Frimont, Marschall, Fenner, Somma-Riva, Radivojevich. Die Generalmajor's: Blassitz, Eckart, Langenau, Nugent, Folzeyh, (Fölseis) Rebrovich und mehrere andere. Die Infante-

Digitized by Google

rieregimenter: Franz Carl, Lusignan, Chasteler, Hohenlohe Bartenstein, Jeltačić, Duka, Reuß, Broodber, St. Georger, Gradiskaner, Serviſch-Walachiſch, Kreutzer. Von dieſen ſlaveniſchen Regimentern muß jedes ein Bataillon bei der großen Armee haben. Das 8. und 9. Jägerbataillon, 4 Bataillone Grenadiere, endlich 8 Bataillone Landwehr. Das macht beiläufig 45 Bataillone Infanterie, alſo mehr als 40,000 Mann. Cavallerie: Stipzitz, Frimont und Radetzki Huſaren, Merfeld und Carl Uhlanen. 1 Regiment Chevauxlegers (irrig) 1 Dragonerregiment (2 Dragoner Regimenter) und das 2. Kürraſſierregiment (falſch.)

Man kann alſo 6—8000 Pferde annehmen, was mit der Artillerie und dem Sapeurs wohl eine Armee von ungefähr 55,000 Mann ausmacht.

Ich enthalte mich jeder Reflexion. Ich habe 6 Diviſionen Infanterie, deren jede kaum 6000 Bajonette hat, eine Reſervediviſion, die nicht 4000 Mann ſtark iſt. Ich fing den Feldzug mit 2200 Pferden an, ich muß ein Korps in Tirol detachirt haben, um die Hauptverbindungen mit Italien, Villach und Laibach zu halten, und endlich ein Corps gegen Lippa detachiren, um Trieſt zu decken und den Feind zu hindern, daß er nicht den Iſonzo vor mir erreicht.

Eugen an Clarke.

Laibach, 20. September 1813.

Heer Herzog von Feltre, ich beeile mich anzuzeigen, daß nach den mir zukommenden Nachrichten zu ſchließen, der Feind ſich mit Macht auf meine Linke geworfen, die drei Bataillone, welche das Gailthal vertheidigten, überraſcht und geſchlagen, die Drau bei Roſegg und Hollenburg paſſirt, den Loibl angegriffen, und die Lieutenanee Nr. 2 genöthigt hat, eine Stellung weiter hinten zu nehmen.

Die große Ausdehnung der zu haltenden Linie, die große Schwierigkeit der Kommunikation unter den einzelnen Korps und vorzüglich die Verbindung mit dem Königreiche, welche nur über Tarvis und Ponteba auf meiner Linken und über Görz und Adelsberg auf meiner Rechten ſtattfinden kann, nöthigen mich, meine Armee in zwei Corps zu theilen. Ich behalte das auf der Rechten und vertraue das auf der Linken dem General Geenier an, mein Centrum war in Krainburg, aber in Folge der ſtattgehabten Ereigniſſe iſt es nunmehr ein Poſten erſter Linie für die Verbindung meiner Rechten und Linken. Es iſt möglich, daß es vom Feinde mit Macht angegriffen und genommen wird. Ich habe auf dieſen Umſtand in meinen Entſchlüſſen Rückſicht genommen ꝛc.

Eugen an die Vizekönigin.

Laibach, 20. September 1813.

Geſtern wurden meine Vorpoſten am Loibl angegeiffen und zogen ſich nach Neumarktl zurück. Der Feind ſcheint dieſe Verbindung für ſehr wichtig zu halten, obſchon ſie in 2—3 Wochen geſperrt ſeyn wird. Es ſcheint auch, daß ſie Abtheilungen in's Gailthal geworfen haben, und daß ſie eine Colonne ſich nach Tirol ziehen laſſen, ich ſchicke Giſſlange, um das Commando der Reſervediviſion in Botzen zu übernehmen. Die Bayern ſind ſehr ruhig, wie es ſcheint; man behauptet ſogar, es ſey eine ſtillſchweigende Uebereinkunft zwiſchen beiden Armeen, nicht anzugreifen; gewiß iſt, daß ich dadurch einige Tauſend Mann mehr am Halſe habe, denn zwei Infanterieregimenter und ein Kavallerieregiment ſind in Spittal eingerückt. Lebe wohl, theure Auguſta, unſere Lage hängt ſehr davon ab, was ſich bei der großen Armee begibt. ꝛc.

Eugen an die Vizekönigin.

St. Marein, 21. September 1813.

Ich marſchirte geſtern gegen den Feind, während ihn die Diviſion Palombini auf der Rechten umging; und dieſe Nacht hat er die Stellung von St. Marein geräumt, die ſehr gut iſt, und die er vor 3 Tagen wieder genommen hatte. Auf meiner Linken gegen Villach ging es nicht ſehr gut, ohne gerade ſchlecht zu gehen; ich ſchickte General Grenier in aller Eile mit Verſtärkung dahin; nach alle dem würde ich mich ſehr glücklich preiſen, wenn ich zwiſchen hier und Trieſt mich hatten könnte. Die Hauptſache iſt, Zeit zu gewinnen und die ſchlechte Jahreszeit heran kommen zu laſſen ꝛc.

Eugen an die Vizekönigin.

Planina, 30. September 1813.

Sie führen einen böſen Krieg mit mir; ſie vermeiden jedes ernſte Zuſammentreffen, erſcheinen aber immer in unſern Flanken und in unſerm Rücken.

Ich zeige Dir an, aber Dir allein, daß der Kaiſer den Herzog von Neuſchatel zu ſeinem Schwiegervater geſchickt hat, um wegen des Friedens zu unterhandeln; niemals wäre dieſer erwünſchter, als jetzt.

Eugen an die Vizekönigin.

1. Oktober 1813.

Ich ſehe mit Angſt, daß ich mich unſern Grenzen nähern muß. ꝛc.

Eugen an Clarke.

Prewald, 2. Oktober.

General Grenier war am 29. noch an der Gail, aber der Feind überflügelte ihn an ſeinen Flanken und bedrohte ſogar ſeine Operationslinie. Es iſt wahrſcheinlich, daß er ſich zurückziehen und in Tarvis wird Stellung nehmen müſſen.

Die italieniſche Obſervationsarmee war zu Anfang des Feldzuges am Papier ſtark genug, aber ſie iſt jetzt ſehr zuſammengeſchmolzen. Die Dalmatiner und kroatiſchen Regimenter deſertiren auf eine unwürdige Weiſe; die wenigen, welche bleiben, können weder in der Linie, noch aus demſelben Grunde in feſten Plätzen verwendet werden. Ueberdies habe ich Mangel an Cavallerie, die der Feind hinreichend beſitzt.

Wenn die Ereigniſſe mich nöthigten, den Iſonzo zu verlaſſen, wäre meine Lage in den Ebenen ſehr kritiſch mit jungen Soldaten ohne Kavallerie gegen einen Feind, der daran ſo ſtark iſt. Man muß auch bedenken, daß der Feind ſich täglich verſtärkt.

Ich fürchte ſehr die Bewegung in Italien, denn die italieniſchen Regimenter werden in Maſſe deſertiren, ſowie die franzöſiſchen Regimenter, welche größtentheils mit Italienern aus den franzöſiſchen Departements rekrutirt ſind.

Eugen an Napoleon.

8. Oktober 1813.

Ich vertraute das Korps an der Linken dem General Grenier und behielt das an der Rechten. Der Feind, überall in Uebermacht, drohte mich von meinem linken Corps abzuſchneiden, während er meine rechte Flanke überflügelte. Das feindliche Corps an meiner Linken vor Tarvis warf ſogar ſchon ſtarke Abtheilungen in meinen Rücken und zeigte ſich

Digitized by Google

überall mit Kavallerie, die ich ihm nicht entgegen stellen konnte. Mein Corps der Linken war vor Tarvis konzentrirt, aber der Feind hatte schon Abtheilungen nach Ponteba detachirt. Rechts wurde die italienische Division heftig bei Adelsberg angegriffen, während andere feindliche Truppen Triest einschlossen und die Engländer bei Duino gelandet hatten. Ich verließ also die Save, wo ich mit 1½ Division war, und zog gegen Adelsberg und Prewald, um meine Operationslinie zu decken, und die italienische Division zu stützen, endlich um Herr der Straße von Triest nach Görz zu bleiben. Der Feind folgte meinen Bewegungen; ich bot ihm mehrmals den Kampf an, den er beharrlich nicht annahm; indem er seinen Marsch immer maskirte und an meinen Flanken manöverirte, und über die Berge von Idria vordrang, um den Isonzo zu gewinnen. Ich war daher genöthigt, zu trachten, die Linie des Isonzo zu erreichen. Es ist ein Unglück, daß ich gezwungen bin, die illyrischen Provinzen zu verlassen, aber E. M. werden leicht die Unmöglichkeit erkennen, diese ungeheuere Linie, deren Communikationen so schwierig sind, zu decken; ich konnte mich nicht konzentriren; wenn ich mich mit Macht auf Villach warf, forcirte der Feind meine Rechte und gewann Terrain gegen Laibach; ich ging daher nach Laibach zurück und der Feind, der sich verstärkt hatte, forcirte Villach. ꝛc.

Eugen an die Vizekönigin.

Gradiska, 17. Oktober 1813.

Was ich Dir für jetzt rathe, ist, Deine kostbarsten Sachen einzupacken, Dein Geld bei Hennin zu nehmen, mit einem Worte bereit zu seyn, in 24 oder 48 Stunden den Wagen zu besteigen. Ich wiederhole Dir aber, daß ich hoffe, es wird so weit nicht kommen.

Eugen an Napoleon.

Udine, 24. Oktober 1813.

In dieser übeln Lage hielt ich es, da sich eine Gelegenheit ergab, mit den feindlichen Vorposten zu verkehren, für passend, den General Hiller sondiren zu lassen, ob nicht eine stillschweigende Waffenruhe möglich wäre, die sehr im Interesse E. M. wäre; aber General Hiller kennt seinen Vortheil zu gut, und er ließ sich durch die ihm gemachten Insinuationen nicht verführen. Es war also fruchtlos. ꝛc.

Eugen an Clarke.

24. Oktober 1813.

Herr Herzog von Feltre, der Feind hat mehrmals die Stellungen bei Ospidaletto, Caporetto und am Isonzo angegriffen. Er hat sich überzeugt, daß er auf dieser Linie nicht mit großer Kraft vorrücken kann. Er entschloß sich demnach, eine große Bewegung rechts durch das Drau- und Gailthal zu machen. Er ließ Regimenter an der obern Piave einrücken, welche er dem Corps des Peinzen Reuß entnahm. Uebrigens hat er seit seiner Allianz mit Bayern nichts mehr zu fürchten und operirt stark nach Tirol zu. Ich wurde von dieser Bewegung unterrichtet, hatte aber nicht die Zeit, den Feind zu verhindern, in's Departement der Piave einzudringen. Ich sandte daher General Grenier mit zwei Divisionen und einer italienischen Brigade und trug ihm auf, kräftig gegen den Feind zu operiren, während ich mit der übrigen Armee Zeit zu gewinnen suche. General Grenier wird wahrscheinlich morgen in Feltre seyn und ich werde am Tagliamento Stellung nehmen. Wenn dieser Offizier mit seinem Unternehmen reussirt, wäre es möglich, wieder die Offensive zu ergreifen, sonst sehe ich voraus, daß es sehr schwer seyn wird, vor der Etsch eine feste Stellung zu nehmen. ꝛc.

So weit Eugens Correspondenz über den Krieg in Kärnten im August und September bis 8. Oktober 1813. Es sind Bruchstücke, welche jedoch mancherlei Aufklärungen darüber geben, wie man ihn von französischer Seite ansah, und die Akten darüber vervollständigen, wenn sie gleich wenig Neues, mehreres unrichtig Aufgefaßte liefern.

(Wird fortgesetzt.)

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 25, Jahrgang 1860.)

Kees, ein mit Eis und Schnee bedecktes Gebiege; daher das Keeswasser, d. h. Eis-Schneewasser.

gehal, bergab, abwärts.

Gehîa, das Thun und Lassen eines Menschen; von thun — gethan. Figürlich = die Launen.

geeroikert, Trompeten geblasen haben.

Getschank, die Ueberbleibsel vom Schweinfutter, das, was Schweine nicht mehr fressen.

gewen, gewesen.

g'farn, Jemanden necken, reizen, zusetzen — in irgend eine Unannehmlichkeit, Gefahr bringen, daher —

g'farig, gefährlich.

G'jad. 1) Ueberhaupt ein Jagdbezirk, z. B. dâs is unser G'jad, d. h. innerhalb dieser Grenzen ist unsere Jagdbarkeit, das Recht zu jagen. 2) Das Lärmen und das Getöse der Kinder, z. B. Wâs hâdts denn fiân a Gjad? 3) Das Eilen, sich beschleunigen. Wâs fiân a Gjad? d. h. welche Eile, welche Hast? 4) Das bekannte Volksmärchen vom „wildn Gjad"; von vielen Leuten noch immer geglaubt.

Gfleder, Gflader, Gfladerwerch, überhaupt unreines Gewässer, insbesondere das unreine Wasser nach dem Waschen der Weißwäsche.

Gfrâat, das Ständchen, ein Hafrecht.

g'freart, gefroren; z. B. i hân m'e di Zehent g'freart.

Gfriß, das ganze Angesicht; z. B. was für a hübsches Gfrißl.

gfroisn = gefrieren. **gfrore** = gefroren, **Gfruarst** = die Gefriee. } Die alte deutsche Speache hatte dafür ein Wort, welches seiner Urbedeutung nach alle diese Ausdrücke erklärt, nämlich: frayslich, freistich (freisan) von Frisen aber Frelsen; engtisch to freeze, im Perfectum froxen, schwedisch frysa. Landschaftlich friere, französisch frisonno. Lateinisch frigeo, rigeo — frigus. Griechisch φριττειν, φριττειν, φριξ.

gfunen, gesunden.

G'hak, Hecksel, Spren.

ghilbe, kilba deutet auf den trüben, mit Wolken umzogenen Horizant.

gib und gab, gerade so, wie's gangbar ist.

Gift, Zorn, Verdruß, Aerger.

giftig, zornig, verdrießlich.

Vater, geh gifti nit,
Mâch kan Getös,
Gangst selber zan Dienblan,
Wanst Mneta nit hest.

giggazn, stammeln, stottern.

Giggazr, Stammler, Stotterer.

Giggl, die Füße.

Gill, eine Krankheit der Vögel.

Digitized by Google

Gilla-Gálla, Gilla-Galla, ei, was Kindereien, was nicht noch, das geht nicht an — das iſt nicht wahr ꝛc.

Gimpalan, Kartoffel, Erdäpfel.

ginan, den Mangel an Kräften und Geſundheit, durch ein trauriges Aeußere — und durch ein ſchwaches Athem, man möchte ſagen, durch einen hörbaren, klagenden Ton ankündigen. Es iſt keltiſchen Stammes. Im Keltiſchen bedeutet Cwin, die Klage, ewino klagen, ſeufzen; Quinen, kränkeln, ſiechen. Bei Ulphilas whinon, quinon, und dieſes iſt unſer Weinen; wie Herr Ihre mit Recht bemerkt, daß die Gothen das qh wie wh ausgeſprochen haben.

Gitſche, ein junges, lediges Mädchen, und

gitſchln, ſchmeicheln.

Gläág, eine Entengattung, der ſogenannte Todtenvogel; vom Ruf entlehnt.

gleggeln, klappernde Töne von ſich geben.

glei, bald, alſogleich, geſchwind; i kim glei, d. h. ſogleich.

Gleichn, 1) zu einem Gegenſtande, den man ſchon beſitzt, noch einen ſolchen zu erhalten trachten; z. B. zu einem einzelnen Ochſen noch einen — aber ganz Gleichn ſuchen. 2) (zum) z. B. fünf Gulden zum Gleichn, d. h. fünf Gulden zu Hundert, aber über 100 fl.

gleichla, immerfort.

gleim, nahe, nicht ferne, z. B. gleim dabei, d. h. nahe, feſt dabei.

gleugan, die Hand nach Etwas ausſtrecken, um es zu erreichen, z. B. i gleugs nit, d. h. ich erreiche es nicht.

gleugeen, ſitzend die Füße hin- und herbewegen. Altbritiſch shambling = ſchlenkernd von den Beinen. Sieh' ſchlengeen.

glianan. gliantig, hell, klar ſcheinen, leuchten — glühen — glühend ſeyn. Das Wort glo kommt ſchon im Keltiſchen vor, und wurde von einer glühenden Kohle geſagt; doch iſt auch dieſes glo oder das Niederdeutſche glo nicht die Urwurzel, ſondern Lu, welches Licht, Schein, Schimmer muß bedeutet haben: aus dieſem lu kann man ableiten das lateiniſche Lux — lumen, das Licht, das altgriechiſche Λυχνη oder Λυχνη, das erſte Morgenlicht; das niederdeutſche Lucht, unſer Licht, Lugen, Lohe. Auch Luther hat anfänglich (Daniel, 10. Cap. 6. Vers) ſtatt glühend nur glu.

glimpfig, glimpfla, regſam, rührig, gewandt, ſchnell, behend. Im Engliſchen glimpse = Blick, Blitz. — In Kärnten einzig und allein nur anwendbar auf körperliche Gewandtheit und Behendigkeit. Vor Zeiten mag es auch im moraliſchen Sinne anwendbar geweſen und gebraucht worden ſeyn. Es mag die Gewandtheit des Herzens bedeutet haben, Niemanden, weder im Scherze noch im Ernſte zu beleidigen. Dahin deutet wenigſtens die Stelle bei Ottelae von Heneck:

„Cunig Rudolf sey enphie
Als ein Man, der Gelimph
Hat ze Ernst unnd ze Schimph
Und ze allen den Sachen
Dew den Man chunnen machen
Tewr unnd auch wert."

Gilfatſchla, ein altes Hütchen, Hut, Häubchen.

Glingerle, ein kleines Gläschen Branntweines, Weines. Schottiſch bedeutet clunk = gluchſen, wie ein Getränk in einem Faſſe.

Glintſch, ein kleiner Schwein- oder Schafſtall.

glizuan, glänzen, hell ſcheinen, ſchimmern. Engliſch to glister. Landſchaftlich gliſteen, glitzeen; z. B. All that glisters is not gold, d. h. nicht alles was glänzt iſt Gold.

glöggeln, müßig umhergehen, faulenzen.

Gloger, der Bodenſatz, Hefe; z. B. Weinglöger, d. h. die unreinen und gröbern Theile des Weines, die ſich zu Boden legen, alſo lageen — Lagee.

Glon, die Glan, der Fluß in Kärnten. Im Dictionaire celtique bedeutet Glon = ſich ſchlängelnd zwiſchen Bergen und Thälern; Creux — vallée, welches ganz der Eigenſchaft unſerer Glan entſpricht.

gloſn, glimmen, z. B. der Zunter glaſt.

Glotn, die Haupthaare, z. B. i nimm di glei bei den Glot'n; Locke; daher

glotat, zerzauſt, ungekämmt, ungeordnet im Haare.

Glufn, die Stecknadel.

glukn, der Angſtruf der Henne nach ihren Jungen; die Henn glukt.

Glumpach, mehrere nichtswerthe Sachen. Figürlich: nichtswerthe Menſchen.

glungazn, gluchſen, wie ein Getränk in einem Faſſe. Schottiſch clunk.

gluſte, nach Etwas lüſtern ſeyn — gelüſten.

glufat, ſchwerhörig.

G'mach, Genitalia virilia.

gmachla, allmälig, langſam, ſtill, gemach.

G'nak, der hintere Theil des Halſes, der Nacken, Hals überhaupt. Von nicken, welches ein Verſtärkungswort von neigen iſt; z. B. 's Gnak beöchn.

Gnẽat, eine dringende Beſchäftigung.

gnẽatig (mit haben) ſehr beſchäftigt ſeyn; i hän heunt gnẽatig, d. h. ſehr vieles zu thun, — ich bin genöthigt, es zu thun.

gnoit, geſtampft, geſtoßen, enthülſet; z. B. gnoiter Beein, d. h. durch die Stampfe ſchon enthülſet.

gnũag, gnũa, hinlänglich, genug.

Goderle, das Unterkinn, der fleiſchige, herabhängende Theil unter dem Kinne. 's Goderle kräzn, d. h. Jemanden ſchmeicheln, liebkoſen, verwandt mit dem lateiniſchen guttur, die Gurgel.

Godla = Brühwurſt-Suppe.

Gogan, das Auge einer Eiterung, die Eiterbeule.

Goldhandl, ein Vögelchen, dem Zaunkönig ähnlich.

Golſn, die Gelſen, kleine, ſtechende Mücken

gölſn, mit gellender Stimme weinen, ſchreien; wird von Kindern und beſonders von Schweinen geſagt. Es mag faſt das in einigen deutſchen Ländern übliche grünſeln = winſeln ſeyn.

Gomer, die Luſt, Begierde, das Verlangen nach Etwas.

Goner, Rock- oder Seitentaſche.

Gorre Gãara, das Mutterſchaf.

Goſchn, der Mund, das Maul. Hält di Gaſchn, d. h. ſchweige. Friſch in ſeinem niederſächſiſchen Wörterbuch, wo es Goske lautet, erinnert an das franzöſiſche coche, Kerbe. Kerbe, Karve, Karve kommt vom Maul her; aber das mittellateiniſche gossum, das italiſche gozzo, und das franzöſiſche gosier, Gurgel, Schlund, laſſen mehr an das Schlingen, Schlucken denken. — Wachter leitet es von gießen ab. Bei Rabelais und Fiſchart iſt Grandgusier = Großmaul. Im Schweizeriſchen iſt Gieſch oder Gieſche ein großes, weites Maul. Sieh' Eberhard Synod. IV. 359.

goſchn, Böſes, Uebles nachreden.

Göſtin, eine Einwohnerin, die weder Haus noch Grundſtücke beſitzt, und ſich einzig vom Spinnen, Nähen, Stricken, Tagwerken ernährt. Windiſch guost, guostja.

Gotta, Gotl, die Tauf- oder Firmpathin. Im Engliſchen godmother.

Göte, Götl, der Tauf- oder Firmpathe. Im Engliſchen godfather.

Götakla Götakle, das Pathenkind, Täufling, Firmling.

Got-d'r-pfãzn = Gott behüthe uns.

gõtkã, gleichſam, als ob, als wenn, nämlich.

Gotſchewer, ein Händler mit Südfrüchten aus Gotſchee in Krain. Die letzte Sylbe dürfte das altdeutſche wer, lateiniſch vir — Mann ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 2. Sonnabend, den 26. Jänner 1861.

Das Verhältniß Italien's, insbesondere Venetien's zu Kärnten*).

(Beschluß.)

Der älteste und nachhaltigste Verband Kärnten's mit Venetien auf dem Wege und durch Vermittlung des Lebensbedürfnisses, des Besitzes und gegenseitigen Vortheiles war der des Handels. Damals, wo Triest als Hafen noch so viel als gar nicht bestand, wo der Weg durch das Canalthal, mit Vermeidung der schroffen, kaum wandelbaren Uebergänge über den Seeberg, den Loibl und die Wurzen, der natürlichste Ausweg gegen Süden zur einzigen seegebiethenden Insel- und Handelsstadt war, herrschte zwischen Kärnten und Venetien der lebhafteste Austausch von Waaren. Wenn gleich im Mittelalter Kaffeh und Zucker, und so viele andere Gegenstände, welche gegenwärtig Amerika und die fernen Küsten Asien's, Afrika's und Australien's liefern, gänzlich unbekannt und außer Verkehr waren, bezog man von Venedig aus die Gewürze Ostindien's und Arabien's über Alexandria und die Häfen Syrien's, so wie die Südfrüchte und Oele Griechenland's und Apulien's. Außer diesen damals, ob der strengen Einhaltung der vielen Fasttäge und des häufigen Gebrauches der Gewürze, besonders des Pfeffers, sehr gesuchten Gegenständen, bezog man Seidenstoffe, Sammt, Plüsch, Zendal (eine Art seidener Schleier) und andere Seidenzeuge, seine goldene Ketten und Geschmeide jeder Art, Glas, Majolika, (von Porcellan war damals noch keine Rede), feine Seife, Mithridat und verschiedene Apotheker- wie auch Farbwaaren aus Venedig, Wein jeder Gattung und Farbe aus eigenen, vorzüglich Stiftsweingärten, und den Umgegenden von Vicenza, Treviso und Udine; wogegen man Eisen und Stahl, daher der Canal di ferro, Blei, Schiffbauholz in Menge, Pech, ferner grobes Tuch, Leinwand, besonders für Segeltücher, dann Hornvieh, Pferde und Schafe ꝛc. dahin abgab. Dieser Tauschhandel brachte bei der ziemlich gleichen Bilanz weniger Geld als den Verbrauch und Betrieb jener Erwerbsquellen in das Land. Insbesonders wurde die Eisenfabrikation ganz nach dem Begehr Venedig's großentheils unter der Leitung dortiger Werkmeister betrieben, daher die Walschhämmer und der italienische noch fort und fort geltende Name des Stab- und Schieneneisens.

Da außerdem die Grafen von Görz das obere Gail- und Möllthal und sonst mehrere Theile Kärnten's besaßen, die Aquilejer Kirchenfürsten bis an die Drau die Seelsorgpresten, mit Ausnahme der Stifte Ossiach und Arnoldstein, durch ihre Leute besetzten, wurden jene Gegenden, namentlich das Canalthal von nachbarlichen Italienern zahlreich bewohnt, Familienverbindungen mit den deutschen und slovenischen Einheimischen eingegangen. Noch erübrigen uns davon viele urkundliche Beweise. Ein reicher Handelsmann aus Pistoja, Nappi, hatte dem Bischof Arnold von Bamberg 550 Mark Silbers geliehen, die er nachhin (1301) seinem Nachfolger, Bischof Leopold, großmüthig schenkte; so lebhaft und bedeutend war Villach's Handel.

Die Urkunde, womit die Marktgemeinde Malborgeth, schon dem Namen nach ein italienischer Ort, (17. Mai 1498) die Alpe Straliza in Bestand ausgab, fertigten als Zeugen die Bürger Pamfeli, Benfioli, Parcifali und Zurla — lauter Italiener*).

Deutscher Seits hatte man in Venetien — obwohl zahlreiche Karavanen von Augsburger, Nürnberger und Regensburger Handelsleuten durch Kärnten dahin durchzogen, nebst vierzig Handlungen (Padroni Tedeschi) am Canal grando ein eigenes deutsches Kaufhaus (Fontego de Tedeschi) gegründet hatten**) — sonst keine eigentlichen Niederlassungen und Fabriken.

Außer dem Handel zog auch die Baulust manche Italiener nach Kärnten, jedoch mehr in der Zeit des romanischen als des gothischen oder altdeutschen Baustyl's, da dieser doch fast nur von deutschen Meistern betrieben wurde, wovon uns freilich nur wenige Namen, wie jener des Erbauers von Heiligenblut, erübrigen. An der Südseite des Gurker Domes, links am Eingange, lesen wir an einem in der Wand eingemauerten Steine mit großen lateinischen Buchstaben die Inschrift: HIC EXVL WIDO PRAESENS COEPIT OPVS NA . . . (vielleicht nato domino anno — die uns schuldig gebliebene Jahreszahl.) Dieser Stein scheint aus der früheren Erbauung des Domes durch die sel. Hemma (quo basilicam in Carinthia in pago Gurk in honore sancte Marie construxit, heißt es in der Urkunde Erzbischofs Balduin's vom J. 1042) herzustammen. Wido ist ein italienischer oder französischer, in Kärnten sonst nicht gelesener Vorname; dieser Wido oder Guido war also ein hieher aus Italien Verwiesener, welcher jenen Bau führte, und es ließe sich auf den unter Kaiser Heinrich III. eingedrungenen und vertriebenen Erzbischof Guido von Mailand schließen, der seine Baukunst hier übte***).

*) In der „Carinthia" Nr. 1 Seite 4, Spalte 1, Zeile 5 von oben ersuchen wir statt Savorgeano — Savorgnano zu lesen.

*) Eichhorn's Beiträge, III. Sammlung, S. 217 und 268.

**) „Kärnten's ehemaliger Handel mit Venedig", vom Schreiber dieses; Carinthia 1831, Nr. 14. und 15.

***) „Geschichte der Religion Jesu Christi", von Ge. Stolberg, fortgesetzt von Kerz und Dr. Brischar, XXXIV. Band, S. 437.

Digitized by Google

Auch die Schulen Italien's, besonders die Universitäten Bologna und dann Padua zogen viele nachbarliche Deutsche dahin; so, als am erstern Orte Raimund von Penofort über die Dekretalien las, wir als dessen Schüler unsern Probst Ulrich von Völkermarkt, einen geborenen Ritter von Karlsberg, kennen lernen*).

Der Umtausch von Waaren, die Lebensgeschäfte, das Diözesanverhältniß mit Aquileja förderten auch den Umtausch der Ansichten, der Sprache und die Vermischung der Sitten.

Noch förderlicher als die Zeit des Mittelalters war die neuere, die der Entdeckung Amerika's, der Reformation, der großen Habsburgischen Monarchie, dieser Wechselwirkung Kärnten's und Venetien's. Wir beginnen hier beim Kleinern, um mit dem Größern zu schließen. Es ist bekannt, daß mit der Erbauung der Peter's-Kirche in Rom und so vieler ihr ähnlicher Kirchen ein neuer, nun eigenthümlich italienischer Baustyl in den kirchlichen Neubauten herrschend wurde, welcher den alten Spitzbogen, die altdeutsche Bauweise verdrängte. Unsere jetzige bischöfliche Kathedral- und Domkirche zu den hh. Peter und Paul zu Klagenfurt baute Ende des 16. Jahrhunderts ein uns leider ungenannter italienischer Meister, als sie das protestantische Bethhaus der Klagenfurter Stadtgemeinde seyn sollte, und seine Gewissensangst darüber soll nach Ueberlieferung ein Traum verscheucht haben, indem ihm die Kunde zu Theil wurde, es würde dieser Bau in Kurzem seinem Glauben zur Ehre gereichen. So war es auch; denn bereits im Jahre 1604 wurde sie geweiht und dem Jesuitenorden eingeräumt. Diesem Muster wurden eine Zahl Kirchen des Landes nachgebildet, und manche, wie die beim h. Kreuz zu Villach**), Maria Hilf ob Gutaring, die Schutzengelkirche zu Klagenfurt erhoben sich in Kuppelform; die St. Egidenkirche allhier, die h. Grabkirche bei Bleiburg, die Lorettokirche zu St. Andrä, Windisch-Kappel, Stein bei Viktring u. a. m. näherten sich dieser Gestalt, ohne zur gänzlichen Ausbildung zu gelangen. Ebenso der gewaltige Kirchthurm der Stadtpfarrkirche zu Klagenfurt, von dem es sprichwörtlich heißt, er sey mit Wein, die Stadtmauern von Klagenfurt mit saurer Milch gebauet worden, weil erstere Italiener, letztere großentheils robothpflichtige Bauern aufführten. Den Bau derselben leiteten jedoch italienische Meister, da deutsche und böhmische sich vergeblich versucht hatten.

Mehr noch als Kirchenbauten und Befestigungen — deren Meister Alexander Farnese, Herzog von Parma, italienische Kunst an den berühmten Citadellen der Niederlande, welches er als Statthalter regierte, erprobte, — von denen die zu Antwerpen noch in neuester Zeit eine berühmte Belagerung aushielt — gaben die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte neu entstehenden Burgen und Schlösser den Italienern Arbeit. Die alten Felsenschlösser und Bergfriede wurden verlassen und der zahlreiche begüterte Adel richtete sich wohnliche Sitze in den Thälern des Landes her, wo eine schöne Rundschau, eine angenehme Umgebung dazu einlud. So entstanden die herrlichen Burgen zu Spittal und Gmünd, deren Charakter und Bauart, hohe Gemächer und Verzierungen offenbar den italienischen Charakter an sich tragen; so eine große Zahl Schlösser und Edelsitze, von denen wir nur Wolfsberg, das nun umgebaute, Bleiburg, Grafenstein, das Schloß Loretto bei Klagenfurt, Höchenbergen, Landskron, Greifenburg, Wernberg, Paternian als ältere Bauten nennen, während Neu-Rosegg sich als eine italienische Schöpfung eben so beurkundet, wie wir Zwischenwässern und Kölnhof als Werke unseres deutschen Meisters Hagenauer kennen.

Der Protest antismus, den plastischen Vorstellungen und der Malerei in seinen Gotteshäusern nicht hold, hatte im sechzehnten Jahrhunderte hauptsächlich nur die Errichtung von Grabmonumenten gefördert, wovon wir besonders die in Villach zu kennen und zu bewundern Gelegenheit finden, deren gelungenstes unsern Landsmann Vogelsang zum Verfertiger hat. Was davon und den sonstigen Grabmälern an den Stadt- und manchen Landkirchen Kärnten's durch italienischen Meisel gebildet wurde, ist uns fast gänzlich unbekannt, nur so viel, daß in der Gurker-Gruft Coradini mit Hemma's Altar und dessen allegorischen Bildnissen ein Meisterwerk lieferte. Von Malern dieser Nation haben wir aus früherer Periode die Madonnen von Zanusi in den Hochaltären der Stadtpfarren von Gmünd und St. Andrä, die herrlichen Altarbilder Cuseti's in der St. Egiden Hauptkirche zu Klagenfurt und mehrere in Treffen, des Venetianer's Dossi in der Marienkirche zu Lugau. Den durch seine Mosaik im Lande ausgezeichneten „Bernardialtar" in der gleichnamigen Kapelle der Stiftskirche zu Viktring fertigte 1711 Luca Misli, Steinmetz in Laibach, die Hauptttheile aus Genuesischem Marmor*). In der Malerei hatten die Italiener in neuerer Zeit an den Tirolern und Kärntnern glückliche Nacheiferer, so von ersteren Zoller, Knoller, Schöpf, von letztern Fromiller, Steiner, Linder, Pichler; ferner statteten der Schwabe Gabriel, der Wiener Maler Möll, der große Meister in der Bildhauerei, Donner, Kärnten mit Freskoarbeiten und plastischen Vorstellungen aus. Die beiden Lampi vertraten in dieser Periode, wie die obgenannten Meister, würdig die Ehre ihrer Nation im Fache der Malerkunst.

Wie gegenwärtig die französische Sprache die der Diplomatie und Salons ist, war im sechzehnten Jahrhunderte die italienische Sprache, Sitte, Tanz und Musik am erzherzoglichen Hofe zu Gratz, an den Burgen und Schlössern der Heimath gang und gebe. Die meisten der Söhne der Edelgebornen Kärnten's erhielten ihre Schulbildung an der Universität Padua's, wie wir es in dem Gedenkbuche des Grafen Franz Christoph v. Khevenhiller lesen; sie dienten dann gewöhnlich als Pagen an dem Hofe von Florenz, und an dem des spanischen Statthalters zu Mailand. Sie brachten außer italienischer Sitte und Sprache, Geschmack an der dort herrschenden Kunst nach Hause. Am Hofe zu Gratz gab es italienische Sprach- und Exertitienmeister, Musiker, Feuerwerker, Tanzmeistee. Peter Anton Bianchi, Probst zu Maria Saal, war dort Kapellmeister und die Söhne des berühmten Musikers am Hofe zu München, Orlando Laso, ließen sich an dem von Gratz nieder. In Kärnten wirkte nachhin Fürst Ferdinand von Porcia in diesem Sinne. Die Tänze am Hofe waren so wie unter den Gebildeten des Landes damals meistens italienische; der „Masearo", „Matozino" u. s. f. mit allen den Mummereien und Aufzügen stunden unter Leitung jener Meister Italien's, während die ritterlichen Uebungen: das Turnier und die Schützenfeste, die Wettkämpfe mit blanker Waffe, Armbrust, Schießrohr, die zu Pferde und

*) „Carinthia", Jg. 1857, Nr. 3.

**) Die h. Kreuzkirche zu Villach baute, was die technische Ausführung betraf, der Villacher Stadtmaurermeister Siegl. Schade, daß wir über den Verfertiger des Bauplanes und den Leiter der innern Auszierung und den Maler der trefflichen Vorstellungen an beiden Seitenaltären nichts wissen. Obiges aus dem 4. Hefte des „Archives für vaterländische Geschichte", S. 53.

*) „Archiv für vaterländische Geschichte", 2. Heft, S. 58.

Digitized by Google

zu Fuße noch an das Altdeutsche mahnten. Das Theater, welches freilich kaum erst ein Jahrhundert seines Bestehens in unserer Hauptstadt zählt, betraten zuerst italienische Operisten und Ballettänzer. Italienische Weine, welche man an unsern Tischen credenzte, waren, wie wir bereits es aus dem Mittelalter Kärnten's anführten, auch bis in die neueste Zeit noch hier die gesuchtesten, wo dann mit den französischen Moden, der Speache bald auch französische Waffen in unser Land drangen und sich der „Bordeaux"- und die „Champagnerweine" als die Elite der Getränke, als die Stimmführer der Lebehochs an unsern Tafeln geltend machten, die „Refosko's", „Terent's", den „Montepulciano" u. s. f., die wir bald nur dem Namen nach kennen werden, verdrängten.

Durch das Aussterben der ältesten Geschlechter der Heimath, der Grafen von Ortenburg, Sternberg, Heunburg und Malthein, später der Cillier und Görzer Grafen und einer Unzahl anderer Häuser der Ritterzeit waren in Kärnten's Adel große Lücken entstanden; die Reformation und ihre Folgen, die Gegenreformen K. Ferdinand II. hatten viele heimische edle Geschlechter zur Auswanderung gebracht; zahlreiche Lehen waren dem Landesfürsten heimgefallen und vielerlei Dienstposten neu zu besetzen, die adeligen Stifte und Klöster hatten ihre Mitglieder verloren und höchst mangelhaft war ihr Ersatz aus heimischen adeligen Familien. Die Folge davon war, daß die Landesfürsten sich in der Lage sahen, aus dem nachbarlichen katholischen Italien die Einwanderung besonders Adeliger oder sonst vermöglicher Gewerken- und Güterbesitzer, Künstler und Handwerker zu fördern, daß unser Damstift Gurk und das adelige Benediktinerinnenstift St. Georgen am Längsee*) von dorther sich Candidaten verschafften, da sie adelige Italiener gemeinen Deutschen oder Slovenen vorzogen. Die ersten und ältesten dieser eingewanderten Adeligen Italien's waren die Gera später Freiherrn, begütert bei Arnoldstein, die Basajo, zugenannt sodann von Braunsberg, zwei aus ihnen Landesvicedome, die Beverelli's von Stain, Clusuli's, Casali's, die Frangipani, Raphaeli's. Die Grotta oder Gratti siedelten sich als reiche Gewerken in Malborgeth an, wurden Freiherren von Grottenegg, dann Grafen. Die Porcia, früher Grafen und seßhaft an der Piave, erhielten vom Kaiser Leopold I., dessen Liebling und Oberstholmeister Ferdinand G. v. Porcia war, die große Herrschaft Spittal sammt Zugehör und für die Erstgebornen den Fürstenrang. Die Gewerken Benaglio wurden als Freiherren mit dem Prädikate „Rosenbach" ausgezeichnet. Die Nagarali, zu Grafen erhoben, waren Erbauer und und Besitzer des Schlosses zu St. Leonhard, Georg Graf von Nagarol war von 1602—1610 Landeshauptmann in Kärnten. Außerdem lesen wir in der kärntnerischen Matrikel folgende Namen italienischer Geschlechter, die hier das Indigenat erhielten und größtentheils seßhaft waren: die Grafen von Alcaini, von Barbo, Calalto, Gavasini, Guicciardini, Juzaghi, Marcheri, Montecuccali Philippi, Strassoldo, die Freiherren von Buzzelini, Coranini, Guidoban-Cavalchino, Marenzi, Scalvinani, die Ritter von Buzzi, Callucci, Cerani, Cadelli, Crollalanza, Curti-Franzini, Locatelli, Manzello, Mazzagani, Miglio, Millesi, Morelli, Mazzi, Sartori, Tinti, Berara. Von diesem zeichneten sich die Locatelli zu Bleiberg durch Erfindungen in der Mechanik, die Millesi durch Emporhebung des Handels mit Hornvieh aus.

Doch nicht genug, daß ein so zahlreicher Adelsnachwachs aus Italien sich mit dem Kärnten's vermischte; heimische Geschlechter auch höheren Ranges behielten die italienischen Beinamen als Beweis ihrer Abstammung aus Italien bei, wie die Rosenberg-Ursini, Ladron von Latterano, die Thurn-Valsassina; theils ließen sie sich von italienischen hohen Häusern adoptiren, wie die Ursenbeck-Massimo und die Widmann-Rezzanico, welche letztere aus einer bürgerlichen Familie von Villach nach Venedig einwanderten, dort sich ungemeines Vermögen erwarben, und im Laufe von 27 Jahren vom Bürger- bis zum Grafenstande und zu dem als Venetianische Nobili sich emporschwangen, mit den vorzüglichsten Geschlechtern der Republik durch eheliche Bande sich vereinigten und auf diese Art jenen Beinamen erwarben*).

Obige Thatsachen lassen auf die zahlreiche Einwanderung bürgerlicher, gewerkschaftlicher und sonstiger Persönlichkeiten und Familien aus Venetien schließen, die sich besonders im Canal-, Gail- und Drauthale niederließen, vorzüglich aber in den Städten und Märkten Handel und Gewerbe trieben, worunter Villach, Tarvis, Malbargeth und Mauthen die meisten davon aufnahmen.

Indessen, wenn wir die Widmanne abrechnen, finden wir, daß eine Gleichstellung hierin von Seite Italien's nicht erfolgte. Wo, fragen wir, findet man in Venedig und in den Landstädten Venetien's eine sonstige Spur solcher Ansiedlung und Seßhaftmachung von Seite Kärnten's? die letzten Jahrhunderte haben sie selbst in Betreff der Padroni Tedeschi in Venedig vertilgt, und nur hie und da ein Handwerker aus unserm Lande mag sich dort verdingen, von Niederlassung und Verehelichung mit Italienerinnen hören wir nichts; von letzterer nur, wenn Beamte und Militär's Bräute und Frauen aus Venetien in unsere Gauen herüber brachten.

Oesterreich's Erwerbung Venetien's im Jahre 1797, gegenüber dem Verluste der Lombardei, welche seit drei Jahrhunderten bei der Habsburg-spanischen dann deutschen Linie war, machte ihren ganzen Einfluß auf die innere Verbindung desselben mit dem Nachbarlande Kärnten geltend, welche nur durch die französische Occupation vom Jahre 1806—1813 unterbrochen wurde. Mit dem aus Venedig nach Klagenfurt übersetzten Appellations-Gerichte, den italienischen hier garnisonirenden Regimentern kamen viele Italiener hieher; durch die französische Zwischenherrschaft hatten Handels- und Gewerbsleute Gelegenheit, sich ohne Anstand in Oberkärnten niederzulassen und dort Besitz zu erwerben. Die vielen Neubauten in dem, durch Demolirung seiner Stadtmauern und von 135 Wohnhäusern, theilweise verödeten, nun aber neu erstehenden, sich vergrößernden und verschönernden Klagenfurt, die vielen Gewerks- und Schlösser-, Brennerei-, Häuser- und Meierschaftsbauten aus Stein und Ziegel am Lande eröffneten für Maurer und Ziegelarbeiter, für Bretterjäger und Holzknechte eine ungemeine Concurrenz, welche für das nachbarliche Venetien besonders Carnien beinahe ausschließlich war, so daß wir in den letzten Jahrzehenden fast nur italienische Maurermeister, wie

*) Bei der canonischen Visitation im Stifte St. Georgen im Jahre 1592 fanden sich unter 15 Nonnen nicht weniger als sieben Italienerinnen; zwei Schwestern Bidernuzi, zwei Martupini, eine Rossa, Ridusi, Pomperi. „Handbuch der Geschichte Kärntens". II. Abtheilung, 2 Heft, S. 268.

*) Professor Dr. Tangl: „Die Grafen von Widmann" aus der Aintherischen Handschrift. (Carinthia 1858, Nr. 32—44). „Handbuch der Geschichte Kärntens" II. Abtheilung 2. Heft. S. 85, vorzüglich geschöpft aus „Köller's Münzbelustigungen", daher auch einige Abweichungen in Betreff des Cardinals Christoph von Widmann-Rezzenito und Herleitung dieses Beinamens.

die Piceo, Venchiarutti, Cragnolino, Rudolfi, Cargnelutti ꝛc. hatten. Selbst Handwerker, wie Tischler, Schuhmacher u. s. s. wanderten zahlreich in unsere Werkstätten, Holz- und Käsebereiter in unsere Wälder und Alpen. Die Eisenbahnen riefen große Schärme Italiener aus der Nachbarschaft herbei und im Herbste wie im Frühjahre sah man sie gleich den Zugvögeln die Gauen Kärnten's und Steiermark's, die Heer- und Eisenbahnstrassen aufsuchen.

Das Handbuch Kärnten's vom Jahre 1856 führt von Seite 145—183 unter den Wahlberechtigten der kärntnerischen Handels- und Gewerbekammer nicht weniger als 61 Gewerbtreibende italienischer Nationalität auf, worunter allein im Register 11 Moroentti, eine Menge andere im obigen Verzeichnisse nicht enthaltener vorkommen. Man kann außerdem die Zahl der jährlich in Arbeit kommenden und weiters nach Oesterreich durchziehender Venetianer auf 4—5000 rechnen.

Nach diesem Ueberblick dringt sich die Frage auf, wie dieser Wechselverkehr, diese Einbürgerung der Venetier in Kärnten besonders von Seite der Carnieler im Lande genommen wurde und wird? Die Erfahrung antwortet: Ohne Nationalitätenhaß, mit brüderlicher Händereichung zu freundlicher Nachbarschaft, zu Ehebündniß und Pathenschaft, ohne Neid und ohne Gram. Friedlich ertönen die schwunghaften italienischen Singweisen bei Wein- und Branntweinglas, bei Bierkrug und am Speisetisch, in der Freie und im Saale, wo Deutscher und Slave im fröhlichen Kreise mit jenen sich dreht und jeder dem andern den Erwerb seines Schweißes gönnt. Erst in neuester Zeit will man italienischer Seits dieses alles vergessen, oder nicht wissen, und das abasso, morte ai Todeschi tönt vom Po und von der Etsch bis an Carnien's Grenze, während der gemüthliche gutherzige Kärntner sich nicht beikommen läßt, auch nur mit der Uebersetzung jenes Rufes zu beunruhigen.

H.

Kärnten in der Ausstellung des Wiener Alterthums-Vereines.

So groß auch der moralische und politische Katzenjammer des letzten Jahrzehents in allen Ländern des Kaiserstaates gewesen seyn mag, die Wissenschaft hat in dieser Zeit doch einen Aufschwung erlebt, der für die geistige Frische der in Deutschland noch immer etwas verrufenen Oesterreicher das beste Zeugniß liefert. — Besonders gilt dieß von Wien. — Auf dem Gebiethe der historischen, philosophischen und Naturwissenschaften regte sich ungewohntes Leben; neue wissenschaftliche Anstalten entstanden und früher begründete entfalteten erst jetzt eine anerkennenswerthe Thätigkeit. — Was in Wien geschah, sollte aber nicht innerhalb des Linienwalles abgeschlossen bleiben. Die Stadt, welche seit Jahehunderten der politische Mittelpunkt der habsburgischen Länder war, hat auch die Aufgabe, geistig anregend auf die Provinzen des Kaiserstaates zu wirken. So wurden die verschiedenen wissenschaftlichen Anstalten zu Centralanstalten des ganzen Reiches. — Freitich sind die heterogenen Massen Oesterreich's viel schwerer um einen Mittelpunkt zu gruppiren, als die Bestandtheile anderer Reiche, und es gibt Provinzen, die sich dem anregenden Einfluße der deutschen Hauptstadt mit nationaler Antipathie zu verschließen wußten; aber ohne Erfolg blieb das Beispiel der Residenzstadt denn doch nicht. — Es gibt noch Länder im Kaiserstaate, in denen die Interessen der Wissenschaft höhere Geltung haben als nationale und politische Kleinkrämerei, die sich daher den Bestrebungen der Hauptstadt mit rühmenswerthem Eifer anschlossen. Darunter gebührt Kärnten, man mag es nicht ohne Stolz aussprechen, der erste Rang; nirgends hat z. B. die Centralanstalt für Meteorologie und die Centralkommission für Erhaltung der Baudenkmale so zahlreiche und so eifrige Mitarbeiter gefunden, als hier. Erst unlängst ist dieß in einer Versammlung der k. k. geographischen Gesellschaft vom Prof. Hingenau öffentlich betont worden.

Zu den Wissenschaften, die erst in jüngster Zeit in Oesterreich eine fruchtbare Pflege gefunden, gehört vor allem die Kunstarchäologie. — Auch sie fand in einem Centralinstitute, der k. k. Centralkommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale eine würdige und erfolgreiche Vertretung. Aus allen Kronländern schloßen sich ihr eifrige Forscher thätig an als Conservatoren oder Correspondenten und füheten zur Entdeckung und Würdigung mancher unschätzbaren Kunstwerke, die bisher unbeachtet geblieben waren. Kärnten besaß an Freiherrn von Ankershofen einen der eifrigsten Conservatoren, und verhältnißmäßig die größte Anzahl von Correspondenten, abgesehen davon, was in letzter Zeit vom würdigen Vaterlandsfreunde, Domkapitular Hermann u. a. für Erforschung und Würdigung der Baudenkmale Kärnten's geschehen ist. Den Bestrebungen der Centralkommission schloß sich später der „Wiener Alterthums-Verein" an, indem er die außerhalb der Architektur liegenden Objekte der Kunstarchäologie in das Bereich seiner Forschungen zog. Bisher in seiner Thätigkeit nur auf Wien und die nächstliegenden Gebiethe beschränkt, faßte er im vorigen Jahre den Entschluß, sich zum Mittelpunkte archäologischer Bestrebungen des Kaiserstaates zu machen, und stellte sich zunächst die Aufgabe, durch eine allgemeine Ausstellung eine Uebersicht dessen zu verschaffen, was sich in Oesterreich an kunstarchäologischen Schätzen aus dem Mittelalter und der Renaissance-Zeit erhalten hat. — Und diese Aufgabe hat der Verein durch die am 10. November 1860 eröffnete Ausstellung in rühmlicher Weise gelöst. — Die Lösung wurde ihm aber nur durch den zuvorkommenden Beistand der Kunstfreunde in den Provinzen möglich. Wie überall, war dieser Beistand auch hier sehr ungleichmäßig. Blinder und blöder Nationalitätseifer verschlossen dem Vereine die reichen Schätze von Gran, Pesth und Venedig. Desto erfreulicher war aber die intelligente Theilnahme der deutsch-slavischen Provinzen, unter denen Kärnten sich abermals nach Kräften hervorthat. — Eine ansehnliche Zahl von Kunstobjekten wurde zur Ausstellung eingesendet durch den Fürstbischof von Gurk, das Stift St. Paul, die Pfareen Friesach, Millstadt, Kolbnitz und Maria Saal, und den historischen Verein.

Im Saale des neuen Bankgebäudes sammelten sich nun kunstarchäologische Schätze verschiedenster Art und aus drei Perioden, in einer Anzahl und Trefflichkeit, wie man sie früher noch nie in Oesterreich und kaum jemals in Deutschland beisammen gesehen hatte. Der romanischen und gothischen Periode gehörte der größte Theil der kirchlichen Gegenstände an; die Renaissance-Zeit war durch interessante Objekte weltlichen Kunstfleißes vertreten. Zu den erstern gehören Krummstäbe, Kelche, Monstranzen, liturgische Gewänder u. s. w., Arbeiten in Wolle Seide und Metall.

Am glänzendsten war Kärnten durch liturgische Gewänder vertreten. Unter allen Werken dieser Art, die sich hier zusammenfanden, erhielten zwei Casseln und ein Pluviale aus St. Paul den ersten Preis der Anerkennung. — Aus dem einstigen Kloster St. Blasien im Schwarzwalde durch Einwanderung der Mönche in den Besitz des Stiftes St. Paul übergegangen, nahmen diese Gewänder

sowohl durch ihre Erhaltung in der ursprünglichen Form der Anfertigung als auch durch ihre bis in alle Einzelheiten vollendete Stickkunst, endlich durch den Reichthum der Darstellungen, der sich auf den Außenflächen entfaltet, nach dem Ausspruche eines bewährten Archäologen, Dr. Gustav Heider, sogar unter allen bisher bekannt gewordenen den ersten Platz ein. Sie gehören theils dem 12. theils dem 13. Jahrhunderte an, also der Zeit des romanischen Styls. Die Casela haben Seidenstickerei auf Stramin und zeichnen sich durch reiches Bildwerk aus. Die ganze Fläche der ersten Casula ist in 38 Felder getheilt, welche neutestamentliche Begebenheiten von der Verkündung bis zur Ankunft des Weltrichters, Phrophetengestalten, Darstellungen aus dem alten Testamente, Heiligenfiguren, und Brustbilder der Apostel enthalten. — Die zweite Casula ist durch einen Streifen in zwei Flächen getheilt. Der Streifen selbst enthält das Lamm Gottes, die vier Evangelisten und die vier großen Phropheten; auf den beiden Flächen sind Begebenheiten aus dem Leben Christi und des h. Nikolaus dargestellt.. — Nicht minder reich ornamentiret ist das Pluviale. Die ganze Gewandfläche ist in 48 kleine Kreise und Kreissegmente getheilt, welche figurale Darstellungen aus dem Leben des h. Blasius und h. Vincentius mit Umschriften enthalten. — Unsere Zeit steht mit Erstaunen diesen Wundern des Fleißes und der Ausdauer gegenüber, bemerkt G. Heider in seinem Berichte, und auch jener, der in seinen Anschauungen von freieren Grundsätzen sich bestimmen läßt, muß tiefe Achtung zollen der Glaubensinnigkeit einer Zeit, welche ohne Abirrung und Ermüdung der Ehre des Höchsten Tage und Jahre einer gleichförmigen Beschäftigung zum Opfer brachte. — Was aber das in diesen Stickereien hervortretende Kunstvermögen betrifft, kann man zwischen den Verzierungen und Figuren einen auffallenden Unterschied bemerken. Während erstere von reinem Geschmacke und einer bedeutenden Durchbildung der Nonnen und Bürgerstöchter zeigen, die sie wahrscheinlich angefertigt, verräth der figuralische Theil eine Naivität der Anschauung, die weit unter die Sprödigkeit der Darstellungsmittel hinausreicht, und eine eigenthümliche Unbeholfenheit in der Darstellung des Lebendigen. — Auch werden diese Mängel zum großen Theile durch die Ursprünglichkeit und Unbefangenheit der Auffassung ersetzt und aus einigen weht uns eine Größe und Tiefe der Conception entgegen, die eine bloße Correctheit nie zu erreichen im Stande ist.

Der Zeit nach jünger, aber doch von hohem Werthe sind die 4 Caseln aus Friesach und Millstadt. Sie gehören sämmtlich dem 15. und 16. Jahrhundert an, der Ausgangszeit der Gothik. — Die Werke dieser Zeit stehen im Allgemeinen denen der frühern Jahrhunderte an Reichthum und Mannigfaltigkeit der Verzierungen nach; es biethet sich nicht mehr die ganze Fläche des kirchlichen Gewandes dem Schmucke der Nadel dar, sondern dieser ist auf den Kreuzesstab beschränkt, der vorne und hinten herabläuft. Das Kreuz in mancherlei Form, häufig mit dem daran hängenden Heilande, wird herrschender Schmuck und verdrängt die Fülle der testamentlichen und legendarischen Gestalten. Die technischen Mittel erhalten sich auf der Höhe der Blüthezeit der Gothik, nur geräth der künstlerische Trieb am Ende des 15. Jahrhundertes auf den seltsamen Abweg, die Sticknadel nicht blos mit dem Pinsel des Malers, sondern auch mit dem Meißel des Bildhauers wetteifern zu lassen und plastische Stickereien zu schaffen. Von solchen Ueberschreitungen der natürlichen Grenzen der Kunst enthielt die Ausstellung manche interessanten Muster. Die Gewänder aus Friesach und Millstadt sind von diesen Verirrungen frei, wohl aber ist das der Zeit eigenthümliche Bild des Kreuzes allen gemein. Die Friesacher Casula aus dem 16. Jahrhunderte (neuere Form, Seidenstoff) und die aus Millstatt (neuer Schnitt, Wollenstoff) zeigen auch Christus am Kreuze. Auf der letztern hat es die Gestalt eines Baumes, worüber Gott Vater in den Wolken schwebt. Von den beiden Caseln des 15. Jahrhundertes aus Friesach ist die eine aus Damast, die andere aus Wollstoff; erstere zeigt auf dem Kreuze der Rückseite Christus an eine Säule gebunden, und letztere die Gottesmutter in farbiger Seidenstickerei auf Goldgrund. Engel und Heiligengestalten umgeben gewöhnlich das Kreuz.

An die liturgischen Gewändee schließt sich der Straßburger Teppich aus dem 16. Jahrhundert, der durch seine symbolischen Darstellungen ein ganz besonderes Interesse biethet. Er zeigt eine Reihe von viee Jünglingen und viee Thierfiguren, die mit Spruchbändern versehen sind. Die Jünglinge sind barfuß, in Pelze gekleidet, welche sich den einzelnen Körpertheilen eng anschließen; die drei ersten sind mit fruchttragenden Weinranken und Blumen gekränzt und gegürtet, und tragen eine Peitsche in der Hand, mit welcher sie ihre Thiere, ein rothes Pferd, einen grünen Drachen und einen blauen Greif vor sich hertreiben. Der vierte Jüngling steht ohne Kranz, Gürtel und Peitsche, neben einem rothen Einhorn. In den Mittheilungen der Centralkommission für Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale (1860, S. 272) versuchte Ankershofen die Sinnbilder in folgender Weise zu deuten: Dee Jüngling will seine bösen Gesellen vertreiben, die im rothen (höllischen) Pferde, dem Drachen und Greifen angedeutet sind. Er wolle, wie die Sprüche an den Bändern sagen, abgeschieden von der Welt leben, die nur bösen Lohn gebe und der Untreue voll sey. Nur beim Einhorn, dem Sinnbilde einsamen und beschaulichen Lebens, werde er sich glücklich fühlen. Dieser Teppich diente einst der Fensterbrüstung des Oratoriums der Schloßkapelle zu Straßburg als Antipendium und war nach dem Braude 1856 aus Straßburg verschwunden. Den Bemühungen Ankershofen's gelang es, ihn in einer Privatsammlung außerhalb Kärnten's zu entdecken, für den Eigenthümer, den Fürst-Bischof von Gurk, wieder zu erlangen, und so dem Lande Kärnten einen werthvollen archäologischen Gegenstand zu erhalten.

An Metallarbeiten war die Ausstellung besonders reich. Vom einfachen Thassilo-Kelch des 8. Jahrhundertes bis zu den wunderbaren Ornamenten der Renaissancezeit konnte das Auge des Beobachters an einer Fülle von Gegenständen die Entwicklung der Kunst verfolgen. Was Kärnten beigebracht, gehört fast durchweg der gothischen Kunstepoche an. Darunter finden sich abermals Gegenstände ersten kunsthistorischen Ranges, wie der Kelch des Stiftes St. Paul aus dem 16. Jahrhunderte, welcher an Geschmack und Reichthum der Verzierung dem schönsten gleichsteht, was die Kunst dieser Zeit aufzuweisen hat. Auf den Flächen des sechstheiligen Fußes sind in plastischer Ausführung auf emaillirten Rundungen folgende Darstellungen angebracht. 1. Die Krönung Mariens. 2. Die h. Katharina. 3. Ein Heiliger mit Patriarchenkreuz und Buch. 4. Der h. Nikolaus. 5. Kaiser Heinrich II. 6. Dessen Gemahlin Kunigunde. Der Knauf ist mit Weinranken, Engelsköpfen und Glaspasten geschmückt; um die Mitte der tulpenförmigen Kuppe zieht sich ein Lilienornament mit Rubinen und Perlen. Der Kelch ist von vergoldetem Silber. — Nicht minder reich verziert ist der silberne Kelch der Pfarre Maria Saal aus dem 15. Jahrhundert. Auch ist der Fuß in sechs Flächen getheilt, auf denen Wappen angebracht sind. Die Kuppe zeigt sogar Figurenornament, Maria mit dem Kinde, umgeben von sieben Heiligengestalten,

Digitized by Google

darüber auf einem Bande eine Aufschrift. — Einfacher gestaltet ist der Kelch des 16. Jahrhundertes aus Kolbnitz; auch ist er nicht mehr im reingothischen Style gehalten, denn der Nodus hat bereits die Form der Renaissancezeit angenommen. Kolbnitz sandte außerdem ein Reliquienkreuz aus dem 15. Jahrhundert, welches auf einem runden Fuße steht, einen runden Mitteltheil hat und an den Ausgängen der Kreuzesarme die Kleebogenform zeigt.

Später als die Kelche traten die Monstranzen in die Kunstgeschichte ein, da sie erst seit dem 14. Jahrhunderte besonders mit der Einführung der Frohnleichnamsprozession in Gebrauch kamen. Sie sind eine neue und eine der gelungensten Schöpfungen der Gothik. Die Bildner dieser Zeit faßten die Monstranze als einen Dom im Kleinen auf, als die würdige Behausung des h. Leibes Christi und ahmten nur den Styl des Kirchenbaues im Kleinen und innerhalb der gegebenen Grenzen nach. Monstranzen aus dem 14. Jahrhundert gehören zu den größten Seltenheiten; auch unter den 16 Stücken der Ausstellung geht keine über das 15. Jahrhundert zurück. Zu den Prachtstücken gehört die silberne Monstranze des Stiftes St. Paul aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Ueber einer sechsblätterigen Rose von oblonger Basis erhebt sich ein gothischer Aufbau, dessen runder mit Edelsteinen geschmückter Mitteltheil von vier Strebebogen umschlossen und von einem thurmartigen Aufbau bekrönt ist. Die Renaissance gab den Gedanken, den die Gothik ihren Bildungen zu Grunde legte, gänzlich auf und zog die Monstranzen in die Breite, eine Form, die sich trotz vereinzelten Anläufen zum bessern sich bis auf unsere Tage erhielt.

Zu den interessanten Gegenständen weltlicher Industrie zählt das Gitterthorschloß und das Schwert des Hochmeisters der St. Georg's-Ritter zu Millstadt, die der historische Verein zur Ausstellung sandte. Ersteres ist äußerst zierlich und mit durchgebildetem Verständniß der Gothik gearbeitet und bildet ein Unicum in Oesterreich. Das Schwert hat Griff und Parierstange von vergoldetem Silber, auf dem runden Kopfe zwei emaillirte Wappen. Es ist im Geschmacke und mit der glänzenden Kunstfertigkeit der Renaissance-Periode ausgearbeitet.

Unter den Siegelstempeln der Ausstellung fand sich auch ein Siegel aus dem 14. Jahrhundert, das der Catalog als Eigenthum der Stadtgemeinde Gmünd bezeichnete.

Wien. A. E.

Kärntner-Dachschiefer.

(Aus M. F. Klaber's historisch-statistischer Darstellung aller Produktions-Zweige Kärnten's.)

Bei vielen Mineralkörpern, sowohl einfachen als besonders bei den gemengten findet nicht selten eine Sonderung der Theilchen derart statt, daß sie sich in gewisser Richtung vorzugsweise von einander trennen lassen, eine Sonderung, die mit dem sogenannten Blätterdurchgang nicht zu verwechseln ist, indem sie mit der Krystallisation des Körpers, wenn er anders krystallisirbar ist, durchaus in gar keinem Zusammenhange steht. Diese Art der Absonderung, wonach sich der Körper in tafelförmige Theile trennen läßt, wird die schiefrige und das Material selbst Schiefer genannt, ohne daß dieser Ausdruck sich auf irgend ein besonderes Mineral beschränkte. Unter der Menge der Schieferarten ist es aber der Thonschiefer, eine mit zarten oft kaum erkennbaren Glimmerblättchen durchsetzte, kieselhaltige, mit Wasser nicht bildsam werdende Thonmasse von grauer, blaurother, grünlicher oder schwarzer Farbe, welcher sehr verbreitet sowohl im Grundgebirge wie auch und zwar vorzugsweise im Uebergangsgebirge vorkömmt, und die schieferige Absonderung im ausgezeichneten Grade darbiethet. Aber selbst dieser wird wieder in gemeinen Thonschiefer und den eigentlichen Dachschiefer unterschieden; jener gestattet seiner unregelmäßigen krummflächigen Absonderung wegen, wenige Verwendung, dieser hingegen steht, weil geradeschiefrig, sowohl zum Eindecken der Häuser als auch zur Anfertigung der Rechentafeln in einem sehr ausgedehnten Gebrauche. Guter Dachschiefer muß sich leicht in dünne gerade Tafeln zerspalten lassen, und ein festes geschlossenes Korn besitzen, um nur wenig Wasser einzusaugen, was sich daran erkennen läßt, daß eine Tafel einige Zeit in Wasser eingelegt, nur wenig an Gewicht zunimmt; er muß in hinreichend großen Tafeln ohne Querrisse vorkommen und, der Witterung ausgesetzt, sich durchaus unverändert erhalten. Der beste unter den jetzt bekannten Schiefern ist unbestritten wohl der englische; denn fast nirgends findet er sich in so großen, vollkommen grundflächigen, theils dicken, theils dünnen Tafeln vor, als in England.

Völlig freie Schiefertafeln von 14' Länge, 6' Breite und 2" Dicke gehören dort nicht zu den Seltenheiten, weßhalb er nicht allein zum Eindecken der Häuser, sondern auch noch zu vielen anderen Zwecken, welche große dünne Tafeln erfordern, allenthalben die ausgedehnteste Anwendung findet.

Das Bedürfniß einer Dacheindeckung, welche die Gebäude vor dem Eindringen der Näße und vor den Angriffen des Feuers von Außen her schützt, dieselben möglichst gering belastet, der Zerstörung durch Sturmwinde trotzet, im Verhältniß zum Preise anderer Dächer wohlfeil hergestellt werden kann, und dabei eine wohl oft hundertjährige, selten Reparatur bedürftige, Dauer sichert, — wird gewiß nur durch eine vorsichtige und fehlerfreie Anwendung von Schiefer befriediget, welche Wahrheit übrigens die Schieferdachungen uralter Kirchen und Schlösser bekunden*).

Indessen kommt dieses Deckmaterial selbst in der Natur von verschiedener, oft sehr guter, manchmal in fast gänzlich unzweckmäßiger Beschaffenheit vor. Es ist daher erste und unerläßliche Bedingung, dasselbe vor jeder Anwendung zur Bedachung einer genauen sorgfältigen Prüfung zu entziehen.

Mancher Schiefer verwittert leicht an der Luft und Näße, blättert sich ab, zerbröckelt, zerspringt im erhitzten Zustande, weil er Schwefelkies und grobe Quarzkörner einschließt und entzündet sich wohl sogar auch am Feuer wegen Verbindung mit Erdharzen. Durch ein solches Material würde jeder beabsichtigte Bauzweck zum Voraus ein verfehlter zu nennen seyn.

Das Vorkommen wirklich fehlerfreien und probehältigen Schiefers ist daher gewiß nur als eine überaus wohlthätige Naturgabe zu betrachten, und bei Lagern von beträchtlicher Ausdehnung als eine nachhaltige Erwerbsquelle keineswegs zu unterschätzen.

Kärnten ist in dieser Beziehung unter den übrigen Provinzen nicht minder glücklich bedacht, und hat bereits mehrere solche Lager von zur Bedachung vollkommen geeigneten Schie-

*) Vom pecuniären Standpunkte aus betrachtet muß es begreiflicherweise im Interesse jedes Bauherrn und Hauseigenthümers liegen, den beabsichtigten Bauzweck wohl auch auf einem anderen und minder kostspietigen Wege zu erreichen, besonders seit sich in neuester Zeit vor Allem die Anwendung der Dachsteinpappe zu Gebäudebedachungen so rasche Bahn bricht und allgemeine Geltung verschafft. Hier handelt es sich ausschließlich nur um die Darstellung eines heimischen Industriezweiges.

Digitized by Google

fers aufzuweisen. Vor etwas mehr als zwei Decenien gelang es den mühevollen und sorgfältigen Nachforschungen des Herrn Tonfern in Villach, ein derartiges Lager in der Gemeinde Watschig bei Hermagor im Gailthale in der Ausdehnung auf 1½ Stunden Weges sowohl in der Länge als Breite zu finden und aufzudecken. Der dort vorkommende Schiefer ist von blaugrauer Farbe, aus steinverhärteten, feinkörnigen, wohlgemengtem Thone bestehend, läßt sich in dünne ebene Scheiben leicht zerspalten, in verschieden geformte Tafeln rein schneiden, gibt bei Berührung mit einem harten Körper einen Klang von sich und hat bei den vielfältig angestellten Proben im Feuer, Wasser und Frost sowohl, als mit chemischen Säuren seine Festigkeit und Beständigkeit hinlänglich bewiesen. Weitere Schieferlager hat in jüngster Zeit ferner der Schieferdecker Herr Ziermann in Klagenfurt aufgedeckt und der theilweisen Benützung bereits zugeführt: so am Kreuzberge bei Mauthen ebenfalls im Gailthale und am Kristophberge in der Umgebung von Klagenfurt. Am ersteren Lokale bricht ein blauröthlicher, fleckenloser, dem mährischen ähnlicher Schiefer, der, was Schönheit und Dauer betrifft, nach der vieljährigen praktischen Erfahrung genannten Meisters und Gewährsmannes, selbst dem englischen Schiefer wenig nachsteht; am letzteren Orte wird hingegen ein grüner fettanzufühlender Schiefer, ebenfalls von einer sehr zweckentsprechenden Qualität, gewonnen.

Es ist kaum zu zweifeln, daß bei den obwaltenden Formations-Verhältnissen die gütige Mutter Natur nicht noch mehrere ähnliche Lager allenthalben in Kärnten's Gauen niedergelegt habe; sie werden dem forschenden menschlichen Geiste, wenn auch in einer späteren Zukunft, gewiß nicht entgehen.

Was die bisherige Benützung des kärntnerischen Schiefers anbelangt, so wurden damit schon mehrere öffentliche, wie Privatgebäude eingedachet; und zwar: mit den Watschiger-Schiefer der herrliche Stadtpfarrthurm in Villach und das l. k. Gymnasium in Klagenfurt; ferner: das Haus der Herren Gebrüder Rauscher in der Viktringer-Vorstadt, des Handelsmannes Herrn Morre, wie auch zum Theil jenes des Herrn Oberlandesgerichtsrathes Baron von Longo und des Herrn Baron von Seenus in Klagenfurt*); mit dem Krenzberger oder Mauthner mehrere kirchliche Gebäude in Oberkärnten, und mit dem Kristophberger-Schiefer in jüngster Zeit die Probsteibehausung zu Tainach und mehrere kirchtiche Dächer im Lavantthale.

Solche, keineswegs auf bloßen Versuchen beruhende Thatsachen geben ein genügendes Zeugniß für die Tauglichkeit des heimischen Schiefers, der, abgesehen von seiner Zweckdienlichkeit auch in Betreff des Kostenpunktes noch die besondere Beachtaag aller Gebäudebesitzer, Baumeister und Spekulanten mit dem vollsten Rechte verdient. Wie üblich wird bei der Herstellung eines Schieferdaches dessen Fläche nach Quadrat-Klaftern berechnet und das Gewicht des Materials hiezu mit 3 Wiener Zentner pr. Quadrat-Klafter angenommen, obschon es am Dache selbst höchstens nur 250—280 Pfd. ausmacht, da das Uebrige, wie ganz einleuchtend, während des Deckens als Abfall und durch den Raum zu vermeidenden Bruch beim Transporte verloren geht. Durch diese Umstände bedingt, kommen auch Dachschluchten, Erker, Grate und Firste der Gebäude, so wie die Flächen der Kirchthürme, die, weil sie den Elementar-Zufällen mehr ausgesetzt, folglich der Festigkeit, Sicherheit und möglichster Dauer wegen sowohl eine genauere vorsichtigere Behandlung bei der Eindeckarbeit als auch einen größeren Aufwand des hiezu tauglichsten Materials von selbst erfordern, zur übrigen Quadratfläche verhältnißmäßig doppelt so hoch im Preise zu stehen.

Kärntner Dachschiefer kostet gegenwärtig loco Bruch 5 fl. B. B. pr. Quadrat-Klafter; von da ergeben sich aber außerdem, je nach Verhältniß der Entfernung noch die höheren oder geringeren Frachtkosten in Anschlag, so daß z. B. für Klagenfurt der Bezugspreis pr. Quadrat-Klafter annäherungsweise auf 7 fl. Oest.-W. sich beziffert.

Der englische Schiefer, mittelst des Seeweges loco Triest gestellt, übersteigt zur Zeit den heimischen im Preise kaum nennenswerth oder gar nicht; hingegen vertheuern ihn aber die Frachtspesen und die Chancen des Achsentransportes von dorther außerordentlich, wie die Erfahrung erst in jüngster Zeit die eclatantesten Beweise wofür lieferte, da in der Regel unter 1000 Stück Tafeln des englischen Schiefers, von Triest bezogen, trotz sorgfältiger Verpackung ein Drittel durch Bruch mehr oder weniger makulirt und daher zum großea pecuniären Schaden des Bestellers fast ganz unbrauchbar war.

Im allgemeinen Interesse ist es zu bedauern, daß einer ausgedehnteren Benützung des kärntnerischen Schiefers, abgesehen von den viel minderen Gestehungskosten, bisher theils noch die völlige Unbekanntheit desselben, theils aber auch, wie schon berührt, der vertheuerte Achsentransport nach entlegenen Orten hindernd im Wege stand. Mit der Eröffnung der kärntnerischen Eisenbahn fallen aach diese Calamitäten, und eine im größeren Maßstabe einzuleitende Gewinnung und Verwerthung dieses Materials dürfte in der Folge selbst der Baulust der nachbarlichen Städte sehr gelegene Hilfe, dem Lande aber eine namhafte, bisher ungekannte Erhöhung des Activums darbiethen, wie auch nicht minder die auf das Unternehmen selbst aufgewendeten Mühen mit den unzweifelhaft günstigen Erfolgen krönen.

Klagenfurt, im Dezember 1860.

*) Letztere Gebäude sind zum Theile auch mit Turracher- die übrigen, wie „das k. k. Verpflegsmagazin," daß „Ursulinnen-Kloster" mit Krainer- (Feistritzer), und die Bahnhofslokalitäten mit englischen Dachschiefer eingedeckt.

Theater in Klagenfurt.

(Die Oper.)

Weit mehr als über das recitirende Schauspiel divergiren die Meinungen des Publikums über das gesungene Drama, die Oper. Die einen, meist mit dem zunächst nur sinnlichen Genuße an dem Klange schöner Menschenstimmen sich begnügend, verlangen von der Composition nur sangliche Melodie, einfachen Baues, leicht faßlich; sie lieben es nicht, diese durch die polyphonen Verzweigungen eines ausgeführten Tonbaues zu verfolgen, und verlangen auch vom Sänger vorzüglich nur Stimme und technische Fertigkeit; es sind dies die Anhänger italienischer Opernmusik. Die andern wollen sich am Tonstücke wie an anderen Kunstwerken als Ganzes erfreuen; sie verlangen wohl eine thematische Melodie, aber sie beachten auch die harmonische Gewandung, in das sie mit wechselnden Faltenwurfe sich kleidet, sie belauschen sie, wenn sie untertaucht in die Harmonien der orchestralen und choralen Begleitung und dort ihr reizendes Wellenspiel treibt, sie suchen und finden in ihren Wandlungen den musikalischen Gedanken, die künstlerische Idee! Nicht eine Sammlung ein- und mehrstimmiger Arien soll ihnen die Oper seyn, sondern ein Drama, eine Handlung, wo die Gefühle und Leidenschaften der handelnden Personen musikalisch versinnlicht und entwickelt werden.

Digitized by Google

Wir müssen vor allen anerkennen, daß die Direktion des Theaters bemüht war, durch die getroffene Opernwahl der einen wie der andern Geschmacksrichtung gerecht zu werden. Sie hat uns, Mozart, Weber, Lorzing, Flotow von deutschen, Bellini, Rasini von italienischen und auch Baildieu, Herald, Offenbach (den wir zunächst nach hieher zählen) von den in der Mitte stehenden französischen Meistern vorgeführt, eine Auswahl, an der wir das Hinneigen zur ernsteren, tiefern deutschen Musik mit Vergnügen und besonderer Anerkennung hervorheben müssen, da auch die Darstellung derselben zu den gelungeneren gehörte.

Auch unter den Kräften, die Herr Salmayer sich herbeigezogen, findet sich manche, diesem schwierigeren Opernzweige vollkommen gewachsene. Vor allen ist Herr Neumann zu nennen. Mögen die einen an seiner Stimme den zumal in den italienischen Opern demerkbaren Mangel kraftvollen Klanges beklagen, so erfreuen sich die andern desto mehr an der Vollendung, mit der er gerade den musikalischen Gedanken hervorzuheben und das Gemüth zu treffen versteht; mit welcher Wahrheit und Innigkeit hat er, um ein Beispiel anzuführen, in der so meisterhaft componirten ersten Arie des Max im Freischütz, den Zustand der von angstvoll verzweifelndem Kleinmuth und sehnsüchtiger Liebeshoffnung abwechselnd bewegten Seele geschildert, und besonders den Uebergang zu letzterer in dem reizenden Andante „Jetzt ist wohl ihr Fenster offen", zum Ausdruck gebracht! Wir zweifeln, ob dies hier je so schön gelungen wurde. Mozarts „Dies Bildniß ist bezaubernd schön" und „Wie stark ist nicht dein Zauberton" so wie viele Stellen aus „Martha" wären nicht minder hervorzuheben. Sein „Komm du holde Dame" in der reizenden Tondichtung Baildien's gab ihm Gelegenheit zu zeigen, daß er auch die Grazie und Feinheit französischer Musik mit Meisterschaft in seinem Gesange wiederzugeben versteht. Erwägen wir noch, daß seine Erscheinung angenehm, sein Spiel immer durchdacht, fein und wirklich vornehm ist, so müssen wir anerkennen, daß wir an ihm einen Bühnensänger ungewöhnlicher Begabung vor uns haben, dem das Publikum nur gerecht ist, wenn es ihn besonders auszeichnet.

Fräulein Nikolai hat eine, wie es scheint, etwas spröde schwer zu behandelnde Stimme, die aber von so prachtvollem Klange und markiger Fülle ist, daß man mit Vergnügen ihren Tönen horcht. Gesangkundige wollen behaupten, daß ihre wenig biegsame Stimme noch sehr der Schule bedarf; gewiß ist das schwache unsichere Ansetzen und allmählige Anschwellen des Tones nicht angenehm, wenn es Manier wird. Im Ganzen aber ist die jugendliche Sängerin in ihrer freundlichen, anspruchslosen Erscheinung, ihrem eifrigen redlichen Streben, das, wenn auch nicht immer ganz ausreichend, doch nie in unschöne Ausschreitungen sich verirrt, dem Publikum recht lieb geworden, und wenn ihr hiesiges Auftreten wirklich ihr erstes war, wäre ihr eine schöne Zukunft vorherzusagen und nur zu wünschen, daß sie ihre Zeit, statt sie mit Einstudiren neuer Parte aufzubrauchen, mehr den nothwendigen Stimmübungen widmen könnte. — Fräulein Pittner gebiethet dagegen über eine wohl minder kräftige und markige, aber ungemein biegsame schöne Stimme, die sie zu oft mehr leichtsinnig gewagter als correkter Coloratur verleitet, so wie anderseits ihr festes sicheres Anschlagen der Töne mit der Manier süßen Vibrirens und Tremulirens einigermaßen versöhnt. Ihre „Martha" war nicht ohne Wärme und Empfindung, ihre „Königin der Nacht" nicht ohne anerkennungswerthe Technik und Fertigkeit; immer aber ist die feste geübte Sängerin zumal in den Gesammtstücken gerne gehört und der Bühne von Werth. — Fräulein Hauno sang, wie es scheint, nur aushülfsweise in „Freischütz" und „Martha". Sind ihre Stimmmittel auch nicht sehr bedeutend, so bringt doch ihre heitere Laune, ihre vielleicht etwas derbe, aber jugendfrische Natürlichkeit immer Leben und Munterkeit auf die Szene, wir vermissten sie daher ungerne in der Wiederholung des „Freischütz", besonders da sie sich die Mühe gab, die schöne Cavatine des 3. Aktes und zwar vollständig zu singen. Ihre Darstellung des „Pasko" war eine so fertige, geschmackvoll abgerundete, daß sie nichts zu wünschen übrig ließ.

Herr Haag ist noch immer der dem Publikum seit lange lieb gewordene werthe Sänger, der aber heuer außer in „Zampa" und „Czaar und Zimmermann" in keinen ihm zusagenden Partien Verwendung fand. — Herrn Hajek's Organ und dessen Ausbildung ist den künstlerischen Intentionen des Sängers nicht immer gewachsen. „Sarastro" und „van Beet" waren verdienstliche Leistungen des fleißigen festen Sängers. — Noch müssen wir Herrn Barth das Verdienst zuerkennen, ein recht brauchbares Mitglied des Opernkörpers zu seyn; er singt zweite Tenorparte mit ganz guter Stimme, zur Aushilfe aber auch wieder den Baß „Bartolo", ist eine feste sichere Säule des schwankenden Chores und füllt überall Lücken aus, auch im Orchester — bei der Beatsche! Wir wissen den Werth solcher anspruchloser und doch verwendbarer tüchtiger Kräfte für eine kleine Bühne nach Gebühr zu schätzen.

Von den Chören müssen wir, was wenigstens den Frauenchor betrifft, gestehen, daß er vollkommen ausreichende Kräfte besitzt, wenn aus demselben drei Damen vortreten und die schwierigen Terzette in der „Zauberflöte" so sicher und anständig singen können, wie es die Fräuleins Zehrer, Schiffer und Franz zu leisten im Stande waren. Der Männerchor hingegen leidet entschieden an der Schwindsucht und war in der „Weißen Frau" bereits der Auflösung nahe.

Das Orchester — Es ist ein alter Jammer, aber es ist ungerecht, wenn man von der Theater-Unternehmung verlangt, was nur die Stadt schaffen könnte, aber trotz mehrfacher Versuche noch nicht zu Stande gebracht hat; nicht die Tüchtigkeit der einzelnen allein, sondern das stäte Zusammengeübtseyn bildet die Stärke und Brauchbarkeit eines Orchesters; das Einfügen von Verstärkungen ist daher häufig nur bedenklich; stärker wünschen wir es aber nur im Quartett und sind daher über die neu hinzugekommenen kräftig schönen Töne des Violoncell's sehr erfreut, während wir die vergleichsweise geringe Kraft der ersten Violinen bedauern.

Die Inscenirung und Ausstattung ist immer eine recht anständige, die Bekleidung in der „Zauberflöte eine glänzende zu nennen, wie sie auf Provinzbühnen selten ist; wir dürfen uns nur an den kläglichen Schmutz der letzten italienischen Oper erinnern.

Fassen wir alles Gesagte zusammen und stellen wir uns auf den einzig richtigen provinziellen Standpunkt, so werden wir zu der oft von gewiegten, erfahrnen Musikern gehörten Frage gedrängt: Was können wir mehr verlangen? — Wir aber möchten uns doch darauf eine Antwort erlauben: Das Zusammenwirken zu einem künstlerischen Ganzen, das fehlt, und das können wir verlangen.

Wenn jeder Einzelne redlich und gewissenhaft das Seinige thut, nirgends keck und unschön sich vordrängt oder nachlässig zurücktritt, sondern seine Kraft besinnen dem Ganzen bei- und unterordnet, wenn ein erfahrener, geübter Dirigent mit Ruhe und künstlerischem Verständniß die eifrig Zusammenwirkenden zum einheitlichen Kunstwerke ordnet, leitet und führt: so können auch mit weit schwächeren Kräften Erfolge erzielt werden, die selbst ein verwöhntes Publikum dauernd gewinnen und fesseln können. — Wenn aber nach dem schön gelungenen Vortrag des einen Sängers oder des einen Operntheiles alsbald ein Schwanken, Mißglücken des andern folgt, wenn die vokalen und instrumentalen Tonmassen gleichsam zucht- und führerlos einherschreiten, da bemächtigt sich des Zuhörers ein fast ängstliches Unbehagen, das keine rechte Freude, keinen ungestörten Genuß aufkommen läßt. Wir können es nicht verhehlen, das letzteres heuer gar oft der Fall ist und wohl in diesem Umstande der Grund zu suchen ist, daß die Oper weniger eifrige Freunde und Besucher hat, als sie verdient, daß das Publikum so selten recht erwärmt und beifallslustig wird. Man braucht uns nicht zu sagen, wie schwer ein solches Zusammenwirken bei einer eben erst zusammengetretenen Gesellschaft erreicht werden kann; man weise nicht wieder auf die letzte italienische Oper, wo es viel leichter und auch nicht sehr musterhaft war; es nützt nichts, es kann und muß doch bewerkstelligt werden, wenn dauernde künstlerische Wirkung erzielt werden soll; wir möchten der Bühnenleitung recht dringend diesen Punkt der Aufmerksamkeit empfehlen.

Dagegen aber müssen wir einräumen, daß an diesem Mangel eine bedeutende Mitschuld — das Publikum trägt. Es ist auch für die bestgeübten, geschultesten Sänger nicht möglich, alle 14 Tage eine neue Oper einzustudiren, ohne in nachlässigen Schleudrian zu verfallen. Das ist aber nothwendige Folge, wenn die dritte oder gar schon die zweite Vorstellung einer Oper so kargen Besuch erfährt, daß eine weitere Wiederholung nicht mehr gerathen, sondern das Einstudiren einer neuen geboten ist. Wer möchte sich an den wundervollen Klängen der „Zauberflöte", die wir hier so lange nicht mehr gehört, mit zweimaligem Hören begnügen lassen? und doch war sie, ungeachtet der recht gelungenen Aufführung, so spärlich besucht. So bedingt bei der stäten Wechselwirkung zwischen Künstler und Zuschauer das einheitlich gelingende Streben Jener das Gefallen Dieser, wie umgekehrt der Beifall Dieser die Lust und Kraft des künstlerischen Strebens erhöht. Dennoch ist das Publikum wieder, wie es ehedem war, es anerkennt gerne mit lautem Beifall, was wirklich gut, und behandelt mit Nachsicht, was mangelhaft ist; und so will uns bedünken, als bedürfte es bei der Musikliebe des einen Theils und dem eifrigen kundigen Streben des andern nur wenig, um ersteren noch mehr anzuregen und herbeizuziehen, letztern durch vermehrten Beifall und günstigen Erfolg zu lohnen.

X.

Herausgeber und Redakteur C. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 3. Sonnabend, den 9. Februar 1861.

Das Gößnitzthal.

„In die Berge hinein, in das liebe Land,
In der Berge dunkelschattige Wand!
In die Berge hinein, in die schwarze Schlucht,
Wo der Waldbach tost in wilder Flucht!
Hinauf zu der Matten warmduftigem Grün,
Wo sie blüh'n
Die rothen Alpenrosen."

F. v. Tschudi.

Südwestlich von Heiligenblut zieht sich der Gemeindeweg fort und höher hinauf in die verschiedenen Hochthäler, die in der Sommerzeit die Herberge und der Weideplatz von vielen Hunderten Alpenviehes sind. Ein solches Hochthal ist das Gößnitzthal. Jenseits der Möllbrücke gleich unter dem Pfarrdorfe theilt sich der Weg; rechts über den „Sattel" in die Pasterze, links in's benannte Thal. Nach einer halben Stunde ebenen Weges, so weit ein Weg im Gebirge eben genannt werden kann, steigt der Wanderer auf einem Schlangenwege bergauf; nach der dritten Windung biegt er etwas links, läßt sich da auf dem grünen Rasenteppich nieder, um das erste Mal nach einer Stunde sich von dem mitgenommenen Mundvorrathe zu stärken oder eigentlich nur zu erquicken, und hat dabei die herrlichste Niedersicht auf den Gößnitzfall. Er sieht aus dem freien Felsenwege den Gößnitzbach frei hervorspringen, denselben über 180' hinab in's Thalbecken sich stürzen, und aus den zerschellten Wellen die Millionen Wassertheilchen frei über 200 Schuh emporsteigen, in denen, wenn es je nach dem Monate zwischen 10—12 Uhr ist, die Sonnenstrahlen sich brechen und gerade vor den Augen des Beschauenden einen Regenbogen bilden. Von da führt der Weg etwa eine halbe Stunde weit eine mäßige Höhe hinan, zum sogenannten „Troge", wahrscheinlich so genannt, weil sich das aus einem Felsen entspringende sehr frische und gute Quellwasser in einem hölzernen (Trege) Behältnisse sammelt und zur Tränke für das Alpenvieh dient. Aber auch der Wanderer —

„Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischt die brennenden Glieder."

Welch ein wunderherrlich Schauen hat man da! Man sieht die Kapelle Mariahilf am „Gipper", die über die grünen Alpenweiden hin zerstreuten Sennenhütten, ober ihnen den Weg über das Hochthor des Heiligenbluter-Tauerns, weiter rechts den Hohen-Aar, und den Gletscher der kleinen Fleiß, dessen zerklüftete Schründe mit ihrer wunderbaren Färbung auch einem mittelmäßig guten Auge sichtbar sind. Beim Hinaufsteigen eine Viertelstunde früher sieht man weit hinten in einer Einsattelung den Brennkogel. Dieser „Trog" ist ein überaus pittoresker Punkt; schade nur, daß er ganz den Sonnenstrahlen ausgesetzt und auch nicht ein Bänkchen angebracht ist, auf dem man gemächlich im wohlthuenden Schatten sich niederlassen könnte. Die Ziegen, diese privilegirten Förster lassen keinen Sprößling emporkommen; es wird ihm der Kopf abgebissen.

Von nun an geht es gegen Westen, und man gelangt in die eigentliche Gößnitz (so wird das Thal von dem dasselbe durchfließenden Bache kurzweg genannt). Es ist dieses Thal eine Thalmulde, ringsum von Bergen von bedeutender Höhe eingeschlossen. Diese Einschließung bewahrt es vor den kalten Nordwinden, und behütet es vor dem versengenden Föhn (Südwind), darum es auch im Frühlinge zuerst bevölkert wird, und das Volk der Rinder, Schafe ꝛc. im Herbste zuletzt zur Wintersaison in seine Stallungen zurückkehrt. Die Berge, oder vielmehr Bergspitzen (Köpfe) heißen vom Eintritt in's Thal ringsherum, bis es in die „Graden" sich mündet, also von Südost gegen Südnordost: Fürst (über ihn stürzt sich die Gößnitz und bildet den Gößnitzfall), Graggerhöh, Gößnitzeck, Grafenthalhöh und Zinkitzkopf. Auf diesem sind wohl 8000 Fuß über dem Meere die Ueberbleibsel eines Pechers, einer Knappenhütte und mehrerer Stollen. Schon vom Jahre 1446 finden sich, nach Gubernialrath Ployer, Vormerkungen auf, woraus hervorgeht, daß schon damals, wenn nicht viel früher in der Gößnitz auf Gold und Silber gebaut wurde. Ferners sind: der Schulterkopf, Grubenkahrkopf, Trammerkamm, Rothenkopf, Schneekahrl, Klamme, Grubenkamm, hinterer, mittlerer, vorderer oder hoher Seekamm, Langthalkopf, Albitzkopf, Schildkopf, welcher der niedrigste, schon für's Vieh gangbar ist und in den Jöchlkopf übergeht, der die Grenze zwischen der Gößnitz und der Graden bildet, die gegen Putschall, eine halbe Stunde außer Döllach, abfällt. Geht man aber gerade gegen Südwest, so gelangt man über den Schneekahrl, der ein Gletscher, aber eben und gut gangbar ist, in's Dewandthal nach Tirol, Bezirkes Lienz.

Das Thal wird in drei Theile getheilt: die „innere Eben", die „äußere Eben", und den „Malesischt".

Bis man vom „Trog" weg in die „innere Eben" kommt, muß der an der Berglehne führende Weg auf vielen Brücken überschritten werden. Es sind deren nicht mehr als sieben. Die vorletzte, „die Hochbrücke", ist, wenn auch nicht gefährlich, weil wohl vier Schuh breit, doch für Personen, die nicht frei vom Schwindel sind, aus bloßer Furcht nicht übersetzbar.

„Am Abgrunde leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben";

und gleich darauf:

Digitized by Google

„Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der fuchtbaren Tiefe gebogen".

Die Brücke besteht nur aus „Strenhölzern", links und rechts fürchterliche Abgründe; zwischen den Strenhölzern durch erblickt man wenigstens 100 Schuh tief die Gößnitz schäumen und hoch auf ihre Wasser spritzen, und doch ist gerade da, einige Schritte früher, der wildromantisch'ste Punkt der ganzen Wanderung. Am linken Ufer der Gößnitz stehend bemerkt man an der gegenüberliegenden Lehne eine seltsame Zusammenwürfelung und Gestaltung der Felsenblöcke und Steinmassen, Platten, Vierecke, Rhomben, Keile, Säulen, und tief unten zwei, kaum 4 Schuh von einander entfernte, wenigstens 300 Schuh hohe ganz senkrechte Felsenmauern, die ganz aus Einem Stücke und mit vietem Fleiße gemeißelt zu seyn scheinen. Mitten durch diese Klamm windet sich die ganze Gößnitz und ihr Wasserstand ist im Sommer nicht gar klein. Sie wallet und zischet und braust, und das Wasser wird in der so ganz engen Thalschlucht so milchweiß, daß die Aelpler diese Stelle des Baches den „Rührkübl" nannten. Wie doch von der Form eines Berges (Glockner, Leiterköpfe) so auch von der Farbe irgend eines Gegenstandes Naturmenschen so natürlich die Namen wählen, und zumeist aus jenem Bereiche, der ihnen am nächsten liegt!

Nicht weit von dieser Stelle ist hart am Wege ein Eingang in einen schon ganz verfallenen Stollen; fünf Schritte noch sind dem Neugierigen gestattet vorzudringen; die Lawinen und Erdabsitzungen, die hier gang und gäbe sind, haben den Weg zum Sitze des Pluto versperrt. Die pittoresksten Phänomene der Alpenlandschaft, die Lawinen, fehlen auch hier nicht. Zu jenen, die in der Gößnitz periodisch wiederkehren, und ihre bestimmten Züge und Gänge haben, gehören vorzüglich zwei. Sie stürzen herab in's „Lachthal" und in's „innere Thal". Die erstere ist für die Heuzieher sehr gefährlich, da bei dem geringsten Winde, oder einem etwas wärmeren Barometerstande dieselbe beständig „rinnt". Der Sturz der ganzen Lawine ist nicht gefährlich, weil dieselbe mit einer großen Regelmäßigkeit abgeht, da genaue Beobachter (und die Leute haben die Beobachtungen nothgedrungen gemacht) nicht nach Einem Tage nur, sondern oft nach der Stunde bezeichnen, wann sie kommen wird. Die letztere im inneren Thale ist viel größer, geht aber regelmäßig nur einmal, mit Ausnahme seltener Winter, in denen immer neue Schneefälle die vorigen Schneeanhäufungen weiter drängen, zum rutschen, zum fallen und zum stürzen bringen. Sie trat nie verheerend auf, weil sie sich in ihrem gewohnten Bette bewegte, nach dem Flußbette des Ebenbaches. Doch hat ihr Luftzug im Jahre 1830 die, wenigstens 10 Minuten entfernte, Sennhütte des „Wirthsbauers" vollkommen abgedeckt und selbe auf den Kopf gestellt.

Alpenseeen gehören zu den Hochthälern der Alpen. In unserem Gößnitzthal befinden sich drei. Der erste zwischen dem Kahrlkamm und dem hohen Seekamm, eine Viertelstunde im Umfange; der zweite zwischen dem Kahrkamm und dem mittleren Seekamm; der dritte zwischen dem mittleren und hinteren Seekamm. Die beiden letzteren sind bedeutend kleiner als der erste, sind eigentlich nur Lachen; nur der dritte hat seiner winzigen Natur ohngeachtet ein Inselchen mitten in seinem grünen Wasser, welche Farbe alle drei in ihrem Wasser gemeinschaftlich theilen. Alle drei sind fischlos, nur ein Entomolog könnte hier einige interessante Insekten sammeln, wie überhaupt die Gößnitz nicht arm ist an verschiedenen Arten von Schmetterlingen.

Dieses ganze Thal ist im Sommer, von Urbani (25. Mai) bis Kreuz-Erhöhung (14. September) sehr belebt. In der „äußeren Eben" sind zehn, in der „inneren Eben" eilf, in „Malesischt" sechs Kaasern, (Sennhütten.) In allen drei Theilen finden den Sommer durch mehr denn 180 Stück Rindvieh (Mellkühe und Kälber) Unterstand und Futter. Nordwestlich grenzt an die „innere Eben" und den „Malesischt" die sogenannte „Ochsenalpe", die Pferde, „Galtvieh" (unfruchtbare Kühe) und Schafe ernährt. Von ersteru 60—70, von dem zweiten 350 und von den Schafen gegen 1300 Stücke. Sehr interessant ist der Lorenzitag (10. August). An diesem ist die „Schafschur". Gegen eilf Uhr Vormittag erwartet man an dem „Ebenbache" (Grenze zwischen der äußern und inneren Eben) das Ankommen der Schafe. Sie kommen in obgenannter Zahl über 1200 blöckend die Bergabhänge herab, werden dann bei der Kaaser (Sennhütte) des Pfarrers zu Heiligenblut gesondert; jeder Eigenthümer erkennt seine Schafe, wenn nicht an der Stimme, so doch am „March" (ein Zeichen, mittelst Einschnitte in ein, das andere oder beide Ohren) und sie folgen ihm. Zu Hause werden sie gewaschen, geschoren und am zweiten Tage wieder auf die vorigen Weideplätze rückgetrieben. Die zweite „Schafschur" erfolgt nach dem 14. September, wo dann die Schafe zu Hause behalten werden. Melkkühe aber bleiben so lange, bis ein früher Schnee oder Frost die Sennin sammt selben zur Thalfahrt nöthigt. Dann tasten die Schneemassen schwer auf den Weiden, Wiesen, Halden und Wäldern, lösen die Individualität der Landschaft in die allgemeinen weißen Wellenformen auf, in denen sich das niedrige Gesträuche, Felsenformen, Bachbette und Gletscher verkieren. Nichts Lebendes ist mehr in der Hochalpe zu finden; Gemsen nur ganz vereinzelt in dieser Gegend bergen sich in den obersten Wäldern, und einige Raben und Geier durchschneiden krächzend und pfeifend die kalte feine Luftregion; dein Freund aber sitzt mit Pelzstiefeln, einer schafwollenen Jacke und einer Nachtmütze am Ofen hinter seinem Bücherschranke und sinnt auf bessere Zeiten.

W. U.

Hanns Gasser in der „Geschichte der deutschen Kunst."

Ernst Förster hat den letzten (5.) Band seiner „Geschichte der deutschen Kunst" fast ausschließlich der Kunst der Gegenwart gewidmet, und, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, ein erfreuliches Bild allseitigen frischen Strebens entworfen. — Das gilt besonders von Wien, wo sich gerade in neuerer Zeit auf dem Gebiethe der verschiedenen Kunstzweige eine Regsamkeit zeigt, die man in der Vergangenheit der Stadt vergebens sucht.

Unter den Männern, die den neuen Aufschwung des künstlerischen Lebens herbeiführten und dasselbe beherrschen, nennt Förster obenan Hanns Gasser aus Kärnten. Er nennt ihn einen der von Haus aus begabtesten Künstler und rühmt sein klarsehendes Auge, seine geschickte Hand und das seltene Feingefühl für die Seele und deren Ausdruck. Die Aufzählung seiner bedeutendsten Werke ist aber bei Förster weder vollständig, noch durchaus richtig, was wohl durch die Entfernung des Kunsthistorikers vom Wohnorte des Künstlers entschuldigt werden mag. Wem es an allseitiger Belehrung gelegen ist, der findet in Hermann's „Geschichte von Kärnten" (III. B. 3. Hft. S. 240—247) sichere und erschöpfende Auskunft über die bisherige Thätigkeit dieses heimischen Künstlers.

Digitized by Google

Unter Gasser's frühesten Arbeiten rühmt Förster besonders „ein sinnig aufschauendes junges Mädchen, das durch Seelenhaftigkeit des Ausdruckes, die harmonische Schönheit der Bewegung und eine überraschend glückliche stylvolle Behandlung der modernen Tracht zu einem Juwel der Kunst gewerden ist." Weniger entzückt spricht er sich aber über die „Wielandstatue" in Weimar aus und meint, der Künstler habe sich durch die Verstellung von einem Hofrektor in der eleganten Manier eines französischen Abbé auf Irrwege leiten lassen.

Von den neuesten Schöpfungen seines Genius weiß die „Geschichte der deutschen Kunst", noch nichts; und doch tritt in ihnen erst die wahre Bedeutung des Künstlers lebendig hervor. Da sie auch in Hermann's Geschichtswerk (weil früher abgeschlossen) nicht aufgenommen werden konnten, so erfüllt ein bescheidener Mitarbeiter der „Corinthia" eine angenehme Pflicht, davon Kunde zu geben.

Seit fast einem Jahre stehen an der Front des neuen Gebäudes der Creditanstalt am Hof (Wien) sechs allegorische Figuren in Sandstein, die zu den Bedeutendsten gehören, was die allegorische Plastik aufzuweisen hat. — Die Gestalten sind in ihrer individuellen Lebendigkeit sprechende Zeugnisse für die Schöpferkraft des Künstlers, der es verstand, die abstrakten Begriffe des Land- und Seeverkehrs, des Handels, der Industrie, des Land- und Bergbaues mit poetischem Hauche zu beleben. Nirgends ist ja die Gefahr, matt und steif zu werden, für den Künstler größer, als auf dem Gebiethe der Allegorie, wo sich ihm nur allgemeine Abstraktionen, nicht lebensfrische Bilder biethen. Aber diesen Figuren gegenüber vergißt der Betrachter, daß er vor Allegorien steht, so frisch und warm sprechen sie zu seinem Geiste. — Da stehen in der Mitte die beiden lebensvollen Gestalten des Land- und Bergmannes. Der eine, mild und freundlich von Gesicht und ein Lamm im Arm tragend, erinnert uns unwillkürlich an den humanisirenden Einfluß seines Berufes, der „das Leben sanft und gleich macht"; aus dem bärtigen Antlitze des andern spricht jener Ernst, den das Treiben unter der Erde nicht selten erzeugt; in der Hand trägt er Stufen gewonnenen Erzes. — Hinter der Gestalt des Landmannes schlingt sich die Rebe um den Stab und streben ährentragende Halme empor; der Bergmann aber läßt seine rechte Hand mit dem Hammer auf einem Felsen ruhen, aus dessen Höhlung das Bergmännlein mit Kapuze und wallendem Barte hervorguckt. — Dem Landmanne zur linken Seite steht eine weibliche Gestalt mit unverkennbar slavischen Zügen, im einfachen, und doch künstlerisch verwehrtetem Costüme einer Arbeiterin, in der Linken eine Spule, in der Rechten ein Stück Leinwand tragend, den Körper sanft geneigt gegen einen Ambos, an welchem ein Maschinenrad befestigt ist. Wer denkt dabei nicht an das spinnende, webende und hämmernde, überhaupt industriöse Volk des böhmisch-mährischen Landes? — Diesem Genius des Gewerbes entspricht die Nachbarin des Bergmannes zur Rechten, deren Gesichtszüge und faltenreiches Gewand lebhaft an den Orient und jenes Volk erinnert, das seit seiner Zerstreuung unter die Völker der Erde am Welthandel sich in so hervorragender und einflußreicher Weise betheiligt. Ein Stoß von Waarenballen an ihrer Seite sagt auch dem Gedankenlosen, was sie bedeutet. — Die Allegorien des Land- und Seeverkehres (Eisenbahn und Schifffahrt) schließen die schöne Reihe. In diesen hat Gasser ein Problem der bildenden Kunst mit geschickter Hand und poetischem Feingefühle gelöst, nämlich die Darstellung des Dampfes als der bewegenden Kraft. — Das Lokomotiv und der Dampfapparat des Schiffes sind völlig unkünstlerische Objekte. Obwohl ersteres als Bestandtheil einer dramatischen Dichtung auf der Wiener Volksbühne bereits seine Wirkung that, der Plastiker wird sich immer dagegen sträuben, sie mit dem Meisel nachzubilden. — Aber wie anders soll er das flüchtige und luftige Wesen des Dampfes körperlich fassen und darstellen? — Nicht anders, meine ich, als wie Gasser es gethan. Er fand im reichen poetischen Schatze des Volksgeistes Begriff und Namen eines mährchenhaften Wesens vor, eines Kobolds, der „aus Wind und Feuer gewoben" (nach dem Ausdrucke des Künstlers) in Wahrheit das Sinnbild jener modernen bewegenden Kraft ist. Man nennt ihn Hanns Dampf. — Diesem Wesen gab der Künstler nun Leben und Gestalt, und bildete einen allerliebsten, zwergartigen und hausbackigen frischen Jungen, dem man's am Gesichte liest, daß ihm kein Raum zu groß, keine Last zu schwer ist, so unscheinbar er auch auftreten mag. Aber die unbändige Natur des Kobolds bedarf der Zucht, die ihm in gemessene Schranken weist, ihm Ziel und Richtung gibt, kurz dem Menschen dienstbar macht. Und diese Zucht kann ihm nur werden durch die Wissenschaft, „des Menschen allerhöchste Kraft", die sich sogar die Elemente unterwerfen und „Meister geworden ist über die Geister". — Indem der Künstler in der allegorischen Darstellung der Eisenbahn und Schifffahrt die Gestalt der „Wissenschaft" als Hauptperson hinstellte, welche mit sicherer Hand den kleinen Kobold leitet, feierte er zugleich den Triumph des menschlichen Geistes über die Kräfte der Natur. — Die Beziehung des Dampfes auf den Land- und Seeverkehr ist dadurch angedeutet, daß der kühne Hanns einmal auf Eisenschienen schreitet und an einem Fuße das Rad, fast wie Merkur seine Flügelschuhe trägt, das andere Mal aber mit wildem Eifer ein Ruder faßt und auf den gewaltigen Kopf eines Seethieres tritt. — Immer aber bleibt er ein herrlicher Junge, an dem Künstler und Kunstfreunde ihre Freude haben können. —

Vor einigen Wochen erst wurde in der Halle des Westbahnhofes die Marmorstatue Ihrer Majestät der Kaiserin in Lebensgröße aufgestellt, ein Werk, welches vor allem das Feingefühl des Künstlers bekundet. Ueber die ganze Gestalt ist jene natürliche Anmuth ausgegossen, die man am Originale so oft bewundert hat. — Derselbe Bahnhof hat bereits vor Jahresfrist in den neun allegorischen Figuren über seinem Portale einen künstlerischen Schmuck von hohem Werth, ebenfalls von Gasser's Meisterhand erhalten.

In nächster Zeit wird im Hofraum des neuerbauten Gulvagnihofes (Wien) das Marmorbild des Donauweibchens erscheinen, dessen Modell in des Künstlers Werkstätte bereits zu sehen ist. — Der heurige Jahrgang von Vogl's „Volkskalender" stellt es in einem Holzschnitte dar und schildert es folgendermaßen: „Es ist eine jugendliche, weibliche Gestalt von sechs Fuß Höhe, in vorschreitender Stellung, die langen hinabhängenden Haarflechten mit der Linken zusammenfassend, während ihre rechte Hand das hochgeschürzte Gewand hält, das enge an die Körperformen sich schmiegt, andeutend, daß sie den Fluthen entstiegen. In den Falten des Gewandes bezeichnen einige Fische das Geschichtliche des Ortes des ehemaligen „Fischhofes" und das Sagenhafte, das sich an das Donauweibchen knüpft.

Von der Porträtbüste Szechenyi's und ihren großartigen Erfolgen hat die „Corinthia" schon im vorigen Jahre berichtet.

Das nächste Jahr werden aus Gasser's Werkstätte die Allegorien der österreichischen Kronländer (für das Bank-

Digitized by Google

gebäude) und eine Kolossalstatue der Kaiserin Maria Theresia hervorgehen, die für den Garten der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt bestimmt ist. Das kleine Modell derselben war unlängst in der Künstlergesellschaft „Hesperus" zur Ansicht ausgestellt.

Wien. A. E.

Die Generalversammlung des kärntnerischen Geschicht-Vereines am 30. Jänner 1861.

Am 30. Jänner 1861 hielt der kärntnerische Geschicht-Verein im Landhause seine (von 17 Mitgliedern besuchte) statutgemäße General-Versammlung für das Solarjahr 1860 unter dem Vorsitze des Vereins-Direktors, Herrn Max Ritters von Moro, und im Beiseyn des k. k. Statthalterei-Sekretärs, Herrn Vincenz Ritters von Fradenek, in der Eigenschaft als landesfürstlicher Kommissär.

Die Sitzung wurde mit dem Rechenschafts-Berichte des Vereins-Sekretärs eröffnet, welchen dieser mit Hinweisung auf den schweren Verlust einleitete, den der 6. März 1860 — der Todestag des Freiherrn Gottlieb von Ankershofen — dem Heimathlande und insbesondere dem Geschicht-Vereine gebracht hat. Der Vortragende erwähnte, daß Ankershofen's unermüdete, von der innigsten Liebe für sein Vaterland Kärnten und für seine Lieblings-Schöpfung, den Geschicht-Verein, durchgeistete Thätigkeit, Umsicht und Sorgfalt, hienebst aber auch das fortgesetzte einträchtige Zusammenwirken der Vereins-Mitglieder an dem durch also vereintes Streben in's Leben gerufenen und bisher erhaltenen wissenschaftlichen vaterländischen Institute die tiefgreifende Erschütterung ohne Gefahr des Zerfalles habe vorübergehen lassen, welche demselben, unter gegentheiligen Umständen, wohl unfehlbar sehr nahe getreten seyn würde.

Er erinnerte, daß insbesondere die ehrenvolle wissenschaftliche Stellung des Vereines ausschließlich Ankershofen's Werk sey, dessen gefeierter Name wie nicht minder sein wissenschaftliches, dem Geschichts-Vereine mit aufopfernder Uneigennützigkeit gewidmetes Wirken vor Allem diesen zu solcher Geltung brachte.

Er wies weitee darauf hin, daß es jetzt die Aufgabe des Vereines seyn werde, diesen ehrenhaften Standpunkt zu behaupten und zu diesem Zwecke vorzüglich auch in wissenschaftlicher Beziehung zusammen zu wirken und durch vereinte Kräfte das anzustreben, was Ankershofen's gewaltige Geisteskraft leistete.

Dieses wissenschaftliche Streben zu bethätigen habe sich der Vereins-Ausschuß vor Allem angelegen seyn lassen und daher in erster Reihe sein Augenmerk jener Abtheilung des „Handbuches der Geschichte des Herzogthumes Kärnten" zugewendet, welche zu vollenden dem Freiherrn von Ankershofen leider nicht mehr vergönnt gewesen, für deren vollständige Bearbeitung geeignete wohlbefähigte Kräfte aufzufinden und zu gewinnen der Ausschuß nun in der That das Glück hatte Einen weiteeen Beweis dieser seiner Thätigkeit glaube der Vereins-Ausschuß in der Fürsorge für die möglichst beschleunigte Fortsetzung der Vereins-Zeitschrift „Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie" gegeben zu haben, deren sechstes Heft, wie der Beeichterstatter meldete, sich bereits unter der Presse befindet und durch die gütige Mitwirkung geehrter Vaterlands-Freunde mit einem eben so reichen als interessanten Inhalte ausgestattet ist.

Unter den, dem Vereine im Jahre 1860 zugelangten zahlreichen Geschenken wurden die reichhaltigen werthvollen Jahresschriften und sonstigen Lueubrationen der mit demselben in wissenschaftlicher Verbindung stehenden gelehrten Gesellschaften und Vereine hervorgehoben und dießbezüglich vorzugsweise dee kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, der königlich-bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, der k. k. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, des Wiener-Alterthums-Vereines, der Alterthum- und Geschichtforschenden Gesellschaften und Sektionen in Breslau und Beünn u. a. Erwähnung gemacht.

Als Beweise für die innere Regsamkeit und Thätigkeit des Beeeines wurden die bereits in Ausführung stehende vollständige Catalogisirung und Regulirung der Vereins-Bibliothek nach dem füe die hiesige k. k. Gymnasial-Bibliothek angenommenen Systeme, die fortwährend sehr eifrige Benützung derselben Seitens dee Studirenden, und die Fortsetzung des Nominal-Index zur Urkunden-Sammlung des Vereines besprochen, und des eifrigen, ersprießlichen Wirkens der Vereins-Gaueoerespondenten, unter diesen namentlich der Herren: Johann Abermann, Pfarrers in Kolbnitz im Möllthale, Dr. Barthlmä Levitschnigg, Dechants in Hermagor, P. Beda Schroll, St. Pauler Stifts-Capitularen, und Feiedrich Ranscher, Gutsbesitzers in Ebenau, gedacht.

Als Personal-Verluste des Vereines wurden das Ableben des Vereins-Direktors, Freiherrn v. Ankershofen, eines Vereins-Ehrenmitgliedes P. Thomas Mitterndorfer, Peälat des Stiftes Kremsmünster, und acht ordentlicher Vereins-Mitglieder bedauert, dann der freiwillige Austritt von acht Mitgliedern angezeigt, dagegen wurde aber als ein besonders erfreuliches Ergebniß hervorgehoben, daß der Geschicht-Verein im Jahre 1860 mit der bedeutenden Zahl von sieben und zwanzig neuen Beitritts-Erklärungen beehrt worden ist, wornach der Personalstand desselben mit dem Schluße des Solarjahres 1860 auf 55 Ehrenmitglieder und 401 oedentliche Vereins-Mitglieder sich belief.

Schlüßlich spaach der Redner den Gönnern und Freunden des Vereines, den „gütigen Förderern des Vereins-Strebens, der von reger Vaterlandsliebe getragenen Mitwirkung und Unterstützung Seitens der geehrten Landsleute" den wärmsten herzlichsten Dank aus, und votirte die Danksagung des Beeeines vor Allem den hochherzigen gütigen Gönnern desselben: Se. Excellenz dem Herrn Statthalter Freiherrn von Schloißnigg, den hohen Herren Ständen und der löbl. Direktion der kärntnerischen Sparkasse, von welcher die Vereinskasse auch im Jahre 1860 wieder mit dem erheblichen Beitrage von 300 fl. großmüthig unterstützt worden ist. —

Nach dem Vortrage des Jahresberichtes brachte der Herr Beeeins-Direktor im Namen des Ausschusses die von diesem der General-Versammlung propouirte Ernennung der Herren: Dr. Gustav Heider, k. k. Ministerial-Sekretärs und Mitgliedes der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung dee Baudenkmale ꝛc. ꝛc., und Joseph Scheiger, k. k. Conservators in Steiermark, zu Ehrenmitgliedern des kärntnerischen Geschicht-Vereins zur Abstimmung, welche von der Versammlung einhellig beschlossen wurde.

Als ein weiterer Berathungs-Gegenstand wurde von dem Herrn Vorsitzenden die in der Geneeal-Versammlung, welche zur Wahl des Vereins-Direktors am 2. Mai 1860 abgehalten wuede, von dem Vereins-Mitgliede, Herrn Andreas Ritter von Buzzi, beantragte, statutgemäß dem Vereins-Ausschuße zur Begutachtung

Digitized by Google

und Antragstellung bei der nächsten General-Versammlung zugewiesene „Abänderung einiger Paragraphe der Vereins-Statuten“ bezeichnet. Der Ausschuß hatte sich jedoch durch die Erwägung der dermaligen öffentlichen Verhältnisse bewogen gefunden, auf Vertagung dieser Angelegenheit — als eines im gegenwärtigen Momente nicht zeitgemäßen Vorhabens — mindestens bis zur nächsten Generalversammlung einzurathen, welcher Aufschub denn auch mit absoluter Stimmen-Mehrheit zum Beschlusse erhoben ward.

Hienächst gab die Versammlung dem ihr zur Authorisirung vorgelegten Beschlusse des Vereins-Ausschußes: hener sämmtliche Vereins-Mitglieder mit der Vereins-Zeitschrift unentgeldlich zu betheilen, einhellig ihre Zustimmung.

Schlüßlich empfahl der Herr Vereins-Direktor mit warmen Worten das preiswürdige Wirken des germanischen National-Museums in Nürnberg der Aufmerksamkeit der Vereins-Mitglieder und lud dieselben ein, diese durch zahlreichen Beitritt zu dem genannten Institute zu bethätigen.

Auszüge aus den Memoiren und der Correspondenz des Prinzen Eugen Beauharnais, Vizekönigs von Italien.

Herausgegeben von Du Casse.

Uebersetzt und für die Carinthia zusammengestellt von Paul Freiherrn von Herbert.

(Fortsetzung von Nr. 1.)

(Prüfungen und Charakterstärke.)

25. Buch.

Dieses Buch schildert das Benehmen Eugen's und der Vicekönigin, als der König von Bayern von Napoleon abfiel, und als Eugen die Krone Italien's angeboten wurde. Einige Auszüge dürften für die Leser dieses Blattes nicht ohne Interesse seyn. *)

Eugen antwortet dem König von Bayern, nachdem ihm dieser in einem Briefe von Nimpfenburg vom 8. Oktober seinen Abfall von Napoleon und seine Allianz mit den verbündeten Mächten angezeigt, am 15. Oktober von Gradiska:

Mein guter Vater, ich empfange soeben Ihren Brief vom 8. Ihr Herz wird fühlen, was das meine empfand, als ich ihn las. Wenn ich nur allein dabei litte, aber ich zittere für die Gesundheit meiner armen Auguste, wenn sie erfährt, welchen Entschluß Sie fassen zu müssen glaubten. Was mich betrifft, mein guter Vater, was der Himmel mir immer für ein Schicksal bestimmt, glücklich oder unglücklich, so werde ich verdienen, daß Sie mir die Gefühle von Achtung und Liebe, von denen Sie mir so viele Beweise gaben, erhalten.

Sie kennen mich hinreichend, dafür bin ich sicher, um überzeugt zu seyn, daß ich keinen Augenblick von der Bahn abweichen werde, welche mir Ehre und Pflicht vorzeichnen; ich weiß aber auch, daß ich, indem ich mich so benehme, an Ihnen für mich, für Auguste, für Ihre Enkelinnen einen Vater und Freund finden werde.

Der Zufall both mir eine Gelegenheit dem General Hiller ein stillschweigendes Uebereinkommen zu proponiren, nach welchem jeder in seiner gegenwärtigen Stellung bliebe, d. h. an den beiden Ufern des Isonzo; ich weiß nicht, was er antworten wird, aber Sie werden einsehen, ich kann darüber nicht hinausgehen. Wenn dieser Vorschlag ungenügend angesehen wird, wenn mir das Glück in Zukunft so ungünstig wird, als es mir bisher günstig war, so werde ich mein ganzes Leben beklagen, daß ich Augusten und meine Kinder nicht so glücklich machen konnte, als ich wollte, aber mein Gewissen wird rein seyn, denn ich werde meinen Kindern als Erbschaft ein unbeflecktes Andenken hinterlassen.

Ich weiß nicht, mein guter Vater, was Ihnen Ihre neue Stellung erlauben wird. Ihren Schwiegersohn empfehle ich Ihnen nicht, aber ich würde meine heiligsten Pflichten verletzen, wenn ich nicht zu Ihnen spräche: „Sire, vergessen Sie Ihre Tochter und Ihre Enkel nicht!“

Am selben Tage schrieb er an die Vicekönigin:

Ich habe Dir eine Nachricht zu geben, theuerste Auguste, welche Dein gutes Herz betrüben wird, aber welche Du doch kennen mußt. Bayern hat mit Oesterreich und Rußland einen Vertrag gegen uns geschlossen. Der König theilt es mir selbst mit und versichert mich, daß dieß in seiner Freundschaft für mich nichts ändern wird; ich glaube es und antworte im selben Tone; aber das zieht mir eine zweite österreichische Armee (einen Theil des Korps von Oberösterreich) an den Hals, die ich wahrhaftig nicht brauchte. Schreibe ihm, daß ich Dir die traurige Nachricht gab, und daß Du ihn bittest, unsere Kinder nicht zu vergessen. —

Ich bitte, sprich mit Niemanden vom Benehmen Bayern's, bis es bekannt ist. Es ist traurig für Dich, meine gute Auguste, daß Du in diesem Augenblick vergessen mußt, daß Du eine geborne Bayerin bist, ꝛc.

Prinzessin Auguste antwortete Ihrem Gemahl:

So ist es denn geschehen, mein theurer Eugen, Dein Brief vom 15. berichtet mir, was ich so sehr zu erfahren fürchtete. Seiner Familie, seinem Vaterlande entsagen zu müssen, ist hart; aber ich würde vielmehr leiden, wenn Du anders handeltest, als Du wirklich thust. Muth, mein Freund, wir verdienen unser Schicksal nicht; unsere Liebe, unser gutes Gewissen werden uns genügen und wir werden in der einfachsten Hütte das Glück finden, was andere auf Thronen vergebens suchen. Ich wiederhole es, laßt uns Alles verlassen, nur nicht den Pfad der Tugend, und Gott wird für uns und unsere Kinder sorgen. Dein Brief an meinen Vater kostete mich einen Strom von Thränen, er wird ihm das Herz zerreißen. Ich werde ihm schreiben, es wird der letzte Brief seiner Tochter seyn; ich werde vergessen, daß ich eine Bayerin bin und werde nur an meine Kinder und an den besten, theuersten Gatten denken. Du kennst mich, sey also ruhig, ich werde alles ertragen, so lange unser Geschick vereint ist. Man kann uns alles nehmen, aber unsere Liebe nicht.

Lebe wohl; ängstige Dich um Gotteswillen meinethalben nicht, ich werde Muth haben, und Dich mein ganzes Leben mit größter Zärtlichkeit lieben. ꝛc.

*) Wir haben in der „Allgemeinen Zeitung“ Andeutungen über gegentheilige Behauptungen gelesen. Eugen's Rechtfertigung ist von desto größerem Belang, als seine Anhänglichkeit an seinen Stiefvater die schwersten Proben bestand, und gegen die schwankenden Gesinnungen und selbst Treulosigkeit der von Napoleon Erhobenen mitunter mehrerer seiner nächsten Verwandten, wie Murat, sehr absticht. Als sehr psychologisch und moralisch sind diese Briefe, schon um ihrer selbst willen in unserer Zeit lesenswerth.

Digitized by Google

Am 13. Oktober ſchrieb ſie von Mailand an ihren Vater König Maximilian:

Guter Vater, Eugen hat mir die betrübende Nachricht mitgetheilt, daß Sie unſer Gegner geworden ſind! Sie können ſich denken, was mein Herz fühlt. Andere Intereſſen zu haben, als Sie, iſt ſchrecklich für Ihre Tochter, die Ihnen bewieſen hat, wie groß ihre Zärtlichkeit, ihr Gehorſam iſt. Vielleicht haben Sie es vergeſſen, aber in welche Lage ich immer kommen ſollte, ich werde nie bereuen, was ich gethan; mein Gewiſſen macht mir keinen Vorwurf, aber ich würde all das wahrſcheinlich kommende Unglück mit viel mehr Muth erwarten, wenn ich nicht an vier Kinder und bald an ein fünftes zu denken hätte. Für ſie bitte ich um Ihre Güte; es ſind die Kinder Ihrer Auguſte, die Sie einſt zu lieben ſchienen. Sie werden in der Lage ſeyn, für ſie zu ſorgen. Die Unglücklichen, ich muß faſt bedauern, ihnen das Leben gegeben zu haben; ſie haben nichts auf der Welt als die Zärtlichkeit ihres Vaters und ihrer Mutter. Eugen, der beſte der Gatten, betrübt ſich nur wegen uns. Er beklagt, mein Gatte, ihr Vater zu ſeyn. Seine Liebe iſt mein einziges Glück; die meine wird er nie verlieren und ich werde ihm überall hin folgen, denn ich bin ſicher, daß er die Bahn der Ehre und Tugend nie verlaſſen wird.

Dieß iſt der letzte Brief Ihrer Tochter. Meine Pflicht gebietet mir Stillſchweigen ꝛc.

Am 8. November ſchrieb ſie an Napoleon:

Sire, die Furcht, Euer Majeſtät mit meinen Briefen zu beläſtigen, erlaubte mir bisher nicht, Ihnen zu ſchreiben. Aber ich müßte meine Pflicht verletzen, wenn ich bei den gegenwärtigen Umſtänden nicht die Verſicherung meiner innigen Anhänglichkeit an Euer Majeſtät erneuerte. Glauben Sie mir, daß ich meine Pflichten nie vergeſſen werde, und rechnen Sie wohl auf meine als auf Eugen's volle Treue. Er wird das Königreich bis zum letzten Augenblicke vertheidigen; ich werde das ängſtliche Gemüth jener, welche ſich gleich niederdrücken laſſen, wenn ſie von Gefahren hören, aufzurichten trachten. Wenn wir unterliegen, haben wir wenigſtens den Troſt, immer unſere Pflicht gethan zu haben ꝛc. —

Es wird nun die Miſſion des Prinzen Taxis an Eugen, welcher ihm die eiſerne Krone anzubieten hatte, ausführlich berichtet. Wir übergehen dieſen Bericht und erwähnen hier nur die edeln Aeußerungen Eugen's, ſo wie einige bezügliche Briefe, da die ganze Reiſe des Fürſten Taxis ſchon anderwärts weitläufig geſchildert wurde.

Als Eugen den Brief des Königs von Bayern geleſen hatte, ſagte er ohne einen Augenblick zu überlegen: „Es thut mir leid, dem Könige eine abſchlägige Antwort zu geben, aber man verlangt Unmögliches von mir."

Als Taxis vom Schickſale ſeiner Kinder ſprach, erwiederte der Vicekönig: „Ich weiß ſicherlich nicht, ob es meinem Sohne beſtimmt iſt, die eiſerne Krone zu tragen, aber jedenfalls ſoll er nur auf ehrenhafte Weiſe dazu gelangen." Dann, als er hörte, daß die alliirten Mächte entſchloſſen ſeyen, mit Uebermacht über den Rhein zu gehen, antwortete er: „Man kann nicht läugnen, daß der Stern des Kaiſers zu erbleichen anfängt, aber das iſt ein Grund mehr für jene, die Wohlthaten von ihm empfangen haben, ihm treu zu bleiben." Als ihm hierauf die ſehr klare Abſicht des Königs Joachim mitgetheilt wurde, mit den Alliirten zu unterhandeln, äußerte er ſich: „Ich möchte glauben, daß Sie ſich irren: wäre es ſo, ſo bin ich gewiß der letzte, der das Benehmen des Königs von Neapel billigt. Uebrigens iſt unſere Lage nicht dieſelbe, er iſt Souverän, ich bin nur Offizier des Kaiſers."

Als König Max Joſeph Eugen's Antwort erhielt, ſagte er: „Ich habe es ihnen wohl geſagt." Eugen ſchrieb an den König von Bayern, an den Kaiſer und an ſeine Frau, folgendermaßen.

An den König von Bayern.

Verona, 22. Nov. 1813. 8 Uhr Abends.

Mein guter Vater, ich erhielt vor zwei Stunden Ihren Brief durch den Prinzen Taxis. Ich war ſehr gerührt von Ihren wohlwollenden Abſichten für mich; aber es iſt unmöglich, einen Augenblick von dem Benehmen abzuweichen, das ich bis jetzt beobachtete. Ich opfere lieber mein Glück und das meiner Familie, als ich meine Schwüre verletze ꝛc.

Eugen an Napoleon.

Verona, 22. Nov. 1813. 11 Uhr Nachts.

Nach dem Berichte über die durch den Prinzen Taxis überbrachten Anträge der Alliirten, ſchreibt der Vicekönig weiter: „Euer Majeſtät kennen mein Herz zu gut, um nicht zu wiſſen, was ich antwortete. Die Ausdrücke des Augenblick's waren gewiß viel kräftiger, als Alles, was ich jetzt wiederholen könnte. Ich brauchte nicht zu überlegen, um dem Könige von Bayern verſichern zu laſſen, daß ſein Schwiegerſohn zu ſehr Ehrenmann ſey, um eine Schändlichkeit zu begehen, daß ich bis zu meinem letzten Seufzer die Schwüre, Euer Majeſtät treu zu dienen, halten würde, daß das Schickſal meiner Familie in Ihren Händen ruhe, und daß ich den König von Bayern zu hoch ſchätze, um nicht zu glauben, daß er vorzöge, ſeinen Schwiegerſohn als Privatmann, aber mit unbefleckter Ehre, als als König und Verräther wieder zu ſehen, daß endlich die Vicekönigin ganz dieſelben Gefühle hege. ꝛc.

Der Prinzeſſin Auguſte ſchreibt er:

„Ich habe auf den Antrag des Fürſten Taxis dasſelbe geantwortet, was Du ihm geantwortet hätteſt; er reiſte bewegt ab, indem er meine Denkart bewunderte und mich verſicherte, daß die Alliirten meinen Charakter und mein Benehmen bewundern würden. Es iſt ein ſchöner Lohn, ſeinen Feinden Achtung eingeflößt zu haben ꝛc."

Prinzeſſin Auguſte ſchrieb an die Kaiſerin Joſephine:

Meine guter Mutter, nichts, was gut, edel und groß iſt, kann uns von unſerem herrlichen Eugen in Verwunderung ſetzen; aber ſeit geſtern bin ich noch glücklicher und ſtolzer, die Frau eines ſolchen Mannes ſeyn, und damit Sie meine Freude theilen, beeile ich mich, Ihnen die Abſchrift des Briefes zu ſenden, den er mir ſchreibt, nachdem er eine Krone abgelehnt hatte, die man ihm anbeth, wenn er ſich dazu verſtand, ein Undankbarer, ein Elender zu ſeyn, mit Einem Worte, den Kaiſer zu verrathen. Ach, wenn Alle dem Kaiſer mit der uneigennützigen Treue dienten, wie mein Gatte, ginge Alles noch gut ꝛc.

Der König von Bayern ſchrieb an ſeine Tochter:

Umarme Eugen in meinem Namen und ſage ihm, daß ich Alles anerkenne, was er thut. Es gibt nicht zwei Menſchen, wie er, Du kannſt ſtolz ſeyn, einen ſolchen Mann zu haben. —

Eine Frau, die Großherzogin Stephanie von Baden, eine Verwandte Eugen's, glaubte keinen Augenblick an den Erfolg der Sendung des Prinzen Taxis, Sie kannte zu gut die edeln Geſinnungen Eugen's, um die Möglichkeit zu-

Digitized by Google

zugeben, daß er nur einen Augenblick schwanken sollte. Sie war damals mit dem Kaiser von Rußland und dem König von Bayern beisammen. Der Letztere theilte ihr den Antrag, den man dem Vicekönig machen wollte, mit. Sie lächelte und schüttelte mit dem Kopf. „Was, sagte Maximilian, Sie denken, daß er sich weigert?“ — „Ich bin überzeugt“, antwortete die Großherzogin. — „Die Krone von Italien, das ist sehr lockend“. — „Wir werden ja sehen“. Vierzehn Tage darauf waren die alliirten Souveräne im Theater und auch die Großherzogin. Man überbrachte ihnen Eugen's Antwort. Die Prinzessin lächelte: Nun? Man antwortete ihr: Sie hatten Recht, Eugen nimmt die Krone nicht an. — Ich war davon überzeugt: ich kenne ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß es nicht anders kommen konnte.

26. Buch.

Dieses Buch berichtet den weiteren Verlauf der Ereignisse bis zum Schlusse des Jahres 1813, deren bedeutendste wohl die Schlachten von S. Michel und Caldiero sind. Du Casse rechtfertigt ferner Eugen gegenüber der Verläumdung d'Anthouard's und Marmont's, welche behaupten, Eugen sey dem Befehle des Kaisers, sich über die Alpen zurückzuziehen und den Boden Frankreich's zu vertheidigen, zuwider, in Italien geblieben. Du Casse gibt die ausführliche, von Anthouard selbst überbrachte Instruktion Napoleon's, worin er dem Vicekönige in's Herz legt, die Stellung an der Etsch nicht ohne Schlacht aufzugeben, sich dann aber jedenfalls am Mincio zu halten, doch zieht Napoleon die Position an der Etsch jener am Mincio vor. In dieser Instruktion wird der österreichischen Armee, namentlich der österreichischen Infanterie nicht sehr rühmlich gedacht, es wurden sogar die Neapolitaner als bessere Soldaten dargestellt. Napoleon behauptet ferner, er habe bei Leipzig mit 110.000 M. die 500.000 M. starken feindlichen Armeen zwei Tage nacheinander geschlagen! — Wir finden ferner hier weitere Andeutungen über die zweifelhafte Stellung Murat's, dem Napoleon jedoch noch vollkommen, Eugen gar nicht mehr traute.

Robert Hamerling.

Die Zeitschrift „Carinthia“ hat seit je das Altbestehende mit dem Neuerstehenden vereint anzuerkennen gewußt. Im Besonderen hat sie sich den Vorwurf gewiß nie zugezogen, den jungen Poeten nicht Thee und Thür freudig geöffnet zu haben. Sie wußte neben dem ernsten, und wo es gilt, pedantischen Eifer für exacte Wissenschaft den Widerschein eines durchgeistigten Gefühlslebens allzusehr zu schätzen, als daß sie nicht die zuweilen gekehrten trockenen Blätter ihrer Spalten mit süßen Hesperidenäpfeln erquicken sollte. — Sie war stets die Erste, wo es galt, heimathliche Talente in ihrem Auftreten zu unterstützen und von freundnachbarlichen Sängern sich von Zeit zu Zeit Xenodochien zu erwerben. Heute ist es einer der jüngsten und zugleich zukunftreichsten österreichischen Poeten, den wir in die Städte und Dörfer und Ebenen und Thäler unserer Alpenheimath mit freundlichem Beherbergungswunsche einführen. Robert Hamerling, am Catheder zu Triest in den Gebiethen der klassischen Philologie mit Verdienst thätig und ein Schüler des durch den Grafen Thun geschaffenen historisch-philologischen Semi- [illegible] erfreut sich zur Stunde einer nicht nur speciell-österreichischen, sondern auch einer allgemein deutschen Anerkennung. Seit seinem ersten Auftreten mit einem bescheidenen Büchlein „Sangesgruß vom Adria-Strande“ welchem alsbald ein größeres episches Gedicht „Venus im Exil“ mit lyrischem Anhange gefolgt war, bis zur neuesten Collection „Sinnen und Minnen“ hat der Dichter sich als einen eben so gefühlswarmen Beschauer von Natur und Leben, wie als einen außerordentlichen Beherrscher der Form bewährt. Seine Lieder reihen sich durch ihre Einfachheit und Innigkeit dem Besten an, was wir auf diesem Gebiethe in unserer Literatur besitzen, während die Poëme in südlicher Form, die Sonette, Octaven, Ghaselen, endlich die odischen und rhapsodischen Stücke das tiefste Studium unserer Hochmeister — Goethe, Platen, Rückert — sowie der alten echten klassischen Muster bekunden. Da wir nicht willens sind, eine Charakteristik des Dichters zu liefern, verweisen wir einfach auf den Ausspruch von Männern wie Gutzkow, Marggraff u. s. w., deren Stimme auch von den Kalkgewänden unsers Alpenvaterlandes gerngehört wiederklingt. Wir hielten es nur für unsere Pflicht, unsere gewogenen Leser auf die literarischen Leistungen Hamerling's aufmerksam zu machen, insbesondere weil wir demnächst, wie man aus steirischen Blättern ersehen kann, ein neues, ein „Schwanenlied der Romantik“, aus der Feder des genannten Dichters zu erwarten haben. Endlich sind wir in der angenehmen Lage, von demselben Autor, der sich, außer in der „Iris“, wenig mittheilt, zwei Originalgedichte, welche noch nirgend erschienen sind, unserem sangbefreundeten Leserkreise vorzulegen.

F. P.

1. Alpenrose.

Wo schroff umhergestreuet
Auf ödem Kalkfeinfeld
Das Hochgebirge dräuet,
In Trümmern eine Welt:
Die Alpenrose, die holde,
Schimmernd im Morgenthau,
Umschmiegt mit feuriger Dolde
Die Blöcke, wettergrau.

So steht ein Sternlein helle
Im Grau der Winternacht;
So schmückt die öde Welle
Der Lotosleiche Pracht;
So rasten Schmetterlinge
Auf welken Blumen, und fern
Im Aether Engelschwingen
Auf einem verlohten Stern!

Es ist kein Ort so traurig,
Wo nicht, aus Eden entstammt,
Im Dunkel, wüst und schaurig,
Ein himmlisch' Wunder flammt:
Wo um falbe Todesblüthe
Kein Lebenskranz sich schlingt,
Wo nicht dämmert ein Stern der Güte,
Kein Gruß der Liebe winkt!

Digitized by Google

2. Rauscht nirgend mir ein stiller Wald?

Rauscht nirgend mir ein stiller Wald,
Darin ich rasten mag?
Das wär' mein trauter Aufenthalt
Den langen Sommertag.
Da lauscht' ich unterm Wipfelgrün
Am Murmelquellenrand
Nach alten, lieben Tönen hin,
Ach, deren Echo meinem Sinn
So lange schon entschwand!

Es rauscht um mich des Lebens Flnth,
Was lockt ihr Zauberschein?
Wer nicht an treuem Herzen ruht,
Ist auch im Schwarm allein.
Vor meinen Augen blaut die See:
Doch spült aus meinem Sinn
Sie weg das Unvergeßliche?
Sie lenkt in's Unermeßliche
Mein Sehnen fernehin!

O wiegte wieder, wie einmal,
Nur Eine gold'ne Stund',
Am Waldsee mich, im Schattenthal,
Ein stiller Bergesgrund!
Wenn über's Meer das Sehnen fliegt,
Im Grünen ruht es bald:
Da senkt's die Schwinge traumbesiegt,
Mit grüner Schranke hold umschmiegt
Das Herz der Tannenwald.

Robert Hamerling.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 1.)

Gotslelmastâg, der Frohnleichnamstag, Tag des Herrn.
Gotsg'wâlt, der Schlagfluß, Apoplexia. Gotsg'wâlt hat'n troffen.
grâânan, keimen, wachsen, grünen. Vom altdeutschen gro, wachsen. Niedersächsisch grojen. Dänisch gron. Englisch to grow, wachsen.
grab, grabalat, grau, grau werden, altern. Bei den schwäbischen Minnesängern grn; bei Hornel grab; dänisch graa; schwedisch grå, grau.
Grâchlazn, Grâchalizn, die Wicken.
Gradle, ein Wenig, ein Bischen. Ob es nicht zu Gran gehört?
Gräggn, Graggn, die Spinne.
Gragl, 1) der Nußhäher. Englisch to crak. 2) Dürrer Ast, 3) hagerer Mensch.
gragazn, schnattern, vielleicht krächzen. Holländisch Krakkeel, der Lärm, das Geschrei; verwandt mit krachen. Englisch to crak, französisch craquer.
Gralle, ein kleines, rundes Kügelchen, besonders die Kügelchen an der Bethschnur oder sogenanntem Rosenkranze. Ob nicht zu Koralle? z. B. Läß fiar mi a a Gralle fäln, d. h. bethe für mich auch ein Vaterunser.
graln, sich nicht kümmern; mit Gleichgiltigkeit etwas ansehen, behandeln; unwillig thun, verachten; z. B. i grâl drân, d. h. mich kümmerts nicht, mich gehts nicht an, gleichsam: ich gralle.
Grâmatn, das Hitzen der Steine im Feuer, um mittelst derselben das Futter für die Hausthiere, wie auch das Wasser zur Wäsche zu hitzen.
grampeln, sich ergehen, langsam herumschleichen. Er grampelt schon wieder umer; d. h. er geht schon wieder herum, oder z. B. Wia er umerkramt, ist hier bloß zusammengezogen. Grampa oder grampla bedeutet in der Keltensprache: bergangehen, steigen.
granan, sich um etwas kümmern, besorgt seyn.

„Kei mi nix, gran mi nix,
Stöll mi iei frisch;
I tua wol des war m'r nix.
Wäns m'r schon is. Kärnt. Volkstexte.

Grane, das Alpenheu; gehört wahrscheinlich zu grâânan — grow, wachsen.
Granlz, die Gränze, slovenisch granna, die Grenze.
grante, grantig, mürrisch, verdrießlich. Grantlbel, ein Mensch voll Unwillens. Französisch grouder = schmollen.
Grantn, die Bärentraube, die Sandbeere, Steinbeere, arbutus, Uva ursi, nach Zorn. Preiselbeere nach Khakht.
grantschn, ein durchdringender, heller Ton, verursacht durch das Knirschen, Zusammenbrücken der Zähne, aber anderer harter Gegenstände. Das Knirschen selbst heißt Grantschn; schau wia er grantscht! Ob es nicht herzuleiten käme vom altdeutschen ringen, wringen; englisch to skrungo, d. h. heftig drücken, pressen, quetschen. Hilpert, II. 377. Schottisch Runsh = mit einem Ton essen, wie wenn man Salat kaut, grantschen.
grâppeln, mit den Händen hin- und hergreifen, eine Sache mit Händen und Füßen von allen Seiten betasten. Altdeutsch krobeln. Englisch to grabble.
grâsn, das Weiden des Viehes auf Wiesen und Triften. Das Isländische grased, und das Schwedische greenet haben die Bedeutung: Gras, oder das aus der Erde entsprossene Grün.
Grât, der Scheide-Rücken eines Gebirges.
Grâtn, Gratl, ein kleiner Wagen auf zwei Rädern, wird gewöhnlich von Menschen gezogen.
Gratn, das Fischgerippe, die Grätte.
Gratn, Verdruß, Aerger, Zorn; z. B. er hât a Gratn af mi, d. h. er nährt Zorn gegen mich.
grâtn, gedeihen, gelingen, z. B. hoier is laan Obst grâtn, d. h. gedeihen, oder: dâsmâl is es grâtn, d. h. gelungen.
gratschn, einen durchdringenden, heisern, fast krächzenden Ton von sich geben, z. B. der Schall, den ein zerbrochener Topf, ein fallender Baum gibt, heißt Gratscher. In der Schweiz grätzen. Polnisch kracze, und griechisch κραζειν, krächzen. — Es hat auch die Bedeutung von: eielhaft essen, langsam arbeiten; er lân nix d'rgratschn, d. h. er kommt mit der Arbeit nicht vorwärts.
graupat, grautschat, unordentlich, zerzaust, ungekämmt.
Graupn, die Ueberbleibsel aus dem geronnenen Fett.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. Im letzten Blatte, Nr. 2, Seite 14, Spalte 2, Zeile 40 von oben, soll es heißen: zu unterziehen. Seite 15, Spalte 1, Zeile 7 von unten: durch den Isonn zu vermeidenden — endlich Spalte 2, Zeile 19 von oben: Beweise dafür lieferte u. s. w.

Herausgeber und Redakteur C. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 4. Sonnabend, den 23. Februar 1861.

Lana philosophica.

Geſammelt im Laboratorium eines Alchymiſten.

Am großen Heerde im Olymp,
Als Götterſitz bekannt,
Lehnt ernſten Blick's ein alter Mann,
Saturn wird er genannt.
Er iſt ein wack'rer Chemikus
Und deſtillirt die Zeit,
Die fällt in Tropfen fort und fort
In's Meer der Ewigkeit.

Ein wunderlich' Gefäß, verſeh'n
Mit Hals und Schnabel, ſteht
Sich mächtig reckend vor dem Greis,
Der alternd nie vergeht.
In des Gefäßes tiefem Grund,
Umſpült von heißer Glut,
Da kocht und brodelt ſchäumend es
Und raſt und ziſcht mit Wuth.

Im wilden Chaos tobt darin
Der Elemente Chor,
Aus dem bald trüb, bald hell und klar
Steigt wallend Dampf empor:
Der Leidenſchaften Phosphor iſt's,
Der brennend ſich verzehrt
Und mit des Laſters Sauerſtaff
Die Jugendknosp' zerſtört.

Des Neides grüngelb' ecklig' Chlor,
Das Freudenfarben haßt,
Der Bosheit Schwefelgas, vor dem
Manch' freudig' Roth erblaßt;
Das felſenharte Kieſelherz,
Das Menſchenleid nicht kennt,
Der Schmähſucht Gift, das Edelſtes
Mit ſchnöden Worten nennt.

Doch auch Metalle finden ſich,
Die kräftig widerſteh'n;
Der Tugend edle Stoffe ſind's,
Die kämpfend nie vergeh'n.
Des Biedermannes Sinn von Stahl,
Der niemals axydirt,
Des Herzens Gold, das ungetrübt
Und ſchöner ſublimirt.

So liegt in ew'gem Kampf und Streit
Der Elemente Chor;
Aus ihm ſteigt ohne Raſt und Ruh'
Beflügelt Dampf empor.
Des Dampf's Atome dichten ſich
Zu Nebel, der ſich hebt
Und flüſſig wieder niederſinkt,
In Tropfenform verwebt.

Und jeder Tropfen iſt ein Tag
Der, kaum erzeugt, verrinnt,
Den Lauf nach abwärts in die Fluth
Oft raſch, oft träge nimmt.
Bald ſchmückt des Glückes Sonne ihn
Mit bunter Farben Zier,
Bald ſpiegelt er nur düſt'res Grau
Des Mißgeſchickes dir.

Des Jahres letzter Tropfen rinnt!
Saturn wirft einen Blick
Auf's Stundenglas und wendet es.
Nie kehrt die Zeit zurück!
Der Greis erhebet ſich und füllt
Von Neuem die Retort',
Facht an des Feuers zehrend' Glut
Und deſtilliret fort.

H.

Venetien oder das Feſtungsviereck.

(Eine Stimme aus Kärnten.)

Die brennendſte der Tagesfragen iſt gegenwärtig die, ob Oeſterreich Venetien an die italieniſche Revolution geradehin abtreten oder doch verkaufen ſolle. Der Antrag, den der Abgeordnete Vincke in der preußiſchen Kammer ganz ungerufen und unberufen ſtellte, hat dießfalls den gerechten Unwillen Süddeutſchland's rege gemacht und auch wir in Kärnten, die wir daran zunächſt betheiligt ſind, finden es angezeigt, dieſe Frage, wenn auch nur höchſt aphoriſtiſch, aus Thatſachen zu erörtern, da wir bei unſern verehrten Leſern die Kenntniß derſelben vorausſetzen können.

Der Hauptgrund, aus dem man die Hintangabe Venetien's an das uns ſtets feindſelige und mit Frankreich, als Mittelpunkt der romaniſchen Völkerſchaften gegen das Germa-

Digitized by Google

nenthum eng verbündete Italien, nicht blos für Oesterreich sondern im allgemeinen für Deutschland unzulässig findet, ist die Behauptung, daß der Mincio und die Etsch und das an diesen beiden Flüssen gelegene Festungsviereck: Mantua, Peschiera, Verona und Legnago die natürliche und haltbarste Schutzwehr unserer Länder gegen Süden bilden. Die Etsch ist dem Namen und dem Ursprunge nach, als den Bergen Tirol's entquellend, ein deutscher Fluß und selbst der Mincio ist es in so ferne, als er seine Gewässer aus dem Becken des Garda-See's nimmt, der sich aus den Zuflüssen der Tiroler-Alpen füllt, dessen nördliches Ufer Deutschland angehört, wo schon in dem Mittelalter die deutschen Grafen von Arco und Ledron gewaltigten. Frankreich hat seine verwundbarste Seite gegen Deutschland mit deutschen Festungen: Straßburg, Schlettstadt, Breisach, Pfalzburg und Metz bepanzert, warum sollte nicht auch Deutschland an obigen Flüssen es thun, während Frankreich von dem deutschen Elsaß herüber selbst den Hauptstrom Germanien's, den Rhein überbrückt und so den Fuß auf den Nacken gesetzt hat.

Daß Verona, das altberühmte Bern, durch Jahrhunderte eine deutsche Stadt war und zu Kärnten gehörte, haben wir bereits früher gelesen; ebenso war Mantua vom 15. Jahrhunderte her deutsches Reichslehen. Seit 1705, wo der letzte Herzog desselben aus dem Hause Gonzaga in die Reichsacht verfiel, kam und blieb es bei Oesterreich. Als im Jahre 1796 Bonaparte im schnellen Siegeslauf Oberitalien eroberte, war es seine Hauptaufgabe, sich Mantua's zu bemächtigen, was ihm erst nach unsäglichen Kämpfen und dem das erste Mal mißglückten Versuche nach sieben Monaten und zwar den 2. Februar 1797 gelang. Nun ging es, nachdem im Laufe des Februars die päpstlichen Truppen besiegt und der Friede von Tolentino erzwungen worden war, rasch vorwärts. Weder die vielen Flüsse Venetien's, noch die Uebernahme des österreichischen Kommando's durch den Helden und Feldherrn Erzherzog Karl, noch der Winter in den Bergen hielten ihn auf, bereits am 20. März überschritt er Kärnten's Grenze, da die kleine und ungünstig gelegene Festung Gradiska, wie der doch nur unbedeutende Isonzo dem Einbruche in die Ebenen Krain's nur wenig Hindernisse legten. Die von allen Seiten umgangene sonst feste Stellung bei Tarvis wurde bei der eigenen Schwäche an Truppen bald überwältigt und, da aller Widerstand in den rückwärts gelegenen schwächern Positionen vergeblich war, schon am 7. April 1797 der Waffenstillstand zu Judenburg abgeschlossen, nachdem der Feind bis an den Semering vorgedrungen. So hatte etwas mehr als ein Monat hingereicht, vom Mincio bis in das Herz der Monarchie vorzudringen, als jenes Bollwerk gefallen. Noch war Mantua nicht in Bonaparte's Händen, und fünf Armee'n hatte Oesterreich entsendet, um diese Schutzwehr des Reiches zu retten; doch Bonaparte verstand es, sich aus Verona einen Waffenplatz, einen Stützpunkt zu machen, um über seine vereinzelten Gegner herzufallen und so die Siege von Lonato und Castiglione, bei Areole und Rivoli, und zuletzt noch bei der Favorite, gegen Wurmser und Alvinzi zu erkämpfen.

Diese Erfahrung, daß eigentlich Verona, als an der Etsch und den Ausläufen der Tiroler-Alpen und deren Engpässen gelegen, die Pforte nach Deutschland, der feste Riegel gegen feindselige Einbrüche sey, veranlaßten Oesterreich, es durch dreißig Jahre mit immer weitern Außenwerken zu umgürten und durch feste Castelle zu schirmen, so wie auch Peschiera in neuester Zeit mit einer Zahl Forts zu umgeben. Daß Radetzky hier in diesem Delta, zu dem noch Legnago, wenn auch minder bedeutend, gesellt wurde, im Frühjahre 1848 gegen Karl Albert's Uebermacht sich hielt und dann ihn besiegte, so die Monarchie rettete, ist allbekannt. Nur Unwissenheit oder undeutsche Gesinnung können es leugnen, daß Venetien's, somit auch jener Bollwerke Hintangabe für Oesterreich und Deutschland die Oeffnung seiner Südgrenze sey, und den sichern Verlust der Seeküste und Südtirol's nach sich ziehen müsse. Und nun erst die thörichte Feilschung mit dem Paladium des Reiches! Wer hat sich denn angebothen, Venetien zu kaufen und nicht nur allein den Grundwerth des Landes und Staatseigenthums, sondern auch die in hundert gehenden Millionen zu erstatten, die Oesterreich jene Befestigungen und Ausrüstung, die von Malghera und allen Küstenforts, von Venedig bis an die Po-Mündung und bei Mantua — gekostet haben! Vielleicht Piemont? — welches mehr verschuldet ist, als irgend ein Staat, welches eben so wenig biethen würde, als im Jahre 1848, wo man auf England's Antrag bereits am Wege war, es mit Mailand zu thun, und dagegen hören mußte, man werde kommen und es ohne Entgelt nehmen, was leider geschehen; oder hat sich England erklärt, für einen angemessenen, wie gesagt, verdient hohen Preis einzustehen und die Zahlung zu garantiren? Wir lasen nichts davon; nur Deutsche — wir schämen es uns zu sagen — konnten wie vom Dreifuße aus — sprechen, man solle es geradehin wegschenken.

H.

Der Klöckler-Abend.

(Aus dem kärntnerischen Volksleben.)

Wo ist es in den rauhen Advent-Abenden heimischer und behaglicher als in der warmen Stube, — draußen gibt es Schnee in Hülle und Fülle und eine Kälte, daß Alles erstarrt, — bald hier bald dort knarrt es im Gebälke, während die Mühlgänge mit ihrem monotonen Geklapper unter den anschwellenden Eismaßen verstummen Der Ziehbrunnen in Mitte des Dorfes hat sich, um sein Geblüt in Wallung zu erhalten, bis über seine Blechhaube in einen dichten Strohmantel gehüllt; ein scharfer Nord saust über die Giebeldächer, zu Zeiten ganze Wolken von Flugschnee mit sich durch die Lüfte führend. Glänzen die Sterne am nächtlichen Himmel noch so schön und spiegelt sich der Mond in Miriadea von Eiskrystallen — kein Mensch sehnt sich in's Freie; man rückt sich beim Ofen näher zusammen — die Spinnräder schnurren — Scherz und Spiel und lustige Geschichten verkürzen den langen Abend. — — Da pocht es in später Stunde geheimnißvoll an den mit Eisblumen überzogenen Fensterscheiben — die Leute in der Stube schrecken auf — ihre Phantasie war eben den Zauberbildern eines Märchens gefolgt, das die alte Muhme wie aus dem „Flachswickel" herausspann; nun kommt es gar an die Hausthüre.

„Geht, geht, macht auf, es sind die Klöckler, sie sollen bei uns nicht so vorübergehen" ruft die geschäftige Alte.

Die Hauspforte ist bald geöffnet, in der Vorlaube hört man mehrere Tritte und ein leises Flüstern; endlich erhebt sich eine weiche jugendliche Stimme, der mehrere andere begleitend sich anschließen. In der Stube ist nun alles still — nur die Spinnräder schnurren weiter; — mit gespannter

Digitized by Google

Aufmerkſamkeit lauſcht man der nichts weniger als melodiſchen Weiſe, die wir als Probe der Volkspoeſie hier mittheilen wollen:

„Heint is der heilige Klöckler-Abend,
Den Gott der Herr erſchoafen hat.
Wir wünſchen dem Bauer an guldanen Hof,
Zwa rücklote Ochſen, zwa zikate Schaf;
Wir wünſchen der Bäuerin an guldanen Herd,
Aft daß ſie ſoan kochen was ihr Herz'l begehrt;
Wir wünſchen der Tochter a guldanes Radl,
Aft daß ſie kann ſpinnen a gee a fein's Fadt;
Wir wünſchen der Dirn a guldane Stiog'n
Und af jeden Stapfl a Kind in der Wiag'n;
Wir wünſchen dem Knecht a guldane Zangan,
Aft daß er a kunat den Himmel darglangan;
Wir wünſchen den Kindern a guldanen Tiſch,
Af oallen vier Ecken an gebratenen Fiſch. u. ſ. w. —
Wir hören ſchon die Schlüßel klingen,
Paſt's auf! die Frau Muater wird uns was außer bringen."

Der glimmende Kien am „Spannhalter" wirft einen düſteren Schimmer über die alterthümlichen Möbel der Stube und über die frohen Geſichter, an welchen man die aufflammende Röthe der Freude oder vielleicht der Verlegenheit beim Abſingen der Reime kaum bemerken konnte. Die Alte war gegen das Ende des Liedes aufgeſtanden, ganz ferzſam hat ſie die „Bergabfälle" von der Schürze geſchüttelt, — nun eilt ſie hurtig hinaus in die reichlich mit Schinken und Würſten und Früchten ausgerüſtete Speiſekammer, um den Sängern den gebührenden Lohn zu verabreichen; dieſe ziehen dann weiter von Haus zu Haus — auf wenig betretenen, oft gefährlichen Pfaden, mag es nun ſtürmen oder ſchneien; es macht ihnen Vergnügen und Freude.

Dieſe eigenthümliche Sitte, wie wir ſie in abgelegenen Ortſchaften des oberen Drauthales, an der Grenze des Möllthales finden, und deren Zuſammenhang mit der Weihe der heiligen Adventszeit, da ſie jedes religiöſen Charakters entbehrt, wohl nur in der Berückſichtigung des nahen Jahreswechſels, wo man ſich gewöhnlich zu beglückwünſchen pflegt, ſeinen Grund haben mag, iſt über ganz Süddeutſchland verbreitet; vorzüglich gehegt und gepflegt wird ſie im Möllthale, wo die Klöckler oder „Kiſner" muntere Burſchen, welche Kopf und Herz am rechten Flecke haben, ſich mit dieſem oder jenem Reimgeübten des Hausgeſindes in einen förmlichen Wettkampf einlaſſen, wobei die Funken des Witzes und Humors in epigrammatiſcher Form vierzeiliger Knittelverſe leuchten, wie die Sterne der Nacht.

Wie ſo manche Gebräuche unſerer Heimath, welche Regſamkeit und Bewegung in's Volksleben und mitunter recht tiefe Lebenswahrheiten zur Anſchauung brachten, nur in der Erinnerung mehr fortleben, ſo wird auch dieſe allmälig verſchwinden. An den meiſten Orten iſt das „Klöckeln" bereits ganz abgekommen, an vielen ſind es nur mehr die Kirchenknaben, die es als kleinen Erwerbszweig, obſchon ſie an nicht wenigen Thüren kurz abgewieſen werden, noch aufrecht erhalten.

F. Franziſci.

Auszüge aus den Memoiren und der Correſpondenz des Prinzen Eugen Beauharnais, Vicekönigs von Italien, nachherigen Herzogs von Leuchtenberg.

Herausgegeben von Du Caſſe.

Ueberſetzt und für die Carinthia zuſammengeſtellt von Paul Freiherrn von Herbert.

(Fortſetzung und Schluß von Nr. 3.)

(10. und letzter Band.)

27. Buch.

Hier werden die Ereigniſſe vom 1. Jänner bis zum 9. Februar 1814, die den Vicekönig und die italieniſche Armee betreffen, berichtet, als deren bedeutendſtes wir die Schlacht am Mincio vom 8. Februar 1814 hervorheben.

Nachdem der Vicekönig ſich mit ſeiner kleinen Armee von der Etſch zurückgezogen und am rechten Ufer des Mincio eine vortheilhafte Stellung eingenommen hatte, indem er ſich rechts an Peſchiera, links an Mantua lehnte, beſchloß er der neapolitaniſchen Armee, welche, ohne noch den Krieg erklärt zu haben, in Wahrheit die Feindſeligkeiten ſchon begonnen hatte, eine derbe Lektion zu geben. Dazu hielt er es für unerläßlich, den Graf Bellegarde außer Stand zu ſetzen, die Truppen, welche während der Aktion am rechten Ufer des Po, am Mincio blieben, zu beunruhigen.

Deßhalb war es nöthig, den Oeſterreichern eine Schlacht zu liefern und der Prinz beſtimmte dazu den 8. Februar. Sein Bericht über dieſe Schlacht an Clarke vom 9. Februar aus Goito lautet, wie folgt:

Herr Herzog von Feltre, ich wurde benachrichtigt, daß der Feind ſich mit aller Macht von Verona gegen Roverbella und Villafranca geworfen hatte; ich beſchloß daher am 8. über den Mincio zurückzugehen, um ihm in dieſer Stellung eine Schlacht anzubiethen.

Ich brach demnach mit den Diviſionen Bouyer und Marcognet, geführt von General-Lieutenant Graf Grenier, der Diviſion Quesnel, der Kavallerie des General Mermet und der königlichen Garde von Mantua und Goito auf.

Grenier mußte ſich beeilen, ſeine Truppen zu ſammeln, um mit ihnen dann Monzambano zu erreichen und die Hauptbewegung der Armee gegen Villafranca zu ſtützen. Ich mußte annehmen, den Feind da zu finden, wo er am vorigen Abend war, d. i. in Roverbella, Villafranca und Valeggio; aber durch ein ſonderbares Zuſammentreffen dehnte er in derſelben Nacht ſeine Truppen über Valeggio aus und bewerkſtelligte ſeinen Uebergang bei Borghetto zur ſelben Stunde, als ſich unſere Truppen an ihren Beückenköpfen entwickelten. Deſſenungeachtet engagirte ſich die Schlacht in den Ebenen von Roverbella mit einem Theile der öſterreichiſchen Armee und allen Reſerven derſelben, während zur ſelben Zeit Berdiee der Avantgarde denſelben auf den Höhen von Mozambano den lebhafteſten Widerſtand leiſtete.

Um 11 Uhr Morgens bedeckte unſere Avantgarde, kommandirt vom General Bonnemains, ſchon die Ebene von Roverbella und vor Mittag waren wir Herren des Dorfes. Der Feind machte mit ſeiner Kavallerie und ſeinen Grenadieren mehrere fruchtloſe Angriffe. Um 4 Uhr war das Dorf Pozolla genommen und der Feind gab ſeine Vorbe-

*

Digitized by Google

reitungen zum Brückenschlagen auf. Wir waren bis auf die Höhen von Valeggio vorgedrungen, wo uns die Nacht überraschte. Die Dunkelheit konnte kaum die Kämpfenden zähmen, so groß war die Kampflust unserer Soldaten. Die Schlacht war sehr heiß, da man auf beiden Seiten sehr erbittert war.

Seinerseits hatte General-Lieutenant Verdier auf den Höhen von Monzambano alle Angriffe des Feindes zurückgeschlagen und, obschon er ohne Verbindung mit den andern Divisionen war, da der Feind schon Kolonnen nach Volta geworfen hatte, nicht einen Zoll Terrain verloren. Die Erfolge dieses Tages sind sehr befriedigend. Mehr als 2500 Mann, worunter 40 Offiziere, sind in unsere Hände gefallen. Der Feind hatte 5000 Todte und Verwundete verloren, auch nahmen wir eine große Menge Equipagen. Die Regimenter Deutschmeister und Reisky, die Grenadierreserve und das Regiment Hohenlohe-Dragoner haben vorzüglich gelitten. Durch einen einzigen Angriff des 31. Chasseurregimentes wurde ein Grenadierkarré gesprengt. Es ist schwer, unsere eigenen Verluste anzugeben, welche jedoch nicht 2500 Kampfunfähige erreichen.

Während der Nacht zog der Feind die Truppen, die dem General Verdier gegenüber standen, über den Mincio zurück. Unsere Truppen, nachdem sie die Nacht am Schlachtfelde zugebracht, gingen diesen Morgen wieder über den Mincio zurück, stellten die Verbindung mit dem Korps des General Verdier her, und besetzten wieder die Mincio-Linie. Ich werde heute mein Hauptquartier nach Volta verlegen. *)

28. Buch.

(9. Februar bis Ende April 1814.)

Hier finden wir die Rechtfertigung Eugen's gegenüber den Beschuldigungen Anthouard's und Marmont's, nach welchen er den Befehlen Napoleon's, Italien mit seiner Armee zu verlassen und nach Frankreich zu marschiren, ungehorsam gewesen wäre. Diese Befehle waren bedingt, nämlich der Vicekönig sollte Italien verlassen, sobald sich Murat bestimmt gegen Napoleon erklärt hätte. Diese Erklärung ließ aber so lange auf sich warten, bis die Schlacht am Mincio (am 8. Februar) geschlagen war, welche den Kaiser wieder mit solchen Hoffnungen erfüllte, daß er durch Tascher seinem Stiefsohn den Befehl ertheilte, sich in Italien so lange als möglich zu halten. Außerdem war es noch ein anderes Motiv, welches Eugen bestimmte, den bedingten Befehlen nicht nachzukommen. Er befehligte eine Armee von 36.000 Mann, darunter waren 24.000 Mann französische Truppen und 12.000 Mann Italiener.

Von den französischen Truppen waren aber die Hälfte Italiener, die ihn alle verlassen hätten. Er wäre also kaum mit 10—12,000 Mann in Frankreich angekommen, und hätte 70.000 Oesterreicher (nach seiner Angabe) verstärkt durch die Neapolitaner auf seinen Fersen nach sich gezogen, während er, wenn er blieb, seine Armee beisammen halten, und seinen Feind in Schach halten konnte.

Wir theilen aus diesem Buche, welches die bekannten Ereignisse vom 9. Februar bis Ende April 1814 behandelt, nun noch einen Brief Napoleon's mit, der dessen Falschheit, in der er sich wenig von seinem Neffen unterscheidet, kennzeichnet:

Napoleon an Eugen.

Soissons, 12. März 1814.

Mein Sohn, ich schicke Ihnen eine Kopie eines sehr merkwürdigen Briefes des Königs von Neapel. Da man mich und Frankreich mordet, sind diese Gefühle nicht begreiflich. Ich erhielt auch den Brief, den Sie mir schrieben mit dem Entwurfe des Vertrages, welchen Ihnen der König geschickt. Sie sehen wohl ein, daß dieser Gedanke eine Narrheit ist. Schicken Sie jedoch einen Agenten zu diesem außerordentlichen Verräther und machen Sie mit ihm einen Vertrag in meinem Namen. Lassen Sie Piemont und Genua unberührt und theilen Sie das übrige Italien in zwei Reiche. Der Vertrag soll aber geheim bleiben, bis die Oesterreicher vertrieben sind, und der König soll sich 24 Stunden nach der Unterzeichnung erklären und auf die Oesterreicher werfen. Sie können in diesem Falle alles thun, nicht sparen, um unsere Macht durch die der Neapolitaner zu verstärken. Man wird dann thun, was man will, denn gegenüber solcher Undankbarkeit und bei solchen Umständen bindet nichts. Ich habe dem Papste erlaubt, als Bischof von Rom in seine Diözöse zurückzukehren ꝛc.

29. Buch.

(1814 — 1824.)

Eugen verließ Verona Ende April, begab sich mit seiner Familie nach München, um sich bald darauf nach Paris zu begeben, um seiner Mutter die Augen zuzudrücken. Er wurde von Ludwig XVIII., den Prinzen des Hauses Bourbon, den alliirten Monarchen sehr ehrenvoll empfangen und schloß mit Kaiser Alexander von Rußland innige, dauernde Freundschaft. Während des Kongresses, zu welchem er sich wegen Sicherung seines Schicksals und seiner Stellung begeben hatte, war er sehr viel in Gesellschaft des genannten Monarchen, außerdem schloß er sich vorzüglich an Erzherzog Johann, seinen Gegner in Ungarn und Italien, an Herzog Albert von Sachsen, Fürst Esterhazi, den Prinzen Rohan, Prinzen von Koburg, Grafen von Goëß, und den liebenswürdigen, geistreichen Prinzen Ligne an. Sein taktvolles Benehmen während der hundert Tage findet hier die verdiente Anerkennung. Die Verhandlungen über die Placirung Eugen's, die Hoffnungen einer zu erlangenden Souverainetät, werden hier ausführlich berichtet. Es würde zu weit führen, dem Gange dieser weitläufigen Auseinandersetzungen zu folgen und kaum von Interesse seyn, da die endliche Sicherung des Looses unseres Prinzen, als einfachen, wenngleich wohlhabenden und unabhängigen Privatmann mit dem Titel eines „Herzogs von Leuchtenberg", ja doch hinreichend bekannt ist. Weniger bekannt dürfte seine Großmuth gegen seine Kriegskameraden seyn. Baron Daruay, welcher seine Ausgaben registrirte, gibt an, daß er 1815, 100.000 Francs, im folgenden Jahre 60.000 Francs zu diesem Zwecke verwendete. So ferne er sich nach der ersten Abdankung Na-

*) Major Johann Ritter von Egarten, Besitzer des Gutes Himmelau, welcher an diesem Tage als Grenadier-Oberlieutenant des Regimentes Erzherzog Karl schwer verwundet wurde, gibt ziemlich übereinstimmenden Bericht. Er stand mit seinem Bataillon bei Valeggio; sie wurden von dem Vicekönig mit Uebermacht überfallen, formirten schnell Massen, Egarten's Hauptmann wurde bald blessirt, darauf übernahm er das Kompagnie-Kommando, wurde, als er einen Bajonettangriff mit der halben Kompagnie machte, ebenfalls verwundet, der Lieutenant, der ihm im Kommando folgte, wurde erschossen, außerdem blieben die zwei Feldwebels und wurden 40 und einige Grenadiere getödtet und verwundet.

poleon's von allen politiſchen Umtrieben hielt, ſo bewahrte er doch, wie wir eben gezeigt, das Herz eines Franzoſen und die treueſte Kindesliebe für Napoleon, wie folgende Züge beweiſen mögen.

Im Jahre 1818 am 28. November ſchrieb er, da er durch den Grafen Las Cafes die unwürdige Behandlung Napoleon's durch die Engländer erfahren hatte, dem Kaiſer Alexander folgenden Brief:

Sire, verſchiedene Journale berichten, daß der Kaiſer Napoleon der Mittel beraubt iſt, ſeine dringendſten Lebensbedürfniſſe zu befriedigen und daß ſeine Geſundheit durch ſolche Entbehrungen leidet. Solche Härte, wenn ſie Wahrheit iſt, kann nicht in der Abſicht der Monarchen liegen und am wenigſtens in der Abſicht Euer Majeſtät, davon bin ich überzeugt. In dieſem beunruhigendem Bangen, Sire, iſt es meine Pflicht, für denjenigen, der der Gemahl meiner Mutter, der in meiner Kriegs- und Friedens-Carriére mein Führer war, mich mit Güte überhäuft hat, die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe Euer Majeſtät anzurufen. Ich bin gewiß weit entfernt, etwas zu verlangen, was die Ruhe Europa's ſtören könnte; aber es gibt ohne Zweifel einen Ausweg, die Intereſſen Europa's mit den Intereſſen der Menſchlichkeit zu vereinen, und dieſen Ausweg wird der Geiſt und das Herz Euer Majeſtät leicht finden.

Als Eugen durch Las Cafes erfuhr, daß es Napoleon an Geld gebrach und dieſer von ihm eine Sendung von 100 Louis monatlich verlangte, wurden Las Cafes die 100 Louis zur Verfügung geſtellt. —

Im Anfange des Jahres 1823 litt Eugen am erſten Krankheitsanfalle, der ſein Leben in Gefahr brachte. Schon damals wurden die Kirchen nicht leer von Andächtigen, die um Erhaltung ſeines Lebens flehten. Dießmal wurde er erhalten. Die künftige Königin von Schweden (ſeine Tochter) ſagte ihrem Vater Lebewohl, um ſich nach Stockholm zu begeben. Die Bäder von Marienbad hatten dem Herzoge von Leuchtenberg ſehr wohl gethan. Nach München zurückgekehrt, bellagte er ſich nach einer langen Eberjagd, die er noch immer ſehr liebte, über Schwindel. Das Uebel verſchlimmerte ſich und er ſtarb in der Nacht vom 21. Februar 1824, tauſendfach beweint.

30. Buch.

Dieſes enthält nochmals die Rechtfertigung Eugen's und die Schilderung der unfaubern Motive, welche Anthouard und Marmont zu ihrer Verleumdung bewogen.

Ferner werden hier zwei Inſinuationen berichtet, welche die letzten Lebensjahre des Vicekönigs trübten. Es wurden von ihm die Intereſſen eines Depots von 800.000 Francs gefordert, wovon er gar keine Intereſſen zu vergüten verpflichtet war. Endlich wird erzählt, daß Napoleon in einem eigenhändigen Kodicill zu ſeinem Teſtamente, datirt Longwood, 24. April 1821, folgende Forderungen an Eugen ſtellte:

Ueber die Liquidirung meiner Civilliſte von Italien, ſowohl in Geld, Edelſteinen, Silber, Wäſche, Meubles ꝛc., wovon der Vicekönig Depoſitär iſt, und welche mir gehört, beſtimme ich 2 Millionen als Vermächtniß für meine treueſten Diener. Ich hoffe, daß mein Sohn Eugen Napoleon dieſe Beſtimmung getreu ausführen wird. Er kann nicht vergeſſen haben, daß ich ihm ſowohl in Italien als bei Theilung der Verlaſſenſchaft ſeiner Mutter 40 Millionen gegeben habe ꝛc.

Es wird nun bewieſen, daß Napoleon kein Recht zu dieſen Beſtimmungen hatte, da keine Liquidirung der italieniſchen Civilliſte erfolgt war; da die Beſitzungen in Italien, welche Napoleon ihm gegeben, nicht 40 ſondern 20 Millionen werth waren, da ſie 40 Jahre ſpäter um 22 Millionen verkauft wurden; daß Napoleon nach ſeinem eigenen Code kein Recht auf Eugen's Erbſchaft von Joſephinen hatte. Der Kaiſer verlangte von Eugen 2 Millionen zu Gunſten ſeiner treueſten Diener. Er hatte Eugen adoptirt, ihn erhoben, mit einer Prinzeſſin vermählt, mit der er ſechs Kinder hatte. Von ihm 2 Millionen verlangen, hieß faſt, ihn ruiniren. Man muß ſich auch der Verſprechungen erinnern, die der Kaiſer der Prinzeſſin Auguſte bei ihrer Vermählung gegeben hatte und welche nie erfüllt worden waren. Dieſes Kodicill iſt geſchichtlich intereſſant, weil es einen neuen Beweis der Undankbarkeit und Ungerechtigkeit Napoleon's gegen ſeinen allertreueſten Diener gibt.

Welche tiefe Kränkung mußte Eugen empfinden, als er kurz vor ſeinem Tode dieſe Geſinnungen ſeines Stiefvaters kennen lernte!

Wir ſchließen dieſe Auszüge, indem wir die Hoffnung und den Wunſch ausſprechen, den Leſern dieſer Blätter manches Neue und Intereſſante geboten zu haben.

Literariſche Anzeige.

Die Grafen von Hennburg; von Dr. Karlmann Tangl, Profeſſor an der k. k. Univerſität zu Graz.

Eben haben wir die zweite und Schlußabtheilung obiger Lukubration vor uns, wovon die erſte Abtheilung im Jahre 1857, die zweite im Jahre 1860 in Wien aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei erſchien, die aus dem XIX. dann XXV. Bande des von der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften herausgegebenen Archives für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen beſonders abgedruckt wurden. Der gelehrte Herr Verfaſſer hat dadurch wieder eine Säule mehr in den Bau der vaterländiſchen Geſchichte eingefetzt, welche er früher ſchon mit den Monographien der Grafen dann Herzoge aus dem Hauſe Eppenſtein, der Grafen von Pfannberg ausſtattete, und uns eine ſolche der Grafen von Ortenburg in Ausſicht ſtellt. Es iſt dadurch der Geſammthiſtorie Kärnten's, beſonders für die Periode, wo es noch ſelbſtſtändig war, vorgearbeitet und auch für die nachfolgende in den Nebenparthien vieles gewonnen. Die gegenwärtige Stellung des verehrten Herrn Verfaſſers an der Quelle für innerösterreichiſche Geſchichtsſtudien am „Johanneum zu Graz" und ſo nahe an den Sammlungen des kärntneriſchen Geſchicht-Vereines zu Klagenfurt läßt ein um ſo gewinnreicheres Fortſchreiten erwarten, als der Herr Profeſſor früher ſchon zu Lemberg an die Bearbeitung der Eppenſteine trotz der weiten Entfernung Hand anzulegen ſich nicht ſcheute.

Was den Gegenſtand der gegenwärtigen Abhandlung betrifft, wurde derſelbe außer von Fröhlich in ſeiner Genealogia Sonnekiorum, Comitum Colejae et Comitum de Hennburg von niemanden abgeſondert und eingehend noch behandelt, was wohl vor allem in dem früheren Mangel urkundlicher Quellen lag, indem man doch füglich nur an eine Monographie gehen kann, wenn es glaublich, daß man

Digitized by Google

jene erschöpft und keine besondern Entdeckungen mehr anzuhoffen hat. Dieses ist jetzt, wo Archive und Sammlungen offen stehen und die Ausbeute der vaterländischen Quellenforschung größtentheils schon in gedruckten Regesten bloß liegt, allerdings möglich. Trotz des ungemeinen Fleißes, den der Hr. Verfasser auf diese Ausbeutung verwendete, gesteht er (S. 12. I. Abtheilung), daß die erste Periode der Heunburge, d. i. die von ältester Zeit (1103) bis zum Jahre 1249 so zu sagen keine Geschichte habe, indem nur angegeben werden kann, diese oder jene Heunburge haben in dieser oder jener Zeit gelebt. Die zweite Abtheilung der Monographie von 1249—1323 ist hingegen desto thatenreicher, und ihr widmet der Hr. Verfasser nicht weniger als 156 enz gedruckte Seiten.

Es würde weit über die Grenzen einer bloßen Anzeige hinausgehen, wollten wir auch nur einen Umeiß von dem Walten und den Thaten unserer Heunburger geben, die in der Gegend ihres Stammschlosses von der Saualpe bis hinüber in das Jaunthal an Steiermark's Grenze und in diesem an der Sann reich begütert, Vögte des Stiftes Oberburg ꝛc. waren. Graf Ulrich von Heunburg war nach dem Anfalle Kärnten's an König Ottokar von Böhmen, Hauptmann des Landes und erfreuet durch die Hand der noch jungen Witwe Herzog's Ulrich von Sponheim-Kärnten, der Babenbergerin Agnes, welche Ottokar an der Seite nur eines Grafen mit ihren Ansprüchen auf Steiermark und Oesterreich sich unschädlich machen wollte. Ottokar zwang sie auf alle Güter zu verzichten, welche ihr ehemals Herzog Ulrich verschrieben hatte, ebenso Graf Ulrich auf seine österreichischen Güter, und sich mit einem geringen Leibgeding zufrieden stellen. Dieses Verfahren wendete Ulrich's Gemüth vom gewaltthätigen Böhmenkönige ab. Ulrich trat dem Bunde der Edlen Steiermark's gegen Ottokar bei, und als derselbe nach kurzem Frieden, welcher Oesterreich, Steier, Kärnten und Krain zur Verfügung des Kaisers Rudolf stellte, die Waffen wieder aufnahm, fand sich Graf Ulrich mit 200 Reisigen beim kaiserlichen Heere ein, welches am Marchfelde Ottokar den Sieg entrang, der ihm Krone und Leben kostete.

Die Verfügung Kaisers Rudolf, welche Kärnten an den Grafen Meinrad von Görz-Tirol, und Steiermark an des Kaisers Erstgebornen Albrecht brachte, war für Graf Ulrich von entscheidender Folge. In beiden Ländern brach der Aufruhr los, zuerst in Steier, wo man Graf Ulrich für sich gewann, aber unterlag, dann in Kärnten, wo sich Graf Ulrich der festen Burg Griffen bemächtigte, und von da aus Herzog Meinrad's Söhne befehdete, von denen Ludwig zu St. Veit von dem Verbündeten des Grafen, dem Salzbueger Biedom bei dem gemeinschaftlichen Ueberfall gefangen genommen wurde. Wir kennen diese Katastrophe aus früheren Schilderungen, wie den unheilvollen Kampf am Wallersberge, wo der Herzog an den Gegnern Vergeltung nahm, aus geschichtlicher wie dramatischer Darstellung. Wie kein Unglück allein kommt, war es auch jetzt. Dem Heunburger wurden seine Güter auf das grausamste verwüstet. Dieses zerriß Graf Ulrich's Herz; er gab alle seine Besitzungen auf und nahm gegen 1000 Pfd. Wiener Pfennige Wohnung zu Wiener-Neustadt, als ein Gefangener, einzig getröstet durch die standhafte Anhänglichkeit seiner Gemahlin. Alle schönen Träume von Herrlichkeit waren dahin und der Schmerz tödtete ihm seine Lebensgefährtin, ehe sie den Tag der Freiheit wieder erlebte, der den Grafen nach Kärnten zurückführte. Von den fünf Kindern, mit denen Agnes ihren Gatten beschenkt hatte, starben die Söhne Friedrich und Hermann ohne männliche Nachkommen, und das Heunburger-Gut ging an die Schwiegersöhne über. So weit wir. Dr. Tangl hat die von uns berührte interessante Parthie aus der vaterländischen Geschichte mit urkundlicher Treue und verdienter Ausführlichkeit geschrieben; dieses gibt dieser seiner Lukubration einen vorzüglichen und bleibenden Werth und empfiehlt sie allen, die vaterländische Geschichte nicht blos mit Wißbegierde sondern um des tiefern Verständnisses der Vorzeit willen mit gemüthlicher Theilnahme lesen.

H.

Wanderblätter.

1.

Wir rollten die herbstlichen Auen,
Die heimischen Thäler entlang,
Im Nebel und Morgengrauen
Bei schmetterndem Posthornklang.

Schon nickte in halbem Traume
Am Bocke der munt're Gesell,
Da grüßt uns vom Waldessaume
Ein Haus mit drei Fensterlein hell.

Wer schafft die frühe Stunde
Im festlich erleuchteten Haus?
Von der Bahr' mit lächelndem Munde
Ein Mägdlein grüßt heraus!

O dreifach trübes Scheiden!
Der Schwester heißer Kuß,
Der Mutter stilles Leiden
Und jener Todten Gruß!

2.

Fremd umweh'n mich Glockenklänge
Abends in der fremden Stadt,
Wo mir in dem Volksgedränge
Kein bekanntes Antlitz naht.

Noch des Mittelalters Rüstung
Steht hier Erker, Thurm und Thor!
Grüßt aus keiner Fensterbrüstung
Blüh'nde Neuzeit wo hervor?

Ist's das letzte Haus am Bache,
Wo man spricht ein Nachtgebeth,
Ueber dessen Giebeldache
Bald mein Glücksstern leuchtend steht?

Zeigt mir sie, daß ich begrüßen
Meines Lebens Herrin kann!
Oder, werd' ich scheiden müssen,
Wie ich kam, als fremder Mann?

Wehmuth faßt beim Glockenklange,
Sehnsucht mich am fremden Ort!
Müd' kehr' ich vom Abendgange, —
Weder Blick getauscht noch Wort!

Digitized by Google

3.

Der Wanderzug der Vögel ruft
Zu ſchimmernden Geſtaden,
Uns in des Südens Blütheduft
Und Sonnenſchein zu baden!

Und Wanderluſt erweckt am Strom
Des Dampfers hohl Gebrauſe!
Es blinkt manch ferner hoher Dom
In meine ſtille Klauſe!

Doch, wie er blinkt im Wettenzug,
Wie Schiff und Wogen eilen,
So lockt mich nicht der Vögel Flug,
So möcht' ich weilen, weilen!

Vielleicht, daß, bis der Frühling kommt,
Und alle Knoſpen ſprangen,
Mir ſolch' ein treu Beharren frommt, —
Ein Röschen hier mag prangen!

4.

Drei Jährchen ſind ſeitdem entflogen!
Da kam ich die Waſſerbahn,
Und ſah von den ſchaukelnden Wogen
Das freundliche Städtchen mir an!

Iſt's doch mit dir mir ergangen,
Wie es mit dem Kind uns ergeht,
Dem ſchnell unſer Auge befangen
Entzücken und Neigung geſteht!

Wenn nach Jahren, an fremdem Orte,
Sich findet, was lange getrennt,
Und mit dem erſten Worte
Die alte Neigung bekannt!

Krems.

Friedrich Marx.

Madeira.

Die „Mußeſtunden", Jg. 1861, Nr. 4, bringen eine Abbildung der prachtvoll eingerichteten Villa, welche Ihre Majeſtät die Kaiſerin von Oeſterreich, Eliſabeth, zu ihrem Winteraufenthalt gewählt hat. Sie liegt in der Nähe der Stadt Funchal auf Madeira, inmitten einer herrlichen Landſchaft, die mit allen Reizen einer üppigen Pflanzenwelt geſchmückt iſt.

Die Inſel Madeira vereinigt in ſich am meiſten die Bedingungen, die zur Herſtellung eines Kranken unerläßlich ſind. Hinſichtlich Gleichmäßigkeit der Wärme ſteht Madeira allen Orten weit voran. Es gehört zwar zu den feuchteren Klimaten, ſeine Luft iſt jedoch durchaus nicht übermäßig feucht. Die Reinheit ſeiner Luft, in der niemals Staub vorkommt, gibt ihm entſchiedenen Vorzug vor vielen andern Orten; die einzigen Konkurrenten hinſichtlich klimatiſcher Vortheile könnten die canariſchen Inſeln ſeyn.

In neueſter Zeit hat man auch den glücklichen Gedanken gehabt, Madeira zur Zwiſchenſtation für Solche zu machen, welche ihren Wohnſitz aus einem heißen in ein kaltes Klima und umgekehrt verlegen. Eine ſolche Zwiſchenſtation erleichtert die Akklamatiſirung in dem neuen Wohnſitz bedeutend. Gegenwärtig liegt der portugieſiſchen Regierung der Plan vor, Madeira noch in einer andern Beziehung zu einer Zwiſchenſtation zu machen. Der deutſche Botaniker, Dr. Friedrich Welwich in Liſſabon, ein geborner Kärntner, hat nämlich vorgeſchlagen, auf Madeira einen großartigen Akklimatiensgarten tropiſcher Gewächſe zu gründen, die, wenn ſie ſich an das Klima von Madeira gewöhnt haben, nach Europa verſetzt werden ſollen; eine Idee, die von großen Folgen ſeyn kann.

Erklärung.

Ich finde mich veranlaßt, hiemit zu erklären, daß der wörtliche Nachdruck der von mir der löbl. Redaction der Carinthia zur Aufnahme in dieſes Blatt übergebenen Mittheilung über die General-Verſammlung des kärntneriſchen (nicht kärntiſchen oder Kärntner-) Geſchicht-Vereines am 30. Jäner 1861 im Feuilleton der „Klagenfurter Zeitung" Nr. 36 und insbeſondere die Bezeichnung dieſes Nachdruckes mit einer, dem Originale von mir nicht beigegebenen, Chiffer, ohne der genannten löbl. Redaction und meine Genehmigung, ſomit ganz unbefugt, geſchehen iſt, da wir im vorliegenden Falle zum allermindeſten zu der Forderung berechtiget waren, daß die Carinthia als das Blatt benannt werde, welchem man die fragliche Mittheilung zu entnehmen für gut fand.

Ritter v. Gallenſtein,
Secretär des kärntneriſchen Geſchicht-Vereines.

Das kärntneriſche Idiotikon.

(Fortſetzung von Nr. 3.)

grausla, häßlich, gräßlich, gräulich, fürchterlich. Engliſch to growse = ſchaudern, ſchauern; der höchſte, fortgeſetzte, anhaltende Grad von Furcht — grauſen; growsome, widerlich. Hilpert, I. 365.

greaggerisch, gröggerisch, göggerisch, ungeſchickt, tölpelhaft.

Great, Gretl, Grete, Taufname: Margaretha.

Gredl, eine junge, geſunde, körperſtarke Weibsperſon; wahrſcheinlich das Engliſche girl, Mädchen. Griechiſch κορή, κούρη.

Gredn, ein Holzſtoß, geregelt, nach Klaftern in die Höhe geführt — aufgebäuft.

Gregge, ein Kind, ohne Wachsthum.

Gregl, das Lärmen, das laute, ſchnelle, unverſtändliche, gedankenloſe Sprechen der Menſchen, wie beſonders das des Quaken der Fröſche.

greinan, Laute des Unmuthes oder Verdruſſes (murren, flennen, ſchelten), oder Laute der Angſt und Wehmuth (weinen, jammern, klagen) ausſtoßen; z. B. d'r Himmettate greiat, d. h. es donnert. Z. B. di Maatr hät mi ausgreiat, d. h. die Mutter hat mir einen Verweis gegeben. — Hartmann von der Aue hat es:

„Ich wil mich mit dem munde
nicht geleichen dem Funde,
der dawider greinen tan,
ſo in der ander zannet an.
Hartmann's „Ywain."

Lateiniſch grunire, franzöſiſch grondor, murren, ſchmollen. Engliſch to groan, weinen, ſeufzen; holländiſch grynen, grynzen, klagen, murren; ſpaniſch dar grita, ſchimpfen, ausſchmähen; italiſch gridare, ausgezanken. Altdeutſch grinen; wie wir in der Mondſeeriſchen Gloſſe leſen, heißt grinen: ſchreien, jammern. In dem Fragmente über den ſpaniſchen Krieg, Vers 2858, bedeutet grinen = murren, grämlich thun. Stalder leitet dieſes Wort nicht ohne allen Grund von dem alten Chry, Geſchrei her. Sieh' auch Pict.

S. 194. Ich glaube, hieher gehört auch das Lateinische ringor, welches wenigstens den Nebenbegriff des Murrens und Knurrens hat.

Greiple, eine kleine, abgemagerte Weibsperson.

Greisack, der Sack, die Tasche in einem Kleide.

Greit, Ortschaften, die neu bewohnt sind, und nach ausgereuteten Waldungen erbaut wurden.

Greisel, a greisl, = ein Bischen.

grommeln, halblaut seine Unzufriedenheit äußern.

Grenggi, ein alter, verdorrter Baumstamm; daher figürlich ein alter, hagerer Mensch. Die Wurzel ist ohne Zweifel: krank.

geladin, ein beliebtes Spiel der Kinder mit steinernen Kügelchen.

Griaggn, die sich verkürtenden, eine brennende Empfindung verursachender Ausflüsse der Augen.

griaggangat, rothe, brennende, fließende Augen haben.

Gries. 1. Ein Sandboden überhaupt; ein grober Sand insbesondere. 2. Zermalmte, enthülste Körner, von Hirse, Gerste, Hirse; in dieser Bedeutung: Grütze. Adelung leitet es vom alten grutan, zermalmen, her. Dieses Wort ist in dem Niederdeutschen grüsen = zermalmen, und grus und grut (unserem Gries) noch übrig, und kommt schon bei Ulphilas vor, wo es Krotan lautet. Sieh' Eberhard Synonim. III. 249. Engtisch grit (so wie groats. Wallachisch grit, Geios, Grüsch, Grütze. Französisch gres, grusu. Griechisch γυρις, κριθη), der grobe Sand 1) Geies, Kies. 2) Grütze. In engerer Bedeutung = Hafergrütze. Sieh' Hilpert. I. 363.

Griasbeil, ein mit einer eisernen Spitze versehener Stock zum Henziehen.

Griff, die durch Uebung erlangte Fertigkeit zu irgend einer Arbeit, Handgriff. Er hats schon im Griff, d. h. es ist ihm ein Leichtes, dieses, oder jenes zu machen. Englisch to gripe. Französisch gripper. Italisch grappara. Griechisch γραπτζω. Schweizerisch grippen = greifen, fassen. Sieh' Hilpert I. 363.

grinsn, den Mund, das Gesicht verzerren. In dem alten Fragmente auf Karl den Großen bei Schilter bedeutet grinen die Zähne blecken, griesgramen. Grins'n ist das Frequentativum von greinen. Sieh' dieses Wort bei Adelung.

di haiden grinen, sam di hunde.
Fragment über den spanischen Krieg 2858.

Grint, die Rinde, die sich um Geschwüre, oder manche Hautausschläge ansetzt; ingleichen solche Ausschläge selbst, und besonders derjenige, die Kinder auf dem Kopfe zu haben pflegen — also ein Ausschlag, der eine Rinde bildet — stammt von Rinde.

Gritta, z. B. der Schnee geht den Mannsbildern bis auf die Gritt, d. h. bis zum Rittgefäß = reiten.

Gritter, ein eiserner Dreifuß, gestellt auf die Mitte des Tisches, behufs der Zuspeisen für Dienstbothen (Talggen — Gritter.)

grob, rauh, rah.

Grobian, ein roher, ungeschliffener Mensch.

Gröb, die Lunge insbesondere — und das Eingeweide überhaupt. Gerebe.

Grobe, die Lustseuche — wahrscheinlich = die grobe Krankheit.

Grogge, ein Kind, oder Thier, das keinen Wachsthum hat.

Gröger, der Taufname Gregor; figürlich ein Tölpel.

gröggerisch, ungeschickt, tölpelhaft (Lavantthal).

Groir, ein zweirädriger Wagen, mit Ochsen zu ziehen.

grolaz, das hörbare Ausstossen der Magenwinde.

grompen, einscharren.

groput, groparat, wird von Wegen und Straßen gesagt, die uneben sind und Erhöhungen haben.

gröpat, unbehilflich, ungeschickt, — hat die gleiche Bedeutung mit gäpat. Sieh' gäpat.

Gröpnig, der junge Baumstamm in Walde, der Schößling. Figürlich der Schnurbart.

grnäbn, das Umsetzen der Blumen, abgrnäbn.

Grnägn, die Füsse, überhaupt.

Grnämat, zweite Heu-Ernte.

Grndäläu, = in Suppe eingekochtes abgeriebenes Mehl.

gruntschn, einen Fehler untersagen. Jemanden einen Verweis geben.

grunzn, wird nur von Schweinen mehr gesagt, wie auch das noch übliche togroan der Engländer es bezeugt, z. B. the barg groans, d. h. das Schwein grunzt. In älterer Zeit mag es auch seufzen, ächzen, stöhnen bedeutet haben. Schwäbisch grin. Von grinen stammt das verstärkende Grinsen, von granen das noch in manchen Gegenden Deutschlands übliche gransen. Daß auch Grunzen hieher gehört, leidet keinen Zweifel. Bei Otfried V. 25. 170. lesen wir:

Thio andere alla filu frua
Sero grunnent tharzua.

Die andern alle grunzen dazu sehr früh; wo also grunzen dem Frohsinn entgegensteht.

gruseln, das fieberude Schauern durch Mark und Bein, schaurn, schaudern — aus Furcht, oder aus Zorn. Gehört zu grausen, welches ganz natürlich das verstärkte Grauen ist, durch den eingeschobenen Zischlaut: s.

Gruschpl, der Knaepel. Altdeutsch Knusbein. Angelsächsisch Knspel. Englisch gristle (spreche grisel.) Holländisch Krospel. Landsch. Knarpel, Knorspel, Knospel, Kruspel.

grutsche, langsam, träg, lässig arbeiten.

Grnzl, der Teufel, den man aus Pietät oft beim wahren Namen nicht nennen will.

g'schaftig, sich hervorthun, stolz, hochmüthig, naseuweis; was für a Gschaft?

g'schamig, schamhaft.

Gscharb, die durch Schaben von einem Körper abgelösten, kleinen Theile. Bei uns schabet man Möhren, Rüben, Aepfel mittelst eines Messers — und was abfällt, wird Gscharb genannt. Es stammt von schaben, heißt im Niederdeutschen Shaven, und schon im Angelsächsischen scavan — und ist verwandt mit dem lateinischen scabere — scabies. Die Handlung des Schabens wird oft bei unsaubern Dingen angewendet. Man schabt den Koth von den Schuhen, das Unreine vom alten Käse; es schabt sich, wer die Krätze hat, die darum auch die Schabe, (bei uns Schöbn) so wie der Kranke selbst schäbig genannt wird.

g'schekat, bunt, gefleckt, weißgestreift = gefleckt.

Gscherr, jegliche Pflege, Mühe, schwere Arbeit, überhaupt jegliche Fatalität.

Gschick, gschlekig, jedes Naschwerk, schlecken = naschen — gschleki — dem Naschen ergeben seyn. Die erste Stammwurzel mag Lek oder Lik gewesen seyn, wohin das Lateinische delicatus, und das Griechische γλυκυς = süß deuten — mit dieser Bedeutung genannter Wörter stimmt auch lambere — lecken überein. Sie deuten hin auf Speisen und Getränke, die einen angenehmen Geschmack haben, daß die Zunge darnach leckt; daß man, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, alle zehn Finger darnach leckt.

Gschiet, eine Gesellschaft nicht achtungswerther Menschen, gleichbedeutend mit Bagage.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 5. Sonnabend, den 9. März 1861.

Lebensbild aus der Vergangenheit.

Haydn's letzte Huldigung. *)

In der großen Aula der Wiener Universität sollte sich heute (27. März 1808) ein Fest begeben. Alle Componisten, alle ausübenden Musiker, alle Dilettanten und Musikliebhaber hatten sich zu demselben vereinigt. Die höchsten Namen der Aristokratie und der Kunstwelt standen an der Spitze des Comité's, das zu den Festveranstaltungen zusammen getreten war. Da sah man die Namen der Fürsten Lichnowsky und Liechtenstein, der Gräfinen Kaunitz und Spielmann, die Namen von Beethoven und Salieri, von Kreutzer und Clementi, und endlich auch die Namen der Dichter Collin und Carpani. —

Heute wollte man die Schöpfung in Wien zum fünf und zwanzigsten Mal zur Aufführung bringen, und Joseph Haydn selbst sollte bei dieser Aufführung gegenwärtig sehn. —

Es war die Stunde gekommen, wo das Werk beginnen sollte. Das Publikum hatte seine Plätze eingenommen, das Orchester hörte auf zu stimmen und einzelne Töne anzuschlagen, die Sängerinnen und Sänger standen bereit, und das Fest-Comité hatte sich hinunter begeben vor die Thüre des Hauses, um Meister Haydn's Ankunft entgegen zu harren.

Jetzt öffnete sich diese Thüre und in derselben erschien eine schöne seltsame Gruppe. In der Mitte auf den Schultern von acht jungen starken Männern erhob sich ein Lehnsessel, geschmückt mit Blumengnirlanden und Kränzen, und in diesem Lehnsessel saß die kleine zusammengekrümmte Gestalt eines Greises. Sein Antlitz war verfallen und bleich, und über seiner Stirne hatten die sieben und siebenzig Jahre, welche er gelebt, ihre Furchen gezogen, aber aus seinen großen blauen Augen strahlte ein unvergängliches Jugendfeuer, und das Lächeln seines Mundes hatte etwas Kindliches und Rührendes zugleich. Zur Rechten seines Lehnstuhles sah man eine stattliche Mannsgestalt, einfach und schmucklos gekleidet, aber mit einem Haupt voll Würde und Majestät, das Antlitz düster und wild, die hohe Stirn umwallt von einem Wust dichter wild emporgesträubter Haare, die Augen flammend in düsterm Feuer und dann wieder milden Blickes um sich schauend. Das war Ludwig van Beethoven, den Haydn gern seinen Schüler zu nennen pflegte, und dessen Ruhm schon damals weit über die Grenzen Oesterreich's gedrungen war.

Zur Linken des Lehnstuhles sah man das schöne scharf markirte ausdrucksvolle Gesicht Salieri's, der sich selber gern den Schüler Gluck's zu nennen pflegte, und neben diesen Beiden gingen Kreutzer und Clementi und die übrigen Theilnehmer des Fest-Comité's.

Ein unermeßlicher Jubel begrüßte die Nahenden, das ganze Publikum erhob sich von seinen Sitzen, selbst die Kaiserin Ludovica richtete sich rasch von ihrem vergoldeten Fauteuil empor, und neigte sich lächelnd und grüßend hernieder, und Erzherzog Johann trat dicht bis an die Brüstung der Loge vor, um Joseph Haydn, der hoch über den Häuptern der Menge auf seinem Lehnsessel dahin schwebte, wieder und immer wieder mit freundlichem Kopfneigen und lebhaftem Winken der Hand grüßen zu können.

In der That, der Jubel des Publikums steigerte sich bei jedem Schritt, den der Zug vorwärts that, und eine nicht endende Salve des Beifalls begleitete den Componisten bis zu seinem Platz, den man unmittelbar vor dem Orchester auf einer Estrade bereitet hatte.

Hier traten ihm zwei schöne Damen der höheren Gesellschaft entgegen und überreichten ihm auf goldgesticktem Sammetkissen auf seidenen Bändern gedruckte Gedichte, die von Collin und Carpani verfaßt waren. Zu gleicher Zeit flatterten diese Gedichte in viel hundert Exemplaren über den Saal hin, und Alles rief und jubelte: Es lebe Joseph Haydn, der deutsche Meister! Und das Orchester schmetterte einen jubelnden Tusche dazu, und lauter und stürmischer wiederhotte das Publikum seinen Liebesgruß.

Joseph Haydn, überwältigt, mit Thränen in den Augen, ließ sein Haupt an die Lehne des Sessels zurücksinken. Eine Todesblässe bedeckte seine Wangen und seine Hände zitterten wie im Fieberfrost.

Meister, lieber theurer Meister, fragte die Fürstin Esterhazy, sich zärtlich über ihn neigend, fehlt Ihnen etwas? Sie zittern und sind bleich. Ist Ihnen unwohl?

Nein, o nein, sagte Haydn mit einem sanften Lächeln, der Geist ist selig und freut sich dieser Stunde, welche ein köstlicher Lohn ist für ein langes Leben voll Arbeit und Müh'l Der Geist ist selig, aber er wohnt in einer so schwachen jämmerlichen Hülle, und weil der Geist glüht im Feuer der Wonne, hat sich all' die Glut und Wärme zu ihm hingezogen, und die arme sterbliche Hülle friert und zittert.

Die Fürstin Esterhazy riß mit einer ungestümen Bewegung den kostbaren türkischen Shawl, der ihre Gestalt umhüllte, von ihren Schultern, und breitete ihn vor Haydn aus, und hüllte sorgsam seine Füße in denselben ein.

Sofort folgten die Fürstinen Liechtenstein und Kinsky, die Gräfinen Kaunitz und Spielmann ihrem

*) Sieh' „Carinthia", Jahrgang 1859, Nr. 24 und 25.
A. d. R.

Digitized by Google

Beiſpiel. Sie nahmen ihre ſchönen Zobelpelze, ihre türkiſchen und perſiſchen Shawls ab und hüllten damit den Greis ein, und machten daraus Kiſſen, mit denen ſie ſein Haupt, ſeine Arme ſtützten, oder die ſie als Decke über ihn ausbreiteten.

Haydn ließ es lächelnd geſchehen und dankte nur den ſchönen Damen, die mit geſchäftiger Zärtlichkeit um ihn ſich mühten, mit Blicken voll Rührung und Freude.

Warum ſterb' ich nicht jetzt? ſagte er leiſe vor ſich hin; warum küßt nicht der Tod meine Lippen in dieſer Stunde des ſeligen Triumphes meiner Kunſt? O komme doch Tod, führe mich auf ſeligen Schwingen in die andere Welt, denn hier in dieſer Welt bin ich nichts mehr nütze, meine Kraft iſt hin, mein Kopf hat keine Gedanken mehr. Ich lebe nur noch von der Vergangenheit.

Und doch leben Sie für alle Zukunft, Meiſter, ſagte Fürſtin Eſterhazy glühend, und ſo lange man deutſche Kunſt und deutſche Muſik ehrt und liebt, wird Joſeph Haydn nimmer ſterben und nimmer vergeſſen werden.

Aber jetzt auf einmal trat eine tiefe Stille ein. Salieri hatte ſeinen Platz als dirigirender Kapellmeiſter eingenommen, und gab jetzt dem Orcheſter das Zeichen des Beginnens.

In athemloſem Schweigen horchte das Publikum auf dieſes Gewirre von Tönen, welche in meiſterhafter Tonmalerei das Ringen der Dunkelheit und des Lichts, das Chaos der Elemente bezeichnet.

Immer gewaltiger wühlen dieſe Elemente durcheinander, immer machtvoller brauſen und toben die ungeſchiedenen Mächte des Chaos in düſterer grollender Gewalt durcheinander, plötzlich iſt es, als ob der Horizont ſich kläre, als ob die Wolke zerreiſſen, als ob die diſſonirenden Stimmen ſich einen zu edler Harmonie, und in glühendem Feuerſtrahl tönt es jauchzend und wonnig durch die ringende Welt das große, erlöſende Wort: „Es werde Licht!“ Und jubelnd fallen alle Stimmen ein, und brauſen es in ſeligen Jubel-Accorden nach: Es werde Licht!

Das Publikum, hingeriſſen von der Größe, der tiefſinnigen Gewalt dieſer Töne, brach aus in langanhaltenden lauten Beifall.

Haydn achtete nicht darauf, er hörte nur ſeine Muſik, er hörte ſie mit ſeiner Seele, ſeinem ganzen Empfinden. Bei der tiefgedachten und ergreifenden Stelle: Gott ſprach, es werde Licht — und es ward Licht, ſtrahlte ſein Antlitz wie in einer Verzückung, und ſeine beiden Arme gegen Himmel erhebend, ſagte er fromm und beſcheiden zugleich: Das kommt von dort.

Das Publikum hatte dies laute begeiſterte Wort vernommen, es applaudirte nicht mehr, aber es blickte mit andächtigem Schweigen auf den Greis hin, der inmitten ſeines höchſten Triumphes Gott allein die Ehre gab, und ſich fromm und demüthig neigte vor dem Werke ſeines eigenen Genie's.

Die Muſik rauſchte weiter. Aber Joſeph Haydn hörte ſie kaum noch. Sein Haupt lag zurückgelehnt auf den Seſſel, ſein Antlitz, das ein ſeliges Lächeln verklärte, war todesbleich, ſeine Augen ſtarrten mit glühenden Dankesblicken zum Himmel empor, und ſchienen in ſeligem Schauen alle Himmel offen zu ſehen.

Meiſter, ſagte die Fürſtin Eſterhazy, als der erſte Theil beendet war, Meiſter, Sie dürfen nicht länger hier unter uns weilen, Sie müſſen wieder heimkehren in Ihr ſtilles Haus.

Ja, in das ſtille Haus, welches uns Alle erwartet, dahin werde ich heimkehren, ſagte Haydn ſanft, und ich fühl' es wohl, ich werde nicht länger unter den Menſchen weilen. Es kommt über mich wie ein ſüßer Traum. Laßt den zweiten Theil beginnen, und auf den Flügeln meiner Muſik wird mein Geiſt ſich zum Himmel aufſchwingen.

Aber die Fürſtin Eſterhazy winkte den Freunden: Führt ihn hinweg, die Aufregung wird ihn tödten, wenn er länger bleibt.

Sie näherten ſich ſeinem Stuhl und baten ihn, zu geſtatten, daß man ihn nach Hauſe geleite. Haydn winkte ſtumm und lächelnd Gewährung, und ſein Auge glitt mit träumeriſchem Blick durch den Saal hin.

Plötzlich durchzuckte es wie ein jäher Schreck ſeine ganze Geſtalt, er richtete ſich ungeſtüm empor, daß die Zobelpelze und die türkiſchen Shawl's von ihm abfielen und zur Erde niederrauſchten. Sein Antlitz röthete ſich wie im Glanz der Abendſonne, ſeine Augen blickten ſtrahlend empor, dorthin nach der Loge, dorthin nach ſeinem Kaiſer, ſeinem Herrn, den er ſo lange geliebt, ſo lange in ſeinem Herzen gefeiert, um den er geweint in den ſchlimmen Tagen, für den er gebetet und geſinnen alle Zeit. Jetzt ſah er ihn, ihn, der für ihn das Vaterland, die Heimath, die irdiſche Gerechtigkeit repräſentirte, ihn den Kaiſer, und er fühlte, daß es zum letzten Mal ſey, und Abſchied wollt' er nehmen in dieſer Stunde von der Welt, von dem Vaterland und von ſeinem Kaiſer!

Mit kräftiger Hand wehrte er die Freunde zurück, die ihn halten, die ihn wieder in den Seſſel zurückdrängen wollten. Er war jetzt nicht der ſchwache hinfällige Greis, er fühlte ſich kräftig und ſtark, und mit raſchen Schritten eilte er vorwärts, grad' hindurch durch das Orcheſter, grad' hin zu dem Platz des Dirigenten, zu dem Clavier, das dort aufgeſtellt war. Nun legte er ſeine Hände, die nicht mehr zitterten, feſt auf die Taſten und ſchlug einen vollen Accord an. Sein Antlitz war feſt und unverwandt nach der kaiſerlichen Loge hingerichtet, ſeine Augen ſtrahlten vor Liebe und Entzücken, und mit begeiſterter Kraft begann er jetzt ſein Lieblingslied zu ſpielen, dieſes Lied, das er vor zehn Jahren in den Tagen der Bedrängniß Oeſterreich's componirt, und das er ſeitdem jeden Tag geſungen, dieſes Lied: Gott erhalte Franz den Kaiſer, unſern guten Kaiſer Franz! Und das Publikum erhob ſich von ſeinen Plätzen, und blickte tief bewegt auf das ſtrahlende verklärte Antlitz Joſeph Haydn's hin, und dann hinüber zu dem Kaiſer, der lächelnd in ſeiner Loge ſtand, zu der Kaiſerin, über deren durchſichtig blaſſe Wangen zwei große Perlen niederrollten, und wie aus Einem Munde begannen jetzt die Hunderte und Hunderte mit lauter Stimme zu ſingen:

„Gott erhalte Franz den Kaiſer!“ —

Joſeph Haydn's Hände ſanken kraftlos herunter von den Taſten, ſeine Geſtalt ſchwankte hin und her, und halb ohnmächtig ſank er in die Arme Salieri's und Kreutzer's zurück. —

Der Geſang des Publikums verſtummte, man hatte nur noch Aug' und Sinn für den alten ehrwürdigen Meiſter, der jetzt von Salieri und Kreutzer ſanft in den herbeigebrachten Lehnſtuhl niedergelaſſen ward.

Bringt mich nach Hauſe, Ihr Lieben, ſagte er matt, ſingt Euch meine Schöpfung weiter, mein Geiſt weilt unter Euch, aber mein Körper kann es nicht mehr! Die Jahre haben ihn gebrochen! Lebt wohl! Lebt Alle wohl! Mein Geiſt wird immer unter Euch ſeyn, wenn Ihr meine Muſik ſingt, der Körper ſchwindet, aber der Geiſt bleibt. Lebt wohl!

Digitized by Google

Und die Jünger der Kunst, welche ihn hergeleitet, hoben den Greis in seinem Lehnstuhl wieder auf ihre Schultern, und langsam trugen sie ihn durch den Saal der Ausgangsthüre zu.

In schweigender Ehrfurcht stand das Publikum und schaute empor zu der vorüberschwebenden Gestalt Haydn's, und wagte nicht, durch einen Laut die tiefe, ehrfurchtsvolle Stille zu unterbrechen. Nur mit Seufzen, mit leisem Neigen des Hauptes, mit Thränen der Rührung nahm man Abschied von dem allgeliebten und verehrten Greise, Abschied für immerdar!

Jetzt war der feierliche Zug bis zu der Thür gelangt, Joseph Haydn richtete noch einmal das müde Haupt empor, der Geist flammte noch einmal in seinen Augen auf, ein Ausdruck unaussprechlicher Liebe strahlte von seinem milden Angesicht, er streckte beide Arme wie segnend gegen das Orchester aus und grüßte es mit seinem Lächeln, mit dem Nicken seines Hauptes, mit den Thränen, die in seinen Augen standen.

Durch den Saal ging es wie ein leises Rauschen und Schluchzen, Niemand hatte den Muth in die Hände zu klatschen, jedes Herz war bewegt, jedes Auge von Thränen umdüstert. —

Aber jetzt war er fort, jetzt schloß sich die Thüre hinter Joseph Haydn. Der deutsche Meister hatte heute inmitten des begeisterten Wiener Publikums seine Apotheose gefeiert. Das Leben hatte ihm den Lorbeerkranz geweiht, welchen den Dichtern und Künstlern gemeinhin der Tod erst zu bewilligen pflegt.

Seit dieser Zeit welkte Haydn noch auffallender dem Grabe zu; nur für Augenblicke schienen noch Spuren seiner vorigen Gluth auflodern zu wollen, und solche waren, wenn er seine Lieblingscomposition, die erhebende Volkshymne, und diese mit unendlicher Innigkeit sang. Er that es an seinem letzten Lebenstage noch dreimal nacheinander, dann war es, als ob seine letzte Kraft versiegt sey, und kein Laut kam mehr über seine Lippen. Am 31. Mai 1809 erlosch die Leuchte dieses großen Mannes in seinem 78. Jahre, den Oesterreich im wahren Sinne den Seinen nennen konnte. Er hatte noch den Sieg von Aspern erlebt; die Nachricht davon schwang wie ein Lichtengel noch ihre Schwingen über sein in die Todesnacht versinkendes Leben, und Tausende von Herzen schlugen zugleich mit dem seinen dem Kaiser und Vaterlande, waren seine Pulse gleich schon im Ersterben.

O daß dieser Orphens mit den unsterblichen Lauten seines Liedes noch jetzt eben so begeistern und Habsburg's Schutzgeist wie damals beschwören könnte!

Entstehung der Kirche zu Heiligenblut!

Es leuchtet hoch im Licht der Sonnen
Der Gletscher unbeflecktes Eis!
So rein, so klar wie Myrthen-Kronen,
Der Unschuld nie getrübtes Weiß.
Es sprüht des Glocknee's Silberscheitel
Ringsum wie heller Demantstein,
Und Morgens blitzt in's Thal so eitel
Sein Strahlenhaupt im Purpurschein!

Es stürzt die Möll in lautem Toben
Von Fels zu Fels mit wilder Macht,
Sie rauscht hinab im weiten Bogen
Umglänzt von Iris Farben-Pracht;
Und d'runter grast die frohe Heerde
Der Matten saftig frisches Grün,
Melodisch tönt vom nahen Berge
Das Alpenlied der Sennerin!

O Land, an deinem lichten Saume
Umgibt dich ein Juwelen-Kranz,
Er flimmert — wie im Märchen-Traume
Rubin, Türkiß und Perlenglanz!
Smaragd umgürtet deine Lenden
Und golden ist dein Eingeweid',
Metall und Erze kannst du spenden
Aus deinen Bergen, silberreich!

Und Weiler seh' ich — schmucke Dörfer
Und Buegen rings im weiten Gau;
Dann wieder Gott-geweihte Oerter
Und Wald und Seeen, Trift und Au;
Ja, hoch hinauf im klaren Aether
Sich Hütte, Fels und Berg erhebt,
Bis himmelan zum eis'gen Gletscher
Sich staunend Herz und Aug' bewegt!

Um bethend hin — zu Dir zu sinken,
Zu Dir, o Schöpfer dieser Pracht!
Kann Dein Altar dort Jedem winken,
Der näher sich zu Dir gedacht!
An Schnee- und Eis-Regionen Grenze
Steht da Dein Tempel hehr und frei,
Daß hoch Dein Haus im Aether glänze
Und Zeuge seines Gottes sey! —

Entschwunden sind fünfhundert Jahre
Im schönen hohen Alpenthal,
Als segnend klang vom Hochaltare
Die Lüft' durchzitterndes Choral'!
Vollendet war das Haus des Herren
Geborgen dort das heil'ge Blut,
Und reichlich flossen Dankes Zähren,
Wo jetzt der Held St. Priccius ruht!

Zu Kaiser Leo's Heeres-Bande
Nach Griechenland ein Däne zog,
Zwar ungekannt im fremden Lande
Sein hoher Geist ihm Nahrung bot.
Als Krieger stieg er hoch im Range
Am schönen Strand des Bosporus,
Bald Liebling seines Kaisers nannte
Den Führer man — Held Priccius.

Wer kennet nicht der Seele Bangen,
Des Herzens Lieb' zum Vaterland?
Sie röthet sanft die bleichen Wangen,
Es schweigt im süßen Heimath-Klang.
Weit schöner dünkt uns dort die Blume
Und reiner dort der Lüft' Krystall!
Melodischer das Waldgesumme,
Entzückender sein Abendstrahl!

Digitized by Google

Auch ihn, den Helden, trug so gerne
Die Sehnsucht hin zum Heimath-Strand;
Oft schwelgt sein Blick in jene Ferne
Nach jenem süßen Zauberland!
Da riß aus seines Kaisers Armen
Der Feldherr sich mit feuchtem Blick
Um Dänen's Völker zu erwarmen
Durch Christi Lehr' und Glaubens-Sieg!

In Constantinopel's größter Kirche,
Sophie'n der Heiligen geweiht,
Verehrt ward hoch — weit im Bezirke
Ein Fläschchen dunkler Flüssigkeit.
Im gold'nen Schreine war's verschlossen
Der heil'gen Hostie entfloß'nes Blut,
Das vorhin Frevlerhand durchstochen
Vergossen hat das höchste Gut!

Gewährung eines Lohn's — des letzten —
Dem Liebling — Leo noch versprach,
Da wählt' er sich der Gnade besten,
Das Fläschchen sich der Held erbat.
Errungen war's mit Kampf und Mühe,
Entführet dort das Heiligthum
Und in des Pilgers Kleides-Hülle
Getragen bald nach Noritum.

Und weiter ging er früh am Tage
Stets weiter gegen Norden hin;
Nach Berg und That und Seegestade
In Sonnengluth und Eis-Beginn,
Hin nach Juvavia's Nachbar-Lande
Der Pilger zog den schroffen Pfad;
Der Nord'schen Alpen Felsgebänge,
Das Schneefeld war sein Ruh-Gelagt

Da heult' es auf durch wilde Schluchten,
Es donnert der Lawine Fall,
Bis in des Thales tiefste Buchten
Hört schaurend man den dumpfen Schall!
Es peitscht der Schnee in dichten Flocken,
Es dringt der Frost in Mark und Bein
Und steift des Helden graue Locken,
Begräbt erstarrend tief ihn eint — —

Als wieder rein der Gletscher Gipfel
Und ausgetobt der Sturm sich hat,
Krystallen glänzen, Tannen-Wipfel
Und blau der Himmel niederlacht:
Da wuchsen hoch drei Waizenähren
An eines Hügels Schnee und Eis;
Berg-Knappen gruben — dieß zu erklären —
Und fanden d'rin den todten Greist

Die Schrift an starrer Brust gab Kunde
Und Kraft dazu sein Siegelring!
Dann fand — in tiefer Fleischeswunde
Das Fläschchen man, an Werth gering,
Doch barg es Heiliges und Großes
Und zeugt' von Lieb' und Glaubenskraft;
Wie Christi Lehren — rings umfloß es
Die Demuth — und doch Gottes Macht!

Nicht ferne, an geweihter Stätte
Erstund das heil'ge Gotteshaus,
Darin die Gruft als stilles Bette
D'rin ruht der müde Pilger aus!
Nicht schreckt ihn mehr des Sturmes Dröhnen,
Des Glocknee's starrer Eis-Palast,
Der Kataraktе wildes Stöhnen,
D'rob Schauer jede Brust erfaßt!

Wien.

Rosa von Tannenwald.

Das hintere Maltathal.

In vielen Beschreibungen des Maltathales, auch in dem „Führer durch Kärnten" heißt es: Hinter Maltein, etwas tiefer im Thale, schwinden allmälig die Spuren menschlichen Fleißes, die Bergabhänge sind einander näher gerückt ꝛc. ꝛc.

Es ist den P. T. Herren Touristen zu Roß und zu Fuß nicht zu verdenken, daß sie in Anbetracht der ihrer wartenden Genüsse bei dem Anblicke des Fallbaches und großartigen Hintergrundes keinen Sinn mehr haben für die unmittelbare Umgebung und nach durchgemachtem Ausfluge, wenn sie denselben skizziren, ganz und gar darauf vergessen, daß sie hinter Maltein noch eine oder zwei Stunden in der Thalfläche sich fortbewegen müßten, bis sie an den Fuß der ersten Abhänge im hinteren Maltathale gelangten.

Ich rede hier von einem Thale. Ein Thal ist eine ebene Weitung von 1000 und mehreren Tausend Klaftern im Gebirge. Ein solches Thal ist das hintere Maltathal. Ich will diese Abtheilung nicht bloß erfinden, sondern auch begründen. Das vordere Maltathal hat eine ganz andere Richtung, eine andere freundlichere Physiognomie. Maltein und Gmünd sehen sich gegenseitig an. Die Gebirgsabhänge ziehen sich gegen Gmünd hin ganz in die Tiefe. Das hintere Maltathal hingegen ist von dem vorderen aus nicht zu überblicken, nur die Gebirge ragen noch in den Horizont herein und nur von der Höhe von Dornbach sieht man den Fall des Fallbachs und Möllnigbaches. Das hintere Maltathal ist nämlich durch die Höhe des Kreuzbichts bei Feistritz in der Sonnseite und durch den Schotterkegel des Katuschen-Grabens bei Schlatzing in der Schattenseite vom vorderen getrennt und nur mühsam windet sich zwischen diesen beiden die Malta — hier in rauschender Stromschnelle — hindurch.

Im Folgenden will ich versuchen, den hinteren Theil des Maltathales zu beschreiben.

Wenn man am Kreuzbichl bei Feistritz, eine halbe Stunde hotperigen Weges hinter Maltein, angekommen ist — beginnt die Straße hügelabwärts zu lenken in die Tiefebene des hintern Thales. Der Anblick desselben ist erfrischend. In der Mitte die Malta, umgürtet von Erlenauen, sonnseitig und schattseitig weite Culturflächen — rechts die äußerst schroffe Rädernwand, links dunkler Wald bis zur Tandelalpe und gerade aus am Schluße des Thales der Klampfererspitz und seine weit höheren Hintersassen, Tullenock und Hochalpenspitz, welche den Gößgraben vom Maltagraben trennen.

Dies der allgemeine Ueberblick.

Am Eingange des hintern Maltathales liegen die Ortschaften Feistritz diesseits, und Schlatzing jenseits der Malta, und am Schluße desselben die Ortschaften Brandstatt diesseits, und Koschach oder (vor Alters) Koschau

Digitized by Google

jenseits der Malta. Und in jeder dieser vier Ortschaften gibt es einen oder mehrere Bauern, welche einen so bedeutenden Grundcomplex besitzen, daß man sie mit den „Höfern" des flachen Landes vergleichen könnte. Die Thalfläche, welche hier in Betracht kommt, und nur sie allein ist bebaut — dürfte beiläufig 1500 — 2000 Wiener Klafter in die Beeite und 3000 — 4000 Klafter in die Länge gehen. Die Höhe über's Meer ist im Hintergrunde 2663', bei Feistritz aber wahrscheinlich in gleichem Niveau mit der Malteiner Kirche, nämlich 2539' — das Gefälle der Malta also vom Anfange bis zum Ende des hinteren Thales 124' oder auf 100 Klafter 3 — 4'. So ist das hintere Maltathal recht eigentlich ein Kesselthal, und seine Erdkrumme eine oft mehrere Klafter hohe Ansammlung des feinsten und fruchtbarsten Schlammes, den die Wolkenbrüche und Regengüsse von den Abhängen der Gebirge ablösen, und die Ueberschwemmungen der Göß, Malta und des Fallbaches abgelagert haben. Folge dessen ist auf dieser Fläche der Abgang jedes größeren Steines. Ein beinahe komischer Umstand mitten im steinreichen Gebirgsgürtel.

Vor nicht gar langer Zeit war der beste Theil dieses Thalkessels Gemeinde-Weide. Nachdem aber durch oftmalige Wassergüsse die Ortschaften Maltein und Feistritz auf viele Jahre hin um ihre Fruchtfelder kamen, entschlossen sich deren Bewohner, einen Theil dieser Gemeinde-Weide abzusondern, zu vertheilen und urbar zu machen*) Man nennt dieses Stück die obere Rädern. Selbes liegt sonnseitig gerade unter der Rädernwand, und zieht sich vom Schuttkegel des Feistritzbaches bis gegen den Schuttkegel des Fallbaches hin. Gegenwärtig ist es das schönste Feld, das man nur sehen kann in diesen Gegenden — und bei seiner großen Ausdehnung hat fast jeder Besitzer dort eine oder mehrere Parzellen.

Aber auch dieser Besitz ist nicht so ungefährdet, als man glauben sollte. Die Malta hat hierdurch nur ein seichtes Flußbeet; ihre Gewässer dringen bei hohem Stande überall durch die Ufer, reißen gewaltige Schluchten durch den Schlammgrund und bei Ueberschwemmungen ist der ganze Thalkessel ein großer See — über welchen nur die Wipfel der Erlen hinausragen. So wird oft die Ernte eines Jahres vernichtet, — aber dagegen läßt sich nicht ankämpfen. Hingegen die Uferschutzbauten nehmen jährlich viel Zeit und Kraft in Anspruch. Sie sind wie auch die Beweidung von Alters her geregelt. In dieser Hinsicht erlaube ich mir einen Kontrakt zu produciren, ein historisches Dokument, welches ein schönes Zeugniß gibt vom Rechtssinn der pactirenden Malteiner-Bauern der verflossenen Zeiten und die Wassergefahren andeutet, von denen das Maltathal bedroht ist.

Kontrakt,

welcher am unten gesetzten Tage und Jahre bei Gelegenheit der Vertheilung der Obern Rädern und eines Theils der Schlatzinger-Auen nebst eines Theils der Katutschen unter den Gemeinde-Gliedern Ober- und Untermaltein, Grieß, Schlatzing, Schlatzingauen und Feistritz festgesetzt worden ist und zwar:

1. Soll hinfüro in den Rädern gemeinschaftlich gebaut werden, wenn das Wasser einige Gebäude fordert, nur allein der Stoffbauer und Molzinger sollen die Wassergebäude an ihren angewiesenen Theilen allein bauen, so zwar, daß der Stoffbauer noch verbunden bleibe, den übrigen Nachbarn noch zu helfen, nicht aber soll dazu der Molzinger verbunden seyn.

2. Sollen die zu machenden Schichten nach dem alten Hubenstand geleistet werden, so wie dermalen auch die Austheilung geschehen ist. Im Unterlassungsfalle soll unnachsichtlich für eine Fuhrschichte 36 kr., für eine Handschicht 17 kr. als Strafe erlegt werden. Sollte aber ein Hubner oder Keuschler in seinem Auftriebe in die noch freien Rädern beträchtlich stärker als die Uebrigen seyn, so behaltet sich die Gemeinde bevor, denselben auch mit mehreren Schichten belegen zu können. Ferners soll um 6 Uhr Morgens angefangen, und um 6 Uhr Abends die Schichte vollendet werden. Wer die genaue Stunde nicht einhaltet, soll die ganze Schichte verloren haben. Weibspersonen oder schwache Menschen werden zur Schicht nicht angenommen.

3. Sollen hinfür, so wie es im alten Kontrakt gewesen, auf die noch freien Rädern bloß Pferde, Kühe, Kalben und Schweine aufgetrieben werden.

4. Soll und darf niemals ein fremdes Vieh an die Rädern zur Weide aufgetrieben werden, sondern nur jenes Vieh, welches den ganzen Winter hindurch von einem Antheilnehmer an einem zu diesen Rädern-Antheil gehörigen Hof gefüttert worden ist. Sollte aber ein Pferd, oder anderes zur Auftreibung geeignetes Vieh erst im halben Winter zur Auftreibung angekauft werden, so soll sich ein solcher Ankaufer wegen seinem Auftriebrecht an die Rädern an die Gemeinde um Erlaubniß verwenden. Nur ein solcher Antheilnehmer, der in vorhergegangenen uralten Zeiten immer ein Pferd gefüttert und aufgetrieben hat, dermalen aber wegen der Wassergüß an Grundstücken so verarmt ist, daß er kein Pferd mehr über Winter halten kann, ein solcher sollte berechtigt seyn, ein Pferd an die Rädern-Weide aufzunehmen, damit er in seinem Auftriebsrechte nicht auch gekränkt werde. Weil aber seit unvordenklichen Zeiten die vier nachstehenden Halbhubner, als: Wandeler, Thomanbauer, Sagmeister, Meisterbauer kein Recht hatten, ein Pferd aufzutreiben, so soll auch hinfür obbenannten vier Bauern oder Halbhubnern kein Recht zu einem Pferdeauftriebe gestattet werden. Jedes andere unberechtigte Pferd soll von der Weide ausgetrieben werden, beim zweiten Eintriebe aber mit 1 fl. 30 kr., und bei jedem wiederholten Eintriebe mit verdoppelter Strafe belegt werden.

5. Keine Schafe dürfen in den nachbenannten Orten zur Weide aufgetrieben werden; als nämlich in den Rädern, Raschelitzen, Meeresenwand, Mehlvornach, im Angerbichl, auf der Güß hinterm Saagwasser, in der Probsttratten, obere Weichsel, Katutschen, Schlatzingerauen und Molzinger Mitterling. Sollte Jemand auf obbenannten Orten mit der Schafweide betreten werden, so soll selber für das erstemal mit 1 fl. 30 kr. und im weitern Uebertretungsfalle mit immer gedoppelter Strafe belegt werden. Alle dergleichen Strafgelder, als bestimmt worden im 2., 4. und 5. Artikel, sollen dergestalt verwendet werden, daß selbe zur Einhaltung der Bruggen und Werkgebäude gebrauchet werden sollten. Auch soll jeder Schafhalter, welcher mit den Schafen auf obbenannten Orten angetroffen wird, gerichtlich nach den bestehenden Gesetzen bestraft werden.

6. Hingegen soll erlaubt werden, die Schafe zu weiden, und zwar in nachbenannten Orten als: in den Räderwänden, Strann, im Fercherberg, Raberwald, Katutschgraben, Hohenräutern und Auenberg; der Durchtrieb aber zu diesen Weideorten soll genommen werden für die Räderwände durch Feistritz, für den Fercherberg und Raberwald, durch des Tschetl Laubtheil hintern Fercherfeld, für den Katutschengraben, Hohenräutern und Auenberg durch des Schmid's Laubtheil neben Peteregger Anger.

*) Die Gemeindeweiden sind der wundeste Fleck in Kärnten's Oekonomie; die Regelung ihrer Zertheilung nach diesen und schon früher angeführten Beispielen hat daher eine der ersten Aufgaben des kärntnerischen Landtages zu seyn.

Digitized by Google

7. Soll nur nachstehende Zahl des Schafauftriebsrechtes festgesetzt werden, als, für einen Ganzhuber 34 Stück u. s. w. Sollte aber Jemand, so viel sein Auftriebsrecht ausmachet, nicht selbst Schafe auf dem eigenen zu diesem Antheil gehörigen Hofe über Winter füttern, so soll es nicht erlaubt seyn, solche für den Auftrieb anzukaufen.

8. Was die Ausputzung der Rädern betrifft, so soll sowohl der Hubner als der Keuschler in seinen Laubtheilen verbunden seyn, selbe ordentlich auszuputzen, so zwar, daß der gute Boden ganz gereiniget, der schlechte und steinige aber nur zum Theil gereiniget werde. Im Unterlassungsfalle kann dies jeder andere thun.

9. Soll in den eingezäunten, nun ausgetheilten Rädern-Feldern im Herbste eine gemeinschaftliche Weide werden, von welcher der Anfang 14 Tage nach Maria Gebrt, oder wenn es thunlich seyn sollte, schon um Maria Geburt gemacht werden soll, und auf welche der Ganzhabner 4 Stücke, der Keuschler nur 1 Stück aufzutreiben berechtiget seyn soll. Sollte Jemand Pferde auftreiben wollen, soll 1 Pferd für 2 Stück Hornvieh genommen werden.

10. Soll ein gemeinschaftlicher Feld- und Auenhüter für die Rädern von der Gemeinde ernannt werden.

11. Wenn sich etwa ein Bauer oder Keuschler durch Bestandgründe so sehr verstärken sollte, daß sein Viehstand zu beträchtlich zunähme, so soll ihm das Auftriebsrecht des Viehes nach Verhältniß gemäßiget werden.

12. Sollte Jemand durch Ueberschwemmung oder Güß an seinen ausgemessenen Rädernantheil beschädiget werden, so soll dem Beschädigten der Ersatz von dem unvertheilten Räderngrunde dafür gegeben werden.

13. Die Feistritzer betreffend, wenn selbe durch eine Ueberschwemmung oder Güß durch den Saaggraben beschädiget werden sollten, so soll dem Beschädigten nur dann eine Entschädigung an den Rädern gegeben werden, wenn es unpartheiisch erwiesen ist, daß ihre Beschädigung durch das, dem Maltaberge abgegrabene und dem Saagbach zugewiesene Wasser entstanden ist.

Zur genauen Nachachtung und Einhaltung der Ordnung und des nachbarlichen Friedens ist dieser Kontrakt am heutigen Tage bei Gelegenheit der Vertheilung der Obern Räder ꝛc. aufgenommen und bestätiget werden.

Malthein am zehnten November 1816.

Anton Eder m. p.	Johann Koch,
Pfarrer zu Matthein.	Unterrichter.
Joseph Kras m. p.,	† Mathias Karner.
Besitzer der Schneiderhauskeusche.	
	† Johann Pacher.

Dieser Kontrakt hat seine Geltung bis auf den heutigen Tag. Nur wird oft dagegen gesündiget. Auch sind die noch „unvertheilten Räder" bis auf den heutigen Tag unvertheilt geblieben. Die Erlenanen sind auch auf dem besten Boden nicht ganz verschwunden. Sie sind's zu meist, die den Einbruch der Malta aufhalten — die aber auch die freie Aussicht im Thale verhindern.

Wie sich sonnseitig also, am Abhange, die Rädern-Felder ausbreiten, so dehnen sich schattseitig die Felder von Schlatzing und Koschach aus. Diese jedoch stehen gegen erstere in bedeutendem Nachtheile; die frühe Beschattung und die Menge der Quellen und Bächlein, die tiefe Lage endlich thun der Fruchtbarkeit dieses Theils trotz des guten Grundes großen Eintrag. Viele Gründe versumpfen und geben eine einzige Heuernte, ein Futter, bei dem das Thier nur durch die Gewohnheit anzubeißen sich entschließen mag.

Uebrigens hat auch dieses hintere Maltathal seine Abtheilung. Der Schuttkegel des Fallbaches macht dieselbe. Man hat jedoch nicht nothwendig eine Anhöhe zu passiren, um an das Ende des Thales zu gelangen, weil der Weg fest am Maltanfer weiter führt, und dort, wo ein Anstieg beginnt, uns die „Klampfererbrücke" an's rechte Ufer weiter in die Ebene fortführt.

Den Eingang des hintern Maltathales krönt bei Feistritz eine Burgruine, welche, obwohl an sich nicht unbedeutend, doch vom Wege aus nicht sichtbar ist, da ein dichter Wald am Schloßhügel heraawuchs. Der Namen derselben ist ganz unbekannt. — Den Schluß desselben ziert der Pflügelhof; der zwar in seinem Innern keineswegs comfortabel aussieht, aber doch von Außen ein reizendes landschaftliches Bild gewährt. In seiner Nähe braust der Fallbach nieder, jetzt im Schneemantel eingehüllt, im Sommersonnenschein entschleiert, den Regenbogenschleier über den Boden schweifend.

In seiner Nähe auch stürzt der Göß bach in meheeren prächtigen Fällen aus dem Göß-Graben hervor. Der letzte dieser Fälle, Schwaigtnmpf, ist am leichtesten zugänglich aber von der Sonne gemiedea; es sey denn, daß sie ihn früh Morgens bescheint.

Die Rädern-Wand enthält mächtige Blöcke eines sehr kalkreichen weißen Sandsteins, der seit alter Zeit zu allerhand Zwecken, besonders zu Grabsteinen und Fußböden verarbeitet wird, und den schönsten Schliff zuläßt. Die Flora dieser sehr anlockenden Wand ist großentheils Kalkflora — enthält aber nebenbei auch Alpenblumen.

Diese finden sich auch am Faße des Fallbaches. Dort dehnen sich saftige Matten aus. Ja der Faller am Fallbach ist wohl ein glücklicher Mann; wenn nur die Sonne ihre Schuldigkeit thut, so kann er seine Fallbach-Wiesen alle drei Wochen mähen! —

P. K.

Kärntner Grafit.

Aus M. F. Klayer's historisch-statistischer Darstellung aller Produktiv-Zweige Kärnten's.

Der Grafit (Wasserblei, Reißblei) ist seiner chemischen Zusammensetzung nach Kohlenstoff, gemengt mit etwas Eisenoxid und oft durch Kiesel-, Kalk-, Thonerde und Eisenkies verunreinigt; er ist bieglam, fühlt sich fettig an, ist stark abfärbend schreibend, besitzt eine eisenschwarze metallisch-glänzende Farbe, schmilzt nicht im Feuer, verbrennt nur in den höchsten Hitzegraden, und ist dabei von so geringer Härte, daß er sich leicht mit einem Messer schneiden läßt. Der Grafit findet sich hauptsächlich im Gneis, Glimmerschiefer und in den diesen untergeordneten Thonschiefern und Kalken in Gestalt von Lagern, Nestern und nieerenförmigen Klumpen; ferner im Uebergangsthonschiefer, wie dies in Borowdale in Cumberland der Fall ist, wo die hinsichtlich ihrer Ausdehnung und Vortrefflichkeit wegen berühmten Grafitlagerstätten der englischen Bleistiften-Fabrikation das so ausgezeichnete Material liefern, dessen Ausfuhr streng verbothen ist. Bei Cumnock im Ayrshyre ist Grafit auf Steinkohlenflötzen vorgekommen.

Als verzügliche Fundorte von Grafit sind außer England, noch: Ceylon, Spanien, Bayern, wo die Grafit-

Digitized by Google

gruben zu Pfaffenhofen, Leizesberg und Haar bei Hafnerzell, Paſſau und Arzberg bei Wunſiedel, ein in der Induſtrie berühmtes Material liefern; Oeſterreich hat Grafitbergbaue in Böhmen, Mähren, Niederöſterreich, Steiermark und in Kärnten. — Die allgemeinſte Verwendung und Benützung dieſes wichtigen Bergbauproduktes in techniſcher Beziehung iſt in erſter Reihe wohl die zur Bleiſtiftenfabrikation; außer dem dient Grafit zur Anfertigung der, in der Metallgießerei in mancher Beziehung unentbehrlichen Schmelztiegel, (Grafittiegel, Ypſertiegel, Paſſauertiegel) und anderer feuerfeſter Gefäße und ſolcher Ziegel, zu welchem Ende er mit feuerfeſtem Thone vermengt wird; zum Einſchmieren mancher Maſchinenbeſtandtheile, zum Anſtriche der Oefen, zum Ueberziehen der Holz- und Gypswaaren, um ihnen ein metalliſches Anſehen zu geben, zum Glätten der Schrotte, zum Beſtreichen der Dampfkeſſelwände, um an denſelben die Keſſelſteinbildung zu verhindern u. dgl. m.

In Kärnten hatte der Grafitbergbau bisher noch eine untergeordnete Bedeutung und findet ſich auf Lagern im Urſchiefergebirge beſonders bei Klammberg (ob Feld in der Gegend), wo er dermalen auf 5 Stellen abgebaut wird *).

Die häufigen Quarzeinſchlüſſe, Auslängungen und Verſchiebungen der Lager erſchweren den Betrieb; indeſſen dürften genauere Durchforſchungen des Landes in dieſer Richtung zweifellos zu lohnenderen Reſultaten führen, noch vielfältig vorhandene Lager neu aufdecken und die Ausbeutung derſelben mit geringeren Mitteln als bisher ermöglichen. Zur Zeit der Cataſtralerhebungen in Kärnten wurde die jährliche Gewinnung an (fein geſchlemmten) Grafit mit 20 Ztr. netirt; dieſelbe ſtieg im Jahre 1831 auf 110 Ztr. (Rohgrafit), im Jahre 1835 auf 601 Ztr., und im Jahre 1839 das erſtemal auf 657 Ztr.; im folgenden Decennium, wo ſie im Jahre 1841 ſogar auf 36 Ztr. zurückging und zwiſchen dieſer und jener Ziffer ſchwankte, im Durchſchnitte aber immerhin 400 Ztr. lieferte, ſtieg ſie im Jahre 1850 raſch auf 1633 Ztr., welches Niveau ſie ſeither jedoch noch nicht überſchritten hat.

Von dem im Lande gewonnenen Grafit wurde bis jetzt zur Erzeugung von Schmelztiegeln, hauptſächlich aber einer beſonderen Art feuerbeſtändiger Ziegel bei dem Guſtav Graf von Egger'ſchen Gußſtahlſchmelzwerke Meierhöfl ein ſehr vortheilhafter Gebrauch gemacht. Dieſe Ziegel eignen ſich ihrer entſprechenden Dauer wegen dem ſehr hohen Hitzegrad im Schmelzraume wie dem häufigen und raſchen Abkühlen gegenüber beſſer zur Auskleidung der Schmelz- und Abzugsräume der Gußſtahlöfen, als jedes andere feuerfeſte Material; ſelbſt beſſer als der rothe Sandſtein, welcher der ſtarken Neigung zum Zerſpringen beim täglichen Erkalten der Herde wegen ſich als unzulänglich erwieſen hat. Nach anderen Provinzen wurde Kärntner Grafit wegen den mißlichen, zu den Geſtehungskoſten in keinem Verhältniſſe ſtehenden Verkaufs- und Frachtpreiſen bisher nicht, oder in kaum nennenswerthen Quantitäten abgeſetzt. Aber immerhin bleibt der Hoffnung Raum, daß ſich die Abſatzgrenzen auch für dieſes heimiſche Bergprodukt erweitern werden, ſobald die Lokomotive Kärnten's Gauen durchbrauſt, und das Land ſo wie ſeine mannigfaltige Produktion mit den pulſirenden Adern der erzeugenden und erwerbenden Kraft Geſammtöſterreich's in unauflösliche Verbindung bringt.

Klagenfurt, im Februar 1861.

*) Weit minder mächtig und noch minder rein als dieſer, kommt Grafit auch bei Prevalt, Zweltirchen und an anderen Orten zerſtreut vor, wo er jedoch bisher nirgends bauwürdig befunden wurde.

Das kärntneriſche Idiotikon.

(Fortſetzung von Nr. 4.)

g'ſchmäch, ſchmackhaft; von eßbaren Dingen, die einen angenehmen Geſchmack haben. Figürlich: lieblich, angenehm, reizend; von Perſonen, und andern auch nicht eßbaren Gegenſtänden, z. B. was fiar a g'ſchmächs Hiatl, d. h. welch' liebliches Hütchen.

G'ſchmächn, der Geſchmack, Geruch, z. B. dö Supn hät gär kian Gſchmächn, d. h. dieſe Suppe iſt unſchmackhaft; oder a ſpearer Gſchmächn, d. h. ein übler Geruch.

g'ſchmogn, genau, bequem zuſammengebracht, geordnet.

Gſchmaß, verſchiedene, lauter nichtswerthe Sachen. Figürlich: Vagabunden, elendes Geſindel.

g'ſchmaſſig, geſchmeidig, ſchlank, biegſam. In Schweden: Smidig, **g'ſchnappricg,** ſchnippiſch. Engliſch snappish = beißig (von einem Hunde) ſchnüppiſch, — ſchnarrig. A snappish reply, d. h. eine ſchnippiſche Antwort; — to snap, (landſchaftlich ſchnappen, knappen) ſchnoppen, snap, der Schnapp, der Biß.

Gſchnatter, ein lautes, ſchnelles, gedankenloſes Reden oder Gebeth.

Gſchnaudtach, Gſchnudlach, eßbare, von Jemanden beim Eſſen erübrigte Gegenſtände, z. B. Brot, Käſe ꝛc. Hier liegen die Worte Schnauze, ſchnauſen, ſchnauden als Wurzel vor. Schnauze bezeichnet den Mund bloß als Oeffnung, einen Schnitt oder Einſchnitt in dem Vordertheile des Kopfes; denn allem Anſcheine nach iſt Schnauze verwandt mit ſchneiden, niederdeutſch: snute. Bei Oſtfried IV. 12, 75 finden wir Snita, d. i. ein Mundbiſſen, buccella; ſchnauſen und ſchnaudn aber bedeutet in Kärnten = athmen; demnach iſt unſer Gſchnaudtach ein eßbarer Gegenſtand, den Jemand entweder ſchon im Munde — beim Munde — bei der Schnauze gehabt, — oder doch ſchon angeathmet, d. h. angeſchnaubt — beſchnaudet.

Gſchneadlweech, verſchiedene, unbedeutende Gegenſtände, winzige Krämerwaaren; chneadn klein — winzig. Bei Notker, Pſalm 34.16. finden wir das Wort anidan, welches ſchneiden bedeutet, das ohne Zweifel hieher paſſen kann.

G'ſchnöpf, das Antlitz, Angeſicht, z. B. was fiar a ſiabs Gſchnöpf, d. h. welch' hübſches Geſichtchen.

g'ſchpänt, gedehnt, geſtreckt. Figürlich: mit Jemanden uneins ſeyn, ſo wie es auch bei uns die Bedeutung von ſtolz, hochmüthig hat. Kilian gibt Span mit controversia. Wormſer Stadtrecht 1517. Irrung und Spanne.

gſchprengelt, buntfärbig, fleckig. Engliſch to freak, buntmachen, ſprenkeln. Freckta, landſchaftlich ſprekle, die Sommerſproſſe, Sommerfleck; freckled, geſprenkelt, fleckig. Hilpert I. 326.

G'ſchrää, der Lärm, das Geſchrei, Gekreiſche. Altdeutſch: Chrey Chri. Franzöſiſch: cri. Griechiſch: χραζειν.

G'ſchridner, ein Proteſtant. Erklärt ſich aus dem Toleranz-Patent Kaiſer Joſeph's II.

G'ſchwollen, einen Geſchwollenen machen — ſich aufblähen, groß thun.

G'ſöll. Wer mit einem andern in irgend einer Gemeinſchaft ſteht. Bei uns in Kärnten bedeutet es aber: den einen der Ochſen vom Paare. Friſch leitet geſetten von ſetten, d. h. verſammeln, — und dieſes wieder von Sut = Haus, her. Das Weib, das du mir zugeſellet haſt. I. Mos. 3.12.

Gſelchts, geräuchertes Fleiſch.

Gſchatting, das Leichenbegräbniß und das damit verbundene Todtenmahl. Sieh' B'ſchatting.

g'ſchtoidnan, ſtocken, in eine dicke Maſſe ſich vereinigen, z. B. Blut, kaltes Fett, geſtehen.

G'ſchtreis, das ſtarkverwachſene Gebüſch und Strauchwerk, in einander verflochte Dornen, Hecken.

Digitized by Google

G'schwandr, ein gedankenloſes, unverſtändliches Geſchwätz und Geplauder mehrerer Menſchen.

G'ſchwurbl, das Gemurmel, Geſumme.

Guffe, ein alter Hut. Im Möllthale ein Schimpfname für Weibsperſonen.

guggn, ſehen, ſchauen — hat den Nebenbegriff der neugierigen Annäherung des Kopfes zu dem Gegenſtande, nach welchen hingeſehen wird. Im Oberdeutſchen ebenfalls guggen. Im Niederdeutſchen kicken — ſonſt gucken und lucken. Adelung führt an, daß Ihre dieſes Wort aus dem Isländiſchen Gaa, das Gemüth worauf richten (animum advertere) abſtammen laſſe; allein es ſtammt wahrſcheinlich her von dem alten Gagan, Gagen = gegen, welches ehedem auch kakan lautet. Bei Kero, Kap. 13 iſt zu leſen: kakan laufan = entgegen laufen. Luther in der Bibelüberſetzung hat es auch: Kuket hynneyn. Eberh. V. 195.

Guggerlan, kleine Fenſterchen, figürlich: die Augen.

Gulter, die Bettdecke — auch Hülla. Im Nibelungen-Liede (Ausgabe von Schönhuth 1841 u. 1861) leſen wir: Kulter.

Gundl, eine Butte, am Rücken zu tragen.

Guntſch, der Schlag, Stoß, gegeben auf derbe, rohe Weiſe.

gupfat, gupfn, das Getreide und dergleichen Gegenſtände beim Ein- und Ausmeſſen über den Rand des Gefäſſes erhöhen, pyramidenartig aufhäufen = gute Maß und Uebermaß geben. Ob nicht das Engliſche heap, Haufe, Hufe, copia, hieher gehöret.

Gurn, ein ſchlechtes weibliches Pferd — und überhaupt ein Pferd von ſchlechter Art. Adelung vermuthet, es herleiten zu dürfen von Gurren, Gnurren oder Knurren des Bauches alter untauglicher Pferde.

guſchn, ſchweigen. Franzöſiſch coucher. Figürlich: ſich demüthigen, ergeben ſeyn, ſich ſchmiegen.

g'wankn, Jemanden kleiden, beſonders wird dieſes von Dienſtbothen geſagt, welche nebſt Lohn auch Kleidungsſtücke ſich bedingen.

gwärt, wahrgenommen, verſpürt.

Gwöſſl, Gewinſel; Wehklagen mit ſchwacher, ermatteter Stimme, und iſt, wie Adelung ſagt, von Weinen gebildet.

G'wöt. 1. Die Welle. 2. Das Joch, befeſtigt mit Riemen an den Hörnern der Zugochſen.

H.

ha? Was? was ſagſt du? was meinſt du? Frage, wenn man eine Rede das Erſtemal nicht erfaßt, oder verſtanden hat; alſo ein Ausdruck der Ueberraſchung, des Zweifelns. Wiederholt: ha, ha, ha! Nachahmung des Lachens.

Häafalterle, der Schmetterling, Papilion.

häaggla, lecker — ausſcheidend. Am beſten zu geben mit dem Franzöſiſchen: delicat. z. B. häaggla in Eſſen, oder: däs is a häagglane Sach, d. h. eine Sache, die leicht verdirbt, aber verdarben werden kann — daher geſchont werden muß, und alle Aufmerkſamkeit verdient.

I hiat wol a Luſt, und i liabate ſchior;
Is äb'r die Mueter äls g'häaggla mit diar.
Kärnt. Volkspoeſie.

Häalänt, der Schwefel, sulphur.

haamla, hamla, heimlich.

Liabn, liabn, äbr hamla, hamla,
N'r die häamlane Liab is ſüaß, namla, namla.
Kärnt. Volkspoeſie.

häatr, hell, heiter, aushäatrn — ſich entwölken.

Häbaſch, ein Buſenhemd der Frauenzimmer, bis unter die Schultern reichend. Im Nibelungen-Liede bedeutet habeſchen: Beautwerden.

Habemus, ein Rauſch; habeo = wir haben ihn (aber nicht den alten deutſchen Rhein!)

hädn, anhalten, feſthalten. Wie im Nibelungen-Liede, 406.

Hachl, hacheln, das Werkzeug zum reinigen des ſchon gebrochenen Hanfes oder Flachſes, welches ſpitzig iſt; und hacheln iſt unſer hecheln. Vom alten Hehen, Hechen = beißen, ſtechen. Sieh' Durchhacheln = durchmuſtern.

Häcker, Häckerle, das Geſpenſt, der Teufel.

Hadarach, Hadrach, Hadach, das Heidengewächs mit rother Blüthe.

Hadn. 1. der Buchweizen als Nachfrucht. 2. Der unfruchtbare Boden, auf welchem nichts Nutzbares wächſt. — Wachter leitet es von Hed = hoch, her; was hoch iſt, iſt trocken — und ſomit unfruchtbar. Einige leiten es her von Höden, Hadan = hüthen, welches in manchen Gegenden Niederdeutſchlands hanan lautet. Dieß paßt auch zum Gothiſchen, wo haithi einen Weideplatz bedeutet. So leſen wir bei Ulphilas, Lukas 15. 15. „Jah insandida ina haithjos seinai = soa, heidan sweina". d. h. Und ſandte ihn auf ſeine Haide zu hüthen (halten) die Schweine. Eberhard und Maas III. 350.

Haderle, ein abgetragenes, nichtswerthes Sack- oder Halstuch! auch überhaupt ein mehr kleines Sack- oder Halstuch. Gehört zu Hader, welches ein Stück Zeug bedeutet, das ſo ſehr abgeſchabet iſt, daß die Fäden daran zerreiſſen und das Gewebe loſe geworden iſt. Dieſes zerreiſſen deutet hin auf ſeinen figürlichen Sinn, nämlich Hader = Zank, rixa. Gatſched meint: es käme her vom Geſchrei der Lumpenſammler; hät ihr, d. h. habet ihr Lumpen, Hadern? Frisch läßt es verwandt ſeyn mit dem franzöſiſchen haillon, welches noch dem Dict. Franc. = iſt: celui, qui a de pauvres habits, d. h. alte Lumpen, zerriſſene Kleider; und haillon weiſet hin auf das alte Hadel, welches bei den Minneſängern gefunden wird, und, ſo wie hudeln, zerreißen bedeutet hat.

Wo sich mischet vil untugenden suo dem adel,
Da mag das adelkleit wol werden zu einem Hadel.

haftig, leicht aufbrauſend, zu heftig.

Haftlan, Klammern aus Eiſen- oder Meſſingdraht, um Kleidungsſtücke, u. d. g. an einander zu heften. Ein Männchen, und ein Weibchen; daher

Haftlmacher, nicht bloß der Verfertiger obiger Haftlan, ſondern im figürlichen Sinne: ein Menſch, der jede Arbeit mit vollſter Aufmerkſamkeit und Genauigkeit verrichtet.

Häkbrötl, ein mit Eiſendraht-Saiten bezogenes, brettartiges Inſtrument, ſammt den zwei Klöppeln, daran zu ſchlagen.

hal, glateiſig, ſchlüpfrig.

Hälbe, eine halbe Maß = zwei Seitl.

halber, außer ſich, betroffen ſeyn, z. B. i bin glei halber, — eigentlich — der halbe Menſch.

Hälftr, ein Riemen, oder Strick, um Pferde damit anzuheften. Altdeutſch: Halter. Griechiſch κάλως. verwandt mit Halfter; a horse halter = Pferdehalfter, der Strick, der Strang. Hoſenhalfter = Hoſenträger, daher unſer höftn = mit einem Stricke oder einer Kette feſtbinden.

Hälſchgn, die Hilſen.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 6. Sonnabend, den 23. März 1861.

Alt und Neu-Klagenfurt.

(Eine historische Darstellung seines Ursprunges und seiner gemachen Vergrößerung.)

(Fortsetzung von Nr. 23, Jahrgang 1860.)

Mit der Weltgeschichte, mit der Neugestaltung Europa's ging Klagenfurt den gleichen Schritt. Das Mittelalter schloß sich mit Kaisee Maximilian's Tod ab, und damit sollte auch die Geschichte von Alt-Klagenfurt, dem Landstädtchen, welches sein Bischen Merkwürdigkeit nur daher holte, daß es in seinem engen Raume das herzogliche Schloß umfing und sich, wie wir lasen, an dasselbe anbaute, sich abschließen.

Zwei Begebenheiten, die miteinander keinen Zusammenhang hatten, entschieden über seine Zukunft; die eigene Verwüstung durch eine Feuersbrunst, und die Widersetzlichkeit der St. Veiter Bürger gegen die ständischen Söldlinge. Waren es bei andern Orten die natürliche Lage, die Industrie, der Handel, die Gunst der Fürsten und wie alle die Einflüsse heißen, welche folgerecht und im gemachen Fortschreiten über die Vergrößerung eines Ortes, seine Ausstaltung und Verschönerung entscheiden, ergab sich bei Klagenfurt gerade das Gegentheil. Unglück, Mißgunst, aufgedrungene Oberherrschaft haben aus ihm, sey es auch nur auf mittelbarem Wege, gemacht, was es geworden, und selbst in neuester Zeit sollte sich dieses Schicksal, wenn wir es so nennen dürfen, an ihm erwahren; es sollte theilweis Ruine, erneuert und verschönert erstehen — treu bleiben seinem Namen: Klagenfurt — die „Klage", das „Weh", seines Daseyns Eigenheit und doch auch dessen Förderung seyn.

Es war am 30. Juni 1514, wo Klagenfurt durch eine Feuersbrunst, welche in Gilg (Aegid) Popendorfer's Haus auskam, gänzlich und bis in den Grund zerstöret wurde. Bei den geringen Geldkräften der Bürger und dem damaligen Mangel an Darlehen, konnten dieselben ihre Wohnungen einzig mit elenden Nothdächern versehen, und aus den öden Räumen, den unverwahrten ausgebrannten Fenstern blickte nur verzweiflungsvolle Armuth *); vieles lag und blieb gänzlich in Ruinen. Kein Wunder, wenn viele der Bewohner auf den Verkauf des Restes ihres einstmaligen Habes, auf Auswanderung dachten und entgegen Kauflustige auf leichten Erwerb.

Während dem in Klagenfurt solche Muth- und Rathlosigkeit herrschte, bereitete sich in der Nachbarschaft ein Ereigniß vor, welches so entscheidend für dasselbe seyn sollte. Wir haben die ausführliche Beschreibung davon an einem andern Orte („Klagenfurt wie es war und ist." Kärntnerische Zeitschrift, 6. B. S. 22. u. f. f.) gelesen; indessen wir ziehen es dermalen vor, sie aus der Chronik des Paul Kheppitz wörtlich zu geben, um zugleich eine Vorstellung zu haben, nicht bloß von der Thatsache, sondern von der Art und Weise, wie man sie damals nahm und erzählte.

Windisch Pauern Pundt 1516.

Die Pauern samelten sich wie die Hundt
Und machen ein großen Panern Pundt.
Althofen eingenomen, daselbst verblieben,
Durch die Landschaft wieder abgetrieben!
Ursach, warumb Ein Erfame Landtschafft umb die Stadt Clagenfurth geworwen.
Als sich nun zu erheben begundt
Der vorgemelte windisch Panern Pundt,
Ein Ehrsame Landschaft in Zoen aufwacht,
Zur Kriegs Rüstung wird verursacht,
Diesen Pundt nit lassen gelangen zu weit.
Sie kommen mit Volkh zur Stadt St. Veit,
Dasselben zu Hörberig einzustellen.
Die St. Veiter sich desselben verwundern wöllen,

*) Baumgartner in seinem heroischen Gedichte über Klagenfurt drückt sich darüber mit den Worten aus: Stramineis, tectis, angustum informe, pusillum, atque ruinosum multis in partibus etc. Dieses Gedicht erschien im Jahre 1605 zu Lauingen in Schwaben unter dem Titel: APIΣTEION Carinthiae Claudiforum gratae memoriae ergo heroico carmine donatum ab Vrbano Paumgartnero V. C. Das Ganze enthält auf 23 Quartblättern eine in Hexametern versifizirte lateinische Beschreibung von Klagenfurt, wie es im sechzehnten Jahrhunderte aus den Ruinen von Alt-Klagenfurt im vierfach größtern Umfang als Festung und Landeshauptstadt erstand. Der Beschreibung ist ein Plan der Stadt im Vogelperspektive angehängt. Dieses nun so seltene Werk war das Erzeugniß eines Kärntner's und Exulanten (patriae valedicere compulsus), der in Klagenfurt ein Lehramt bekleidet hatte und nun zu Lauingen in Schwaben als Prediger diente, (Plant's Epigramm, auf den Verfasser sagt: His in agris sancta tibi quaeris pascua verbi) daher wir die Zeichen V. C. füglicher mit verbi Concionatore als Vice Consule, zu deuten glauben. Unser Landsmann gibt in diesen Versen seiner feurigen Vaterlandsliebe, seiner Anhänglichkeit an den heimathlichen Baden freien Spielraum. Die Innigkeit seines Gefühles, welches in der Erinnerung an die heilige Stätte seiner Kindheit, seines einstigen Waltens, an seine Wohlthäter — er nennet das von ihm sogenannte Heldengedicht Adam von Hallegg — einen Ersatz für den erduldeten Verlust sucht, könnte für uns noch anregender hervortreten, würde das poetische Erzeugniß weniger in der Heiden- und Götterwelt — der Grundcharakter und Fehler jener und lange noch darauffolgenden Zeit — seine Bilder suchen und in deutscher Sprache verfaßt seyn. Trotz dem bleibt sein Sinn, seine Absicht ein so selten erreichtes Vorbild für unsere leider — selbstsüchtige Zeit.

Digitized by Google

Haben die Stadt-Thör verſpert und verwarth,
Daß Verdruß Ein Erſam Landtſchaft hardt,
Begehrt derohalben billichermaſſen
Umb ihr Bezahlen einzulaſſen.
Wollten ſye aber ferner widerſtröben,
Ausdrücklich ſolches zu verſtöhn göben.
Hierüber die Burgerſchaft in der Stadt
Luffen zuſammen in ihren Ratt.
Darinen ſye alsbald befunden,
Einer Erſamen Landſchaft einzuziehen vergunten.
Fünf Bürger ſich zuwider ſtöllen,
Die Einlaſſung nit paſſiren wöllen.
Zuai Aufruhr die anderen vermandt,
Luffen zum Stadt-Thor mit wöhrhaffter Handt.
Aber die ſtatt abgeſchaffen hievon
Die Stadtthör wurden aufgethon;
Und iſt mit gebührlicher maſſen
Ein Erſam Landſchaft eingelaſſen.
Ueber Nacht desſelben alda gelegen,
Morgens auf Altenhofen begeben.
Ganz ernſtlichen in einer Stundt
Zertrenet den windiſchen Pauern Pundt.
Ein Erſam Landſchaft auf St. Veit geſchöpft ein Zorn,
Umb das ſye nit bald eingelaſſen worden!
Nach diſſen bey Ihr Khayſerlich Majeſtatt
Die Landſchaft unterthänigſt angehalten hat,
Damit dieſer Flekhen Clagenfurth
Derſelben für eigen gegeben wurdt.
Und werde es gnädigſt zugelaſſen
Wolltens die Stadt ſollichermaſſen
Beſt paunen, und ſo ſtarl zurichten ſein;
Wan gleich Cärnten ſoll verloren ſeyn,
Doch durch dieſen Flekhen wider gewunnen.
Der Khayſer hat ſich allergnädigſt beſunnen,
Erwigt die ſachen billichermaſſen,
Ein Gabbrief er ergehen laſſen,
Die Stadt der Landſchaft appliciert,
Wie es im brief iſt aufgeſiert. —
Als nun der Landſchaft die petition gewerdt,
Alsbalt an Clagenfurther begerdt,
Sich der Landſchaft zu untergeben ſein;
Sye wollen nit Tyranen ſeyn,
Sondern ihr gnädigſte Hilf zu ihnen neigen,
Undt als geliebte Bätter erzeigen,
Ihre Freyheit durchaus nit zerſtörren,
Sondern villmehr helfen böſſern, und mehren.
Die Burgerſchaft hat zuwegen bracht,
Auf etlich Wochen ein Bedacht;
Und haben alsbalt zu handt,
Zwen Burger gegen Wels geſandt,
Zu Ihr römiſch khayſerlich Majeſtatt;
Florenz Pleckher der ein fein Namen hat,
Pongraz Müller auch mit lieff;
Uebergaben ein Credenz-Brieff.
Als der Khayſer vernam die Sach,
Allergnädigiſt zu Ihnen ſprach:
Wollt Ihr dan noch unſer ſeyn?
Die Geſandten antwordten darauf gar fein:
Ja gnedigiſter Khayſer zu aller Friſt,
Darum bitten wir unterthänigiſt.
Fiellen darauf Ihr Majeſtät zu Fueſſen.
Khayſer ſagt: Nu, Nu! ſchiebt den Brief in Pueſen.
Die Geſandten ſich umb Antworth beworwen.
Der Khayſer balt erkhrankht und geſtorwen;
Derwegen die Geſandten nichts gerichtet aus,
Khomen balt wider hämb nach haaß.
Ein Erſam Landſchaft begehrt abermal,
Die Burger ſich zu ergeben all';
Sie wollen aber nit willig drein,
Ein neuen Herrn gehorſam zu ſeyn;
Denſelben that nur allzeit dürſten
Nach einen künftigen Landesfürſten.

Unſere Chronik *) erzählt nun in ihrer etwas breiten Art, wie die Landſtände, vorgeblich um die widerſpenſtige Stadt Villach zu züchtigen, zu Völlermarkt und Feldkirchen ihre Sölolinge, worunter ſelbſt Klagenfurter waren, ſammelten, dann aber plötzlich am drei Nagel-Tag (13. Mai 1519) von beiden Seiten her vor Klagenfurt zogen. Clemens Holzer damals Stadtrichter wurde vom ſtändiſchen Anführer, Philipp von Wichſenſtein, welcher mit 20 Berittenen am untern Stadtther hielt, zur Ergebung aufgefordert, welche die darauf verſammelte Bürgerſchaft, „da die Kriegs-Munition verbrannt und die Stadthor beraubt aller ihrer Gſchoß" für unabwendbar erklärte. Um Mittag rückte alſo das Völlermarkter-, Abends das Feldkirchner-Lager mit Geſchütz, Leitern und Hauen in die Stadt und die Burger ſchwuren vor des Prezner's Haus. Der Gabbrief **) des Kaiſers Maximilian an die Stände, gegeben zu Innsbruck den 24. April 1518, ſtellte die Stadt Klagenfurt, als „durch die Prunſt vaſt verödet, auch an Gepeyden gar zergangen, und die Burger darinnen verarmet und verdorben" — ſammt der Burg zu Handen der Prälaten und des Adels, mit dem, „daß ſie darin regieren, Richter und Rath auch alle Aemter ſetzen und entſetzen, handeln und gebaren mögen." Die Häuſer ſeyen mit Zinnen und verborgenen Dächern (das letzte davon war vor noch zwei Jahrzehenten das ſogenannte „Schmid-Schneiderſche Haus in der Wienergaſſe"), oder niedern Dächern mit Stein, wie in Innsbruck, zu verſehen. Alle früheren Privilegien ſeyen aufgehoben, dafür löune in Klagenfurt, geiſtlich oder weltlich, Edel und Unedl, arm und reich, Inwohner oder Ausländer, was Nation er ſey, zu aller Zeit frei laufen, verlaufen und handthieren. Der Landesfürſt entgegen ſey befugt, dort ein Zeughaus zu banen, die Burger ſollen fortan ihr Gerichtsgeld und Manth entrichten, die Bürger Erſterm ihee Erbhuldigung thun, der Landesfürſt dort in der Burg „Wohnung und Herberg haben, und in Klagenfurt und ſeiner Burg ohne ſeine Einwilligung weder gegen denſelben noch das Land ein Feind Unterſtand und Schutz finden, noch von da aus ein Angriff unternommen werden." Dieſes waren die Grundbedingungen von Neu-Klagenfurt, wovon die Gewerbefreiheit als das neueſte Ergebniß damals ſchon in erſter Reihe ſtand.

*) Die Reimchronik des Paul Khevphy, deſſen Autorſchaft aus einem handſchriftlichen Extrakte des 17. Jahrhundertes dargethan iſt, wurde im Jahre 1790 zu Klagenfurt bei v. Kleinmayr im Drucke unter dem Titel: „Aechte Urkunden von Erbauung der Hauptſtadt Klagenfurt" herausgegeben, und dieſe Ausgabe, wie kaum zu zweifeln, von K. Wilhelm Moyer redigirt. Wir beſitzen im hiſtoriſchen Vereins-Muſeum und in der k. k. Gymnaſial-Bibliothek mehrere handſchriftliche Exemplare obiger Chronik, woraus ſich manche irrige Leſearten, von denen auch obiges Druckwerk nicht frei iſt, berichtigen laſſen. Obige gedruckte Ausgabe geht von 1511—1608, das vom Schreiber dieſes der k. k. Gymnaſial-Bibliothek abgetretene Manuſkript bis 1612.

**) Kärnten's Landhandveſte, Seite 85—88.

Das erſte, woran man Hand anlegte, um der neuen Hauptſtadt Klagenfurt den gebührenden Glanz zu geben, da Kaiſer Maximilian in ſeinem Schenkbriefe es ausdrücklich ſagt, er gebe Klagenfurt den Ständen, um die „Hofteiding, Landsrecht ſammt den Landtägen, indem er ſie für eine mittle und gelegene Malſtadt achte", abzuhalten, war der Ueberbau und die Herſtellung der Burg. *) Das Baugeld im Betrage von 1600 Pfund oder 4000 fl, wurde nach Kaiſer Maximilian's Anordnung zur einen Hälfte vom Aerar, zur andern von den Ständen beſtritten und Hanns von Pröſing mit der Ausführung betrauet.

Die andern Häuſer, vielmehr Brandſtätten gingen großentheils in die Hände des Adels über und wurden neu hergebaut. So leſen wir in dem Taufbuche von St. Egiden, ſo wie in andern Urkunden, in den drei letzten Jahrzehenten vor 1600 die Khevenhiller, Paradeiſer, Dietrichſteine, Hallege, Seenuſſe, Ernau, Eglh, Rauber, Thurn, Ungnad ꝛc. als in Klagenfurt behauſt oder wohnend. Vielfach ſind noch ihre Wappen vorhanden. **)

Die Berechtigung, daſelbſt frei handthieren, kaufen und verkaufen zu können, zog eine Menge Handels- und Gewerbsleute aus den nachbarlichen Ländern, auch Böhmen und Schwaben herbei, und die Bevölkerung mehrte ſich ſo ſehr, daß bereits im Jahre 1538 der Burggraf Auguſtin Paradeiſer und Moritz Rumpf von Wallroß eine neuerliche Beeidigung im Namen der Stände vornehmen mußten.

Nun beginnt die Chronik der Bauten, die wir der Zeitfolge nach geben:

1527 wurde der Graben zum See (der Lend-Canal) von zwei ſpaniſchen Meiſtern begonnen und vom Landvolke ausgeführt.

1535 brannte die kaum neu erbaute Stadt gänzlich bis auf die Burg, Pfarrkirche und lateiniſche Schule ab, was eine Hemmung in den Befeſtigungsarbeiten verurſachte. ***)

1538 ſetzte man die erſten Markſteine an der Burgfriedsgrenze, bei welcher Gelegenheit die uns bereits bekannte Burgfrieds-Bereitung feierlich vorgenommen wurde.

In Folge obigen Ereigniſſes begann man erſt:

1543 mit dem Bau der Baſtei gegen Viktring, und

1544 die Pflaſterung der Stadt, deren Geiger die Bergknappen regulirten.

1551 wurde die Südfront der Baſtei gegen die Satnitz ausgeführt, wobei Meiſter Daniel zu todt fiel, und die Ausführung der Arbeit von wälſchen Meiſtern übernommen wurde.

1556 bei der Burgfriedbereitung wurde am Haſenbichl in der Satnitz ein Grenzſtein geſetzt und daran ein eiſerner Ring angebracht.

1558 erweiterte und vertiefte man den Seegraben, und begann die Stadtmauer gegen St. Veit.

1559 wurde der Viehmarkt in die „Judengaſſe" verſetzt und die Fleiſchbänke zur alten Ringmauer, wo ſie ſich noch befinden.

1559—1562 errichtete man zwei neue Wallmauern gegen Villach und brachte das St. Veiter-Thor zu Stande.

1564 begann man mit der Wallmauer gegen Völkermarkt*).

1581 begann aus dem Ertrag von Sammlungen, worüber das Gedenkbuch noch beim Stadtmagiſtrate zu ſehen, dann dem jährlichen Beitrage der Landſtände zu 3000 fl. durch den Stadtbaumeiſter Chriſtoph Windiſch, der Bau des Bürgerſpitales, der jetzigen Kaſerne, damals nur mit einem Stockwerke und der proteſtantiſchen Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit, nun St. Peter und Paul. **)

Die Erbauung des Landhauſes, welches bei der Huldigung Ferdinand II. im Jahre 1597 bereits fertig und brauchbar war, findet ſich in unſerer Chronik nicht angegeben, auch iſt keine Jahreszahl Schreiber dieſes am Gebäude ſelbſt zu Geſicht gekommen. Baumgartner beſchreibt es weitläufig und ganz, wie es ſich jetzt darſtellt, mit zwei Thürmen, dem großen Saale, der ſchon damals mit mehrfärbigem Marmor belegt, die Wände mit Wappen bemalt und der Plafont mit Gold verziert und dem öſterreichiſchen Schilde ausgeſtattet war. Der Seitenſaal war mit Tapeten behangen und es wird bemerkt, daß ſchon damals bei Feierlichkeiten beſon-

*) Dieſe war nicht das gegenwärtige Burggebäude, welches erſt Anfangs des folgenden Jahrhundertes aus dem vormaligen proteſtantiſchen Collegium entſtand, ſondern das alte Schloß, jetzt das „Haus zur Gans", welches nachhin Dietrichſteiniſch wurde und ſpäter in andere Privathände überging. Sieh' Landhausveſte, Seite 131.

**) Baumgartner:

Conſilio mandante patrum nova moenia surgent,
Rudera tolluntur, si qui murive domusve
Forte fatiscebant, reparantur, firmius extant.
Prisca novis mutata, minantia multa ruinam
Vel restaurando, vel funditus effodiendo,
In sese redeunt, scrobibus solidescere jussis.

***) Kheppitz erzählt bei dieſer Gelegenheit, daß, als 1536 in der St. Egidi Pfarrkirche ein neues Geläut eingehängt wurde, der Riemermeiſter, Jakob Schiellinger, welcher die Befeſtigung der Schwengel beſorgte, ſich verlauten ließ, wer etwa damit zuerſt wird ausgeläutet werden? — welches ihn die Woche darauf traf.

*) In der gedruckten Ausgabe von Kheppitz oder den ächten Urkunden ꝛc., werden ſo wie vom Baumgartner die Inſchriften der Stadtthore ſammt Jahreszahl angegeben, wornach die St. Veiter-Stadtpforte die mit 1584, die gegen Viktring des Jahres 1590, die gegen Völkermarkt, wie wir ſie noch ſehen, jene von 1591 erhielt. Von dem Villacher-Thor gibt Kheppitz die Jahreszahl 1588 — dagegen beim St. Veiter-Thor die von 1583 — die Inſchrift mangelhaft und läßt ſie beim Viktringer-Thor gänzlich weg.

**) Baumgartner ſagt von den früher ſchon in Klagenfurt beſtandenen Kirchen:

Aegidio divo primam, sanctoque secundam
Spiritui sacram, modicum spretumque sacellum.
Altera divinae multis feliciter annis
Illyrica legis sonuit mysteria lingua,
At non contenti (devotio rara) duobus
Glanicolae templis, nova tertia conditur aedes
Non Diis, sed Triadi summae de more dicata.
Cum turri templum, cum templo xenodochium.

Die innere Ausſtattung des Tempels erinnert viel an die jetzige, ſo daß man glauben könnte, ſie wäre ſchon damals in der Weſenheit, wie jetzt beſtanden:

Intus fornicibus pictis sublime coruscano
Spectatorum oculos in se convertit et explet.
Ara stat auroram versus, memorabilis ara,
Sola, sed auratis bello vestita parergis
Et Lysippea forsan magis arte stupendis. —
Circuit hanc aedem bene coemeterion amplum —

ders Hochzeiten der Edlen hier getanzt wurde. Außer dem Zeughause und der Münze im Landhausgebäude befanden sich auf beiden Seiten Gärten, wovon der gegen Norden ein Jahrhundert später durch das Bergamt verbauet wurde.

Wenn man in Baumgartner liest, daß die Löwen an den Stadtthoren, wovon uns einige Exemplare sammt dem steinernen Fischer noch erübrigen, so naturgetreu und furchtbar aus Stein gemeißelt da standen, daß ein zahm gemachter Hirsch, den ein Bürger mit seinem Vieh täglich zur Weide treiben ließ, am St. Veiter-Thor bei dem Anblicke so eines Löwen, in äußersten Schrecken gerieth und sich in seinen Stall halb todt flüchtete, muß man, um das zu glauben, doch eine etwas starke Einbildung haben.

Auch stand zu Baumgartner's Zeiten der „Lindwurm mit dem Herkules" schon an seiner Stelle, so wie sich die Wasserleitung der Satnitz bereits durch Plätze und Gärten vertheilte. Er berechnet des Unthiers Schwere auf 124 Ctr. und erinnert auf die feierliche Weise, wie man es auf seine Stelle brachte, welche diese Blätter ebenfalls schon beschrieben.

Eine ebenso sorgfältige Beschreibung gibt uns Baumgartner vom Collegium oder der Akademie, der jetzigen ständischen Burg, die jedoch damals des Anbaues der Kapelle noch entbehrte, dafür etwas von einem astronomischen Thurm mit einem Astrolab hatte. Man lehrte dort den Kostgängern und Studenten Hebräisch, Griechisch und Latein, Geschichte, Rechtswissenschaft und Mathes.

Die Stadt durchzog der von der Glan hereingeleitete Bach, mit „Fludern" bei seinem Ein- und Austritte, welcher nunmehr ein unterirdisches Bett erhalten; die Stadtwälle krönten Baumpflanzungen, an den Thoren beiderseits Linden, wovon wir die links am Völkermarkterthore noch sahen, ehe ihre Reste mit dem Walle zusammenbrachen.

So war Klagenfurt Ende des sechszehnten Jahrhunderts, wo es als Festung mit Mauern und Wällen umpanzert, mit tiefen wasserreichen Gräben umfangen, durch die weiten, größtentheils Häuser-losen inneren Räume dem vor den Osmanen flüchtigen Landvolke zum lagern Platz und Sicherheit both. Wo jetzt die sogenannte „Krimm" sammt dem „Spitale" steht, war der Pulverthurm und der ihn umgebende „Sanzipf", an der Stelle des Kapuzinerklosters die Eselsmühle, wovon ein Theil noch zur Holzlege dient, an jener des nachmaligen Franziskanerklosters die Pferdemühle — alles wohl bereitet für den Fall einer Belagerung, die das Wasser von Außen abschnitt.

Längs der Stadtmauern gab es damals keine Häuser und somit Gärten oder Grasplätze. Die Vorstädte bestanden außer der gegen St. Veit und einigen Häusern längs der „Lend" fast nur aus Meierhöfen.

Das innere Leben der Stadt gestaltete sich durch die anwesenden vielen Adeligen, durch Landtage und sonstige Versammlungen der Stände lebhafter und geräuschvoller; die Bewohnung wuchs zu 3000 Köpfen, die als Eingewanderte den Typus ihrer Abkunft in der Sprache und Sitte mit sich brachten, so daß man sich wechselweise den Schwaben, Bayern, Böhmen, Sachsen ꝛc. statt mit dem Schreibnamen, nannte. Bereits traten 4—500 bewaffnete Bürger und Anhang bei Einzügen großer Herren, Burgfriedbereitungen und Hinrichtungen auf.

Die mit 1564 begonnene Einführung des Protestantismus beschränkte die Kirchen und Volksfeste, dafür gab es prunkende Scheibenschießen, die wir in diesen Blättern beschrieben. Der Zunftgeist regierte allenthalben, und strenge Kleiderordnung, welche Unadeligen oder denen, die nicht Doktoren waren, genau den Stoff und die erlaubten Zierden vorschrieb, und die seidenen Kleider, Goldketten ꝛc. den bürgerlichen Frauen verwehrte. Ob Reifröcke im Gebrauch oder verpönt waren, lesen wir nichts.

Getrunken wurde viel, es gab eigene magistratliche Weinkoster, um den Preis zu bestimmen, und Glückshäfen, um städtischen Manufakturisten ihre Arbeiten abzulösen — schöner Gebrauch! Es gab Seefahrten auf Belden, welche auch die Erzherzogin Marie sammt ihrer Tochter Margareth, Braut des Königs von Spanien, 1598 machte, aber keine Eisschußbahn, und bereits versammelte sich die studirende Jugend gerne am „Steinbruch" zum Wettlaufen und Kegelspiel. — Soweit mit Baumgartner und der Chronik unseres Kheppitz.

Das Walten des in dem Jahre 1587 eingesetzten Bürgermeisters, der zwölf Geschwornen und der sogenannten Achter, der Stände und ihrer Behörden haben wir anderswo weitläufiger geschildert. Mit der Autonomie der Stände schloß sich im Jahre 1620 die erste Periode von Neu-Klagenfurt; uns erübriget nur noch die Neuzeit mit ihren Umstaltungen und theilweisen Verbildungen.

H.

(Schluß folgt.)

Die archäologische Ausstellung des kärntnerischen Geschicht-Vereines.

Noch vor kaum zwei Jahrzehenten war die kirchliche Archäologie in Oesterreich ein fast brachliegendes Feld der Wissenschaft. Dem Wirken der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale und ihrer Organe gebührt hauptsächlich das Verdienst, den Sinn für diesen Zweig der Wissenschaft geweckt und gehoben zu haben, und namentlich ihren höchst gediegenen Publikationen ist es zuzuschreiben, daß der Kreis der Freunde der Archäologie, besonders der kirchlichen, sich fortwährend erweitert. Ungerecht aber wäre es, die wesentliche Unterstützung und Förderung zu übersehen oder zu unterschätzen, welche die Bemühungen und Arbeiten der genannten Commission durch die zahlreichen Alterthums- und Geschicht-Vereine fanden und fortgesetzt finden. Daß auch unser Heimathland Kärnten in dieser Beziehung nicht zurücksteht, ja im Gegentheile, einen der ersten Plätze einnimmt, ist bereits mehrfach in ehrendster Weise anerkannt worden; daß es diese Ehre vor Allem den Bestrebungen und hervorragenden Leistungen seines gefeierten Geschichtforschers und Conservators, Freiherrn von Ankershofen, zu danken hat, wird das dankbare Vaterland nie verläugnen und vergessen.

Es war daher ein recht glücklicher Gedanke zu nennen, daß die Direktion unseres Geschicht-Vereines es unternahm, gleichsam anknüpfend an die vom Wiener Alterthums-Vereine veranstaltete, von Kärnten so reich beschickte archäologische Ausstellung, hier in der Landeshauptstadt eine ähnliche Ausstellung zur Schau zu bringen, und wir sind dem Vereine wie nicht minder der Liberalität jener geehrten Corporationen

Digitized by Google

und Personen, welche demselben so viele kostbare Alterthümer zu Gebote stellten, in der That zu wärmstem Danke für den seltenen, belehrenden Genuß verbunden, den diese Ausstellung gewährte.

Unter den ausgestellten Gegenständen — 74 Nummern — befanden sich mit Ausnahme des Kelches und des Reliquien-Kreuzes von Kolbnitz sämmtliche Alterthümer, welche aus Kärnten zur Wiener-Ausstellung eingesendet waren und bereits in der „Carinthia" Nr. 2 d. J. eingehend besprochen worden sind. Wir beschränken uns deßhalb, über diese höchst interessanten Erzeugnisse alter Kunst nur zu bemerken, daß selbe insgesammt, vorzüglich aber die ehrwürdigen kirchlichen Gewänder und Gefäße aus dem Stifte St. Paul, auch hier die ungetheilte Bewunderung der Kenner und Laien fanden, von denen wohl die wenigsten bisher diese, bereits seit länger als einem halben Jahrhunderte in Kärnten befindlichen Kunstschätze zu sehen Gelegenheit gehabt hatten.

Der Geschicht-Verein war aber durch das großmüthige Vertrauen hoher und geehrter Kunstfreunde in die angenehme Lage gesetzt, diesen herrlichen Werken alter Kunst noch andere nicht minder sehenswürdige Gegenstände beizugeben, deren vorzüglichste wir hier näher erwähnen wollen.

Die Zahl der kirchlichen Paramente war durch einen prachtvollen, dem hochwürdigen Domkapitel Gurk gehörigen Bilder-Ornat (1 Pluviale, 1 Casula, 1 Gremiale und 1 Kelchtuch) mit eingesetzten, ausgezeichnet schön und kunstreich ausgeführten, durch Zeichnung und Farbenpracht das Auge fesselnden Stickereien vermehrt. Wir glauben diese Einsatz-Stücke der 2. Hälfte des 17., höchstens dem Anfange des 18. Jahrhundertes zuerkennen zu dürfen. Der Grundstoff ist wohl ein etwas späteres aber immerhin höchst geschmackvolles Erzeugniß der Stoffweberei.

An kirchlichen Gefäßen und sonstigen der kirchlichen Archäologie angehörigen Gegenständen hatten Herr Franz von Rosthorn einen schönen, aus Villach stammenden Kelch aus dem 16. Jahrhunderte, und das hochwürdige Stift St. Paul einen, dem 14., höchstens dem Anfange des 15. Jahrhundertes angehörigen Buchdeckel (als „plastisches Kunstwerk" bezeichnet) und zwei Kruzifixe (ein eisernes und eines aus Bronze mit Email-Verzierungen, beide Erzeugnisse byzantinischer Kunst) beigegeben. Der Buchdeckel ist mit vortrefflichen, in Kupfer getriebenen vergoldeten Hautreliefs bedeckt, welche die Krönung der seligsten Jungfrau, die Muttergottes mit dem Kinde, die vier heiligen Kirchenväter, Engel und Heilige darstellen und mit edlen Steinen (darunter ein rundgeschliffener Rauchtopas von der Größe eines Tauben-Eies) und antiken Gemmen eingerahmt sind.

Se. fürstliche Gnaden, der hochwürdigste Herr Fürstbischof von Gurk, Dr. Valentin Wiery, widmeten zur Ausstellung, nebst dem bereits bekannten interessanten Straßburger-Teppiche, einen prachtvollen Pokal, ein Kunstwerk aus der Schule des berühmten florentinischen Meisters Benvenuto Cellini (er trägt die Jahreszahl 1672). Es ist eine in vergoldetes Silber gefaßte Perlenmutter-Schnecke; den Fuß des Pokales bilden Delphine, Muscheln u. dgl.; auf dem Deckel steht Neptun, auf einer von Meer-Rossen gezogenen Muschel, den Dreizack schwingend.

Herr Franz von Rosthorn hatte die Ausstellung mit einer bedeutenden Zahl sehr werthvoller und interessanter Kunstgegenstände aus seiner, im In- und Auslande bekannten reichen Kunst- und Waffen-Sammlung ausgestattet, welche sämmtlich aus Kärnten stammen. Wir bewunderten darunter vor allen die beiden Fauströhre aus dem 16. Jahrhunderte mit der kunstreichen eingelegten Elfenbein-Arbeit; das schöne Schwert mit dem ciselirten Handgriffe, einst Eigenthum eines Freiherrn von Siegersdorf im Lavantthale; die beinernen) Pulverhörner mit Relief-Schnitzerei aus dem 16. Jahrhunderte, und das Waidmesser des Fürst-Bischofes von Gurk, Grafen Thun, mit der Jahreszahl 1732. — Heimathliches und zugleich künstlerisches Interesse gewährten die werthvollen Krüge (zwei aus Silber, vergoldet, mit Basreliefs, — zwei aus Silber mit schönen gravirten Bildnereien) aus dem 16. und 17. Jahrhunderte, und das zierliche Eßbesteck in der Scheide von durchbrochenem Silber, aus dem 17. Jahrhunderte, einst Eigenthum der Grafen von Stampfer in Obervellach; die Pokale aus Obervellach und Bleiburg, die silbernen Eß- und Trink-Geschiere, früher im Besitze der alten (kärntnerischen) Adelsfamilie Wucherer zu Drasendorf; endlich den schönen Apostelkrug, so benannt von den Abbildungen der 12 Apostel, mit denen er geschmückt ist. Auch die vom Herrn von Rosthorn zur Ausstellung gegebenen drei Holzschnitzbilder (sämmtlich dem 16. Jahrhunderte angehörig): Maria mit den Aposteln, die Geburt des Heilandes und der Einzug des Herrn in Jerusalem, — fesselten die Aufmerksamkeit der Beschauer.

Ein vielbewundertes, hier im Allgemeinen noch wenig gekanntes Prachtstück der Ausstellung war die prachtvolle vergoldete Urne sammt Untertasse, den hochlöblichen Herren Ständen gehörig, ein wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhunderte stammendes Kunstwerk mit vortrefflicher getriebener Arbeit. Auf der Urne erblickt man, von geschmackvollen Arabesken umschlungen, die Sinnbilder der vier Jahreszeiten, auf der Schüssel in der Mitte das Landes-Wappen umgeben von den figürlichen Darstellungen der Welttheile.

Ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung waren die herrlichen Miniaturen in den vom Geschicht-Vereine ausgestellten Missalen aus dem 12. Jahrhunderte, welche ein Eigenthum der Bibliothek des hochwürdigen Bisthumes Gurk sind.

Vieles Interesse erregten auch die alten musikalischen Instrumente (4 Clarinette, 1 Viola d'Amour, 1 Laute, und ein Zither- ähnliches Instrument) aus dem 17. und 18. Jahrhunderte, welche der wohlehrwürdige Ursulinnen-Convent, auf die Bitte der Vereins-Direktion, zur Ausstellung gegeben und, wie wir vernehmen, dem Geschicht-Vereine gütigst als Geschenk überlassen hat.

Das Arrangement der Ausstellung, für welche die hohen Herren Stände mit gewohnter Liberalität ein angemessenes Locale im Landhause bewilligt hatten, war würdig und zweckgemäß, der Besuch derselben außerordentlich zahlreich, den bewährten Sinn der Klagenfurter für heimathliche wissenschaftliche Bestrebungen in erfreulicher Weise bethätigend. Wir wünschen, daß der Geschicht-Verein durch diese beifällige Aufnahme sich ermuntert finden möge, in einiger Zeit, allfällig im künftigen Jahre, eine ähnliche, umfassendere Schaustellung zu veranlassen, für welche in Kärnten ganz gewiß noch vieles sehr interessante, bisher fast unbekannte Materiale aus dem Bereiche der kirchlichen wie der profanen Kunst sich vorfindet.

Digitized by Google

Regesten zur Geschichte Kärnten's.

Mitgetheilt von dem k. k. Bibliothekar Dr. Ignaz Tomaschek.

I.

Die nachstehenden chronologisch geordneten Regesten sind aus noch gänzlich unbekannten Urkunden, die sich ehemals in dem Archive der k. k. Hofkammer nunmehr im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchive befinden, gezogen und wir behalten uns vor, hievon zeitweilig Fortsetzungen, Ergänzungen und Nachträge zu geben. Jene Regesten, welche die Geschichte Kärnten's vor dem Jahre 1335 betreffen, und daher in die noch bestehende Lücke des Handbuches der Geschichte Kärnten's fallen, beabsichtigen wir in dem nächsten Jahrgange des Archives des hierortigen historischen Vereines zu veröffentlichen.

Wien. 1335. 13. August. Die Herzoge Albrecht und Otto verleihen dem Conrad von Auffenstein und seinen beiden Söhnen Conrad und Friedrich auf ewige Zeiten zu dem Marschallamte in Kärnten 80 Mark Friesacher Pfennige von der Mauth zu St. Veit in Kärnten jährlich quartalweise zu beziehen. (Copie.)

Villach. 1336. 24. Juni. Bertrandus, Patriarch von Aquileja bestätigt dem Grafen Otto von Ortenburch und seinen Neffen, Söhnen seiner Brüder Meinhart und Albrecht als Vasallen der Kirche von Aquileja den Besitz der Burgen Ortenek, Pöland und Gravewarch (Pölland und Grafanwerth) in der Art, wie sie ihre Vorfahren von Rechtswegen besessen haben. (O. P. 1 h. S.)

Villach. 1336. 24. Juni. Bertrandus, Patriarch von Aquileja verleiht das Schloß Zowelsperch dem Grafen Otto von Ortenburch, seinen Söhnen und Neffen mit allen Rechten und Zugehörungen. (O. P. 1 h. S.)

1339. 16. Mai. Herzog Albrecht von Oesterreich verleiht dem Ludwig, Bürger von St. Veit und Schwiegersohn des Johann Comes Vicedomb von Kärnten das Münz- und Mauthschreiberamt daselbst. (O. P. s. decst.)

In civitate Aquilegensi. 1341. 26. Februar. Bertrand, Patriarch von Aquileja verleiht dem von Otto Grafen von Ortenburch ihm zum Rekter der Kirche des heiligen Paternian präsentirten Priester Nicolaus, Sohn des Saurus von Villach, diese Pfarre. (O. P. 1 h. S.)

1343. 25. Jänner. Niclas der Probst und Rapot der Dechant des Gotteshauses der Chorherren zu St. Kathrein zu Strunz verbinden sich, für die 60 Pfd. Pfennig, welche ihnen Herzog Albrecht gegeben, dem Herzog Otto einen ewigen Jahrestag zu feiern. (O. P. 2 h. S.)

Udine. 1346. 16. Februar. Bertrand, Patriarch zu Aquileja verleiht auf den Vorschlag des Grafen von Ortenburch dem Nicolaus Seidlin die Pfarre im Rackel, in Krain. (O. P. 1 h. S.)

1346. 25. Juli. Katharina Gräfin von Ortenburg vermacht ihrem Gemahl Grafen Heinrich von Ortenburg die 12.000 Mark Haimsteuer, die sie von Ludwig Markgrafen von Brandenburg ꝛc. erhalten hat, im Falle kinderlosen Ablebens. (O. P. 1 h. S.)

Cilli. 1347. 15. Februar. Hans von Stratzberg bezeugt, daß er seinen Antheil an der Veste Stetenburg von den Grafen Heinrich, Otto und Friedrich von Ortenburg zu Lehen habe, mit Ausnahme des Hofes, an welchen Freibot seßhaft ist und welcher sein freies Eigenthum ist. (O. P. 4 h. S.)

Schloß Tyrol. 1347. 2. Juni. Ludwig von Brandenburg (als Herzog von Kärnten) belehnt die Brüder Friedrich und Conrad von Auffenstein mit der durch ihres Vaters Conrad Tod ledig gewordenen Veste Auffenstein (in Tyrol) mit allen dazu gehörigen Gerichten, Leuten und Gütern. (O. P. Siegel weggenommen.)

Salzburg. 1347. 19. Juni. Ortolf, Ezbischof von Salzburg, verleiht dem Grafen Heinrich von Ortenburg mehrere Zehente. (O. P. Siegel weggenommen.)

Udine. 1347. 27. September. Bertrand, Patriarch von Aquileja verleiht den Brüdern Friedrich und Otto von Ortenburch eine Hube zu Podgoriach, die früher der Raoschel befaß. (O. P. 1 h. S.)

1349. 13. Juli. Sophie, Gräfin von Ortenburg beschenkt mit Einwilligung ihrer Brüder und Vettern ihren getreuen Diener Oswald von Dietrichstein mit 20 Mark Aglaier Pfennige, und gibt ihm hiefür zwei Güter, das eine im Dorfe Sumerk, (Somerek?) das andere in der Gosaczkin (?) gelegen auf so lange bis ihm oder seinen Erben dieselben durch 20, Mark werden ausgelöst werden. (O. P. 3 h. S.)

Wien. 1351. 12. Mai. Galle von Gallenberch verkauft dem Herzog Albrecht zu Oesterreich, zu Steier und zu Kärnten die Veste Gallenberg in Krain, sein rechtes Eigen, um 400 Mark Aglaier Pfennige. (O. P. 3 h. S.)

1353. 23. Juli. Graf Otto von Ortenburg für sich und seinen Bruder einerseits und Philipp Gefiezer (Gschieß), dessen Frau und Bruder Hermann anderseits bekennen für sich und ihre Erben über den gegenseitigen Antheil an den Thurm zu Gesiez und allem dazu gehörigen auf gewisse Punkte hin sich vertragen zu haben. (O. P. 2 h. S.)

1354. 24. April. Reifnitz. Herrant von Göriach bekennt, daß er von den Grafen Otto, Friedrich und Rudolph von Ortenburg zu Lehn hat die Veste Kreinek sammt Zugehör, und gelobt dem Grafen mit dieser Veste dienstbar zu seyn, welche nach seinem Tode seiner Witwe als Leibgeding bleiben, nach ihrem Tode aber an Meinhart von Kellerberg fallen soll. (O. P. 2 S.)

Straßburg. 1355. 22. Juli. Paulus, Bischof von Gurk, belehnt den Grafen Ortenburg, seinen Bruder und ihre Erben beiderlei Geschlechts mit der Burg Hohenwart. (O. P. Siegel weggerissen)

Sternberg. 1355. 13. Juli. Otto Graf von Ortenburg belehnt den Georg, Kunzens Sohn ob dem Hard und seine Erben mit 2 Gütern. (O. P. 1 S.)

Wien. 1356. 27. September. Herzog Albrecht belehnt die Brüder Friedrich und Conrad von Auffenstein und ihre Erben beiderlei Geschlechtes mit der Veste Hardeck sammt Zugehör, die sie von Albrecht und Niclas von Freyberg gekauft haben. (Orig. Perg. Siegel weggenommen.)

1357. 13. März. Wolfhard von Hannau verzichtet auf alle Ansprüche auf die Vogtei über das Landgericht zu Gurnitzfeld. (O. P. 1 h. S.)

1357. 30. Juli. Wien. Herzog Albrechts von Oesterreich Pfandbrief für Graf Friedrich von Cilli über 7000 fl. auf die, durch den Grafen von Hermann von Weizzeneck um 6000 fl. abgelöste Veste Wippach. (O. P. S. fehlt.)

1358. 27. November. Leonhart Flasperger gelobt für sich und alle seine Erben ewige Treue und immerwährende Dienste den Brüdern Meinhart und Heinrich Grafen von Görz. (O. P. 1 h. S.)

Digitized by Google

1359. 15. Juni. Wernher von Premeſſel bezeugt, daß er und ſeine Erben von Graf Otto von Ortenburg und ſeinen Brüdern drei Huben zu Pribatſch erhalten habe. (O. P. 2 h. S.)

1359. 25. Julius. Die Brüder Otto und Rudolph von Ortenburg ſtellen Bürgen für eine Schuld von 1000 M. Agl. Pf. dem Juden Höslein von Judenburg. (O. P. 2 h. S.)

St. Veit. 1360. 9. März. Wichard von Praunsperge verkauft den Herzogen Rudolph, Friedrich, Albrecht und Leopold Schloß und Ort Syll und die Veſte zu Praunsperg. (O. P. 3 h. S.)

St. Veit. 1360. 15. März. Ludwig Patriarch von Aquileja verleiht den Antheil, welchen die Brüder Heberardus und Purchardus an dem Schloſſe Altenburg hatten, und dem Grafen von Cilli verkauften, auf ihr Bitten dem Grafen Ulrich von Cilli und ſeinem Bruder Hermann. (O. P. Ohne Siegel.)

Bruck an der Mur. 1360. 18. März. Herzog Rudolph belehnt Ludwig, Bürger zu St. Veit, mit dem Münz- und Mauthſchreiberamt dieſer Stadt mit allen alten Rechten und guten Gewohnheiten, die dazu gehören, mit Roß und mit Gewand, wie es der ſelige Herzog Albrecht ſeinem Vater verliehen hat. (O. P. S.)

Laibach. 1360. 5. April. Heinrich und Burkhardt von Rabenſtein geben die Veſte Rabenſtein und 80 Mark Geldes im Lauenthal an Herzog Rudolph von Oeſterreich ꝛc. auf, weil ſie erwieſenermaſſen ſein Eigen ſind, und empfangen ſie von ihm für ſich und ihre Erben beiderlei Geſchlechts zu Lehen. (O. P. 2 Siegel.)

1360. 18. Mai. Galle von Gallenberch bekennt dem Grafen Meinhart dienſtbar und unterthan geworden zu ſein und ihm zu dienen mit Waffen. (O. P. 1 h. S.)

Gratz 1361. 6. November. Herzog Rudolph belehnt die Brüder Friedrich und Conrad von Auffenſtein und ihre Erben mit der Veſte Rechperch, die ihnen Friedrich von Rechperch verkauft hat. (O. P. das S. fehlt.)

1362. 12. März. Heinrich Raspe ſtellt dem Juden Nazzon von St. Veit Bürgen für eine Schuld pr. 80 fl. und 5 Pfd. W. Pf. (O. P. 1 h. S.)

1362. 7. April. Wien. Alech (Alex) Halbenreiner gibt dem Herzog Rudolph von Oeſterreich das Dorf Dieding auf, und empfängt es von ihm zu rechten Lehen, nachdem Herzog Rudolph dieſes dem Niclas Tauſentlich verpfändete Gut um 500 fl. ausgelöſt und ſo ſeine Schuld von 200 Pfd. Wiener Pfennig an Halbenreiner bezahlt haben wird. (O. P. S.)

Wien. 1362. 8. April. Friedrich und Leopold Hannower's Revers über die vom Herzog Rudolph zu Lehen erhaltene Veſte Hornberg in Käruten. (O. P. 2 S.)

Gratz. 1362. 10. Mai. Stephan's von Helſenberg Lehenrevers an Herzog Rudolph von Oeſterreich für die Dörfer Dieding und Tueber bei Radkersberg (Steier?), die er früher von dem Wilthauſer zu Lehen gehabt. (O. P. Siegel fädirt.)

1362. 12. Mai. Wilhelm der Sperrenberger gelobt, dem Herzog Rudolph zu Oeſterreich mit der Veſte Chlingenvels zu dienen und dieſelbe zurückzugeben, wenn ſie um die Summe, um die ſie ihm verpfändet wurde, gelöſt wird. (O. P. 1 h. S.)

Mayland. 1362. 25. Juli. Rudolph Erzherzog von Oeſterreich verpfändet dem Johann von Lazberg die Veſte Saltemberg um 2200 W. Pf., die er ihm für die zurückgeſagte Veſte Trüchſen zugeſagt hat. (O. P. S.)

Udine. 1362. 23. September. Ludwig Patriarch von Aquileja gibt dem Pfarrer von St. Michael Erlaubniß, die Stiftung der Brüder Friedrich und Conrad von Auffenſtein anzunehmen. (O. P. 1. h. S.)

Wir bleiben beim Alten.

Die Behauptung oder Beanſpruchung, man ſolle nicht „kärntneriſch" ſondern „kärntiſch" ſprechen, eine Frage, deren Beantwortung unmittelbar in unſerem Berufe liegt, iſt an ſich nicht neu; ſchon W. C. W. Blumenbach in dem 1832 bei Doll in Wien herausgekommenen Werke „Neueſtes Gemälde der öſterreichiſchen Monarchie", welches zugleich mit den andern damals erſchienenen 30 Bänden eine neue Ausgabe von Schütz's Erdkunde bilden ſollte, bedient ſich dieſer Schreibart. Der Wortſtreit über dieſe Schreibweiſe hat zwar nicht jenes Maß erreicht, wie der über das „Graz" oder „Gräz", welcher in der Geſellſchaft der Naturfreunde, die vor 15 Jahren in der uns nachbarlichen ſteiermärkiſchen Hauptſtadt tagte, die Endberathung und die Abürtheilung durch den dieſem Lande angehörigen berühmten Orientaliſten Hofrath Hammer erhielt; allein er blitzt da und dort in heimiſchen Blättern auf, und wurde neueſtens erſt vor das Gericht des Publikums gebracht. Einer iſt zwar kein Publikum und ſeine Ausſprüche fallen nur ſo weit ins Gewicht, als ſeine Gründe gelten; doch was ſeit jeher und überall gegolten, kann ebenſo wenig ungehört der Schere unterworfen werden, ausgenommen, man wollte mit Buchſtaben ökonomiſiren gleich einem Scholarchen, der aus Tintenwirthſchaft das „i" nicht mehr betupfen wollte. Von Megiſer herauf bis zu den kärntneriſchen Volksſchulenkalender vom Jahre 1861 finden wir abwechſelnd die Schreibart „karntderiſch, kärntneriſch oder kärneriſch" kärntiſch nur als Ausnahme in neueſter Zeit. Die alte Schreibart findet ihre Rechtfertigung in der gleichen, wie man nämlich, krainerisch, görzeriſch, ſchweizeriſch nicht krainiſch, görziſch, ſchweiziſch, ꝛc. zu ſchreiben gewohnt iſt, und ebenſo das venetianiſch, parmeſaniſch, modeneſiſch ꝛc. mit der Mittelſylbe verlängert, ſtatt venetiſch, parmeſiſch, modeniſch ꝛc. zu ſchreiben. Immerhin gilt es noch, was Horaz ad Pisones ſagt:

Lleuit, semperque licebit,
Signatum praesente nota producere nomen.

*) Wir fügen noch ein Beiwort hinzu: Karlntiſch. Der k. k. Hofſekretär und Schatzmeiſter Franz von Silbernagel einſt von Wiener Damen befragt, wo er geboren wäre, antwortete: in Karinthlen, und auf die nachfolgende Frage: wo liegt dieſes Land? — zwiſchen Stirla und Pokreinsti. In jedem Falle würde „kärntiſch" beſſer auf Gegenſtände — „kärntneriſch" auf Perſonalien paſſen.

Das kärntneriſche Idiotikon.

(Fortſetzung von Nr. 5.)

hälſn, küſſen, liebkoſen, umarmen.

Hälspfåat, ein kurzes Ueberhemd bis an die Achſeln reichend.

Hälter, hältn, der Viehhirt, und hältn, hüthen, weiden. Vom alten Höden, Heden = hüthen, welches im Niederdeutſchen Heunen lautet. Sieh' das Wort: Hodn. Bei Ulphilas, Lukas 15. 15. leſen wir: haldan aweina, d. h. Schweine halten (hüthen.)

ham, hâam, heim, zu Hauſe, nach Hauſe, in der Bedeutung des Wohnortes, wie des Vaterlandes. z. B. homgeân, nach Hauſe gehen, d'rhom bleibn, zu Hauſe bleiben. Engliſch home, ehemals hom. Lateiniſch Familia.

hamham, gierig freſſen — verſchlucken. Ham holländiſch = das Maul.

hamiſch, heimiſch, zahm von Vögeln und Thieren. Figürlich: heftig, jähzornig, ſogleich aufbrauſen.

Hampale, Hampatle, Hampazle, Lample, Namen eines jungen Lammes, figürlich: eine blöde, unbehilfliche, gutmüthige Weibsperſon. Ob das alte Ham hier zu Grunde liegt, wenigſtens im figürlichen Sinne, iſt ſchwer zu entſcheiden; hom bedeutet: verſtümmelt, lahm; hammaln, verſchneiden, verſtümmeln. Hammling, ein Kaſtrat. Bei Otfried III. 4. 15. 16: Thie lagun fol al mannes siches intl hammes. Die lagen voll Menſchen. Sieh' das Verſtümmelte.

hamtikiſch, im Geheimen und Verborgenen Ränke ſchmieden, hinterliſtig.

händla, handlich, bequem, gelenk, gewandt, fertig. Stammwort Hond. Engliſch handy, welche obige Bedeutungen hat.

händſam, gelegen, bequem an der Hand. Engliſch: handsome. Holländiſch handsaem.

Haugarſt, Hágârſt, eine geſellige Zuſammenkunft, ein Beſuch auf Unterhaltung.

Hängr, ein Engliſch Gruſſteck.

hâns, ich habe es. Landſchaftlich: hon; für have in Plural. Auch im Engliſchen they han, ſtatt they have.

Hânſn, die ländliche Ceremonie der Einführung und Anerkennung eines neuen Zehentherrn bei der Abgabe des Zehentgetreides, bei welcher Gelegenheit der Neuling, ſey es in der Stube, oder in der Tenne, an eine am Trambaume befeſtigte Kette gehoben — gleichſam gebunden — (gehangen ?) wird, und ſich dann durch das Verſprechen, einige geſetzte Bedingungen, wie z. B.: Wein zu zahlen — erfüllen zu wollen, loskauft. Es erinnert an den kärntneriſchen Herzogboner.

hantig, herb, bitter, von Speiſen und Getränken. Figürlich: ſtolz, übermüthig, anmaßend, beißend, arrogant, kühn, obermenſchlich. Alle dieſe Bedeutungen hat auch das Engliſche haughti, leſe und ſprich: hâti.

Hantling, der Handſchuh.

happern, iſt bloß im figürlichen Sinne bei uns gebräuchlich, und bedeutet: nicht recht fortkommen, auf Hinderniſſe ſtoßen — einen Anſtoß, Aufenthalt erfahren. z. B. 's happert bei ihm, d. h. mit ſeinen Geſchäften gehts nicht mehr vorwärts.

Happ, Happl, ein weibliches Schaf.

Hapatle. 1. Ein junges Lamm. 2. Ein Solat- oder Krautkopf. Lateiniſch: caput, das Haupt, der Kopf.

Hârr, der Flachs, Lein.

harb, übermäſſig geſalzen, daher ſcharf, bitter von Geſchmack = herbe. Lateiniſch: acerbus. Figürlich: erbittert, zornig, ſtrenge, hart.

„Wân i glei finſter ſchou, harb bin i nit,
Jo ſchon mei Bronch a ſo, wâaſt es denn nit.

Kärnt. Vaikel.

harbn, harman, hat nur die Bedeutung von: ſich grämen, ärgern, grämen. Eberhard führt das Engliſche harm, Leid, Beſchädigung, an. — Es bedeutet auch Nachtheil, Verluſt, und to harm: beleidigen. Harm erſcheint ſchon in der altdeutſchen Sprache. Die Stelle bei Lukas, wo die Kriegsleute fragen, was ſie thun ſollen, und zur Antwort erhalten: Thut Niemand Gewolt noch Unrecht. Dieſe Stelle lautet bei Tatian. 4. 13. 18.

Niomannen ni blinnet
Noh harm ni taot.

Palthen gibt dem Worte Harm die Bedeutung von Traurigkeit, und ſich härmen, die Bedeutung von ſchmerzlich ironern.

Hârbeitl, ein Rauſch, d. h. Zopf.

Hârde, Taufname Leonhard.

hargazn, in der Kinderſprache: ſchäckern, ſpielen.

Hârgele, der Teufel, welchen ſich die Jugend gehörnt, mit Hörnern vorſtellt; und hârnot bedeutet gehörnt.

Hârl, ein ſittenloſes Frauenzimmer.

Hârm, der Urin; Hârmgugger = ein Afterarzt. Sieh' Germ.

Harmle, das Wieſel, deſſen Balg, beſonders im Winter, hermelinartig genannt werden kann; woher ich dieß Wort zu leiten glaube. Auch im Nibelungen-Lied bedeutet Harme, Hermelin.

hârnat, gehörnt, mit Hörnern verſehen. Engliſch: horned = gehörnt. the horned moon = der gehörnte Mond.

Hârre, das Dorangeld, der Leihkauf für Dienſtbothen. Ob nicht von harren? Harren bedeutet ein langes ſehnſuchtsvolles Warten — alſo das Warten auf den neuen Dienſt, den man ſich als erwünſcht und angenehm vorſtellt. Die Vorſtellung unterhält dann auch ein Ausdauern (z. B. im alten Dienſt) und unterſtützt den Wartenden mit Geduld.

Hârſch, Harſt, die Schneekruſte, z. B. Heunt trâgts Hârſch, d. h. Heute kann man über den Schnee hinweg gehen. Engliſch harsh, landſchaftlich horſch. Spaniſch: arisco — adject. = hart, und zugleich rauh — uneben. Verwandt mit harſch, welches rauh und hart von Sachen des Gehörs und Geſchmackes bedeutet. Windiſch heißt hrast = hart.

hartikla, kaum und kaum, nur in oller Mühe.

Hârwâz, die harte, ſoſerige Muskelflechte.

Hârze, der Hauſe.

Hârzopf, der Rauſch.

Haſchr, ein gutmüthiger, dem Geiſte und dem Körper nach verkümmerter Menſch. Das Diminutivum Hoſcherl, deutet hin auf ein zartes, unbehilfliches Kind. Engliſch: to hatch, bedeutet brüten, lange im Neſte behalten — demnach könnte es den Sinn erhalten: ein unausgebackener Menſch. Sieh' Friſch bei hetſcheln. Beſſer wäre es, von Hadsch — herzuleiten. Sieh' hotſchen.

haſn, eben, glatt. Das alte haſen bedeutet eilen, zu welchen auch unſer haſn wohl gehören kann; eben ſo wie unſer Haſe in der Schriftſprache, nach ähnlicher Weiſe, wie das lateiniſche lepus aus levis und pes geworden iſt, und eigentlich einen Leichtfuß bedeutet. Wo es haſn, d. h. eben und glatt iſt, iſt's leicht zu gehen — kann man eilen.

Hâſn, die beiden Zielmarken beim Eisſchießen, einem beliebten Spiele auf Teichen und gefrornen Flüſſen im Winter.

Hâſenſnâs, ein furchtſamer, verzagter Menſch.

Hâſpl, die Haſpel, z. B. Garnhaſpel, Seidenhaſpel. Engliſch hasp. Altfranzöſiſch haspe. — Figürlich ein einfältiger Schwänlmacher, der dir dadurch Verlegenheiten bereitet — mit einem Worte: verhâſpelt.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 7. Sonnabend, den 6. April 1861.

Sonette.

(Aus dem Nachlaße des Med. Dr's. Joseph Galtisch.)

1. Die Jugend.

Erhebt die Jugend, mögt den Lenz sie heißen,
Ein blumig Thal, gar lieblich anzuschauen,
Ein munter Bächlein, tanzend hin durch Auen,
Ein üppig Saatfeld mögt ihr laut sie preisen.

Schaut morgen her! Es kam des Mähers Eisen,
Der Hagel kam, der Blum' und Halm zerhauen,
Der trübe Bach irrt durch des Landes Gauen,
Der Sonne Brand versengt's in weiten Kreisen.

Mir will das Alter nur, der Herbst gefallen;
Der Blüthen Täuschung schwand, der Zweifel Winde,
Die Gluth, der Sturm der Leidenschaften schieden.

Die Rose fehlt, der Sang der Nachtigallen,
Doch klar ist's, still; vom Süd weht's lau und linde,
Und auf der Landschaft liegt des Himmels Frieden!

2. Das Alter.

Schön ist der Abend! Drückend war die Schwüle,
Träg schlich der Tag und suchte dunkle Schatten.
Nun schweigt der Sturm, und seine Blitz' ermatten,
Der Himmel prangt, herabsteigt Ruh' und Kühle.

Schön ist der Herbst! Auszog die Blumenhülle
Die Flur, doch schön'rer Schmuck kömmt ihr zu Statten.
Die Traube glüht, es ruhen Pflug und Spaten,
Und dankbar schätzt das Aug' des Segens Fülle.

Schön ist das Alter! Aufgespeichert liegen
Des Lebens Früchte, erkämpft hat es die Krone,
Die silberweiß sich um die Schläfe windet.

Die Abendruh' liegt in des Greises Zügen,
Sein Blick ist heiter wie die Abendsonne,
Die einen schönen Morgen uns verkündet.

Der Palmbaum.

(Eine hist arische Verwirklichung inner den Grenzen unseres Vaterlandes.)

Unter allen Bäumen des Erdbodens ist keiner, welcher durch seine Gestalt, seine Mannigfaltigkeit in den Früchten, seine Nutzbarkeit die Palme übertrifft. Säulenartig ist ihr gerader gerundeter astloser Stamm; fächerartig breitet sich seine Krone aus, unter welcher bald eine Wein und wieder Oel, gebende Frucht, bald Palmenkohl als wohlschmeckende Speise, bald Dattelbüscheln sich dem Menschen bieten, während der vielblättrige Gipfel demselben Schirm und Obdach und selbst das Mark des Stammes den nährenden heilsamen Saga liefert. Uns ist dieser Baum, den wir theilweise nur aus einigen seiner Früchte, wie aus Gemälden und Schilderungen kennen, das Bild des Christenthums, welches ebenso schützend und schirmend, nährend und erquickend, sich himmelan entwickelt, unter seiner weitausreichenden Blätterkrone die Völker durch die Wohlthat der Civilisation vereinigt, oder was so viel sagt, Menschen jeder Gattung durch das Gesetz der Sittlichkeit und des Rechtes, der Pflicht und der Liebe aneinander schließt, für sie Pflege, Erziehung, Unterhalt und Sicherheit vermittelt und in den Tröstungen des Glaubens das Mark geistigen Lebens spendet.

Durchgehen wir die Blätter der Geschichte, so sehen wir dieses Abbild jenes herrlichen Fruchtbaumes verwirklicht. Der glatte, gerade, nur oben etwas gekrümmte Stab der Hirten war von jeher das Sinnbild der schützenden Macht, so wie der Palmzweig in den Händen christlicher Blutzeugen jenes der Kraft des siegenden Glaubens. So führte Moses, des auserwählten Volkes Retter und Leiter, den Stab und ebenso sein Bruder Aaron der Hohenpriester einen solchen, welcher, als der immer grünende und fruchtbringende, in der Arche des Bundes verwahret wurde. Dieses Symbol der geistigen und stellvertretenden Macht göttlicher Sendung ging in das Christenthum über, und die Geschichte bewahret uns eine Reihe von Thatsachen, wo der Hirtenstab der Bischöfe nachbarlich dem Schwerte der Fürsten, gebiethend durch die Macht der Ueberzeugung den Frieden vermittelte, Einheit, Ruhe und Gesetzlichkeit unter die Völker brachte. So sehen wir am Eingange des Domes von Mailand den großen Bischof Ambrasius den nicht minder großen Monarchen Theodos zur Kirchenbusse vermögen, damit das zu Thesalonik übereilt vergossene Blut gesühnt werde. Der Longobarden König Albain, welcher von unserm Königsberg den Eingang nach Italien's Fluren erkundete, welches bald hernach besiegt ihm und seinen rauhen Horden sich unterwarf, ließ, an den nahen Ufern der Piave, von Felix dem Bischof von

Trevigo sich zu Gnade und Milde stimmen, so daß von da an ganz Venetien seinem Willen ohne Schwertstreich huldigte. Totilas, der Gothen Führer, den sein Siegeslauf zwei Mal nach Rom führte, fand dort im Diakon der römischen Kirche Pelagius einen Leiter, dessen Tugend er ehrte, dessen Mahnungen er hörte. Der heilige Vater Leo der Große entwand durch seine Erscheinung, als Sendbothe des Friedens, dem wildesten und furchtbarsten der Eroberer, dem Hunnenkönige Attila, das Würgeschwert, mit dem er bereits, wie so viele Länder, Italien diesseits des Po verheeret hatte und nun den Süden Italien's bedrohte. Niemand erkannte die vereinte Wirksamkeit des Scepters und des Krummstabes besser als Karl der Große, er der Wiederhersteller der Geistesbildung des Abendlandes, der Begründer des Glückes seiner Völker. Nicht sowohl durch die Macht des Schwertes als durch die des Christenthums unterwarf er sich das tapfere Sachsenvolk, und von da an stiftete er an der Elbe und Weser jene Bischofssitze, von denen nun großentheils nur noch die Namen erübrigen, die jedoch durch Jahrhunderte hier an der Grenze gegen die kriegerischen Slaven des Reiches Hort und Schutz, ihre Domstifte und Schulen die Vorbereiter der Geistesbildung und Gesittung waren.

Was Karl der Große im ausgedehntesten Maßstabe, thaten die früher und später so mächtigen Herzoge Bayerns inner den Marken ihrer schönen Gaue. St. Ruprecht gründete unter ihrem Schutze und beholfen durch ihre Freigebigkeit zu Salzburg seinen Bischofsitz, dessen Sendbothen bald Carantanien durchzogen, dessen slavische Fürsten dem Evangelium gewannen, dessen Volk seinem sanften Joche unterwarfen. Die Chorbischöfe von Maria Saal hatten einen gegen sie zu untergeordneten und beschränkten Wirkungskreis, um bei dem Anfangs so niedern Grade der Volksbildung und dem Zustande der Hörigkeit, der Leibeigenschaft, bei dem Mangel von Kirchen, Priestern und Schulen nachhaltig in die Regelung der innern Verhältnisse eingreifen, oder auch nur vermittelnd auftreten zu können, da das Land selbst nach dem Abgang jener Herzoge keine eigenen Fürsten besaß, sondern zerstückt von stets wechselnden Grafen beherrscht nur kümmerlich verwaltet wurde. Eine schönere Zeit war den nachherigen Bischöfen und Reichsfürsten von Gurk vorbehalten.

Das Bisthum Gurk, durch die Vergabungen der Kaiser an die selige Gräfin Hemma, aus deren Erbe und den Schankungen der Erzbischöfe von Salzburg einst reich gestiftet, war nur auf enge Grenzen beschränkt; kaum einige dreißig Pfarren machten seinen ganzen Sprengel aus, und von diesen stand mehr als ein Drittheil dem Domkapitel und dem nachmaligen Chorherrnstifte Straßburg zu, so daß ein Weihbischof bei Abwesenheit des Ordinarius, mit jenen beiden geistlichen Körperschaften, unschwer die ganze geschäftliche und seelsorgliche Aufsicht und Leitung führen konnte. Bei diesem doppelt günstigen Verhältnisse nahmen die Kaiser, der Metropolit und der jeweilige Landesherzog vielfach die Dienste der Gurker Kirchenfürsten in Anspruch; wie sie demselben entgegen- und nachkamen, sey die Aufgabe einer kurz gefaßten Skizze, in der wir uns jedoch mit Fug auf frühere und umfangreiche Abhandlungen so wie Geschichtswerke berufen können.

Bereits bei Gründung des Bisthums im Jahre 1071 hatte der unselige Investiturstreit zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Kirchenoberhaupte begonnen, daher auch die Thätigkeit des neuen Bischofes durch diesen Zwiespalt nach außen fast gänzlich gehemmt war. Indessen schon der zweite der Gurker Kirchenfürsten Hildebold leistete seinem Metropoliten, dem von Salzburg einen wichtigen Dienst, indem er die Veste Friesach gegen den Spanheimer Herzog Engelbert im Jahre 1131 ebenso tapfer als glücklich vertheidigte. Hildebold's Nachfolger Roman hatte eine friedlichere Aufgabe, indem er den großen Hohenstaufen, Kaiser Friedrich I. den Rothbart, vielfach in seinen italienischen Angelegenheiten an die Hand ging, von dem noch Briefe an ihn in dieser Sache erübrigen. Nach einer Urkunde des Gurker Archives vom 20. Juni 1158 belehnte Roman den Herzog Heinrich von Kärnten, welcher nebst seinen Brüdern als Knabe von ihrem Vater Herzog Ulrich ihm zur Erziehung anvertrauet worden war, mit dem Schlosse Grafenstein; ein Beweis, wie von dem Kirchenfürsten die so wichtige Erziehung der Söhne eines Regierenden besorgt und so der Keim von Tugenden in ihr Herz gelegt wurde, die sich fortpflanzten und so dem Lande vielfältig zum Vortheil gereichten, wie laut der Blätter der Geschichte bei Herzog Heinrich und seinem Bruder und Nachfolger Hermann es der Fall war *). Die Störungen des Reichsfriedens unter Kaiser Friedrich II. dem Hohenstaufen konnten nicht anders als nachtheilig auf die Gurker Kirche einwirken, daher seine Bischöfe sich möglichst von den Reichsgeschäften zurückzogen. Als nach dem Abgange des Hohenstaufischen Kaiserhauses K. Ottokar von Böhmen in Oesterreich, Steier und Kärnten nach Willkühr gewaltigte, bis ihm Kaiser Rudolf I. aus dem Hause Habsburg Schranken setzte, war es Fürstbischof Dietrich von Gurk, der Rudolf mit seinen Vasallen und Reisigen zuzog, welcher ihn auch als Freund und Mitkämpfer freudig aufnahm. Dietrich's Nachfolger Johann kam auf gleiche Weise K. Rudolf gegen Otto von Brandenburg zu Hilfe, und war einer der Getreuen, der Rudolf's Tochter als Braut nach Neapel geleitete.

Fürstbischof Heinrich III. von Helfenberg benahm sich als der treueste Anhänger des Habsburgischen Hauses. Für Kaiser Albrecht und seine Söhne opferte er sich, wie uns Ottokar von Horneck erzählt, bis zur Erschöpfung seiner Geldmittel, wofür er den Ehrentitel: „der heilige Nikolaus" erntete, denn er spendete überall auch unsichtbar, bis man ihn sequestrirte. Bei Gesandschaften und Unterhandlungen unaufhörlich thätig leistete er auch Friedrich dem Schönen gegen Ludwig den Bayer mit Waffen Dienste. Was Heinrich Oesterreich's Fürsten, war dessen Nachfolger Gerold seinem Metropoliten, indem er als des Erzbischofs Vicedom zu Friesach für seine Güter sorgte, und auch dem an seinem Habe tief verfallenen Bisthume wieder aufhalf. Der nachfolgende Fürstbischof Lorenz von Grimming war es, welcher den ersten Herzog von Kärnten aus dem Hause Habsburg (2. Juli 1335) nach der Huldigung am Salfelde feierlich in die Frauenkirche in Maria Saal einführte, und auf Herzog Albrecht's des Lahmen Wunsch die Reise zum Kirchenoberhaupte nach Avignon unternahm. Der 22. Fürstbischof Paul aus der edlen Familie der von Harrach wurde von K. Ludwig dem Bayer nach Avignon

*) Im gleichen Tone spricht sich auch Herzog Hermann in seiner unterm 13. Mai 1163 ausgestellten Urkunde aus: „Eingedenk aller Liebe, die Bischof Roman mir und meinem seligen Bruder Heinrich da erwies, wo uns Herzog Ulrich, unser Vater, als Knaben ihm zur Erziehung übergab, mit der er uns da nährte und lehrte, vertraute er mir das Vogteirecht ꝛc."

Digitized by Google

gesendet, um mit dem h. Vater wegen seiner Aussöhnung zu unterhandeln, was ihm zwar damals nicht vollkommen gelang, wo hingegen er nachmals, als Bischof von Freisingen, Ludwig's Erben vom Kirchenbanne lossprach und so um die Wittelsbachische Herrscher-Familie und Land ebenso verdient machte, als früher als Kanzler der Herzoge von Oesterreich-Käruten um dieses. Gleich Paul war auch der nächste Fürstbischof nach ihm, Johann IV. des Herzogs Rudolf IV., des Stifters der Wiener-Universität, des Stephan-Domes Erbauer und Tyrols Erwerber u. s. f. Kanzler und Bevollmächtigter in seinen so vielen Unternehmungen und Geschäften. Der 26. Fürstbischof Conrad II. von Hebenstreit verwaltete als Vorsteher der Hofkammer die österreichischen Finanzen, so wie sein Nachfolger Ernst Auer Herzog Ernst's des Eisernen Kanzler war.

In den unruhigen Tagen K. Friedrich's des Friedsamen hatte Fürstbischof Ulrich III. von Sonnenberg die gewiß nicht beneidenswerthe Last als Kanzler auf sich genommen; er war des schwer geprüften Monarchen Begleiter, Vertrauter und Schicksalsgenosse; als erster mit ihm in Rom, bei den meisten Reichstagen, in der großen Gefahr zu Wiener-Neustadt, sein Sprechee in dem Wiener Aufruhr, und statt seines kaiserlichen Herrn in der Burg zu Cilli Gefangener des Feldherrn Wittowitz.

Des fünfzehnten Jahrhundertes Ausgang war für das Bisthum Gurk eben so verderblich, wie für das übrige Land, da Türken und Ungarn es wechselweise verwüsteten; doch lastete die Wucht des Kampfes und der Zerstörung noch mehr auf den Besitzthümern des Kirchenfürsten, da sie meistens in Untersteier und in der Mark gelegen waren, wohin sich der Zug der Türkenhorden von Bosnien aus zuerst ergoß. Schon Fürstbischof Johann Schallermann war genöthigt, seine dort gelegenen Schlösser und Herrschaften, Peilenstein, windisch Landsberg, Wiesel und Rassenfuß dem Kaiser Friedrich IV. zu versetzen, die sie hinwieder mit Besatzungen wider jene Einfälle versah, dagegen zusehen mußte, wie sie für den Schutz, den sie den dahin geflüchteten Unterthanen gewährten, sich an deren Habe und an den Herrschaftgütern bezahlt machten. Kurze Jahre darauf war das Bisthum genöthigt, da sie für dasselbe ohne Ertrag, sie und dazu noch die Herrschaft Anderburg zu verlausen, weßfür, da es bis auf das Aeußerste herabgekommen, Papst und Kaiser im Jahre 1506 den Marburger-Distrikt demselben einverleibten, was jedoch einen geringen Ersatz abgab. Weitenstein blieb noch am längsten beim Bisthum, bis im Jahre 1775 diese Herrschaft an den Freiherrn von Tinnersberg verkauft, und der Erlös auf die bisthümlichen Eisenhütten und Hämmer verwendet wurde.

So verlor das Bisthum das ganze Erbe Hemma's in ihrem Geburtslande und wurde auf seine kärntnerischen Herrschaften beschränkt. Zwei Mal ward es durch die Dienste, welche seine Kirchenfürsten dem Staate noch im Laufe des Mittelalters leisteten, an den Rand der Auflösung gebracht, und der letzte der Fürstbischöfe, der am Schluß desselben den Hirtenstab führte, Raimund von Peyraud, ein Franzose nachmals Cardinal, war genöthigt, das Amt eines päpstlichen Legaten und bevollmächtigten Verkünders der Kreuzbulle gegen die Türken zu übernehmen, um auf fremden Boden wandelnd dem Bisthume seinen Unterhalt zu erübrigen.

Ehe wir zur Neuzeit übergehen, die noch weit auffallendere Kirchenfürsten im Fache der Diplomatie, der Regierung und Verwaltung bietet, ist es an uns, in den abgewichenen Zeitabschnitt die freilich großentheils verloschenen Spuren ihrer Wirksamkeit nicht blos für Religion und Kirche, Fürsten und Staat, sondern auch auf Volksbildung und Förderung des zeitlichen Wohles ihrer Unterthanen ja des umgebenden Landes aufzusuchen, sey auch nur anzudeuten.

Schon Hemma die Stifterin verfügte laut Urkunde vom 3. Februar 1043, daß die Erstgebornen ihrer Leibeigenen, die sie der Kirche Gurk gegeben, sich um ein Talent und 15 Denare von derselben los- und freikaufen konnten, die übrigen Söhne nach dem Gutdünken des dortigen Conventes. In diesem Geiste verfuhr das nachherige Bisthum und Domkapitel und machte es sprichwörtlich „unter dem Krummstabe ist gut wohnen."

In Straßburg an des Fürstbischofes Hofe erhielten, wovon wir ein Beispiel anführten, die Söhne der Hohen ihre Erziehung; an der Domschule zu Gurk Reiche und Arme, für die z. B. Domprobst Georg (laut Urkunde vom 8. November 1362) für jedes kommende Christfest eine Kleidungsspende stiftete. Ende des Mittelalters studirten dort 18 Edelknaben, darunter ein Dietrichstein, ein Liechtenstein und selbst zwei Engländer; in der äußeren Schule 10 Zöglinge jener Klasse. Noch steht man in Gurk in der Vorlaube des Probsthofes das Steinbild eines dortigen Professors, den die Inschrift Peter Schlatel aus Eichstädt nennt. Skulptur und Buchstaben-Charaktere deuten auf obige Zeit. Schon früher kommt in einer Gurker Urkunde vom Jahre 1471 Mathias Plankh als Rektor der Schulen, so wie früher (1368 unterm 30. März) ein gewisser Vollmar, Jurist aus Sachsen, als Stifter eines Jahrtages vor.

Da sich Gewerbsleute und Handwerker an der bisthümlichen Burg ankauten, erhielt der sie umgebende Ort den Namen Straßburg, weil die Kirchenfürsten durch denselben die Straßen, welche von St. Veit über Kraig und den Gunzenberg heraufführte, von dort an der Prelawa nach Metnitz und fesert nach Obersteier und Salzburg leiteten, was den Wohlstand des Städtchens Straßburg und jenes Marktes sehr förderte. In Straßburg sowohl als auch in Gurk so wie weiter oben unsern Glödnitz zu Spitalein gründeten die geistlichen Oberherren wohl dotirte Spitäler für Greise, Kranke, Waisen, Reisende und Arme, wovon die beiden erstern noch bestehen. Am Dome zu Gurk, so wie in dem Fürstenschlosse zu Straßburg und den nahe liegenden Kirchen fanden Steinmetze, Bildhauer, Maler, Künstler mannigfaltige Beschäftigung.

Das größte Uebel, welches im Mittelalter das Land heimsuchte, war das Faustrecht; dagegen wirkten die Friedensfürsten, wie es eine große Zahl Urkunden beweiset, wornach unter ihrer Vermittlung alte Fehden und Zerwürfnisse, die Blut und Gut schonungslos verwüstet, beigelegt und durch ihren Schiedspruch ausgetragen wurden *).

*) Als Quellen dieser Skizze nennen wir das Gurker Consistorial- und Domkapitel'sche Archiv, Eichhorn's Urkunden-Sammlungen, unsere eigenen Auszüge aus Gurker-Urkunden, die Aufzeichnungen des Verfasser des Entwurfes zur Bisthums-Geschichte, wovon das reiche Materiale im historischen Vereine erliegt; ferners die Werke und Sammlungen eines Fröhlich, Steiner, Neugart, Rubeis, Hormayer u. s. f., welche wir bei der historischen Skizze der Bischöfe von Gurk (Carinthia 1822 Nr. 19—25) so wie im Texte der Ansichten aus Kärnten (S. 113—124) und in dem II. Theile des Handbuches der Geschichte Kärnten's größtentheils schon benutzten.

Digitized by Google

Die neue Zeit eröffnete sich für Gurk und Europa, kann man sagen, mit einem seiner größten Diplomaten und Staatsmänner. Es war Matthäus Lang, der Liebling des Kaisers Maximilian I. — Seine ersten kirchlichen Pfründen erhielt er von dem Monarchen, der ihn zu seinem Kanzler beförderte, in Kärnten, und zwar die Probstei Werdsee und die Abtei Viktring, später die Domprobstei zu Augsburg, seiner Vaterstadt. Er war der Stifter der Ligue zu Cambray, wo sich Maximilian, der König von Frankreich und Spanien, so wie Papst Julius II. gegen das damals noch sehr mächtige stolze Venedig verbündeten. Im Jahre 1505 bereits Fürstbischof von Gurk wurde er im Jahre 1511 Kardinal. Das wichtigste Geschäft, welches er nach wiederhergestelltem Frieden mit Venedig (1515) zu Stande brachte, war die Wechselheirath zwischen den Enkeln Maximilian's I. und den Kindern des Königs Wladislaus von Ungarn und Böhmen. Des letztern Sohn Ludwig heirathete die österreichische Prinzessin Maria, entgegen seine Tochter Anna der Erzherzog Ferdinand, wodurch der bereits im Jahre 1491 geschlossene Vertrag des Anfalls der gegenseitigen Besitzungen, bei Aussterben der männlichen Nachkommen eines der beiden Regentenhäuser an das andere, seine nächste Bedeutung und Vollziehung erhielt, durch welche Verbindung man zunächst der Uebermacht der Osmanen kräftigen Widerstand zu leisten hoffte. Viel zu früh hatte Kaiser Maximilian I. diesen Schauplatz verlassen (er starb den 12. Jänner 1519 zu Wels), und es war eine der schwersten Aufgaben, die römisch-deutsche Kaiserkrone dem Habsburgischen Hause zu erhalten, welche zu erlangen König Franz I. von Frankreich alle Mittel anwendete. Lang setzte dagegen die Wahl des Enkels Maximilian I., Karl V. auf dem Reichsrathe zu Frankfurt durch, und hatte somit durch diese beiden Verhandlungen den Grund zur nachhinnigen Größe Oesterreich's gelegt, welches von da an durch seine Hausmacht in der Lage war, Deutschland zu stützen und die Osmanen, die nach der Schlacht von Mohacz, wo Ludwig als Opfer des ungarischen Stolzes fiel, welcher die deutsch-slavischen Hilfsvölker nicht abwarten wollte, und nach des Gegenkönigs Ferdinand, Johann Zapolyas Tod sich fast ganz Ungarns bemächtigten, durch mehr als anderthalbhundertjährige Kämpfe auf die gegenwärtige Grenze zu beschränken, wo freilich die Anhängsel der ungarischen Krone: Moldau, Walachei, Servien und Bosnien verloren blieben.

Lang's Nachfolger, Hieronymus Balbus, ein Venetianer, war früher am Hofe des Königs Wladislaus und Erzieher jenes unglücklichen Königs Ludwig und wirkte in dieser einflußreichen Stellung nach Lang's Sinne für Oesterreich, obwohl sein Vaterland Venedig ebenso eifrig auf der Seite der Türken stand, wie Franz I. von Frankreich.

Der dritte Gurker Fürstbischof nach Balbus war der berühmte Redner und Staatsmann Urban der Oesterreicher, Kaiser Ferdinand's I. und Maximilian's II. Hofprediger und Burgpfarrer, der thätigste Vermittler der Glaubensspaltung, zu deren Beilegung er am allgemeinen Kirchenrathe zu Trient die Gestattung der Communion unter beiden Gestalten durchgesetzt und als Administrator des Bisthums Wien mehrfach eingeführt hatte. Indessen er mußte es noch erleben, daß seine so edlen Absichten durch die unbeschränkte Neuerungswuth vereitelt und so Oesterreich und mit ihm auch Deutschland eine unheilbare Wunde geschlagen wurde. Urban leitete, in Ferdinand's Abwesenheit und an seines Sohnes des Erzherzogs Karl Seite, die Regierung Innerösterreich's, deren Präsident auch sein Nachfolger Christoph Andreas Freiherr von Spauer war.

Der nächste Fürstbischof, Johann Jakob Freiherr von Lamberg veräußerte den Rest der bisthümlichen Güter in Steiermark und erkaufte dafür die Herrschaften Dürnstein und Pöckstein, und errichtete die Eisenwerke zu St. Salvator und Pregrad bei Zweinitz, wodurch das Bisthum in die Reihe der Gewerkschaften trat, und dem Lande vielerlei Vortheile sicherte.

Wir übergehen die fünf folgenden Fürstbischöfe, weil unser dermaliger Zweck nur der ist, nachzuweisen, wie die Fürsten und Bischöfe von Gurk in ersterer Eigenschaft, berufen als Räthe den Thron zu umstehen, dieser ihrer Bestimmung nachkamen und welch' wesentlichen Einfluß sie auf das Wohl der Monarchie, des Gesammtvaterlandes wie der einzelnen Provinz, der sie als Oberhirten vorstunden, nahmen, und schließen, abgerechnet sonstige Rückblicke, diese Skizze mit jenen aus ihnen, welche bis vor einem Jahrhundert, wo überhaupt die diplomatische und administrative Wirksamkeit der Kirchenobern in dieser Richtung aufhörte, dem Staate größtentheils gänzlich unentgeltliche Dienste geleistet hatten, und die betreffenden Posten Staatsmännern überließen, deren im Etat hoch angeschlagene Dienste der Monarchie eine Gegenwart bereiteten, über welche abzuurtheilen nur sie und die Zukunft berufen ist.

Von den Kirchenfürsten Gurk's aus den vergangenen drei Jahrhunderten war keiner in obiger Hinsicht so ausgezeichnet, als Johann Baron von Goes. Durch seine Sprachkenntnisse und die Gabe zu unterhandeln, eignete er sich vorzüglich zu diplomatischen Sendungen, die er an die Höfe von Madrid, London, die hohe Pforte, Kopenhagen, Berlin, Amsterdam und zuletzt nach Rom erhielt. Er schloß unter ungünstigen Vorgängen und Kriegserfolgen den Frieden zu Nimmwegen, wo sich ein Congreß der Bevollmächtigten fast aller europäischen Höfe versammelt hatte, den 5. Hornung 1679, zwischen Frankreich, Schweden, Deutschland, Spanien und Holland.

Als er im Jahre 1675 Fürstbischof von Gurk geworden, ließ er sich durch alle diese verwickelten und die Geistesthätigkeit in so hohem Grade in Anspruch nehmenden Staatsgeschäfte doch nicht abhalten, für seine Diözese und so für sein zweites Vaterland zu sorgen. Er baute den nordöstlichen Theil des Schlosses zu Straßburg aus und richtete da eine Zahl Zimmerchen für die zu den Exercitien sich wechselweise versammelnden Geistlichen des damals noch kleinen Sprengels her. Er stiftete und dotirte die beiden Goëssischen Benefizien zur Aushilfe in der Seelsorge, vier Musiker und einen Schullehrer zu Straßburg, vermehrte das Einkommen der schwach dotirten Pfarren zu Zienitz, Feistritz und Ingolsthal, legte ein Kapital von 42,420 fl. in der kärntnerischen Landschaft für fromme und wohlthätige Zwecke an, vermachte 70,000 Scudi dem kaiserlichen Feldspital, und errichtete für die Nachkommen seines Neffen Peter das noch bestehende Graf Goëssische Fideikommiß in Kärnten.

Seinen Nachfolger im Bisthum, Otto de la Bonrde, früher Abt zu Banz im Bambergischen, kennen wir als vorzüglichen Wohlthäter des h. Geistspitales zu Straßburg, weniger seine vielen Gesandtschaften an den Höfen Europa's.

Die beiden Grafen von Thun, Jakob Maximilian und Joseph Maria, welche sich am Bischofssitze von Gurk folgten, traten in die neue Periode der auf sich selbst beschränkten Thätigkeit. Letzterer nahm besonders an der unter der Kaiserin Maria Theresia begonnenen Reform der Schulen den thätigsten Antheil, baute das Alumnat in

Straßburg für die eigenen Kandidaten des Seelsorgerstandes, und berief den als Schriftsteller ausgezeichneten Rechtslehrer Zahlwein dahin. Außerdem betheiligte er sich an dem unter der Kaiserin und durch sie emporlebenden Fabrilswesen, besonders in Seide. Er errichtete daher in dem ohnehin sonst leer stehenden Schlosse zu Grades eine Tapetenfabrik, wovon noch die Ueberbleibsel an den dortigen Wänden und Einrichtungsstücken zu sehen sind. Die Floßöfen zu St. Salvator und Hirt, die Hämmer zu Zwischenwässern, Gasteigen, Sirnitz, St. Salvator verschafften der Bevölkerung Verdienst und Geld vom Auslande, und die Kunst, besonders die Malerei, erhielt den eifrigsten Schutz und Förderung. Noch erübrigen in Zwischenwässern eine Zahl Gemälde aus damaliger Zeit, während die in Straßburg größtentheils ein Raub der Flammen wurden. Joseph M. Thun's Medaille ist ein Meisterstück der Gravirkunst. Der ausgezeichnete Bergler war Fürstbischof Auersberg's Kammermaler.

Was Fürstbischof Salm für den Staat, für Kärnten, besonders für Klagenfurt, für Wissenschaft, Kunst und Wohlthätigkeit gethan, haben wir in den Blättern der Geschichte und in den Lebensbildern der „Carinthia" geschildert, deren Abschluß wir noch schulden, wenn wir gleich bekennen müssen, damit nur schwache Umrisse geliefert zu haben*).

H.

Aus dem historischen Roman:

Napoleon I. in Wien.

Von Braun v. Braunthal.

Napoleon und Liechtenstein**).

Der Erzherzog Karl hatte nach der Schlacht bei Wagram seine Armee über Hollabrunn nach Znaim geführt und ihr daselbst eine so feste Stellung gegeben, daß ein dreimaliger Versuch der Franzosen, sie daraus zu verdrängen, gänzlich scheiterte.

Am Abende des 11. Juli, da die Sonne bereits unter den Horizont sich gesenkt hatte und der dritte Angriff des Feindes von den Oesterreichern zurückgeschlagen war, erschien ein französischer Parlamentär, der dem Erzherzoge die Gegenwart des Marschalls Berthier mit Waffenstillstandsvorschlägen ankündigte.

Sofort erfolgte der Befehl von beiden Seiten zur Einstellung des Feuers, und es ward zu Unterhandlungen geschritten.

So endete dieser Tag mit der sieghaften Behauptung Znaim's und damit zugleich — der ganze Feldzug selbst.

Der Waffenstillstand ward geschlossen. Drei Tage darnach las man an den Straßenecken von Wien die Punktationen dieses Friedensvorbothens mit großer Schrift in deutscher und französischer Sprache, und die Wiener begannen freier zu athmen. Um Mitternacht trafen der Feldmarschall Liechtenstein und General Wimpfen in Wien ein.

Ersterer begab sich am darauffolgenden Morgen noch vor neun Uhr zu Napoleon nach Schönbrunn.

Der Kaiser empfing ihn zwar in Gegenwart einiger Marschälle, entfernte diese jedoch bald und blieb mit dem Fürsten allein. „Die Hand zum Friedensschlusse ist gereicht", begann Napoleon sogleich die vertraute Unterredung, „und es kommt jetzt nur auf den Kaiser von Oesterreich an, seinem Lande die allgemein eesehnte Ruhe wieder zu geben."

„Seine Majestät", entgegnete Liechtenstein mit edlem Freimuthe, „wird auch damit nicht zögern, vorausgesetzt, daß die Bedingungen des Friedens annehmbar."

„Sie sollen, sie werden es seyn" *), sprach Napoleon mit starkem Nachdrucke, „in Anbetracht der augenblicklichen Lage Oesterreich's, so wie der großen Opfer, welche Frankreich für diesen von Ihrem Souverän provocirten Feldzug zu bringen hatte. Was meinen Sie, Fürst?"

„Ich meine, daß alles mit zu großer Strenge Herbeigeführte nicht von erwünschter Dauer seyn kann."

„Strenge? Zu große Strenge? Wer spricht davon? Und dann, wodurch unterschiede sich der Erfolg solcher Unternehmungen, Sieg von Niederlage?"

„Sire, Niederlage und Sieg sind Dinge des Augenblicks." —

„Aber Fürst, der Augenblick ist Alles, denn der Augenblick ist das Leben! Wer ihn nicht zu benützen weiß, versteht nicht zu leben."

„Gewiß, und der Augenblick ist Euer Majestät günstig, dennoch, Sire, möchte ich zur — Mäßigung rathen."

„O was dies betrifft, so wird Ihr Souverän nicht aufhören, Kaiser von Oesterreich zu seyn!" —

„Auch gestatte ich mir, Euer Majestät zu bemerken, daß hierbei England eine Stimme hat."

„Die Oesterreich niemals hören sollte, denn es ist die falsche Stimme des Egoismus; das englische Geld wird schwerlich die Heilung der Wunden bezahlen, die das Schwert Frankreich's dem österreichischen Staatskörper schlägt. Der Rath des Grafen Stadion, sich mit Großbritannien zu verbinden, war der eines halb Wahnsinnigen?"

„Vor sechs Tagen hat er sein Portefeuille abgegeben."

„Man hätte es ihm früher abnehmen sollen. Wer wird sein Nachfolger seyn? Wahrscheinlich Metternich? Er wollte seinen Gesandtschaftsposten in Paris schon vor einiger Zeit verlassen, erhielt aber seine Pässe erst kurz nach der Schlacht bei Wagram. Wohl in Komorn jetzt?"

---

*) Die Quellen unserer Darstellung von Lang bis zu Goës sind von uns bereits bei der Landesgeschichte angegeben; was Urban den Oesterreicher betrifft, berufen wir uns auf Pletz theologische Zeitschrift, 9. Jg. 5. Heft, S. 146—171, und was Goës auf die biographische Darstellung: „Carinthia" 1836, Nr. 20—23 aus handschriftlicher Quelle, dem Theatrum Europäum, Hammer's Osmanische Geschichte ꝛc.

**) Wir geben diese Episode aus dem ewig denkwürdigen Kriege von 1809, weil das, wie wir versichert sind, aus treuer Quelle angeführte Gespräch an das bekannte Attentat des Studenten Staps erinnert und ein Beweis mehr von diesseitiger Offenheit und Redlichkeit ist.

*) Oesterreich verlor das ganze Seegebieth, ganz Krain, den größeren Theil Kroatien's, Oberkärnten, Salzburg, das Innviertl, Westgalizien und das bisher behauptete treue Tyrol, seinen auswärtigen Handel; es zahlte 196 Millionen Franken; es war finanziell ruinirt, zu einem Staat zweiter Größe herabgesunken, es wurde lebensunfähig. Dieser Friede sollte großmüthig seyn!

Digitized by Google

„Er ist dort.“

„Dieser Mann hat eine große Zukunft für sich; er gehört zu den Seltenen, von denen nicht nur die Geschichte schreibt, sondern die selbst Geschichte machen. Ich und er werden uns heute oder morgen noch hart sprechen.“

Nach dieser Aeußerung machte Napoleon einige Schritte hin und her; dann blieb er wieder vor dem Fürsten stehen und sagte:

„Trotz der strengen Konsequenz, welche ich meinem letzten entscheidenden Siege in Bezug auf die Friedensbedingungen geben muß und geben werde, soll sich Ihr Souverän doch in kurzem überzeugen, daß ich seiner in Liebe gedenke. Sagen Sie dieß dem Kaiser von Oesterreich, Fürst.“

„Ich verehre meinen Monarchen,“ entgegnete Liechtenstein mit hoher Wärme, „und es macht mich glücklich, ihm diese Versicherung Eurer Majestät mittheilen zu können.“

„Wann wollen Sie nach Ungarn?“

„Noch morgen; vorausgesetzt, daß ich heute hier in Schönbrunn mit den Vorarbeiten so weit in's Reine komme.“

„Dieß wird auch der Fall seyn, wenn Sie sich keine Illusionen machen. Sie sind Soldat, Fürst, und fassen, wie ich mich überzeugte, Ihren Gegner fest; hier aber mögen Sie bedenken, daß es sich darum handelt, aus einem Feinde einen Freund zu machen. Also — auf freundliches Wiedersehen.“

„Sire, gestatten Sie mir noch ein Wort!“

„Sprechen Sie!“

„Ich halte es für meine Pflicht, Eure Majestät aufmerksam zu machen, daß Sie — Ihre persönliche Sicherheit zusehr gefährden.“

„In der Schlacht, meinen Sie.“

„Der Lenker einer Schlacht exponirt sich, wo es seyn muß; ich spreche nicht von der Schlacht, Sire, sondern von der Unbefangenheit, mit welcher Eure Majestät sich hier in Schönbrunn, in der Umgebung, und in der Stadt selbst der Masse des Volkes bloßstellen.“

Napoleon's Blick traf bei diesen Worten des Fürsten sicheres Auge mit durchdringender Schärfe.

„Das Volk von Wien,“ rief er aus, „ist das biederste von der Welt; was hätte ich da zu besorgen!“

„Die Bevölkerung Wien's,“ versetzte Liechtenstein ernst, „zählt viele Ausländer, und ist der Wiener selbst einer meuchlerischen That unfähig, so kann zu solcher vielleicht ein fremder, wohl gar ein Franzose, durch politischen Fanatismus oder durch Gold bewogen werden, und, Sire, es würde Seine Majestät, meinen Kaiser und Herrn, jeder derartige Versuch eines Attentats tief betrüben.“

Napoleon reichte dem Fürsten die Hand. „Ich habe noch nie ein schöneres Wort vernommen,“ sprach er bewegt; „ich werde dieß auch nie vergessen.“ —

„Haben Sie, Fürst“, fragte er dann wieder in seiner gewohnten scharfen Weise, „hierüber Bestimmteres zu sagen?“

„Wäre das der Fall“, versetzte der edle Warner ruhig, „so hätten Eure Majestät bereits amtliche Anzeige erhalten; das Gesagte ist das Ergebniß dessen, was ich selbst sah und hörte. Schönbrunn steht für jedermann offen und es finden Paraden hier und Revuen nahebei zu wiederholtenmalen statt, ohne alle Beschränkung.“

„Den Zutritt hier zum Schloß und Park habe ich schon untersagen lassen wollen, aber nur, weil er anfing, mir lästig zu werden; so ist der Andrang zur Treppe, besonders von Seite der Frauen, so maßlos, daß kaum Platz für mich und meine Leute bleibt.“

„Sire, beherzigen Sie meine Warnung.“

„Es soll geschehen, lieber Fürst, und — ich danke Ihnen.“

Liechtenstein harrte noch einen Augenblick, und verließ dann, da der Kaiser sich schweigend verhielt, den Salon, um in die Stadt zurückzukehren.

Nachmittags 4 Uhr eilte er wieder nach Schönbrunn, und arbeitete daselbst bis in die späte Nacht.

Am folgenden Morgen reiste er von Wien nach Pesth ab.

Napoleon beherzigte in der That die edle Warnung Liechtenstein's; noch am selben Tage ward der freie Zutritt in Schönbrunn verboten, und als Grund dieses allgemein überraschenden Verbotes der Umstand verzeichnet, weil tagszuvor, an einem Sonntage, so viele neugierige Frauenzimmer sich auf die Schloßtreppe drängten, wo der Kaiser herabzukommen pflegte, daß die Garden kaum für ihn und die ihm folgenden Marschälle Raum zu erhalten im Stande waren.

Sprüche und Reime.

Von Friedrich Marx.

1. Ein Menschendaseyn.

Dem Tröpflein auf dem Wasser
Gleichst du, o Menschenleben!
Nur wenig Wellenringe,
Und wieder fließt es eben!

2. Das Menschenherz.

O schmähr's nicht ein klein und gebrechlich Ding,
Das Menschenherz ist dem Mann nicht gering,
Der jemals im Taumel des Glück's sich besann,
Daß Gott nur allein es befriedigen kann!

3. Einem starken Geiste.

Du dünkst dich frei, weil ohne Schranke
In's Blaue streift dein Zweifelswahn,
Und glaubst dich stark! Allein der Starke,
Der legt sich selber Fesseln an!

4. Demselben.

Und wär', was ich glaube, die Wahrheit nicht,
So laß' mir den Trost des Scheines!
Und hab' ich nicht dein großes Licht,
So laß' mir, du Narr, mein kleines!

Digitized by Google

5. Friedensstörer.

Wohl lebte sich's hienieden
In leidlich heiterm Frieden,
Träf' man auf seiner Bahn
Nicht unbegriffne Schmerzen,
Verschmähte Feeleeherzen,
Verkannte Größen an!

6. Spekulative Forschung.

Will, was ihr uns beleuchtet, euch sagen,
Die der Erkenntniß flackerndes Licht
Hoch durch die irdische Dunkelheit tragen!
Was ihr beleuchtet ist euer Gesicht,
Aber das Dunkel erhellt ihr uns nicht!

Literarisches.

Unser geachteter Landsmann Dr. Valentin Puntschart, k. k. Professor an der Theresianums-Akademie zu Wien, welcher schon früher als Professor in Triest durch eine Abhandlung: „Die Ilias und ihre Bedeutung" sich ehrenvoll bekannt gemacht, hat im Laufe des verflossenen Jahres eine neue Arbeit veröffentlicht, welche sich an die frühere würdig anreiht; es ist „Der Prozeß der Virginia" (Wien, 1860. Seidel). Das in Leipzig erscheinende Literarische Centralblatt, redigirt von Zarncke, sagt in Nr. 3 seines heurigen Jahrganges darüber Folgendes:

„Der Verfasser führt gegen Schmidt (von Ilmenau) aus, daß der Bericht des Livius (III 44—48) glaubwürdiger sey, als der des Dionysos Halikarnassus (XI, 28—37). Es ist die auch bei der liberalis causa anwendbare (Seite 7) außergerichtliche legisactio per manus injectionem, welche Markus Claudius auf Weisung des Appius wider die Virginia „anstrengt." Vor dem Magistrat bestreitet er die Tauglichkeit der sich erbietenden Vindices und verlangt die ductio seiner angeblichen Sklavin. Die „Advocati" der letztern beantragen dagegen, Appius solle einen von ihnen als vindex anerkennen, den Vindikazionsprozeß einleiten lassen und am Schlusse der Verhandlung die vindiciae secundum libertatem auf Grund der eigenen Gesetzgebung ertheilen. Appius aber argumentirt: Aus eigenen Vorbringen der advocati, der Vater des Mädchens sey noch am Leben, ergebe sich ihre mangelnde Legitimation zur Sache, denn so lange jenes anerkanntermaßen der Fall, könne nur der Vater, nicht aber ein beliebiger Dritter, die Vindikationsformel: „Hunc ego hominem ex jure Quiritium meum esse ajo" aussprechen. Demgemäß erläßt Appius sein erstes Dekret: die sich erbietenden Vindizes seyen untauglich, daher ein Vindikationsprozeß zur Zeit unstatthaft, somit die nur für letztere berechnete Satzung, wonach die vindiciae secundum libertatem zu ertheilen, nnanwendbar, vielmehr könne dem Claudius die ihm in Folge der manus injectio zustehende ductio nicht verweigert werden, doch bleibe dem Vater selbst der Rechtsweg offen."

„Das Auftreten des Icilius bewirkt nun, daß Appius seinen Klienten Marlus Claudius bewegt, von der Durchführung der ductio für heute freiwillig abzustehen und das Mädchen bis auf den nächsten Tag ihren Angehörigen zu überlassen, wo es dann, wenn bis dahin der einzige taugliche vindex, der Vater der Virginia, nicht zur Stelle, zu der durch Dekret gestatteten ductio kommen soll."

„Virginius aber erscheint gegen Erwarten des Dezemvir zur rechten Zeit; er muß als vindex angenommen werden und es findet die vor Einleitung des eigentlichen Vindikationsprozesses unumgängliche Vorverhandlung statt. Zum Schlusse derselben sind die vindiciae — da der Satz: die vindiciae seyen secundum libertatem zu ertheilen, erst nach vorgenommener legisactio Platz greift, — auf Grund des status quo zu reguliren. Als solcher wird aber dem Appius die rechtliche Wirkung der am vorigen Tage gestatteten und faktisch nicht durchgeführten ductio betrachtet und demgemäß Virginia dem M. Claudius überliefert."

„Die Auffassung des Verfassers hat den Vorzug, daß nach ihm das zur Realisirung der Absicht des Appius, das Mädchen in seine Gewalt zu bekommen, eingeschlagene Verfahren formell als gerechtfertigt erscheint, wenn auch das materielle Unrecht auf platter Hand liegt. So erscheint der Dezemvir nicht mehr plump wie bisher; an die Stelle brutaler Tölpelhaftigkeit tritt eine gewisse rabulistische Schlauheit, die dem, was wir sonst von seinem Charakter wissen, ganz angemessen ist."

„Seine Beweisführung hat der Verfasser mit Scharfsinn und Aufwand großer Gelehrsamkeit geführt. Bleiben auch hie und da Zweifel, so ist doch im Ganzen unsere Kenntniß von der legis actio per manus injectionem wesentlich gefördert und auch über manches Andere (z. B. den Begriff der alten manus) Licht verbreitet. Die Sprache des Verfassers ist fließend und im Ganzen korrekt, nur Provinzialismen wie „ferners" sollte er vermeiden. Die Ausstattung ist gut, nur überaus häufige sinnentstellende Druckfehler sind zu beklagen."

Sicher wird der Herr Verfasser dieser Arbeit bald eine andere folgen lassen. Dem Vernehmen nach beschäftigt er sich mit dem Studium und der Kritik des Gajus.

—gg.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 6.)

hatschn, hinken, mühselig einher gehen. Ein durch die Wallfahrten und Kreuzzüge in das gelobte Land eingewandertes Wort. Hadsch bedeutet die beschwerliche Wallfahrt nach Mekka und Jerusalem; und ein islamitischer oder christlicher Wallfahrer nach einer dieser h. Städte heißt noch heute: Hadschi. Sieh' to hitch. Hilp. I. 394.

hatschtn, streicheln, liebkosen, verzärteln.

Haubn, eine rundförmige Kopfbedeckung der Frauenzimmer.

hauchet, alterschwach, mit gebücktem Haupte einhergehen. Altdeutsch hauchen = sich niederbücken, klein, geschmeidig machen.

Haudögn, ein roher, ungeschliffener, einfältiger Mensch. Englisch: hoddy-doddy. Landschaftlich: Haudotel, ein dummer, einfältiger, lächerlicher Kerl. Sieh' Hilp. I. 395.

haufn, das Hausbesorgen, wirthschaften; ábhaufn, schlechte Wirthschaft treiben; wie auch Jemanden übel behandeln, Jemanden auszanken, lärmen, schreien, toben. z. B. d'r Bätr hät göstern g'haufst; d. h. getobt, gelärmt. „Die Franzosen haben in Deutschland gar sehr gehaufet, bis sie durch die große Schlacht bei Leipzig daraus sind vertrieben worden.

Zan aufhaufn sent niamer di Jähr,
Zan abhaufn a noch nit gär. (Kärnt. Volksl.)

hausla, häuslich, sittsam, gehorsam, ökonomisch, besonders von Kindern gesagt.

Digitized by Google

Hausmahl, ein Feſtmahl, zu welchem gute Freunde geladen werden von dem, der ein Amt oder eine Wirthſchaft antritt.

Hausſtock, ein unweltläufiger, an irgend ein Haus einverleibter Menſch.

Hawach, der Habicht.

Hauta, ein weiblicher Kretin.

Haxn, überhaupt die Füße. In engerer Bedeutung: lange Füße, länghaxat. Engliſch to hough, eigentlich und beſſer hok. Portugieſiſch coxa, der Kniebug an den Beinen größerer Thiere, beſonders an den Hinterbeinen, die Hackſe.

Haxn, Haxiegen, 1) das Heuziehen von den Alpen; 2) Feuermachen.

heānan̄, laut, ſtark, anhaltend weinen.

heānzn, hiānzn, zum Beſten haben, verſpotten, ausſchelten, verwandt mit höhnen.

Heār, die Hühner, Pluralis.

Hegedex, Helen = Eidechſe.

heggazn, herzlich lachen.

hedā, hieher, z. B. gea hedā!

Heia, die Wiege heuen = hüthen. Sieh' Hadu.

heia (geau), in der Kindesſprache: ſchlafen gehen.

heidi, ſchnell, ſo ſchnell als möglich auf und davon gehen. Engliſch to hie (ſprich hei) eilig gehen, hie thee, d. h. eile dich! mache dich fort!

Heigeign, eine große ſchlanke, hagere Perſon; beſonders der Spottname ſchlanker, hagerer Weibsperſonen. Engliſch high, hoch, groß.

Heign, das Abmähen, Trocknen und Einſcheuern des Heues.

Heit'r, ein männlicher Kretin.

heitarāt, unbehilflich.

heunt, heute. Im Nibelungen Liede: hivte, hvte. 16. 20.

heitl, heitla, jetzt.

heitrwān, heizwān, bisweilen, manchmal, öfters.

hekn, ſtechen, verwunden, beſonders von Weſpen und Bienenſtichen.

Hemat, das Hemd. Engliſch hemp, der Hanf.

hengan, nachlaſſen, z. B. weſt nix hengan? d. h. wirſt du vom Schätzungswerthe nichts erlaſſen?

herriſch! herſchte — herſchte! Ausdrücke der Verwunderung und des Staunens.

Hetele, Hetilu, Heta. Zuruf an Ziegen, die noch keine Jungen getragen; ſo wie Heta eine ältere Ziege bedeutet.

hexn, zaubern. Engliſch hag, die Unholdin, Furie, die Hexe.

hih, ein Ausruf der Fuhrleute, womit ſie die Pferde zum Gehen ermuntern. Engliſch gee (ſprich ſchih) ſo wie go zu geh' gehörig. jüh! hüo!

hiadā, diesſeits — auf dieſem Orte — eigentlich hierda — alſo da — oder auch hier. Adelung leitet hier vom alten Fürworte he oder hi — dieſer — und Ar = Ort her — alſo urſprünglich: dieſer Ort, an dieſem Orte.

Hiasl, Taufname: Mathias.

Hianrangn, die Leichdornen.

Hiarn, das Gehirn, Stirne, er hät nix in ſein Hiarn.

Hiarſch, Hirſe. Nach Linné panicum milliaceum.

hiaz, hiaza, jetzt.

Hifl, hiflu. Ein langer Pfahl mit Sproſſen, oder natürlichen Aeſten, in die Erde zu befeſtigen, um Klee, Heu, Getreidegarben daran zu ſchichten; daher hiflu, aufeinander legen, häufen.

Hilla, die Bettdecke; hüllen. Im Nibelungen-Lied heißt es: Hvlſt. 294. — Schon bei Notker, Pſalm 159, 5, bedeutet Heli eine Hülle — einen Mantel. Eberh. I. 451.

Hilzn, das Holzſchlagen in den Wäldern — und überhaupt das Holzarbeiten auch zu Hauſe.

Hilfebrānt, Himmlbrānt, die Königskerze, Feldkerze, nach Linné verbascum tapsus.

himlazn, wetterleuchten, blitzen und

Himlazr, der Blitz, Wetterſtrahl.

Hinfallnde, die Fallſucht. Epilepsie.

hinfiar, ferners, fortan, in die Zukunft.

hinterfiriſch, umgekehrt.

Hintergfös, das Gefäſſe — Podex, Steiß.

hinwern, ſterben; von Thieren crepiren.

Hinwurf, der Kropfſchwamm.

hiſch, bildet vor Beiwörtern den Superlativ, z. B. hiſch nix, d. h. ſehr wenig, oder hiſch bārtat, d. h. ſehr bedartet.

hiſt, der Ruf der Fuhrleute, um die Pferde auf die linke Seite zu lenken.

Hochet, die Hechzeit. Engliſch: hoskida; ehemals ein jährliches Feſt, welches den 15. Tag nach Oſtern ſeinen Anfang nahm. Im Nibelungen-Liede: Hachgezit, Hahzit.

Hof. 1. Ein Bauerngut erſter Klaſſe. 2. Die Hausflur. Engliſch: hovel, landſchaftlich: Höfel, diminutiv von Hof. — Die Hütte, der Schoppen.

Höfn, der Topf. Hafner der Töpfer.

höftn, haften — anbinden, feſtmachen; wahrſcheinlich von Haft. Das Vieh auf irgend einem Acker, oder einer Kleebrachen am Fuße anbinden mittelſt einer Kette, oder einem Stricke, daß es ſich nur in einem gewiſſen Umkreiſe bewegen und weiden könne.

Hokus-Pokus. Ein bei Gauklern und Taſchenſpielern üblicher Ausdruck. Hat ſeinen Urſprung in dem Ochus Bochus, einem berühmten Zauberer der nordiſchen Götterlehre. — Wenn aber Tilloſen dieſes Hocus-Pocus aus dem Bibliſchen: hoc est corpus ableiten will, ſo können wir wahrlich nicht anders als: Lachen!

hoier, dieſes Jahr, heuer; ſo wie ferin = voriges Jahr.

Hois, Taufname Matthäus.

Hoite. Heute, eigentlich = Morgens.

Hölb, der Stiel an der Holzhaue.

höldern, wiederhallen. Reſonanz.

Hölleie, der Raum zwiſchen dem Ofen und der Mauer, zum Aufbewahren und Trocknen der Späne.

Hollerbörr, Hollunderbeere.

Holler, der Hollunderſtrauch.

höllign. Jemanden quälen, necken, zuſetzen. Du Hölrigl du! du loſes, ungeſtümmes Kind!

holpern. Im Gehen oder Laufen mit den Füſſen anſtoßen, und dadurch das Gleichgewicht verlieren. Nach Adelung, Campe und Voigtel bedeutet Holper ein kleiner Hügel, beſonders ein Stück verhärteter Erde in einem Wege — auch nennen ſie das Bei- und Nebenwort holperig. Adelung läßt Holper abſtammen von Hol, welches hoch bedeutet habe, und Hal noch jetzt im Schwediſchen einen Hügel bezeichnet. Andere von Alp — Alb, was immer einen Berg bedeutete.

holparat, hopprat, hopprig. Als Beiwort, wird von den Gegenſtänden, beſonders Wegen geſagt, wenn ſie ſolche Erhöhungen haben, daß man mit den Füſſen leicht anſtoßt, d. h. hatpert.

Holzhund, der Wolf; entſpricht dem allereinfachſten Begriffe.

Honaf, der Hanf. Engliſch: hemp. Franzöſiſch: chanvre. Lateiniſch: cannabis. Griechiſch: κάνναβις.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 8. Sonnabend, den 20. April 1861.

Der Landtag in Kärnten.

Wenn unser kleines Blatt auch alle politischen Erörterungen vermeiden will und muß, so kann es doch an einer so bedeutenden Erscheinung im öffentlichen Leben Kärnten's, wie es sein Landtag war, nicht gleichgültig vorübergehen, ohne sein Werden und Wirken in seinen Spalten wenigstens mit einigen flüchtigen Worten zu verzeichnen. Wir thun dieß aber im Gefühle wahrer Freudigkeit und Genugthuung, mit der Ueberzeugung, daß dieser Landtag Kärnten wahr und würdig vertreten habe.

Was waren doch bei Beginn seiner Wahlen für Befürchtungen rege geworden! Da waren die Einen voll maßloser Besorgniß vor staats- und kirchenfeindlichen Bestrebungen, umsturzdrohenden, Friede und Ruhe störenden Aufreizungen, während die Andern nicht minder besorgt aus dem Schooße des Landtages die unheilvollen Gespenster verfassungtödtender Reactionswuth aufsteigen sahen. Und wie unbegründet und thöricht war all diese Furcht und Besorgniß! Von alle dem war gar nichts zu bemerken. Sah man sich bei den Wahlen auch nach freisinnigen bekannten Männern um, so wählte man doch nur solche untadeligen Rufes und steenger Ehrbarkeit; der Landtag selbst both in allen, was Kärnten's Wohlfahrt betraf, das Bild seltener Einmüthigkeit, besonnenen Eifers und verständnißvoller Ruhe.

Freilich war bei dem Umstand, daß seine Dauer zum vornhinein nur kurz bemessen war, keine rechte Partheibildung und keine eingehende Debatte möglich; aber es ist dabei um so mehr hervorzuheben, daß eben bei dee so kurz gemessenen Zeit alle nur Parthei- oder Selbstverherrlichung bezweckende, sonst aber werth- und zielloe Prunkreden sorgfältig vermieden, dafür aber alles Dringende erledigt oder zur Vorbereitung für die nächste Sitzungszeit an den Ausschuß gewiesen wurde. — Das Geschicht- und Naturwissenschaftliche Museum wurden, wenn auch nicht, wie beantragt, als Landesanstalten erklärt, doch unter seinen Schutz gestellt, sein Beamten-Status definitiv organisirt, wie es Nothwendigkeit und Humanität erheischten. — Die Salzfrage, die über Einquartirung, Landesstraßen und den wunden Punkt Kärnten's, die Eisenbahn, werden für die nächste Session zur Erledigung vorbereitet.

Die Wahl der Vertreter Kärnten's für den Reichsrath wurde mit bemerkenswerthem Stimmeneinklang vollzogen. So erhielt Tschabuschnig von 37 Stimmen 36, also alle außer dee eigenen, Doktor Stieger 34, Gustav Rosthoen 32, Siegl 28, Rischelwitzer 25 Stimmen.

Tschabuschnigg ist als Schriftsteller, als welcher er im Jahre 1825 von diesem Blatte in die Oeffentlichkeit eingeführt wurde, ganz Deutschland, uns aber außerdem bekannt als Mitglied des Landtages 1848 und des daraus hervoegegangenen Landtagsausschusses, so wie als Peäsident der ersten Schwurgerichtsverhandlungen 1850; Dr. Stieger, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlamentes, kennen wie durch eine lange Jahrreihe als einen der intelligentesten streng ehrenhaften Advokaten, Rosthorn als den muthigen Vertheidiger unserer Eisenindustrie, die der Intelligenz und Rührigkeit der Familie, der er angehört, so viel zu danken hat. Aus den Vertretern der Landgemeinden, von denen vielen durch ihre Geschäftsstellung es unmöglich war, eine Mission anzunehmen, wurden Rischelwitzer, als biederer Kärntner und intelligenter Landwirth im Lande bekannt, und Siegl, dem jüngern freisinnigen Beamtenthum angehörig, gewählt.

Wenn wir die bedrohlichen Zustände Oesteereich's und dagegen die Kärnten's bedenken und erwägen, daß seine Bevölkerung gemischter Konfession und Nationalität ist, so möchten wir keinen innigeren Wunsch hegen, als daß nirgends in Oesterreich mehr confessioneller Hader, größerer nationeller Zwiespalt herrschen möge, als im kleinen Kärnten und seinem treuen Abbild, dem Landtag!

Anna von Neumann von Wasserleonburg und ihre Gatten.

(Aus den Mittheilungen der k. k. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 1860, S. 207; von Joseph Bergmann.)

Zu den reichen Bergbau treibenden Geschlechtern Kärnten's zählen wie die Neumann, die von ihrem Besitzthum Wasserleonburg im Gailthale diesen Beinamen führten. Sie besaßen auch in Villach ein Haus, welches (Eichhorn's Beiträge, II. Th. Seite 235) am 12. Juli 1524 durch ein von heftigem Sturmwind begleitetes Ungewitter in Schutt verwandelt wurde, wobei mehrere Menschen untee demselben begraben zu werden das Unglück hatten.

Wilhelm Neumann, unter dem sich dieses ereignete, kam mit seinem sechzehnjährigen Sohne Hanns nach der durch Handel, Gewerbe unv Kunstfleiß wie durch Bildung berühmten Reichsstadt Augsburg. Zeuge ihres Aufenthaltes daselbst waren zwei Medaillen, welche noch das königliche Münzkabinet in München verwahrt. Die eine zeigt das Brustbild des ältern Neumann's mit der Umschrift: Guilelmi Neuman vera imago und der Jahreszahl 1527, nebst der Chiffre: F. I. d.i. Friedrich Hagenauer aus Straß-

Digitized by Google

burg, der zu jener Zeit in Augsburg mit großer Meisterschaft modellirte und medaillirte; die andere das Brustbild des jungen Neumann's, das Haupt mit einem Hute bedeckt und der Inschrift: Effigies Joanis Noumau de Villach anno aetatis XVI., unten der Vers aus den Sprichwörtern (1, 7): Sapientiam atque doctrinam stulti despiciunt, dann die Jahreszahl 1528; ein Beweis, daß sie wahrscheinlich beide Jahre 1527 und 1528 in Augsburg sich aufhielten.

Anna, Wilhelm Neumann's und der Barbara von Rumpf, — die Rumpf von Wullros waren bekanntlich ein im Gurkthal seßhaftes kärntnerisches Geschlecht und Wolfgang Rumpf von K. Rudolf II. den 30. September 1578 in Freiherrnstand erhoben, dessen Oberst-hofmeister und Oberstkämmerer, — am 23. November 1535 geborne Tochter, war eine durch großen Reichthum (wohl erst nach ihres vorbenannten Bendees Tode), durch ihre Anhänglichkeit an die neue Lehre, durch ihren Geist und besonders durch ihre kinderlose Ehe mit fünf Männern (mit dem ersten erzeugte sie zwei Töchter) von ihren Zeitgenossen vielbesprochene Dame, deren Andenken sich noch im Munde des Volkes der Gegend, wo sie starb, erhielt *).

Diese Edelfrau, die von ihrem sechsten Gemahle den Namen und Rang einer Gräfin zu Schwarzenberg führte, erreichte das seltene Alter von 88 Jahren und 23 Tagen. Sie ward am 18. Dezember 1623 (laut eines Briefes von ihrem Gemahle vom 21. Dezember) „Vormittags zwischen 7 und 8 Uhr jähling und mit einer solchen Leibesschwachheit angegriffen, und gleich darauf ganz unverhofft (!) um 12 Uhr aus diesem müheseligen zu dem Ebigen Immerwerrenden Leben durch den Zeitlichen Tod gnädiglich abgefordert." Ferner erliegt in Murau eine Abschrift des Ersuchschreibens an den Erzbischof von Salzburg. Paris Grafen von Lodron, vom 19. Dezember d. J., in welchem der Graf bittet, zu geruhen, daß die Bestattung der Leiche seiner Gemahlin in der dortigen Pfarrkirche gutgeheißen und die gnädige Approbation dem Fürstbischofe von Seckau zu wissen gemacht werde, dieser dann dem Pfarrer zu Murau befehle, daß derselbe mit Begleitung und Leichenpredigten seiner lieben Gemahlin die letzte Ehre erweisen wolle. Die Gräfin Anna verharrte, wie der ohne Zweifel selbst katholische Gemahl sagt, in der katholischen Religion, in der sie erzogen worden, bis zu ihrem 20. Jahre und verlebte ihre übrige Zeit „ohne einzige Ergernus" zwar in der Augsburgischen Konfession, doch der wahren katholischen also affektionirt und zugethan, daß sie die Administration (Verwaltung?) in der Pfarrkirche mit besonderem Eifer auf sich genommen und derselben mit beharrlicher Treue vorgestanden hat, was auch die Kirchenvisitation bestätigte; ein zweiter angegebener Grund war, daß ihre vorigen Herren Ehegemahle, seine Antecessores, allda begraben liegen.

Wir können dieses psychologische Räthsel um so weniger aus vorliegenden Thatsachen erklären, als Anna in ihrem 20. Jahre, das ist im Jahre 1555 noch ledig war und nach ihrem am 21. November 1557 ausgefertigten Heirathsbriefe erst damals sich verehelichte, folglich nicht der Gemahl sondern wahrscheinlich der sterbende Vater auf sie so einen Einfluß ausübte und ihr das Versprechen abnahm, bei seiner von ihm angenommenen und ihr aufgedrungenen Konfession zu beharren.

Bei dem im Jänner 1624 abgehaltenen feierlichen Leichenbegängnisse finden wie laut noch vorhandenem Verzeichnisse eine große Zahl Edler und Hochgestellter aus Kärnten und Steiermark, so einen Dietrichstein, Herbersdorf, Khewenhüller, Ortenburg, Preiner, Saurau, Tauhausen, Teufenbach, Welzer, Windischgrätz, den Landeshauptmann von Kärnten Christoph David Freiherrn von Ursenbeck sammt Gemahlin, den Landesverweser daselbst Urban von Pötting, den Erzpriester von Villach, den Abt von St. Lambrecht, den Bambergischen Vizedom ꝛc. genannt. Ueber die bei der feierlichen Bestattung verbrauchten Artikel, Bewirthungen, Fuhren u. s. s. liegt ebenfalls ein Verzeichniß vor, aus dem wir bloß anführen wollen, daß 58 Windlichter ohne, und 7 mit Wappen, und 24 große Wachskerzen zur Beleuchtung bei der Bahre verwendet wurden, woraus sich ein Begriff von dem prunkvollen Aufzuge machen läßt.

Der Gemahl und Erbe errichtete ihr in der „Spitalkirche" zu Murau ein schönes Monument, aus Marmor von verschiedenen Farben zusammengesetzt. Dasselbe, ein Werk des italienischen Meisters Martin Porobello, Bildhauer zu Klagenfurt, gefertigt im Jahre 1624, wurde durch herrschaftliche Pferde nach Murau gestellt, und kostete 400 Gulden; dieses Grabmal ist einem Sarkophage ähnlich, im Renaissancestyl gearbeitet, und ruhet auf einem Sockel. Es ist bei 8 Schuh hoch und 9 Schuh 7 Zoll lang. Oben steht das Wappen der Familie Neumann, ein Schild in zwei Felder nach aufwärts getheilt, in deren einem der Halbmond mit einem vorstehenden Sterne, in dem andern zwei vertikale geänderte Bänder, durch eine mit Arabesken gezierte Fläche laufend, oben ein Helm mit Adlerflügeln, in denen sich die Embleme der Felder wiederholen *). Die Inschrift, die uns Eichhorn in seinen Beiträgen II, 272 gibt, enthält einzig die Zahlen aus ihrem Leben und die Namen ihrer Gatten, deren Wappen beiderseits am Monument zu sehen sind, sonst aber keine Angaben über ihre Persönlichkeit, die jedoch aus dem Lebensumrisse ihrer Gemahle etwas hervortritt.

(Schluß folgt.)

*) Wir haben in der „Carinthia" 1860, Nr. 10. unter der Aufschrift: „Der letzte der Freiherren von Kholnitz" aus gleicher Quelle die Geschichte desselben sowie seiner Gemahlin Elisabeth Freiin von Thanhausen, Tochter des Johann Jakob von Thanhausen und der Anna Neumann gegeben, und dabei der Sage erwähnt, wornach letztere durch eine Salbe den Tod ihrer ersten fünf Ehemänner herbeigeführt haben soll. Hienach berichtigt es sich, wenn der gleiche Autor hier sagt, sie habe mit sechs Männern eine kinderlose Ehe gelebt. Die Umstände ihres Todes, wie wir sie oben folgen lassen, mögen das Gerücht über die Ursache ihres schnellen Hinscheidens und jener Vorgänge gefördert haben. Wir beurtheilten bereits vorhin seinen Werth.

Verstümmelung des kärntnerischen Herzog-Stuhles **).

Der unterfertigte Ausschuß hat sich in Folge eines ihm von einem seiner Mitglieder erstatteten Berichtes leider die Ueberzeugung verschafft, daß an einem der ältesten und ehr-

*) Es wäre sehr interessant zu erfahren, ob sich in Wasserleonburg, Murau oder sonst wo ein Bildniß dieser so merkwürdigen Frau vorfinde.

**) Der Redaktion der „Carinthia" von der Direktion des „kärntnerischen Geschicht-Vereines" mit dem Ersuchen zugesendet, diesen Aufsatz auch in die Spalten ihres Blattes aufzunehmen; dem hiemit gerne entsprochen wird. A. d. R.

Digitized by Google

würdigsten Denkmale Kärnten's, nämlich an dem Herzogstuhle am Maria-Saaler Felde, ein Frevel begangen worden ist.

Wie es mehrere Beschreibungen dieses aus großen Steinen zusammengesetzten Stuhles, auf welchem sitzend die Herzoge von Kärnten in der Vorzeit die Lehen vertheilten, übereinstimmend enthalten, so befanden sich auf der nördlichen und westlichen Seite des Steines, welcher das nordwestliche Eck des Stuhles bildet, in zwei senkrechten, wider einander gekehrten Zeilen schön geformte Römer-Buchstaben, Megiser gibt in seiner „Chronica des Ertzherzogthumbs Khärndten" vom Jahre 1612 eine Abbildung dieses Stuhles, auf welcher diese zwei Zeilen wie folgt erscheinen:

MASVETIVER
ERI

Dagegen stellte sich nach Inhalt der „Beiträge zur Geschichte und Topographie des Herzogthum's Kärnten" von P. Ambros Eichhorn vom Jahre 1819 diese Inschrift dar:

MA. SVETI. VERI.
VERI

Nach der Meinung des verstorbenen Pfarrers Urban Jarnigg ist diese Inschrift Slavischen Ursprunges, und ist die Deutung der an der nördlichen Seite des Stuhles befindlichen Zeile MA. SVETI. VERI: „Er hat den heiligen Glauben", und die des an der westlichen Seite groß geschriebenen VERI: „Den Glauben."

Es ist vorliegend nicht die Absicht, in eine nähere Prüfung dieser Auslegung einzugehen, gegen deren Richtigkeit wohl vor Allem die für eine Inschrift sehr sonderbar gewählte Stelle (auf zwei Seiten eines Eckſteines, senkrecht, in wider einander gekehrten Zeilen), ferner die Gleichheit der Buchstaben mit denen auf so vielen andern, aus dem daneben liegenden Virunum herstammenden Steinschriften, (welcher Umstand auf Römischen Ursprung der Schrift und eine Zusammensetzung des Stuhles aus Römer-Steinen hindeutet) und außerdem so manches Andere eingewendet werden könnte. — Hier sey nur hervorgehoben, daß Megiser und Ambros Eichhorn, wie oben bezeichnet, in ihren Angaben über diese Schrift nicht ganz übereinstimmen, und daß, während die auf der westlichen Seite befindlichen Buchstaben noch deutlich leserlich sind, die auf der nördlichen Seite schon vor einigen Jahren stark verwittert und schwer kenntlich waren. — In neuester Zeit nun hat ein Frevler auf dieser nördlichen Seite des Eckſteines an der Stelle der, wie bemerkt, schwer leserlichen Buchstaben die Inschrift: MA. SVETI. VERI scharf eingemeißelt, dadurch dieser Inschrift die ursprüngliche Gestalt genommen und jede weitere unpartheiische Forschung über dieselbe unmöglich gemacht.

Der unterfertigte Ausschuß sieht es als seine Pflicht an, diese Verstümmelung eines der interessantesten Monumente Kärnten's bekannt zu machen, und die Thatsache festzustellen, wie die gegenwärtige Inschrift auf der nördlichen Seite des nordwestlichen Eckſteines am Kärntnerischen Herzogstuhle entstanden ist.

Klagenfurt, den 8. April 1861.

Der Ausschuß des „Kärntnerischen Geschicht-Vereines."

Herd und Familie.

Aus dem Kärntnerischen Volksleben.

Die religiöse Bedeutung des Feuers als einer wohlthätigen belebenden und ordnenden Macht, die symbolische Beziehung des Herdfeuers zur menschlichen Gesellschaft und Sitte, zum häuslichen und politischen Zusammenleben mußten neben seiner natürlichen Beschaffenheit dem Herde allenthalben eine große Wichtigkeit verleihen. Von Griechen und Römern wissen wir, daß sich der Herd bei ihnen einer großen Verehrung erfreute. Im innersten Theile des griechischen Hauses brannte das heilige Feuer der Herdgottheit, die zugleich Schutzgottheit der Familie war. Darum war auch der Herd der religiöse Mittelpunkt des Hauses und der Familie, wer ihn berührte oder sich in dessen Asche niederließ, wurde Mitglied derselben. Bei dem großen, dem Hephaestos und der Athene geweihten Feste des Apatnrien wurden die neugebornen Kinder um das Herdfeuer getragen und so erst in die Familien aufgenommen. Aber die Herdgottheit war ihnen auch Schutzgottheit des Staates, der in und mit der Familie blüht und vergeht. Daher war die Hestia des Griechen und die Vesta der Römer Staatsgottheit und Symbol aller rechtlichen Ordnung im Großen wie im Kleinen. Noch bis in die spätesten Zeiten des griechischen Staates brannte am Prytaneien zu Athen das heilige Feuer der Hestia; und selbst zu Rom, wo die religiöse Toleranz eine fast verwirrende Mannigfaltigkeit der Kulte herbeigeführt hatte, blieb der Vesta-Tempel immer hoch in Ehren.

Am meisten aber mußte die Verehrung des Herdes bei den alten Germanen gedeihen; war ja doch hier, „wo man das Erstarren des Lebens bei dem Mangel der Wärme mehr als hinreichend fühlen konnte," das Feuer so eigentlich die schöpferische Kraft, die Hauptbedingung des Lebens! Aber auch hier war seine Bedeutung mehr eine religiös-sittliche und resultirte aus der engen Wechselbeziehung zwischen Religion und Leben. Alle Verhältnisse wurden da auf die Religion bezogen, welche das Leben bis in seine äußersten Zuckungen durchdrang. So war also den alten Germanen der Herd in natürlicher wie religiöser Beziehung der wahre Mittelpunkt des Hauses der Familie, er war das Herz, welches Leben und Bewegung nach allen Seiten entsendete, von dem Alles ausging und zu dem wieder alles zurückkehrte. Hier versammelte man sich zum Opfer der Herd- und Schutzgötter, hier suchte

*

man in Nöthen Schutz, hier wickelten ſich alle Geſpinnſte des Lebens ab und fanden alle Verhältniſſe ihre Erledigung *).

Dieſer ſeiner hohen Bedeutung entſprach auch die räumliche Stellung und innere Einrichtung desſelben. Der Herd ſtand in der Mitte des Hauſes, um ihn ſchaarten ſich alle andern Räume faſt konzentriſch herum. Ihm gegenüber befand ſich das Hausthor. Auf ſeiner Oberfläche brannte fortwährend Feuer und waren kleine Vertiefungen angebracht als Opfernischen für Feuergeiſter und Kobalde. — Juſtus Möſer beſchreibt uns denſelben treffend in ſeiner Schilderung des altſächſiſchen Hauſes. Da ſteht der Herd im Mittelpunkte des Hauſes und hinter dem Herde thront die Bauernfrau. „Ohne von ihrem Stuhle aufzuſtehen, überſieht ſie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt ſolche bei ſich niederſetzen, behält ihre Kinder und Geſinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hüthet Keller, Boden und Kammer, ſpinnt immerfort und lacht dabei. Ihre Schlafſtelle iſt gleichfalls hinter dem Herde und ſie behält aus derſelben eben dieſe große Ausſicht, ſieht ihr Geſinde zur Arbeit aufſtehen und ſich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöſchen und alle Thüren auf- und zuſchlagen, und beobachtet wiederum Keller, Baden und Kammer. Wenn ſie im Kindbette liegt, kann ſie noch einen Theil dieſer häuslichen Pflichten aus dieſer ihrer Schlafſtelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dreſche gewandt iſt, kann ſie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anſtatt daß in andern Orten, wo die Leute in Stuben ſitzen, ſa oft die Hausthür aufgeht, Jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wiederum aus dem Hauſe führen und ſeine Arbeit ſo lange verſäumen muß. Der Platz beim Herde iſt der ſchönſte von Allen."

Noch iſt ſie nicht ganz vergangen die Würde dieſer altpatriarchaliſchen Zuſtände und Sitten. Sie lebt noch — und frohlocken wir darüber — ſie tritt uns nach in wenig verblaßter Friſche im Volksleben der Alpen entgegen. Der Herd, das Symbal echten Familienlebens, abwohl er in hohen Schichten der Geſellſchaft nur mehr eine Phraſe iſt, bei welcher allenfalls die Erinnerung an ſeine frühere Bedeutung nach wie eine längſt verklungene Sage angenehm durch's Herz ſtreicht, hat da noch zum Theil ſeine Eigenthümlichkeit und frühere Wichtigkeit bewahrt. Vieles iſt freilich weggefegt und auf andere Plätze übertragen worden; ſo auf Oefen und Rauchſtuben.

In manchen Gegenden Kärnten's iſt die Küche noch immer der wichtigſte Raum des Hauſes und beſteht daher auch meiſt allein aus einem feſtgemauerten Gewölbe. Auch hier ſteht ſie meiſt der Hausthür gegenüber und hat einen bald frei ſtehenden, bald an die Mauer angelehnten Herd, auf welchem den ganzen Tag das Feuer brennt. Um Millſtadt **) herum iſt die Küche noch das allgemeine Wohnzimmer, wo gemeinſchaftlich gegeſſen wird, wo der Hausherr mit ſeinen Dienſtbothen gemeinſchaftlich betet, die Geſchäfte des Tages anordnet und die Rapporte empfängt. Dort wird geſponnen, kanverſirt, dort werden zwiſchen Nachbarsleuten Berathungen gepflogen, dort wird gekauft und verkauft, dort werden die Verſtorbenen auf die Bahre gelegt, bei welcher man dann gemeinſchaftlich mit den Nachbarn betend und ſingend die Wache hält. In der Küche endigen auch die Hochzeitsfeierlichkeiten. — Die Küche der alten Bauernhäuſer Oberkärnten's hat durchgängig ein ganz kleines außer der Symmetrie liegendes höher angebrachtes Fenſterchen. Dieſes befindet ſich meiſt der Küchenthüre gegenüber zwiſchen zwei tiefer liegenden Fenſtern in der Mitte und iſt ſo angebracht, daß die drei Fenſter zuſammen ein Dreieck bilden und dem Auge Gottes auf alten Bildwerken gleichen. Dieſes obere Fenſterchen nun wurde in alten Zeiten immer und auch gegenwärtig, wo man die Bedeutung dieſes Fenſterchens nicht mehr überall kennt, in vielen, beſonders Gebirgsgegenden noch geöffnet, wenn Jemand im Hauſe ſtirbt, um der ſcheidenden Seele als Durchgangsthüre zu dienen. In der Regel iſt dieſes Fenſter ſo hoch angebracht, daß man nicht hinaus ſchauen kann und früher hielt man das geradezu für unerlaubt. Unter dieſem Fenſterchen werden nun die Verſtorbenen der Art auf die Bahre gelegt, daß der Kopf unter daſſelbe, die Füße aber gegen die Thüre gekehrt zu liegen kommen. Dieſer Gebrauch wird ſorgfältig und ſelbſt in Häuſern, wo man jenes Fenſter nicht mehr hat, beobachtet, ſo daß man den Todten immer mit den Füßen gegen die Thüre aufbahrt.

In den Gegenden Mittel- und Unterkärnten's ſcheint die „Rauchſtube" dieſe Bedeutung der Küche übernommen zu haben; denn vielfach begegnen uns an ihr Seiten und Züge, die ſich früher nur auf die Küche bezogen haben konnten. Der Name wie die Wichtigkeit der Rauchſtube ſcheint hinzuweiſen, daß die Rauchſtube eben aus der alten metropolen und alles verſammelnden Küche hervorgegangen ſey. Auch an ihr finden ſich die obligaten dritten Fenſterchen. Sie iſt der Sammelplatz des Hauſes, hier wird gegeſſen, geſprochen, gebetet. Hier werden die Taufgelage und Todtenmahle gefeiert, hier iſt das Schlafzimmer des Hausherrn und der Hausfrau.

Dieſe Eigenthümlichkeiten des kärntneriſchen und überhaupt des Volkslebens verdienen eine nähere Beachtung und man muß um ſo mehr auf ſie aufmerkſam machen, als man ſie als etwas Alltägliches und Fades ganz überſieht. Aber ſie zeigen, wie ſehr man Herd und Haus mit der Familie zuſammenhängend dachte, und wie wahr man ſomit jene Begriffe erfaßte. „Das Familienhaus — ſagt Riehl — und die alte Sitte des Hauſes bedingen ſich gegenſeitig."

Graz, im Jänner 1861.

Val. Pogatſchnig.

*) Hier wurden die Geburten gefeiert und der Neugeborne in die Familie aufgenommen, ähnlich wie bei den Griechen. Das neu einziehende Geſinde mußte ihn wie die Braut dreimal umwandeln, dadurch erſt gehörten ſie zur Familie. Auf ihm wurde getoſt, und das Feuer gelöſcht, ſobald der Hausherr ſtarb.

**) Dieſe Mittheilungen verdanke ich zum Theil meinem Freunde Herrn J. Miſchitz in Wien.

Kärntner Gyps.

(Aus M. F. Klaper's hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Darſtellung aller Produktiv-Zweige des Landes.)

Gyps iſt natürlicher ſchwefelſaurer Kalk mit Kryſtalliſationswaſſer, in ſeinem reinen Zuſtande weiß, häufig aber durch fremdartige Beimengungen grau, röthlicht oder anders gefärbt, und an dem geringen Härtegrade zu erkennen, in Folge deſſen er ſelbſt durch den Fingernagel geritzt wird. Der

Gyps ist sehr verbreitet und kommt in der Regel stockförmig d. h. in Lagern vor, deren horizontale Dimensionen gegen die vertikale nicht bedeutend überwiegen. Solche Gypsstöcke besitzen oft eine bedeutende Mächtigkeit, treten vorzüglich am Fuße der Gebirge auf, selten innerhalb derselben und niemals auf dem Rücken der Gebirgsketten.

Je nach den verschiedenen Veränderungen im Vorkommen hat der Gyps mehr oder weniger entweder eine mechanische oder technische Wichtigkeit für sich. Im körnigen dichten Zustande, weiß und zum Theile durchscheinend, eignet er sich unter dem Namen „Alabaster" seiner Weichheit wegen zu Skulptur-Arbeiten aller Art, wie z. B. zu Vasen, Büsten, Statuetten, Schalen, Tassen, Bechern, Leuchtern, Thierfiguren, zu den Verzierungen der Uhrengehäuse und tausend derlei kleinen Gegenständen, welche Arbeiten keinen so unerheblichen Erwerbszweig bilden. Ist der Gyps spathig oder faserig, so bietet er in agronomischer Beziehung ein allenthalben willkommenes mineralisches Düngungs-Hilfsmittel zur möglichen Verbesserung der physikalischen Beschaffenheit der Ackererde, zur Erregung erhöhter Lebensthätigkeit der Pflanzen, um bei der Bewirthschaftung des Bodens die Gewinnung animalischer Produkte in reichlicherem Maße anstreben zu können.

In dieser Beziehung gelangt der Gyps auch in Kärnten zur vollsten Anerkennung und ungleich mehr, als das Land selbst mehrere Gypslager aufzuweisen hat*). Unter diesen sind von besonderer Vorzüglichkeit: das Gypslager des Grafen Duklas von Dietrichstein bei Feistritz im Rosenthale und jenes des Friedrich Fürsten von Liechtenstein in der Graschenitzen nächst dem Mittagskogel, dermalen durch den Werkspächter von Rosenbach Herrn Eduard Löffler betrieben. Das Produkt beider ist von Farbe grau, fettig, schmierig anzufühlen und dient ausschließlich nur als Düngungsmittel im ganzen Lande, wesentlich im Lavantthale. Der Gebrauch dieses Mineraldüngers ist hier schon ein sehr alter, indem derselbe besonders allen Schottengewächsen, den Kleefeldern und mitunter auch den Wiesen trefflichst zusagt. Die Gesammtgewinnung des Gypses aus den heimischen Brüchen (ungebrannt gestampft) beträgt ungefähr 10.000 Ztr. und wird loco Klagenfurt mit 70 bis 80 kr. pr. Ztr. abgesetzt. Sie reicht zwar hin, den eigenen Bedarf zu decken, ist aber dessen ungeachtet bei den im Lande angehäuften Vorräthen gleichwohl noch als geringfügig zu betrachten, daher immer noch einer Steigerung auf das Drei- bis Viersache fähig.

Bei der hoffentlich in Kürze sich verwirklichenden Eisenbahnverbindung Kärnten's wird aber diese Steigerung in der Ausbeute sicherlich und um so weniger lang auf sich warten lassen, als die untere Steiermark und selbst Croatien noch weit ausgedehnte, der stets fortschreitenden Agrikulturs-Entwicklung zugängige Bodenflächen reservirt halten, welche Länder bei rationellem Wirthschaftsbetriebe dieses mineralischen Düngers in der Folge kaum entbehren dürften, und folglich ihm eine nicht unbelangreiche Zukunft des nachhaltigsten Begehres in sichere Aussicht stellen.

Klagenfurt, Ende März 1861.

*) In den thonig bitumen Schiefern von Bleiberg und im Gailthale wird ein rother, weißer, grauer und bläulicher körniger Gyps angetroffen, welches Vorkommen aber noch der beachtenden Zukunft zu harren scheint; — bisher fand es wenigstens noch keine andere Verwendung, als zur Darstellung von gebranntem Alabaster Gyps in kleinen Mengen bei Villach.

Ueber Schutz und Vertheidigung der Insekten.

Das Verhältniß der Insekten unter sich so wie zu der übrigen Thier- und Pflanzenwelt wurde vom Schöpfer auf eine bewunderungswürdige Weise geordnet. Wer sich mit der Beobachtung dieser Thierklasse beschäftigt, ja überhaupt den Erscheinungen in dem Thier- und Pflanzenreiche seine Aufmerksamkeit schenkt, dem kann es unmöglich entgehen, daß der allzugroßen, daher schädlichen Vermehrung der Insekten, so wie deren allzugroßer Verminderung oder Vertilgung gewisse Grenzen gesteckt sind. Wo der Mensch sich einen Eingriff in dieses Verhältniß erlaubt, ein Glied aus der ganzen Kette nimmt, da tritt das Mißverhältniß zu Tage. So ist bei uns in Kärnten der Maikäfer sowohl in seiner ersten Lebensperiode als Engerling, so wie als ausgebildetes Insekt eine wahre Landplage geworden. Mitunter wohl darum, weil man seinen natürlichen Feinden, den Maulwürfen, Saatkrähen, Sperlingen u. dgl. aus Unwissenheit, vorgefaßter Meinung oder Indolenz zu sehr zu Leibe gegangen, deren zu große Verminderung nicht verhindert, oder ihrer Thätigkeit Hindernisse in den Weg gelegt hat. König Friedrich der Große von Preußen*) ordnete die Vertilgung sämmtlicher Sperlinge an. Eigene Kommissäre wurden angestellt, Spatzenköpfe zu sammeln und einzuliefern, daher sie auch den Titel Spatzenkommissäre erhielten. In wenigen Jahren hatten sich die schädlichen Raupen so vermehrt, daß man sich bemüssiget sah, Spatzenpärchen im Auslande zu kaufen, diese Vögel, als natürliche Feinde des Felder und Gärten verheerenden Raupengezüchts, neu zu verpflanzen und die Schonung derselben mittelst Gesetz anzuordnen. Sehr häufig betrachtet man es als Verderben, wenn die Krähen auf unseren Maisäckern im Frühlinge herumspaziren und bald da dort eine junge Maispflanze herausziehen. Wo sie dieß gethan, dort war ein Engerling darunter. Gingen sie dem ohnehin um diese Zeit schon fast verwesenen Samenkörnern nach, so würden sie die Pflanzen wohl der Reihe nach dem Boden entreißen, und keine Auswahl treffen.

Die Erhaltung des einmal geschaffenen Wesens als Gattung und Art gegenüber seinen natürlichen Feinden hatte aber auch die Nothwendigkeit im Gefolge, ihm irgend welche Waffe zuzutheilen oder ein anderes Schutzmittel zu gewähren, damit es sich gegen seine Feinde schützen könne.

Die Zeitschrift „Natur und Offenbarung" bringt uns nebst vielen andern belehrenden Artikeln aus der Naturkunde auch hierüber einen sehr interessanten Aufsatz, dem wir im Nachstehenden großen Theils folgen.

1. Vielen Insekten hat die Natur eine zahlreiche Brut und erstaunliche Vermehrung gegeben. Offenbar war dadurch der weitreichende Zweck, ihre Ausrottung zu verhindern, erreicht. Die Eier z. B. des Kohlweißlings, der Bienenkönigin, der Käfergattung Meloë, mancher Spinnen sind sehr zahlreich.

2. Von vielen Insekten leben die Larven unter der Erde, oder in Pflanzentheilen, wie Stengeln, Blüthen, daher

*) Auch in Kärnten, insbesonders in Klagenfurt, wurde unter der Kaiserin Maria Theresia von jedem Hause eine angemessene Zahl Spatzenköpfe an den Magistrat abgeliefert. Da diese nicht immer in gebothener Menge zu haben waren, nahm man zu Surrogaten die Zuflucht: man steckte Köpfe von Grünlingen in den Rauch und mengte sie gebräunt unter jene.

Digitized by Google

ſie vor Nachſtellungen mehr geſichert ſind. Im Frühjahre 1860 fand man auf Aepfelbäumen die Blüthenblättchen halb ausgewachſen, ſtatt zart röthlichweiß, bräunlich von Farbe, ſtatt geöffnet, geſchloſſen. Nahm man behutſam eine ſolche Blüthe ab und unterſuchte ſie, ſo fand man zuerſt ein gelblichweißes Würmchen, ſpäter ein Püppchen und noch ſpäter das ausgebildete Inſekt, ein Rüſſelkäferchen, Anthonomus pomorum, welches ſeines maſſenhaften Auftretens wegen die Aepfelernte im Vergleiche mit der Birnen- oder Zwetſchken-Ernte in demſelben Jahre bedeutend beeinträchtigte. Die halb ausgewachſenen, geſchloſſenen Blüthenblätter gewährten dem Inſekte Schutz.

3. Viele Inſekten retten ſich durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen; Schmetterlinge, Fliegen und v. a. durch ihre Fähigkeit raſch zu entfliehen. Die Schwebefliegen weilen auf einem Punkte ſchwebend in der Luft, wie ſie aber ſich verfolgt fühlen, haben ſie ſich im Nu einige Klafter von ihrem früheren Schwebepunkte entfernt. Heuſchrecken, Erdflöhe, eine Käfergattung, die ſogenannten Springſchwänze, Podura, durch ihr Hüpfen. Und wem ſind die Flöhe unbekannt? Andere entfliehen durch eine purzelnde Bewegung. In Schwämmen der Wallnußbäume lebt ein ſolches Käferchen Orchesia, das durch ſein Purzeln ſich ſchnell rettet. Noch andere laufen ungemein ſchnell und verkriechen ſich unter Steine, Moos, Laub. Hieher gehören die großen Familien der Laufkäfer und Kurzflügler. Die Sandlaufkäfer, Cicindela, laufen nicht nur ſehr raſch, ſondern fliegen auch kurze Strecken ſehr behende, und bedienen ſich beider Mittel, ſobald Gefahr droht.

4. Manchen Inſekten hat der Schöpfer in der Farbe des Körpers ein Schutzmittel gegen ihre Feinde gegeben; ſie iſt nämlich von derſelben Art, wie der Körper, worauf ſich das Thier gewöhnlich aufhält. So iſt z. B. der grüne Schildkäfer Cassida viridis ſo grün, wie das Blatt der Saudiſtel Cirsium oleraceum, auf welchem er lebt. Eine den Kleeäckern ſchädliche Käfergattung, Sitones, iſt grau wie die Ackerkrume gefärbt. Thylacites incanus, ein in Fichtenwäldern lebender Rüſſelkäfer, iſt bräunlichgelb, wie der von abgefallenen Fichtennadeln bedeckte Boden der Waldungen. Graswanzen ſind meiſtens grün wie Gras. Vermöge ihrer rauhen Oberfläche des Körpers tragen Einige Theilchen des Bodens, auf dem ſie leben, mit ſich herum, und ſind ſo dem Boden völlig gleich gefärbt, wie die Käfergattungen Trox und Opatrum.

5. Außer der Farbe tritt auch noch die Form des Inſektes als Mittel dazu, um dasſelbe unkenntbar zu machen. So gleicht gerade der früher genannte grüne Schildkäfer einer länglich runden nicht hoch über die Blattfläche erhabenen örtlichen Anſchwellung des Blattes. Ein unter der Rinde von Pappeln lebender Käfer, Hololepta plana, ſieht aus, wie ein 4 Linien langer etwa halb ſo breiter ſchwarzer Flecken, denn das Thier iſt kaum dicker als blaues Packpapier. Bei den Schmetterlingen gleichen beſonders die Spannerraupen jungen Baumzweigen ſo ſehr, daß man ſelbſt bei näheren Unterſuchungen Mühe hat, ſie für Raupen zu erkennen, beſonders, wenn ſie, wie ſie es nicht ſelten zu thun pflegen, mit den hintern Beinen ſich feſthaltend frei vom Zweige abſtehen. Selbſt Burmeiſter erzählt, daß er einmal auf dieſe Weiſe getäuſcht wurde.

6. Die Härte ihrer Bedeckung ſchützt ebenfalls manche Inſekten. Hieher gehören beſonders viele Rüſſel-, Pillen-, Stutzkäfer, welche eine ſo harte Bekleidung haben, daß ſie ſchwer mit der Nadel durchſtochen werden können. Auf gerade nicht ſteinhartem Boden können ſie den Fußtritt eines gehenden Menſchen ertragen, und eher ſich in den Boden eindrücken als zertreten laſſen. Ebenſo wenig läßt ſich z. B. die Lausfliege des Schafes oder manche andere Schmarotzer-Inſekten zwiſchen den Fingern verdrücken.

7. Andere Käfer wie z. B. die Todtenuhr, Anobium, die den naturhiſtoriſchen Sammlungen ſo ſchädliche Pelzkäfergattung, Anthrenus, ſtellen ſich bei drohender Gefahr todt, und liegen ſo eine geraume Zeit, ohne ſich im geringſten zu bewegen, ſchon der leiſe Hauch des Mundes verlängert ihre Verſtellung. Von Anobium pertinax erzählt der berühmte Naturforſcher De Geer, daß es ſich lieber am Feuer langſam braten und endlich ganz verbrennen läßt, als daß es das geringſte Lebenszeichen von ſich gäbe. Manche Raubinſekten, wie auch größere Raubthiere, ſtillen ihren Appetit nur an lebendig ertappter Beute, und verlaſſen ſo den ſchlauen Scheintodten.

8. Die Cryptocephalus-Arten, eine auf Blumen und Geſträuchen lebende Käfergattung, ziehen ihre Fühler und Beine ein, wenn ſie Verfolgung merken, und fallen auf den Boden, wo ſie ſich dann ſchnell unter Moos oder Laub verkriechen.

9. Wieder andere Inſekten haben eine außerordentliche Lebensfähigkeit. Bekanntlich überwintern Viele von ihnen, wie Ameiſen, Bienen, viele Käfer, ſelbſt Schmetterlinge in ihrem Larven-, Raupen- oder Puppenzuſtande oder als vollkommenes Inſekt, indem ſie ſich unter Steine, Moos, hinter die Rinde der Bäume, in die Erde verkriechen, erſtarren, und beim Beginne der milden Witterung wieder aufleben. So werden ſie bei plötzlichem Anſchwellen der Gewäſſer weggeſchwemmt und in beträchtliche Entfernungen fortgeführt. Ganz beſonders iſt dieß der Fall, wenn im Frühjahre durch plötzliches Wegſchmelzen des Schnee's Bäche und Flüſſe anſchwellen, ihre Ufer überfluthen, und alles, was nicht ganz feſt iſt, mit ſich fortreißen. Beſucht man dann das angeſchwemmte Geniſte, ſo findet man beſonders Käfer, deren Heimath nur höher gelegene Orte ſind. Offenbar waren ſie, ſich feſthaltend an einem Stücklein Holz, oder in Baumſtrünken, vom Waſſer hergeſchwemmt. Sie kannten alſo eine unfreiwillige, höchſt gefahrvolle Reiſe in den ſtürmiſchen Fluthen mitmachen, ohne ihr Leben einzubüßen.

Lehrer Bach zu Boppard erzählt: „Ein Knabe brachte mir an einem Sonnabende Nachmittag ein Glas mit Waſſerkäfern, die er am vorhergehenden Mittwoche geſammelt hatte. Auf dem Boden des Glaſes lag auch eine Chrysomela staphylea (eine Art Goldkäfer, welche auf Geſträuchen wohl auch unter angeſchwemmten Holztheilchen an Flußufern lebt) anſcheinend todt. Ich ſtellte das Glas weg und wurde dasſelbe erſt wieder am darauffolgenden Mittwoche anſichtig. Ich brachte die Chrysomela auf eine Nadel, und mußte erſtaunen, als ich nach zwei Tagen ſie an der Nadel wieder lebendig fand, nachdem ſie ſchon über acht Tage im Waſſer gelegen hatte."

Ein Franzoſe ſpießte in Spanien einen Käfer, Akis acuminata, im November an, und brachte ihn nach Berlin, wo er im folgenden März noch lebendig war. Solche angeſpießte Thiere ſcheinen weniger an den Folgen der Verletzung als vielmehr vor Hunger zu ſterben. Die Verletzung kann ihnen nicht große, vielleicht keine Schmerzen verurſachen; denn man fand Inſekten, die Nadel im Leibe, beſorgt für die Erhaltung ihrer Art.

Auch hungern können ſie ſehr lange. Burmeiſter erzählt, daß er einen Käfer, Blaps mortisaga, drei Monate lang lebend ohne Nahrung gehalten habe. Dr. Schmidt in

Stettin hatte unter gleichen Umſtänden denſelben Käfer vom 5. März bis 14. Juni lebend.

Beiſpiele, daß Käfer mehrere Stunden ja Tage lang in Weingeiſt betäubt liegend doch wieder lebendig werden, wenn man ſie nach dieſer Zeit wieder an die Luft bringt, ſind öfters vorgekommen. Eines ſchönen Morgens ſah die Aufwärterin im Gaſthauſe zu Heiligenblut, als ſie ins Zimmer trat, nur die untern Extremitäten eines reiſenden Entomologen unter dem Bette hervorgucken. Dieſer Inſektenfreund hatte, als er Abends von ſeiner entomologiſchen Alpenparthie im Gaſthauſe Ruhr und Erquickung geſucht, ſeine Ausbeute, die er ſammt und ſonders im Weingeiſte erſäuft meinte, auf dem Tiſche ausgebreitet zum Abtrocknen über Nacht. Siehe da, ſeine erbeuteten Sechsbeiner hatten ihren Rauſch ausgeſchlafen, waren wieder munter geworden, und ſuchten das Weite. Als ſich der Entomologe Morgens von ſeinem Schrecken erholt hatte, den das Abhandengekommenſeyn des größten Theils der Beute verurſacht, kroch auch er ſeinen kriechenden Lieblingen nach, um ſo zum zweiten Male zu erfingern, was ſich Freiheit liebend und des Lebens erfreuend in alle Schlupfwinkel des Zimmers zerſtreut hatte.

10. Auch das Leuchten einiger Inſekten dient als Schutzmittel.

11. Bei den Weichkäfergattungen Telephorus, Malachius, werden im Augenblicke der Gefahr eigenthümlichr Organr an den Seiten der Bruſt und der Bauchringe hervorgeſtoßen. Merkwürdig iſt es, ſagt Bach, daß dieſe Organe in allen genannten Fällen eine rothe Farbe haben. Man könnte vielleicht daraus ſchließen, daß dir Stoffr, welche ſie abſondern oder enthalten, ſehr reich an Säure ſind. Bei den Larven der Blattwespen liegen dieſe Organe zwiſchen den fünf vordern Paaren der Bauchfüße, ſind warzenförmige durchlöcherte Hervorragungen, die erſt im Augenblicke der Gefahr hervorgetrieben werden und dann einen rigenthümlichen Geruch verbreitrn.

12. Viele warzenartige Inſekten, auch manche Käfer, wir die ſpaniſche Fliege, Lytta (Cantharis) vesicatoria, ſelbſt Raupen, wie die des Weidenbohrers, die Wachsmotte, verbreiten einen ſtarken unangenehmen Gernch, und halten wohl dadurch ihre Feindr fern. Wie unangenehm iſt nicht der Geſchmack einrr Himmbeere, über welche Wanzen (bei uns Schuſterkäfer genannt) gelaufen? Hat man die Raupe des Weidenbohrers nur Einen Tag in einem Gefäße, ſo riecht dasſelbe uoch nach rinem Jahre darnach. Die ſpaniſche Fliege verbreitet, wenn ſie in Mehrzahl auf einem Baume (ſie liebt beſonders die Eſche) zuſammenwohnt, eine ſolche Ausdünſtung, daß man durch dieſelbe auf das Daſeyn des Käfers aufmerkſam wird. Dieſe Fliegr iſt das eigentlich Wirkſame in den ſogenannten Zugpflaſtern, Vesicants; denn äußerlich auf die Haut gebracht erregen ſie Entzündungen und ziehen Blaſen auf, und innerlich in kleinen Gaben bewirken ſie Reizung der Schleimheit, des Magens u. dgl. Daher dieſer Käfer häufig zu mediziniſchen Zwecken geſammelt wird. Man ſchüttelt ihn früh Morgens, ſo lange es noch kühl und drr Käfer halb erſtarrt iſt, auf untergebreitete Tücher, tödtrt ihn mit Schwefel- oder Eſſigdampf, trocknet ihn in einer warmen Stube, und bewahrt ihn in verſchloſſenen Gefäſſen auf.

13. Die Oelkäfer, Meloë, ſchwitzen, wenn ſie berührt werden, eine ätzende Flüſſigkeit aus allen Theilen ihrer Gliedermaßen in der Geſtalt einrs gelblichen ölartigen Saftes. Dieſer Saft ſchmeckt ſcharf, ſein Geruch iſt eckelhaft und zirht Blaſen.

Das Marienkäferchen, Coccinella, in Kärnten auch Sprintzelanzl genannt, ſchwitzt ebenfalls aus den Gelenken einen öligen, wie Opium riechenden Saft aus, den der Zahnarzt Hirſch als ein probates Mittel gegen das Zahnweh empfahl.

Auch einige größere Crysomelen, beſonders die Gattung Timarcha ſchwitzt einen blaurothen Saft aus den Gelenken, wenn ſie Gefahr wittert.

Aaskäfer, beſonders die Gattung Sylpha, gibt einen ſchwarzbraunen übel riechenden Saft aus dem Munde, wenn man ihn drückt oder zwiſchen die Finger nimmt. Der nahe Verwandte der Sylpha, der Todtengräber, Necrophorus, verbreitet ebenfalls einen peſtartigen Geruch.

14. Die großen Laufkäfer, Carabus, ſpritzen ſehr ſchnell und unerwartet, ſo daß man nicht einmal weiß, aus welchen Körpertheilen, einen brennenden moſchusartig riechenden Saft ihren Feinden entgegen. Daher hüthe man ſich wohl, ſo einen Käfer ſogleich vors Geſicht zu bringen, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß dieſer Saft ins Auge komme und darin einen länger dauernden ſehr heftigen Schmerz verurſache. Schnellrs Auswaſchen des Auges mit friſchem Waſſer lindert den Schmerz bedeutend, gefahrbringend für die Geſundheit des Auges ſoll jedoch dieſer Saft nicht ſeyn.

Auch Ameiſen vertheidigen ſich auf ähnliche Weiſe. Sie biegen ihren Bauch einwärts, indem ſie ſich ſo zur Wehre ſtellen, und ſpritzen ihren Frinden eine kräftig riechende Säure entgegen, die ſich wir Staubregen auf der Hand fühlen läßt. Dieſe Säuee wird auch arzneilich gegen hartnäckiges rheumatiſches und gichtiſches Gliederreißen empfohlen.

15. Unter den Inſekten gibt es auch Krieger. Bewährte Naturforſcher erzählen nus von Schlachten, die ſich die Ameiſen gegenſeitig liefern. Auch die Bienen balgen ſich gewaltig herum, wenn nicht zur Familie Gehörige in den Bienenkorb ſich eindrängen wollen. Aber ſogar Kanonier findet man unter den Käfern. Viele tauſend Jahre zuvor Berthold Schwarz des Pulver erfand, bombardirte das Käfergeſchlecht Brachinus, und hat deßwegen auch den Namen Bombardierkäfer erhalten. Seine Feinde hat er unter den ganz nahe verwandten großen Laufkäfern, den prachtvollen Raupentödter Calasoma sycophanta und inquisitor. Sobald der Bombardierkäfer ſeinen Feind bemerkt, ſucht er ihm durch Flucht unter Moos, Stein u. dgl. zu entkommen. Gelingt dieß aber nicht, ſo ſetzt er ſich zur Wehre; er bleibt ſtehen und erwartet ſeinen Feind. Iſt nun dieſer in die rechte Schußweite gekommen, ſo beginnt das Bombardement, d. h. der Käfer ſtößt mit einem hörbaren Knall einen unangenehm riechenden bläulichen Dunſt nach ſeinem Verfolger aus. Der Angreifer zieht ſich dann erſchreckt gewöhnlich etwas zurück, welchen Augenblick der Kanonier zur Flucht benützt. Gewöhnlich erfolgt von Seite des Feindes ein zweiter, dritter Angriff und die Vertheidigung wiederholt, freilich je öfter deſto ſchwächer werdend, kann jedoch zehn- bis zwölfmal wirderholt werden, ſo daß gewöhnlich nach etlichm Schießübungen der Angreifer von ſeinem Vorhaben abſteht.

Der Schwede Rolander macht uns ſchon im Jahre 1750 mit dieſem eigenthümlichen Schutzmittel des Bombardierkäfers bekannt. Es beſteht in einer ätzenden Flüſſigkeit, die ſo flüchtiger Natur iſt, daß ſie ſich in Berührung mit der Luft unter einen Knall in einen bläulichen oder weißlichen Dunſt verwandelt. Die Flüſſigkeit wird am After ausgeſpritzt, und enthält außer Stickſtofforyd und ſalpeteriger Säure noch zwei kryſtalliſirbare und eine fettige Subſtanz. Auf die Hand wirkt der im Dunkeln leuchtende Dunſt brennend und ſchwärzend und zwar bei den größern Arten in den Ländern der heißen Zone in ſolchem Grade brenuend, daß man eine einiger Maßen beträchtliche Zahl nicht ohne Handſchuhe einfangen kann. In

Digitized by Google

Brasilien gibt es, schreibt Clemens von Wallau aus Porto Allegre an Bach, einen dort einheimischen Bombardierkäfer, dessen Knall ungefähr die Wirkung hervorbringt, als ob man einen Fingerhut voll Pulver in freier Luft abbrenne, daß ferner das in Form eines weißlichen Dampfes entweichende Gas an den Fingern einen brennenden Schmerz und einen gelben Fleck verursache, der noch nach einigen Tagen sichtbar bleibe.

16. Hornissen, Wespen, Bienen, Hummeln und andere zu dieser Insekten-Familie gehörige Thiere sind endlich mit einer Waffe, dem Stachel, ausgerüstet, wodurch sie sich ihren Feinden gegenüber furchtbar machen. Ihr Stich hat schon manchen Menschen getödtet. So erzählt uns Lehrer Bach: „Erst vor kurzer Zeit wollte ein Pfarrer, der ein großer Freund der Bienenzucht war, und daher einen bedeutenden Bienenstand hatte, seinem Kollegen, der ihn besuchte, denselben zeigen. Vor dem Bienenstande angekommen bemerkten sie, daß die Bienen in großer Aufregung waren, sie fanden auch bald den Grund davon. An dem Flugloche befanden sich nämlich einige Hornissen, die einzudringen versuchten, um sich Honig zu holen. Die Bienen widersetzten sich sehr lebhaft, und es entstand dadurch ein rechtes Gebalge. Der Eigenthümer des Bienenstandes kam seinen Bienen zu Hilfe und tödtete theils die Hornissen oder verjagte sie doch. Gerade durch die hiedurch nöthigen heftigen Bewegungen vor dem Bienenstande wurden die Bienen wo möglich noch aufgeregter und flogen bald allenthalben umher, um ihren Feind aufzusuchen, so daß die beiden Männer für gut fanden, sich von dem Orte zu entfernen. In dem Wohnzimmer angekommen, setzten sich beide auf das Sopha, aber bald darauf sprang der Herr des Hauses mit einem Schrei und dem Ausrufe: eine Biene hat mich gestochen! auf, um an den nahestehenden Tisch zu gehen, was er aber nicht mehr konnte, indem er ohnmächtig zu Boden sank. Man untersuchte ihn sogleich und fand oben am Nacken eine Biene, die ihn gestochen hatte. Ganz auffallender Weise starb der Mann schon einige Augenblicke darauf."

„Die Erfahrung, merkt Bach dazu an, daß der Stich eines solchen Insektes um so gefährlicher ist, in je größerer Aufregung sich dasselbe befindet, hat man schon früher gemacht. Wenn es nun auch nicht oft zu diesem Aeußersten kommt, so sind die Folgen doch immer schmerzlich genug, um Einen zu veranlassen, diesen Thieren auf alle mögliche Weise aus dem Wege zu gehen." Crabrones no irrita, lernten wir in der lateinischen Grammatik, ja: die Hornissen reize nicht, sonst mußt du es bitter büßen.

Auch manche Wanzen stechen gehörig mit ihrem Rüssel, daher man Acht haben muß, wenn man sie angreifen will. Schreiber dieses erinnert sich sehr gut, daß ihm der Stich einer Wasserwanze durch ein Paar Tage hindurch ziemlichen Schmerz verursachte.

D. P.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 7.)

hoppertaschig, sich brüstend, erhebend, eigensinnig — köpfisch. Englisch: goppish, landschaftlich köpfisch = köpfig, eigensinnig, eigenwillig. Sieh' Hilpert I. 356.

Höpin. 1. Eine große, starke, gesunde Weibsperson. 2. Eine große Spinne.

Höpl, die Hülsen der Nüsse. Nußhöpl.

hops! gravida est.

Hörer, ein einfältiger, gutmüthiger Mensch.

Hosn, dasjenige Kleidungsstück, welches bei unserer Kleidungstracht und zwar besonders von Männern gebraucht wird, die Schenkel und Hüften zu bekleiden; Beinkleider. Englisch: hose (Landschaftlich Hose. Wallachisch: hosan. Französisch: hausse, houseaux) im Englischen plural: hosen = eine Schenkelbekleidung. Sieh' Hilpert I. 403. Nach Maas hates zuerst, so wie Haus, mit dem es unmittelbar verwandt ist, eine Bedeckung überhaupt bezeichnet, und wurde unter andern, auch von einer gewissen Art von Stiefeln gesagt, die zur kriegerischen Rüstung gehörten, und zur Bedeckung der Schienbeine dienten:

„Zwo hosen er analeite,
Thie waren grantreitet
Von golde unde von perlen.

Zwei Stiefeln er anlegte,
Die waren bereitet
Von Gold und von Perlen.

Bruchst. vom span. Krieg Karl des Großen.
Vers 1875 ꝛc. Eberh. III. 436.

höschazn, schluchzen, seufzen aus voller Brust. Vielleicht vom alten hölschen = hohlmachen. In der ältern Medizinsprache bedeutet Hösch = singultus, schluchzen, rülpsen.

Höschazer, ein Seufzer aus voller Brust.

Hötschapötsch, die Hagebutte. Englisch Hedge-bud, sprich Hetschböd.

hot, hotteh, der Ruf an Pferde, um selbe auf die rechte Seite zu lenken.

Höz, eine lärmende Unterhaltung, ein Getöse, geselliges Lärmen.

hözn, necken, zusetzen, in den Harnisch bringen. Englisch to heat, und lateinisch aito = heiß machen, erhitzen.

h'reachl, diesseits, dreacht = jenseits.

Huab, ein Löffelvoll.

Hnakn, Hacken. Englisch hook. Schwäbisch Heke.

hudarat, schwammig, dumpfig, von Rüben und Rettigen.

hudeln, hudern, etwas schnell, schlenderisch, oberflächlich thun, z. B. lesen, schreiben, arbeiten. Herr Eberhard und Maas haben zwar auch ein Hudeln, und erklären es: Jemanden ohne Noth in Bewegung setzen, und überhaupt ihm unnütze Mühe und Beschwerde machen, wohl nur gar um ihn zu plagen. Diese Erklärung und Bedeutung hat bei uns in Kärnten wohl pudeln, aber keineswegs hudeln. Adelung nimmt an, daß hudeln mit wedeln verwandt sey. Uebrigens kommt hudeln, Hudelei und Hudlerei auch in der Schriftsprache vor:

Alles And're thäten sie hudeln und schänden,
Den Soldaten trugen sie auf den Händen.

Schiller.

Je weniger ich von der Welt
Und ihrer Hudelei erfahre.

Gockingk.

Ha! ho! Despotenhudlerei!
Gott wahre mich vor Sklaverei!

Bürger.

(Sieh' Eberhard u. Maas III. 437.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigſter Jahrgang.)

№ 9. Sonnabend, den 4. Mai 1861.

Frühlingsblätter.

1.

Schon deckt ſchneeweiße Blüthe
Die Bäumchen, und es bricht
Ein Strahl von Huld und Güte
Aus jedem Angeſicht!

In blauen Wöllchen wogen
Die Veilchen auf dem Plan;
Die Schwalbe kömmt geflogen,
Die Roſenzeit heran!

Wie Blumenglöcklein ſich ranken
Um Gräber, ſo kehren mit Luſt
Viel liebe Tröſtergedanken
In trübe Menſchenbruſt!

Die öde, zertrümmerte Mauer
Umſpinnt ſchon ein grünender Flor, —
Da ſteht mir in meiner Trauer
Gewiß auch was Liebes bevor!

2.

In jungfräulichem Prangen
Du, erſte Roſe, biſt,
Was ſeliges Umfangen
Nach langer Trennungsfriſt!

Und was im Abendthale
Der Nachtigallenlaut,
Und was im Thränenſtrahle
Das Auge einer Braut!

Und was dem Maienmorgen
Der Stern der Liebe klar,
In jungen Herzen verborgen
Je ſchmerzlichſte Liebe war!

Soll uns die Roſe dauern,
Die ungepflückt verblüht?
Soll heimliche Liebe trauern,
Die ſchön wie ein Stern verglüht?

3.

Wohl iſt der Todesſchleier
So leicht, den du uns webſt,
Wenn, Frühling, als Befreier
An's Schmerzensbett du ſchwebſt!

Als hab' ein neues Werde
Geſchmückt mit Blüthen rings
Dem Scheidenden die Erde,
Die ewig — junge Sphinx!

Wie lächelt ſie dem Harme
Mit ſanft mitleidigem Wink:
In meine Mutterarme,
An meinen Buſen ſink'!

O milder Schein der Kerzen,
Folgt unter laubigem Dach
Des Hain's dem ſtillen Herzen
Der Zug der Trauer nach!

4.

Wie iſt im abendrothen
Gefild' der Frühlingsau'n
Die Hügelſtadt der Todten
So freundlich anzuſchau'n!

Ich wandl' durch ihre Gaſſen,
Ob fremd mir die Schläfer auch!
Hier iſt nur Lieb', kein Haſſen,
Nur Blüthe, kein Dornenſtrauch!

Der Wehmuth Roſen ſprießen
In dunklem Purpurglanz, —
Hier erſt kann ich genießen
Den Troſt des Frühlings ganz!

Hier muß das Herz erwarmen,
Das kalt im Leben ringt,
Wo himmliſches Erbarmen
Viel Tauſende umſchlingt!

Krems, im April 1861.

Friedrich Marx.

Digitized by Google

Anna von Neumann von Wasserleonburg und ihre Gatten.

(Aus den Mittheilungen der k. k. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 1860, S. 207; von Joseph Bergmann.)

(Beschluß.)

Anna's erster Gemahl und Vater zweier Töchter war, wie wir es bereits in diesem Blatte, Jg. 1860, Nr. 10, eingehend dargethan, Johann Jakob Freiherr von Thanhausen, dessen Heirathsbrief vom 21. November 1557 ausgefertigt ist. Sein Vater Franz, Hauptmann und Vizedom zu Friesach, ruht in der „Dominikanerkirche" daselbst, wo auch das prachtvolle Grabdenkmal des Balthasar R. v. Thanhausen, der in gleicher Eigenschaft den 18. Juli 1516 doet starb, aufgestellt ist. Bergmann setzt in seinem früheren Aufsatze das Todesjahr seines Sohnes Franz auf 1548 und das unsers Johann Jakob Freiherrn, ebenfalls Salzburgischer Vizedom, auf den 5. September 1560. Seine Tochter Elisabeth ehelichte den Freiherrn Bernhard von Kolnitz, den letzten seines Stammes und Namens, und beide ruhen in der Kirche St. Martin im Granitzthal, unfern dem Stifte St. Paul. Von der andern Tochter Barbara sind uns die ferneren Schicksale unbekannt.

Anna von Neumann, nun nach 3 Jahren das erste Mal Witwe, heirathete, nachdem sie fünf Jahee es gewesen, vermög Heirathsbriefes vom 10. Jänner 1566, den Christoph Herrn von Liechtenstein zu Murau, aus dem Geschlechte des um 1276 verstorbenen berühmten Dichters und Minnesängers Ulrich von Liechtenstein. Auch diesen verloe Anna nach fünf kurzen Jahren, und da ihr nach obigem Vertrage nur der einjährige Genuß der Herrschaften Murau und Grünfels nach des Gatten Tod verschrieben war, kaufte sie dieselben im Jahre 1574 um 76.000 Pfund Pfenning (190.000 fl.) eigenthümlich an sich.

Ihr dritter Gemahl war Ludwig von Ungnad Freiherr zu Sonnegg in Kärnten. Sein Vater Johann war Kaiser Ferdinand's I. geheimer Rath, Landeshauptmann in Steiermark und Anführer der Kriegsmacht Innerösterreich's. Er kämpfte gegen die Türken in Oberösterreich, nahm Theil an dem Siege bei Fernitz, verließ jedoch bei Essegg den Grafen Ludwig von Lodron mit den Seinen, woeunter die Kärntner, die nach tapferer Gegenwehe untee den Streichen der Türken fielen, und erntete überhaupt mehr Ruhm mit der Feder als dem Schwerte. Er ließ in Würtemberg die erste lutherische Bibelübersetzung und eine Zahl anderer Bücher in slovenischer Sprache drucken und fand, als er zu Witernitz in Böhmen bei seiner Tochter, einer verehelichten Gräfin Schlick, gestorben, nach Schwaben überführt, zu Tübingen im Jänner 1565 seine Ruhestätte an Herzog Ulrich's Seite. Ludwig sein Sohn war in seiner Jugend im Dienste des Erzherzog's Maximilian, als Kaiser der II. dieses Namens, im Feldzuge von 1544 in Frankreich dessen Teuchses, im Jahre 1550 dessen Mundschenk, 1552 dessen Kämmerer und 1562 Hofmarschall, befehligte 1553 und 1558 eine Reiterschaar und nach des Kaisers Krönung 1566 in Ungarn als Oberster.

Später war Ludwig von Ungnad Hauptmann und Vizedom zu Cilli, als welcher er sich mit Anna Neumann veemählte. Bei dem Heirathsbrief vom 28. Jänner 1582 befindet sich dessen Heirathsabrede, ein Schein um das Heirathsgut von 5000 fl., eine Schadlosverschreibung nebst dem Verzeichnisse von Kleinodien und des Silbergeschmeides. Er starb 1584 zu Klagenfurt und ruht in der dasigen Stadtpfarrkirche. Wir fanden sein Epitaphium in der von Benedikt'schen „Grabscheistensammlung" jedoch nicht verzeichnet.

Die Lebensverhältnisse des Karl's von Teuffenbach, des vierten Gemahls unserer Anna (seit 1586) sind unbekannt. Uralt und berühmt ist das Geschlecht von Teuffenbach, deren gleichnamiges Stammhaus etliche Meilen von Murau in Obersteier gelegen ist. Christoph von Teuffenbach 1580 Freiherr erfocht in Nordungarn mehrere Siege über die Türken. Sein Sohn Rudolph wurde 1631 Reichsgraf und später Feldmarschall. Die freiherrliche Familie wanderte bereits vor 200 Jahren in Kärnten ein und besaß das Schloß Liechtengraben im Oberlavantthale; und zwei weibliche Sprossen sind nun am Schreglhof bei Frantschach außer Wolfsberg als ihrem Eigen wohnhaft. Dort sah man noch vor Kurzem eine Poeträt- und Waffensammlung der Familie, die an deren Neffen, Landesrath in Görz, überging, darunter das Bildniß des bekannten Pandueen-Oberst Baron von Teuffenbach, der an Trenk's Zügen und Thaten Theil nahm, und von dem noch manches Abenteuerliche als Sage sich erhielt.

Der Witwe Anna von Tenffenbach, gebornen von Neumann, fünfter Gemahl war Ferdinand Graf von Ortenburg-Salamanka, Zweitgeborner des Johann Graf von Ortenburg, Landeshauptmanns von Kärnten, ein Urenkel des Gabriel Salamanka, Schatzmeisters des ehemaligen Kaisers Ferdinand I., mit dem er aus Spanien gekommen und von ihm am 1. Februar 1524 zum Grafen von Ortenburg erhoben worden war. Seine Uebergriffe brachten die Stände Kärnten's dahin, sich bei dem damaligen Erzherzog Ferdinand zu beschweren, was auch Folgen hatte. Dieses Geschlecht endete mit der vielberufenen Gräfin Katharina Salamanka, oder eigentlich deren noch minderjährigem Sohn. Die Burg zu Spittal, welche sie erbauten, bewahret ihr Andenken. Dee Heirathsbrief dieses Gemahls datirt sich vom 1. November 1611; doch auch ihee Ehe war von sehr kurzee Dauer, denn bereits im Jahre 1617 finden wie Anna von Neumann wieder und zwar zum sechsten und letzten Male vermählt mit Georg Ludwig Grafen von Schwarzenberg.

Das Geschlecht der Schwarzenberge war aus dem Frankenlande nach Baiern und dann nach Oesterreich eingewandert. Christoph von Schwarzenberg, vom Kaiser Maximilian II. den 21. Mai 1566 in den Geafenstand erhoben, war der Sohn des Johannes Freiherrn von Schwarzenberg, des Verfassers der auch für uns wichtigen Bambergischen Halsgerichtsordnung, deutschen Dichters und Uebersetzers mehrerer philosophischer Schriften. Unser Graf Georg Ludwig war am 24. Dezember 1586 zu Straubing geboren, kam im Jahre 1603 an den Hof des Erzherzogs Ferdinand, nachhin als Kaiser des II. dieses Namens, und als Begleiter des berühmten Diplomaten Hanns Ulrich Grafen v. Eggenbeeg nach Spanien, Italien, Frankreich und den Niederlanden, dann nach Polen und Venedig. Hochgebildet und mehrerer Sprachen mächtig galt er als einer der ersten Kavaliere Oesterreich's seiner Zeit, und er war erst 31 Jahre alt, als er 1617 mit der 82jährigen Gräfin Witwe Anna von Ortenburg, gebarneu v. Neumann, sich vermählte. Die hochbetagte, aber wie es aus dem von uns angeführten Briefe ihres Gemahls scheint, noch rüstige Frau verschrieb ihrem jungen Gemahle, der laut des Schen-

Digitized by Google

kungs-Instrumentes vom 20. Oktober 1617 wie ein Sohn zu seiner Mutter treue willigste Affektion trägt, die von ihrem zweiten Gemahl herrührenden und, wie bereits gesagt, von ihr erkauften Herrschaften Murau und Grünfels, alle Baarschaft in Gold und Geld, nebst Kleinodien, Silbergeschmeide, Hausrath und Vorräthen. Nicht dauernde Ruhe war der großmütterlichen Gemahlin an der Seite ihres Gatten gegönnt, indem er in Folge der kriegerischen Ereignisse in dem empörten und bezwungenen Böhmen Anfang des Jahres 1622 an König Jakob I. von England, Schwiegervater des Friedrich von der Pfalz, des sogenannten Winterkönigs, und an die Infantin Statthalterin Clara Isabella nach den Niederlanden zu Rath und That geschickt wurde, von wo aus dann der berühmte Spinola mit seinen Spaniern den Kaiserlichen zu Hilfe zog.

Der enorme Reichthum Anna's ermöglichte durch den namhaften Vorschuß von 150,624 Gulden ihm diese kostspielige englisch-niederländische Gesandtschaftsreise; sie machte überdies ein, wie zu denken, höchst bedeutendes Darleihen an den Kaiser. Dafür beruhigten Se. kaiserl. Majestät selbst, mit höchst eigenem Handschreiben, die über das so lange Ausbleiben ihres Gemahls, es dauerte 22 Monate, ganz untröstliche Matrone, der nur sehr kurz vor ihrem am 21. December 1623 erfolgten Tode heim kam. Man kann daraus schließen, daß ihr wenn gleich, wie der Gemahl sich ausdrückte, ganz unverhofftes Ende, von ihrer Seite nicht ein solches war. Ihr nie gealtertes Herz mag bei solchen Verhältnissen ungemein gelitten haben, und wenn wir sie gleich nicht fähig hatten, jene Gattenmorde, dessen sie ein dunkles Gerücht schuldig gibt, auch an ihrem letzten Gemahle versucht zu haben, kann Lebensüberdruß und Kränkung ihren so schnellen Tod herbeigeführt haben. Alles fiel nun den Schwarzenbergen zu, was Anna in und um Murau besessen hatte: die Herrschaft Wasserleonburg, die reichen Gruben zu Bleiberg, von woher die Neumann ihre Schätze erhoben hatten, ihre Häuser und Besitzungen in und um Villach scheinen jedoch früher schon an ihre kärntnerischen Anverwandten gekommen zu seyn, so wie denn Anna nach dem Tode ihres zweiten Gemahls mit kurzen Unterbrechungen, wo sie sich zu Cilli, Klagenfurt, Spittal und sonst in Kärnten mit ihren Eheherren aufhielt, fast immer nur auf ihrem so reich und prachtvoll eingerichteten Schlosse zu Murau lebte und dort, wie ihre Anverwandte jene Gräfin von Salamanka zu Spittal, ihre Schätze hüthete, die ihr letzter Gemahl zu heben verstand.

H.

Die weiße Dame.

Novelle von Fritz Pichler.

Welch' ein Gedränge gab es damals im Opernhause! Die elegantesten Herren füllten das Stehparterre und die gezierteſten Damen thronten auf dem purpursammtenen Fauteuils. Da glänzte des Betrachtenden Riesenteleskop, da blitzten der holden Betrachteten klare Augen, bis die fatalen Probeläufe des Violonisten im Orchester einem solchen, von aller Welt unbeachteten, Idyll ein Ende machten. Jetzt schien durch alle Instrumente ein Morgentraum zu zittern, zum Zeichen, daß bald das Tagewerk beginnen werde; jetzt wallte in Rosawellen der geheimnißvolle Vorhang und dahinter wandelte es, wie Irrlichter und zuckte es, wie Sternschnuppen. Wie tief im Haine das Blatt vom Wipfel des Baumes fällt, so flog hie und da ein Theaterzettel aus den höheren Regionen in die Tiefe. In solche Scenen konnte das Glockenzeichen wie Alpengetäute tönen; aber wehe der kühnen Imagination, hätte man heute eine Meyerbeer'sche Oper gegeben, die weiche Ländlichkeit wäre mit geniatischer Grobheit hinausgetrompetet und hinausgepaukt worden — und ich selbst hätte meine weiße Frau nicht gefunden. Mein Platz war auf einer der Galerien. Mein Freund setzte mir von der linken Seite zu und wußte über Alles, von der großen Lampe vor unseren Nasen bis zur Souffleurhalbkugel, einen guten Einfall zu erfinden. Daneben kniſterte er mit einer Bonbontüte herum und zerblätterte das dünnleibige Textbuch. Mich muthete es an, die Neueinströmenden zu betrachten und bald hatte ich das Vergnügen, eine liebliche Nachbarin an meiner Seite zu haben, — eine wohlgebaute Frauengestalt, leider von weißen Schleiern verhüllt. Sie war kurz vor Anbeginn der Ouverture eingetreten, hatte herrschende Blicke umhergesandt und fand es nun für gut, an uns heran zu rücken. Das Geheimnißvolle ihrer Erscheinung hätte es beinahe über mich errungen, meinen Geist von den prachtvollen Tönen abzulenken; aber über jedes Theatergeflimmer war ich in allen feiertichen Genüssen hinauszugehen gewöhnt. Es eröffnete die erste Scene:

Beim Klange der Schatmeien
Versammeln wir
Uns alle hier.

Wie so anders wirkte dieses Zeichen auf mich ein. Freuden des Volkes strahlen ja immer verzehnfacht in das Herz des Menschenfreundes zurück und man kann an eine aufrichtige Lust glauben, wo schlichte Dächer, Wälder, Bäche, in der Nähe sind. Diese Wahrheit schien aus dem hellen Chore aufzujauchzen und ich war mitten unter den fröhlichen Landleuten meines Alpenvaterlandes, und fühlte mich als den ihrigen. Aber — was glitt da mein Blick wieder aus und schwankte unstät herum, bis er seinen Ruhepunkt fand? Ich zürnte mir selbst, als ich es gewahr ward, daß auf meiner Nachbarin mein Auge ruhte und daß jeder neue Faltenwurf in den schneeigen Schleiern mich wunderbar anzog. Die lockenden Formen luden zur Bewunderung ein, und eh' ich mich dessen versah, war ich der Gefesſelte. Es war mir — aber im Augenblicke forschte ich dem nicht nach — als ob das himmlische Reich der Töne alles Irdische zu sich emporzöge und ausgliche, wie, der Erde entfernt, alles Gewicht in's Unendliche geht. Die vollen Klänge des Chores schienen mir nur die schwachwallende Begleitung der einzigen Melodie, die meine Seele sang. Die Musik ist ja der Zauberstab, der die Romantik erweckt; und bekannt ist's, daß, wo der Zauber wirksam geworden, die gewöhnlichen Lebensverhältnisse, wie Nebel zerfließen. Ich war im Banne meiner weißen Dame; genug, die Netze ihrer Macht hatten mein Herz umstrickt und ich war gefeit, gefeit zum erdentrückten Menschen, zum unseligen halben Gotte. Diesen Zwiespalt hörte ich von jetzt ab aus den Harmonieen aufrauschen; die Töne floßen wasserfallartig von schwindelnden Höhen heenieder in die Tiefe und schäumten, sehnsuchtsvoll nach der verlornen Höhe, gebrochen wieder auf. Und ich — sah flehend in das strahlende Auge meiner Herrin.

„Das Duett — ei! verdammter Julius" lauteten plötzlich meines Freundes geflügelte Worte, von einem echt irdischen Ruck begleitet. „Was hast Du heute? Ich glaube

etwa, Du biſt nicht eecht dießſeits.“ Und hiebei ſchaukelte er ſich nach vorne und rückwärts — ſpähend und ausſtöbernd, bis plötzlich ſeine Miene aufzublitzen ſchien.

„Gefunden,“ ſetzte er fort. — „Julius, die weiße Dame!“

„Ich bilte Dich, ſey ruhig.“

„Nein, nein. Heute gebe ich Dich ein für allemal auf.“

„Nun ja, das Duett. George gibt ſich allertiebſt; er ſcheint heute gut bei Stimme zu ſeyn und auch Jenny —“

Mein Kamerad lachte mich herzlich aus: „Du kannſt rein gar nichts wiſſen. Sieh' lieber, wie die weiße Dame herüber liebäugelt.“

„Ich bitte Dich, ſey ruhig.“

„Und wie ſeenhaft ſie lächelt. Wir wollen uns ihr nähern.“

„Nicht um Einen Gedanken. Du bleibſt.“

„Morgen lachſt Du dich ſelbſt aus, wenn Du mit blaßen Händen in die Wolken tappeſt und anſtimmeſt: Komm o holde Dame. Ich ſage Dir, Du ſiehſt ſie nie wieder. Ich habe Theatererfahrung.“

„Geſetzt alſo; wie wollteſt Du es anſtellen?“

„Mein Gott, Julius, das hat keine Hacken. Das ſüße Kind ſcheint den großen Styl der Weltſtadt nicht zu kennen, ich wette ſogar, Hundert für Eins, ſie weiß nicht, von welchem Meiſter die heutige Oper iſt. Gut. Ich befrage ſie um ihren Geſchmack, entwickle meine Kunſtſchnle, laſſe hie und da meine ehrenwerthe Anonymität durchſchimmeen, und ſie wird von meiner Erſcheinung ganz verblüfft ſeyn; ich erhebe ſie dann mit Lächeln, lobe ihre ſchönen Lippen — und — ſie iſt mein, ſie iſt mein. Das heißt“ — fiel er plötzlich ein — „Du kennſt mich — ich verdränge Dich nicht.“

Sowie er geendet hatte, ſchwang er ſich von ſeinem Sitze auf und ſah zu meinem größten Aerger in galanter Biegung über die linke Schulter der weißen Dame her. Leiſe und gehalten hub er an:

„Fräulein ſind mit keinem Libretto bedacht worden. Ich bin ſo frei, eines zu überreichen.“

Sie nickte zweifelhaft und nahm an.

„Ich bitte, hier, Seite neun. Der glückliche Offizier ſpricht eben ſeine Freude aus, mit Jenny unbelauſchte — Worte wechſeln zu dürfen. Abee Dickſon erſcheint ſogleich wieder, dann kommt das tiefgedachte Finale des erſten Aktes.“

„Auf dieſes freue ich mich ſehr“ liſpelte die Dame.

„Ich nicht,“ erwiderte er, während ich näher rückte. — „Trotz meinem Zuthun konnte ich keine Verbeſſerung dieſee ſeyn ſollenden Cadenz bewirken.“

„Wie meinen Sie das, mein Herr?“

„Sie zwingen mich deutlicher zu ſeyn. Mein Großvater hatte oft zweifelhafte Einfälle. Ich weiß nicht, ob Ihnen dergleichrn aufgefallen ſind in dee Oper Johann von Paris.“

„Von Boieldieu?“

„Zu dienen, mein Fräulein“ entgegnete er etwas betroffen. „Aber wir wollen nicht mäkeln. Ehre, dem Ehre gebührt. Und beſonders dieſe heutige Oper macht mie, aufrichtig geſagt, große Freude. Es iſt doch ſchön, der Enkel eines großen Mannes zu ſeyn.“

„Hätte ich wirklich das Vergnügen?“ entgegnete mit auffallendee Güte die Schöne, indem ſie einen fragenden Blick auf mich warf. Ich fühlte einen Stich im Buſen, als ich meinen leichtſinnigen Freund ſo gebahren ſah. Aber er ſetzte in Einem Athem fort:

„Wirklich, wirklich. Sehen Sie mein Fräulein, als mein Großvater noch Profeſſoe dee Muſik am Konſervatorium zu Paris war, hatte ich gute Tage. Zum Frühſtücke klaſſiſche Muſik, zu Mittag — und zu Abend klaſſiſche Muſik! Alle Meiſtee, die jetzt für die Zukunft arbeiten, ſahen wir in unſern Salon's. Ach! ich könnte Ihnen Verſchiedenes erzählen — aber Sie kennen ja die vielen Biographien über Boieldieu?“

„Nicht mehr, als einem häuslichen deutſchen Mädchen frommt —“

„Nun denn, das verſchlägt wenig. Ich erinnere nur eben daran, daß dieſe Oper heute zu ſeinee Geburtsfeier gegeben wird und —“

„Sie entſchuldigen,“ fiel die Dame heezlich lachend ein — „dann muß in Rouen der 16. Dezember ein ſo herrlicher Frühtingstag ſeyn, als es der heutige wae.“ Und hiemit wandte ſie ſich mit einer Entſchiedenheit ab, die ich ſtets als in der Schwebe drohend befürchtet hatte.

Mein Freund kniff ſich ärgerlich die Lippen und ſtand ein paar Augenblicke eathlos da. Zum Glücke bemerkte er jetzt den alten Herrn, der mit allem Stolze Old-Englands neben der Geheimnißvollen ſaß und zu öfterenmalen behüthende Blicke auf dieſelbe geworfen hatte. Zugleich hatte ee das letzte Geſpräch aufgefangen und ſich neugierig herüber gebeugt. Dieß mußte die weiße Dame bemerkt haben; denn, ſowie ſie über die Weſenheit des Theatergalans aufgeklärt ſchien, leitete ſie die ſchwere Laſt auf ihren Onkel hinüber. Mein Kamerad folgte willig dieſem Zuge. Ee machte ſich an den alten Herrn. Dieſen Dialog konnte ich nicht weiter verfolgen. Doch hat mir mein Freund nachträglich geſtanden, daß er von da ab mich für den Enkel Boieldieu's gelten ließ, was ihm unzerſtört beizubehalten, große Mühe koſtete; denn er habe jeglichen Austauſch mit der Schönen hintanhatten müſſen. Wie mir dieſer Umſtand zu Gutr gekommen, wird man ſpäter ſehen.

Der erſte Akt war vollendet. Das Meer der Zuſchauer wogte jetzt auf, als ſey der wellenbeherrſchende, ruhehaltende Gott hinweggezogen, und manche Bruſt athmete tiefer auf und Mancher ſtrich ſich mit der Hand die Stirne, um ſich zu überzeugen, daß er nicht geträumt habe. Ach! daß auch der Geiſt der Ruhepunkte nicht entrathen kann, daß nur erneute Spannung ihn wieder aufzuſchwingen vermag.

Meine Dame abee prangte wieder herrlich voe Allem. Ich hatte ſie lächeln, ſprechen gehört. Wie klang das ſo heimiſch, ja ſogar erinnerungsvoll. Je aufmerkſamer ich ihr ganzes Weſen betrachtete, deſto bekannter, zutraulicher däuchte ſie mir. Tragen wie ja Alle die Hoffnung eines Meſſias herum, wenn noch das verlorne Paradies in goldenen Bildern uns dämmerhaft umwittert. Und gae das Auferſtehen deſſen, was da veefolgt und verurtheilt ward, das himmliſche Wiederaufſtreben, es iſt um den Preis allee Welten kein eitler Wahn. Solche Ueberzeugungen tauchten mir wie Sterne aus der Abendröthr der Erinnerung hervor — und alter Zeiten altes Weh überkam mich betäubend. Junger Zeiten ſüßes Weh, wer vermag es auszutilgen, zumal wenn es in Liedern aufgejubelt, aufgeſeufzt hat? Da iſt jeder wehmüthige Augenblick ein Funke, in den Brennſtoff geſchleudert.

Aus dieſen Gedanken ſchreckte mich mein Kamerad unverhofft auf, herübertretend mit den Worten:

„Der Herr Onkel erſucht Dich, indeſſen Fräulein Anna zu unterhalten.“

Anna? Warum wiederholte ich dieſen Namen unwillkührlich im Stillen? — Anna, ja das war der Name des Kindes, das dereinſt in ſchöneren Tagen unter der Dorflinde mit mir ſpielte. Meines Vaters ländlicher Hof, dahinter die Hecke, auf ſanftgeſchwungenem Hügel das Schloß Prießenegg — im Hintergrunde der bläuliche See und zuletzt die hohen, rauhen Alpen: ein ſchönes Bild, ein wehmüthig Bild! — Doch,

Digitized by Google

wozu dieſe Einfältigkeiten; der Herr Onkel wünſcht Fräulein Anna eine elegante Converſation. Auf, hinweg mit verlorenen Idyllen. Wir ſind ja im Theater.

Ich näherte mich mit pochendem Herzen der weißen Dame.

„Nur die Aufforderung des Herrn Onkels“ begann ich „gibt mir Muth, Sie, geheimnißvolles Fräulein —

„Nicht alſo, mein Herr. Sie mögen meine Verſchleierung nicht romantiſch deuten. Mein Onkel gebietet mir.“

Die Stimme brachte mich vollends aus der Faſſung. Ich ſtockte. Sie ſah mich indeß durch den Schleier tiefforſchend an; noch bemerkte ich den Strahl ihres Auges, als ich, mich wieder emporraffend, in ihr Antlitz blickte. Wo wollte ich Worte finden, die mich nicht verſtrickten? Da erklang das Glockenzeichen.

„Das Lied der alten Margarethe, mein Fräulein. Es iſt durchhaucht von allem Weh der Sehnſucht. Dieſe wiederkehrende, gezogene Quinte erinnert an das Stetswiederanklammern der verwaiſten Gefühle; hier ſucht das Leid Um- und Auswege und mündet doch immer wieder in den Urquell.“

„Wie freue ich mich“ liſpelte ſie, „daß Sie mir gleichartig genießen. Ich möchte das die Weltanſchauung in der Muſik nennen. Es iſt aber auch die Sehnſucht ein Gefühl, das durch Töne ohne das matte Textbuch allerorten ſchnell erkannt werden kann. Die alte, arme Margarethe!“ Nach dieſen Worten ſtützte ſie ihr Köpfchen mit der rechten Hand und blieb einige Minuten tief nachdenkend. Die weiche Arie erweckte ſie wieder. Sie blickte in das Textbuch und ſchien ſtarr an Einem Worte zu hängen, dann ſeufzte ſie ganz leiſe und lauſchte wieder. Lauter Beifall ſcholl der Sängerin von allen Räumen entgegen.

„Warum klatſchen Sie nicht?“ fragte, wie vorwurfsvoll, die Schöne.

„Ich dachte — ich dachte eben auch an eine ſolche alte Margarethe. Ich verſichere Sie, mein Fräulein, dieſes treue Weib iſt ſo wahr gezeichnet, daß es mich jederzeit rührt. Zum Drehen der Spindel, kommt mir vor, höre ich ſie alte Geſchichten erzählen und ich denke mir meine Burg; Sie werden mich freilich nicht verſtehen. Denn wir Kinder aus den Alpen haben immer etwas Appartes.

„Das haben wir, mein Herr“ erwiederte ſie bedeutend.

„Wir?“ wiederholte ich erſtaunt. „Sie üben wohl nur Großmuth. Doch ahnen Sie nimmermehr die winzigen und doch ſo weltengroßen Heimlichkeiten, die wir um eine Ruine, um einen Wieſenrain, um eine Hecke, um eine Linde haben. O, und wenn man in die Fremde gebannt iſt, dann klingt einem immer in's Ohr ſolch ein Lied einer alten Margarethe, die unſere Entfernung aus den heimiſchen Hallen beklagt und unſere Rückkehr erſehnt.“

Meine Dame ſchien wunderbar gerührt, unruhig.

„Wir können wohl noch Troſt finden“ erwiederte ſie ausweichend.

Da ſchleuderte der Alte finſtere Blicke herüber; als wollte er alle Welten verneinen, wie Gaveſton, der Haushofmeiſter. Die holde Schöne erſchrack darüber und ich fühlte mich nicht wenig eingeſchüchtert. Seit dieſen Augenblicken faßte ich gegen den Alten eine Abneigung, die ſich aus mir ſelbſt unerklärlichen Gründen bis zum tiefſten Haſſe ſteigerte. Aber wie aus zerriſſenen Wetterwolken des Himmels Blau klarer und reiner glänzet, ſo fühlte ich mich deſto wonniger nach einem Blicke meiner Theuren. Es erklang ſoeben die Romanze:

Komm o holde Dame,
Die kein irdiſcher Name
Nennt, erſcheine mir.

Dieß wundervolle Lied erwählte ich zum Dolmetſch meiner innerſten Zuſtände, und dieſe glühenden Tropfen, fürwahr, das erkannte ich ſchnell, dieſe glühenden Tropfen verſengten auch ihr Herz.

„Das iſt wohl nur ein Burgmärchen, Fräulein Anna?“ begann ich gelaſſen.

„Märchen und Wahrheit aus dem Leben; ich kenne beides.“

„Beides? Und warum iſt Ihnen das keine heitere Erinnerung?“

„Mein Herr, das bleibe mir allein. Suchen Sie in Ihrem eigenen Leben, vielleicht finden Sie“ —

„Nur zu deutlich. Seit ich in dieſer Weltſtadt lebe, habe ich mir die alten Schlöſſer aus dem Kopfe geſchlagen. Aber der Alpenduft ſträubt ſich gegen alle Salonodeurs. Seit Jahren ſah ich keine Hochwieſe, keinen Waſſerfall, hörte ich keine Schalmei — alles ging noch an. Aber mein Schloß, mein Schloß habe ich nie vergeſſen. Bekrönte es ja ſo lieblich einen ſanften Hügel. Und drinnen ging ſie ein und aus, ſie, die mir ſeit je zugethan war, die den Garten mir zu Liebe pflegte, deren Lilien im Hage und deren Roſen auf den Wangen blühten — mir zu Liebe! Das war eine Anna!“

Die weiße Dame ſchlug die Blicke zu Boden und verharrte in tiefſtem Stillſchweigen. Von da ab ſchien ſie mir, wie durch augenblickliche Eingebung einer höheren Macht, gänzlich verwandelt und zutraulicher. Gleichſo trat jetzt vor den Lieutenant der königlichen Armee die hehre Geſtalt der weißen Dame von Avenel. Dieſes Recitativ iſt von poſaunenhafter Wirkung und kündigt die Wichtigkeit der Erſcheinung nachdrücklich an.

„Das war eine Anna, ſagten Sie eben“ begann die Schöne leiſe. „Mich überraſcht es zuhöchſt, in Ihnen den Mann zu finden, der jetzt berufen wäre, für dieſe Anna thatkräftig zu handeln. Ich will Ihnen eine große Verkündigung thun. Aber verlangen Sie nie und nimmermehr zu wiſſen, von welcher unerkannten Freundin Ihnen dieſer Wink zugekommen.“

Ich erſtaunte.

„Aber nochmals, mein Herr, verrathen Sie mich nicht.“ Bei dieſen Worten drückte ſie heimlich meine Hand und flüſterte, daß ich es kaum hörte:

„Für wen halten Sie den alten Herrn, der ſich eben mit Ihrem Freunde auf das eifrigſte unterhält?“

„Für einen Mäkler“ dachte ich bei mir, doch drückte ich mich euphemiſtiſch aus: „Für keinen beglückenden Mann fürwahr. Ihr Onkel?“

„So iſt's. Ich muß ihn ehren, denn ich bin ein weltunkundig Mädchen; aber ich weiß, daß er Vieles auf ſeinem Gewiſſen hat.“

„O theilen Sie mir mit; gewiß bekomme ich von Anna zu hören.“

„Sie erinnern mich eben. Aber machen wir es nicht ſo auffallend, ich bitte Sie, blicken Sie lieber weg. Alſo Anna —“ ſie ſtockte.

„Was ſoll das mein Fräulein? Denken Sie ſich eben an die Stelle dieſer Anna, vielleicht ſchildern Sie dann inniger.“

„Anna, Ihr Ideal aus der Alpenwelt, ſah die Tage des Glückes bald hinabſinken. Seit ihr Julius in die Fremde gegangen, um ſeine Stellung im Staate zu gewinnen, ward es im Schloſſe, das Sie wie ich kennen, traurig und leer. Die Mutter war ſchon vordem geſchieden, ſo daß Anna die

Stelle der Hausfrau bekleiden mußte. Die Schwestern fanden in diesem und jenem Thale ihren häuslichen Herd — und Anna blieb allein beim alten Vater. Der hauste von Tag zu Tag mürrischer, ach! das Alter ist an sich ein Leiden. Wildfremde Gäste drängten sich um den schwachen Greis und zischelten ihm in's Ohr, daß er sich bethören ließ. Als er die Augen zugethan — o Gott, und wir sprechen im Theater davon — als er die Augen zugethan, fand sich eine Schrift, worin Haus und Hof und Feld einem Menschen verschrieben waren, der sein Leben hindurch nie zu sehen gewesen. Jetzt ließ sich der Hausvater nennen und litt die arme Anna nur wie aus Gnade auf ihrem Eigen. Ein schlechter Meier verwaltete die Wirthschaft, die Felder verdarben und das Haus ward vernachlässigt. Darauf kam von dem Hausvater aus der Hauptstadt die kurzangebundene Nachricht, er habe Haus und Hof losgeschlagen; es habe ohnedieß all' die Liegenschaft geringen Werth und baares Geld sey immer verwendbarer. Anna solle ihr Bündel schnüren und den Salons des großen Lebens zueilen. Schlimmer konnte es nicht kommen.“ Einen Augenblick hielt sie inne und setzte dann hastig bei, als sie mich ganz verwirrt sah:

„Und ich habe sichere Ueberzeugung, auf Sie baut Anna all' ihr Hoffen.“

„Sprechen Sie aus: wie kann ich? Nach meinem Schicksal vermag ich nur im Stillen zu wünschen —“

„Nein, mehr!“

„Ich könnte nach ihr forschen?“

„Noch mehr!“

„Ich könnte so glücklich seyn, ihren Aufenthalt zu erfahren?“

„Noch viel mehr.“

„Ihr selbst schreiben?“

„Ungleich mehr.“

„Wie sollte ich Muth fassen weiter zu gehen?“

„Ich sage es Ihnen — denn ich weiß es. Rathen Sie fort.“

„Ist mir vielleicht ihre Nähe in diesem Lande beschieden?“

„Noch mehr.“

„In dieser Stadt?“

„Noch mehr — aber auch genug. Da endet mein Amt. Ich habe Sie dahin geführt, wo Ihre That beginnen muß. Brechen wir ab.“

Jetzt brauste, wie der nebeltriefende Nord über Frühlingsfrische Fluren, der Alte in das verstohlene Zweigespräch herein. Mit einer grellen Drohung donnerte er herüber:

„Anna, sey meines Groll's heute gewärtig. Du richtest dem ganzen Publikum Skandal an. Aber Du entgehst mir nicht.“

Diese herzlosen Worte regten mich im Innersten auf. Wäre ich wie George, der königliche Lieutenant gewesen, ich hätte gegen diesen leibhaftigen Gaveston vom Leder gezogen. Aber sein Stern ging eben damals unter, seine Herrschaft war erschüttert, und deßhalb bebte er. Ahnungen hatte mir meine weiße Dame in den Busen geworfen — Ahnungen, die beinahe nicht verfehlt hätten, durch mich das Theater zum Schauplatze der Rache zu machen. Für dießmal befand ich es für ausreichend, den alten Knurrgeist durch ein paar verachtende Blicke zurückzuweisen. Wir hatten gesiegt und lauschten trunken dem bewegten Schlußseptett. Der Vorhang rollte rasch hernieder.

(Fortsetzung folgt.)

An die Begünstigten.

(Aus Paul Renn's Nachlaß.)

Daß in seiner flücht'gen Laune
Euch das Schicksal beschgestellt,
Fama's lobende Posaune
Preisend euren Ruhm erzählt, —

Daß des Glückes schönste Gaben
Sich vereinen euch zum Kranz,
Und gemächlich ihr euch laben
Könnt an seinem warmen Glanz:

Nimmer will ich d'rum euch hassen,
Oder grollen dem Geschick,
Unbefangen und gelassen
Schaut auf euch mein freier Blick.

Aber wenn in eurer Nähe
Selbstgefühl mir schwellt die Brust,
Wenn ich euch in's Auge sehe,
Meines Werthes mir bewußt, —

Wenn ich kriechend nicht will zollen
Den Tribut, auf den ihr harrt,
Mögt' auch ihr mit mir nicht grollen,
Oder schmähen meine Art.

Und so laßt verträglich wandern
Uns den Lebenspfad entlang,
Keiner störe je den Andern
In dem freien sicher'n Gang.

Heimische Literatur.

Keine Frage bewegt so sehr die Gegenwart, als die unserer Finanzen, die jeden von uns mehr oder weniger in das Mitleid zieht. Sie hat ihre geschichtliche wie nationalökonomische Seite, und in dieser Hinsicht ist sie ein Gegenstand der Literatur, sey es auch, daß hier weniger Gelehrsamkeit als Kenntniß der Wettlage, der praktischen Verhältnisse und des Gemeinlebens in Vorschein kommen. Es ist sohin natürlich, daß auch Kärnten sein Contingent zu der Lösung jener Frage liefert. Was hierüber unsere Handelskammer genrtheilt und wie viel Gründliches darüber einzelne ihrer Mitglieder geliefert, haben wir von in- und ausländischen Blättern anerkannt gelesen. Es erübrigt uns nur noch, zwei für sich bestehende, jenen Gegenstand behandelnde Brochüren zu besprechen, als welche sie sich jedoch gegenseitig gleichsam ergänzen und durch ihre mehrere Ausführlichkeit die einzelnen Meinungsäußerungen in der Handelskammer zur weitern Ausbildung bringen, ja neue Bahnen für die Beantwortung jener hochwichtigen Lebensfrage brechen.

Die erste dieser Erscheinungen ist der, früher in eigenem Abdrucke, dann in den „Mittheilungen über Gegenstände der Landwirthschaft und Industrie Kärnten's“ herausgegebene „Kurze Beitrag zur Würdigung unserer Finanzlage, von A. Kie-

haupt." Derselbe stellte es sich zur Aufgabe, die Debatte über unsere Finanzlage noch vor dem Zusammentritte des Reichstages anzuregen, sowohl für diejenigen, welche dieselbe als unheilbar ansehen und an der Tauglichkeit und Ausführbarkeit jedes Vorschlages zur Abhilfe verzweifeln, als für die, so durch eigene günstige Verhältnisse in eine gewisse Sicherheit und Apathie eingewiegt, aus der allgemeinen Krisis ohne Nachtheil oder sogar mit Gewinn hervorzugehen hoffen. Man muß es dem Verfasser zuerkennen, daß er diese Aufgabe zu lösen keine Mühe und Forschung gespart und, ohne in banale Phrasen und Anschuldigungen zu verfallen, das gerechte Maß der Wahrheit beibehalten hat. Er gibt uns daher vorerst ein anschauliches Bild der europäischen Finanzzustände, wovon unserer nicht der ärgste ist, und dem bald abgeholfen werden könnte, wenn nicht England und besonders Frankreich, d. i. dessen Herrscher, es in ihrem Interesse fänden, den Zustand und das Gefühl der Unsicherheit fortwährend in andern, aus weniger gleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Staaten — und ein solcher ist vorzüglich Oesterreich — zu erhalten. Auf dieses gekommen gibt er uns eine Spezifikation, wie die gegenwärtige Schuldenlast Oesterreich's entstanden, und sich zur dermaligen Größe gesteigert hat, und wie es nun gebothen sey, den Staatshaushalt Oesterreich's mit gemeinsamer Hand zu ordnen. Insbesonders legt Autor auf den Umstand ein verdientes Gewicht, daß hiebei nicht bloß, wie im Jahre 1811, das Inland betroffen, sondern auch das Ausland, dem Oesterreich in Folge seiner Finanzoperationen, besonders jener Bruck's aus dem dort zum Drittheile, weit über die angekündete Summe von 500 Millionen, kontrahirten Nationalanlehen, allein an jährlichen Interessen 50 Millionen zu entrichten schuldig ist, und zahlen muß, wenn es nicht auf seine Stellung als Staat, als rechtliche Macht resigniren, ja einem allseitigen Angriffe sich aussetzen und jeder Zukunft im Concerte der europäischen Monarchieen entsagen will. Der Verfasser erörtert nun eingehend, was zur Tilgung der Schuld bisher geschah, was aber auch noch geschehen muß, wobei vor allem der jährliche Abgang, das ungleiche Verhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben hindernd in den Weg tritt. Insbesonders wird nun auch die Stellung des Staates der Nationalbank gegenüber besprochen, und als Resultat und unabweisliche Forderung dargestellt, die Schuld des Staates an sie mit klingendem Gelde zu bezahlen. Schließlich berechnet er die Nationalkraft Oesterreich's zu 10.000 Millionen Kapital an steuerbarem Haus- und Grundbesitz, ferner jenes an industriellen und andern selbstständigen Unternehmen zu 4700 Millionen, wobei Kärnten an ersteren mit 94,681,207 fl. Oe. W. und an letzteren mit 44,256,500 fl. betheiligt ist.

Wenn sich Autor in Bezug der Abhilfsmittel auf die Hinweisung an eine geordnete und streng überwachte Finanzverwaltung beschränkt, welche auch oft in konstitutionellen Staaten, Republiken fehlen kann und, wie er es aus Beispielen darthut, fehlte, und einschlägiger Anträge sich enthaltet, untertäßt er es doch nicht, als obersten und ersten Grundsatz geltend zu machen, daß Gesammt-Oesterreich für seine Staatsschulden und die damit verknüpften Verbindlichkeiten einstehen müsse, welches wie die Herbeischaffung der Abhilfsmittel die Aufgabe des Reichstages seyn wird.

Dem Versuche zur Lösung letzterer Frage, und somit als Supplement des ersteren, jedoch gleichzeitig und außer aller Verbindung geschriebenen Aufsatzes, unterzog sich die, im Laufe des Monates April in Wien bei Tendler und Compagnie verlegte und hier in Leon's Buchhandlung in noch einigen Exemplaren erliegende, Brochüre: „Ausgangspunkte für die Finanzfrage in Oesterreich. Von einem Veteranen." Ohne sich in jene, von obigem Aufsatze zwar übersichtlich jedoch gründlich erörterten Vorfragen weiters einzulassen, berathet Verfasser die nun unaufschiebbare Anwendung von Mitteln, um erstens die schwebende Schuld zur Hebung des Kredits möglichst in eine fundirte zu verwandeln und sich der unerträglich gewordenen Interessenlast wenigstens theilweise zu entledigen und dieses durch ihre Sicherstellung auf das öffentliche Eigenthum. Er weiset mit geschichtlicher Darstellung der vorhin gleichen französischen Verhältnisse auf dessen Beispiel, und zählt dann eingehend und umständlich auf, wie der Finanznoth, eigentlich dem Baarfonde für die Hinkunft durch mehrere Produktion, durch geringere Einfuhr aus dem Auslande und drittens durch Ersparnisse im eigenen Lande geholfen werden könne; Mittel, wovon viele einer sogleichen Anwendung fähig sind, und daher sich zu der unverzüglichen Berathung des Reichsrathes eignen. Kein Stand, keine Branche wird hier übergegangen, da, wo allen geholfen werden soll und wo die äußerste Noth vor der Thüre ist *), nicht Palliative, sondern einschneidende Operationen, nach dem Alten: extremis morbis extrema adhibenda „aunt media, vorgeschlagen; so wenn nicht die Einlieferung, doch die Lautionirung alles Goldes und Silbers für die Bank, damit sie die Baarzahlungen wieder leisten könne. Preußens und des Königs von Sachsen Beispiel in den Jahren 1813 und 1814 sollen als Muster dienen. Des Verfassers Schilderung der wirklichen und noch drohenden Zustände sind scharf und eindringend gehalten, da sonst der Patient zu einer wirksamen Operation sich nicht entschließt, ohne welcher der finanzielle Tod unausbleiblich ist. Daß der Verfasser ein Veteran der Erfahrung, beweisen seine Rückblicke und Anführungen, daß er ein Schwarzseher gewesen, wünschen wir, möge er durch die nächste Zukunft überwiesen werden.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 8.)

hui, juhai, Ausdrücke der Freude.

hukn, niederkauern, sich niederbücken. Es gehört zum altdeutschen hauchen = sich niederbücken, klein, geschmeidig machen; Englisch: to juke = hoken. Französisch: jucher = hocken, sitzen. Hilpert I. 463.

hundlafn, wüsten, verwüsten, wird besonders von Speisen gesagt — und hat eigentlich den Sinn: den Hunden überlassen.

hunzn, necken, quälen, plagen, streng behandeln. Jemanden zusetzen; wie z. B. Lehrer manche Schüler überaus strenge halten; es bedeutet aber auch: verachten, ausschelten, tadeln, — eigentlich: Jemanden hundartig behandeln.

hupfn, leichtfüßig springen, hüpfen. Englisch: to ho hop, hüpfen. Landschaftlich: hoppen. Griechisch: ιππευω, hüpfen, hopsen, to hop upon one leg = auf einem Beine hüpfen.

hupn, das Zu- und Abrufen der Jäger vom Anstand. Englisch: to hoop, (sprich hup.) Französisch: houpper = zurufen, nachrufen,

*) Bedenke man nur, daß gegenwärtig kein neues Anlehen noch möglich, jedoch bei stets drohenden Angriffen von außen und Verwicklungen von innen eine genügende Heeresmacht unerläßlich bleibt.

Digitized by Google

nachschreien, hinwegschreien; und hoop, der Ruf, Zuruf, das Geschrei. Hilpert. Seite I. 400.

Hurlasn, die Hornisse. Englisch: hornet, die Horniß, die Raubmörder.

huetig, schnell, geschwind, behend. Das Englische, aber ganz veraltete to hurtle (welches vielleicht mit hurl und whirl verwandt ist) hat die Bedeutung: sich schnell bewegen, sich schnell herumdrehen, fast wie schwingen. Hilpert I. 409.

husse! eilet gea husse = eile dich: Vielleicht vom alten: hasen, welches die Bedeutung von eilen hatte?

hussn, reizen, hetzen, in den Harnisch bringen; das: huß, huß an Hunde ist bekannt.

anhusn, anreizen, aufstacheln. In Prag, der ersten deutschen Universität hatten die Deutschen über die Böhmen das Uebergewicht. Die letztern wollten den Uebermuth jener nicht dulden, und König Wenzel, von den Doktoren Johann Huß und Hieronymus von Prag aufgehetzt, (daher noch das Auf- und Anhusn, ein Volksausdruck, den Adelung nicht kennt) machte aus den Slaven drei, aus den Deutschen nur eine Nation. Diese dadurch verletzt, zogen nach Tausenden fort, und gaben dadurch zur Stiftung der Leipziger-Universität Anlaß. Sieh' Hermanns „Handbuch der Geschichte Kärnten's". I. B. Heft IV. Seite 501.

hussig, hustig, wie das vorige huetig.

husch-husch, ein Ausdruck, um den Frostschauer im Körper anzudeuten.

Hutelta sche, eine Birne.

Hutschn, eine schwingende Vorrichtung, sich darin zu schaukeln, die Schaukel.

hutschn, schaukeln, sich schwingen. Holländisch: hutsen, hutsen. Französisch: hocher = schütteln.

Huze, Huzn, eine Bürde, ein Bündel, ein Bauschwerk — auch der uterus, Leibesblöde.

huzat, bauschig; daher in Kärnten huzat = schwanger seyn.

Hundsfut, ein niederträchtiger Mensch, dessen Niederträchtigkeit in der Feigheit die Quelle hat. Darum war es von jeher das ärgste Schimpfwort deutscher Völker. Schon die salischen Gesetze der Franken setzen Strafe auf das Belegen mit diesem Wort. (Tit: 33.) Die einfachste Erklärung über die Abstammung ist die von Hund, und dem altdeutschen Joden, Jöden, = erzeugen, gebären, nähren, füttern. Ed. VI. 204.

Halunk, ein elender, zum Guten träger Mensch, der ohne Menschengefühl in Niederträchtigkeit sein Leben hinbringt. Frisch läßt es vom Böhmischen Holomka stammen, d. h. den Anhang, den Einer hat. Durch Krieg kam es zu den Franzosen: Haillon = ein Soldat in zerrissenen Kleidern = Bettellump. Holunk = ein Mensch, der im Walde lebt und wohnt. Sieh' Adelung. Eber. VI. 209.

J. d. h. i.

i statt: ich, z. B. i häns tän, d. h. ich habe es gethan.

Izazu, das: Ihr, oder Sie sagen; das Gegentheil von Duazu, = Du sagen.

Jazu, die Armhöhle.

Ille, Egid.

immeramal, manchmal, zuweilen.

Imp'r, die Himbeere. Lateinisch: rubus. Italienisch: raspo. Englisch: rasp.

innar, einer, herein, z. B. gea innar, aber einer, d. h. gehe herein, d. h. ins Innere des Hauses. Im Englischen: innar = innere, z. B. the inner man, d. h. der innere Mensch, der innere Zustand des Menschen.

Indangst, in Gedanken.

Indian, der kalkutische Hahn, auch Janisch genannt; meleagris, gallopavo. Linné.

ingener, ungerne, unliebe.

Ingreisch, die Eingeweide überhaupt von Menschen und Thieren, insbesondere die eßbaren Theile derselben. Gröb = Gerebe. Sieh' Gröd.

Inslat, Inslacht, das Unschlitt, der Talg.

iterachn, wiederlauen.

intna t, einsperren.

iblwe n, unwohl werden.

Iberlandgeund, ein zu einer Besitzung neu angekauftes Grundstück.

Iberbaune, das Leichen- oder Bahrtuch.

iberfartln, ibeehamischn, übervortheilen, hintergehen.

Iberreiter, ein Aufseher, Grenzbüther.

iberrumpln, Jemanden unvermuthet überfallen, besuchen.

iberse, ibersche, iberschi, beegan — über Beege.

ibrer, herüber (im Lesachthal.)

irg, stark, frisch, derb, z. B. ein iegee Mensch.

Jot.

jamkern, mißhandeln. Im Englischen bedeutet to jam = stark zusammenpressen, klemmen, einklammern. In der Seesprache.

Jangger, die Jake, ein kurzes Männer - Oberkleid. Englisch: jacket. Französisch: jaquette.

Jarazle, Jaeggele, bezeichnen: Hühnchen im ersten Jahre, soviel als jährig.

Jättach, das ausgerissene Unkraut zwischen guten Pflanzen.

Jazn, das Mißtönen ungeschmierter Thürangeln und Wagen.

Jauk, der laue Süd- oder Süd-Westwind; im Frühjahre erwünscht, für das frühere Schmelzen des Schnee's; im Herbste gefürchtet, als schädlich den Nachfrüchten, besonders dem Buchweizen; slavenisch jug, der Südwind.

jaukn, jukn, tüchtig herumtreiben, peitschen; gehört zu jagen, und ist ein Intensivum davon.

Jaulu, bedeutet den Laut, den die Hunde und andere Thiere hören lassen, nicht nur wenn sie geschlagen werden, oder sanft Schmerzen empfinden, sondern auch, wenn sie eine starke Begierde nach Etwas zu erkennen geben. Es gehört zu heulen, wie das Englische to yawl (landschaftlich: jolen, jölen), gellen, heulen, scheelen, bezeugt. Man findet es sogar in der Schriftsprache:

„Bestie schweig! dir schieß ich den
janlenden Rachen voll Kugeln.
Voß.

Im Englischen bedeutet auch jowler (sprich: dscholer) eine Art Jagdhunde, Leithund, Spürhund.

jaunzn, jauzn, juchazen, gehören zu jauchzen, und bedeuten alle: Laute der Freude und des Jubels von sich geben.

Jausen, jausnan. Zisla, und mit ihm Mehrere geben es mit: Vespeebrod, d. h. Abendbrod genießen. Ich kann hiezu, was Kärnten betrifft, nur eines Theils beistimmen; denn bei uns hat man eine Vormittag- und eine Nachmittag-Jause, und somit glaube ich es geben zu sollen mit: Mitte-Vormittag-, und Mitte-Nachmittag-Brod; jausnan = dieses Brod, oder was es immer sey, genießen. Nach Herrn Zisla scheint es slavischen Ursprungs zu seyn, wie die kroatischen Wörter: junonati = jausen, junona, die Jause, das Windische: mala jushna, und das Ungarische: junonyia vermuthen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigſter Jahrgang.)

№ 10. Sonnabend, den 18. Mai 1861.

Berſerkerwuth*).

Auf ſein Schwert geſtützt die Hände, d'rauf das müde Haupt gebogen,
Sitzt er ſtumm in trübem Sinnen, fernher rollt das Meer die Wogen;
Sieger einſt in allen Schlachten, ſitzt gebrochnen Muth's der Hüne,
Wo die Fluth des blauen Strom's leis verrinnt in grauer Düne.

Aus dem Sande quillt der Nebel, langſam ſenkt er ſich vom Hügel,
Zwiſchen ausgeworfnen Muſcheln zankt daneben Steandgeflügel;
Einſam ſitzt er, nach dem Barte greift der Sturm in ſeinem Zuge,
Um die greiſen Locken ſtreift keck die Möv' in ihrem Fluge.

Wo es galt die goldne Minne, wenn ein edler Kampf zu ſchlagen,
Hat mit ſtolz geſchwungner Mähne ihn ſein Roß zur Schlacht getragen;
Römerfahrt und Kreuzzug wurden frommen Sinn's mit Luſt beſtanden,
Und der deutſche Namen klang prächtig einſt in allen Landen.

Walddoruruf aus grünem Tanne, Abenteuer, ſeltne Mähre
Lockten oft zu tollem Ritte, galt's auch Wunden nur und Ehre.
Doch er wand im Groll die Fahne: ſeine Jugend iſt vorüber,
Grau vom Kinne hängt ſein Bart, und ſein Auge ſenkt ſich trübe.

Einſam ſitzt er auf der Düne, halb im Schlaf, mit müdem Blicke,
Sinnt und träumt in dumpfer Trauer ob dem Wandel der Geſchicke;
Mummenſchanz bedünkt's ihm, ſieht er bunte Welt verübergleiten,
Nur ein kleines Vöglein ſingt manchmal ihm von alten Zeiten.

Rückwärts ſchaut er dann, als winke fromme Hoffnung neuer Siege,
Rückwärts, wo im Wallenberſt ſieht des Stromes heil'ge Wiege;
Aber ſchaut er wieder vorwärts bis in's Meer und bis zum Meere,
Regt das Schwert ſich in der Scheide und ſein Schild erklirrt am Speere.

Auch den Ort des Fluch's erblickt er, wo bethört der grimme Hagen
Einſt den edlen Helden Siegfried mit der Brudershand erſchlagen;
Viele Treue ward gebrochen, manches gute Recht bezwungen,
D'rum verſank ſeitdem auch tiefer ſtets der Hort der Nibelungen.

Stolzer Fürſten heimlich Grollen, niedern Volks verruchtes Zanken,
Zaudern, wo's zu handeln galt, eitles Spiel mit Wahngedanken,
Großes Volk und kleine Stämme! Zoll und Markt in Stromes Mitte,
Und darüber auch gebuhlt, feil nach wälſcher Gunſt und Sitte!

Zwar es ſoll der alte Kaiſer hauſen noch im Zauberberge;
Wenn die rechte Stunde ſchlagt, ſtürzt heraus er auf die Zwerge,
Mit den Rittern aus dem Berg' dann ſprengt er auf die Waſſerhaide,
Wenn ſein Banner weht, ſo fahren alle Schwerter aus der Scheide.

Oft ſchon bliſen die Trompeten und die edlen Roſſe ſcharrten,
Doch noch niemals kam der Kaiſer, wie auch die Getreuen harrten;
Hält der Bart ihn, der ſchon ſiebenmal den Marmortiſch umſchlungen,
Oder ſäumt er in dem Berge, von den Junkern ſtolz gezwungen?

Nie erſchien er. Und dazwiſchen zieht das Narrenſchiff in bunter
Wimpelpracht von allen Farben auf dem Rhein hinauf, hinunter;
Heimlich ward manch Gräu'l begangen, manche Schlacht mit Lärm geſchlagen,
Doch vergeblich harrt der Hüne auf den Glanz aus alten Tagen.

Auf das Schwert geſtützt die Hände, d'rauf das müde Haupt gebogen,
Sitzt er traurig dumpfen Sinns, fernhee grollen wild die Wogen;
Witze necken frech zur Seite, Hohn von jenſeits klingt herüber,
Tiefer ſinkt ſein Nacken, Aug' und Stirne wölkt ſich immer trüber.

Sind es Thränen, oder feuchten ſich die Wimpern nur im Thaue?
Kinderſpott ſinkt auf ſein Haupt, gottlos auf's ehrwürdig graue,
Und die Buben, übermüthig, raufen ihn an Haar und Barte:
Kann er's weiter dulden, ob er feig auf fremde Hilfe warte?

Lange trug er's; jetzt erreichte ſeine Langmuth doch ihr Ende,
Muthvoll ſpringt er auf und faßt ſein bereits Schwert in beide Hände;
Furchtbar ſteigt ſein Haar zu Berge, aus den Höhlen ſprüh'n die Blicke,
Grimmig ſtarrt ſein Bart, es knirſchen wild die Zähne dem Geſchicke.

Lange trug er's; endlich hat ihn die Berſerkerwuth ergriffen,
Donnernd fallen ſeine Hiebe, fuchtſam lauſcht es von den Schiffen,
Prächtig ſpritzt das Blut im Bogen, wo ſein Eiſen eingeſchlagen,
Leicht iſt's wieder ihm um's Herz, ſo wie in der Jugend Tagen.

Röchelnd fällt, was ihm begegnet, Alles weicht vor ſeinem Muthe,
Bis er endlich bis zum Knöchel watet ſtolz in Feindes Blute,
Grauenvoll iſt er anzuſchauen, der in heil'ger Wuth Verlorne,
Grauenvoll, aber prächtig ſchön, wie ein Gott in ſeinem Zorne!

Tſchabuſchnigg.

*) Aus dem ſoeben erſchienenen Schiller-Album für 1861.

Digitized by Google

Alt- und Neu-Klagenfurt.

(Eine historische Darstellung seines Ursprunges und seiner gemachen Vergrößerung.)

Als Hauptstadt von 1620 bis 1861.

(Beschluß von Nr. 6.)

Die Reformen Erzherzogs, dann Kaisers Ferdinand II. hatten auch in Klagenfurt auf die Vergrößerung und Verschönerung der früher noch zur Hälfte ihres innern Raumes öde stehenden Stadt gewirkt. Die Rückkehr zum alten Glauben gab Klagenfurt eine Zahl religiöser Institute, deren sich jedes nach seiner Art einbürgerte. Bereits 1604 war das neu erbaute Spitalgebäude theilweise Wohnung der Jesuiten, indem die Pfründner das Erdgeschoß, sie den ersten Stock bewohnten und daher, um Raum zu gewinnen, genöthigt waren, einen zweiten darauf zu bauen, bis sie mit dem neuen Spitalgebäude und der angefügten „Sebastianikirche" fertig wurden, bei deren Einweihung im Jahre 1616 sie den Pfründnern ein reichliches Mahl bereiteten, während dessen Genuß ihre Habseligkeiten dahin überführt und sie so, gegen den Willen der noch zur Halbscheide protestantischen Landstände, dort zu bleiben genöthigt wurden. Nun waren die Jesuiten Alleinherren und besetzten das angekaufte gegenüber liegende Seminar (nun Gabriel Jessernigg's Haus) mit einer Zahl Musikbeflißener Studenten, deren Zahl am Gymnasium, welches ebenfalls im Klostergebäude untergebracht wurde, bereits im Jahre 1615 auf 500 stieg, worunter viele Auswärtige. Dieser Zuwachs an Quartiernehmern und Kostgängern machte die Ausführung der Gässen und den Anbau an den Wällen nothwendig.

Im Sommer 1613 war bereits der Grundstein zum „Franziskanerkloster" und dessen Kirche gelegt, und im Jahre 1646 ingleichen zum „Kapuzinerkloster" sammt Gotteshaus, wodurch die entgegengesetzten Ecken der Stadt einige Ausfüllung erhielten.

Nur die Nordwestseite am „Fluder" blieb noch leer, bis endlich das „Ballhaus", aus dem sich das nunmehrige Theater gestaltete, auch hieher ein mehreres Leben verpflanzte, obwohl auch ersteres erst in die Zeit des achtzehnten Jahrhundertes fällt.

Die „Heiligen Geistkirche", ein bereits morscher Bau aus dem Mittelalter, wurde um 1620 neu aufgeführt (der Weihbrunnstein am Eingange trägt die Jahreszahl 1626), die „Ursulinnen" jedoch wanderten erst um 1670 ein, und es scheint, daß sie ursprünglich den hintern Trakt (wo jetzt die Apotheke), vor 1581 Bürgerspital, bewohnten, bis (1678) auch der vordere zu Stande kam, den dann 19 Chorfrauen, 2 Laienschwestern, die Kostfräuleins und 3 Mägde bezogen. Die Mädchenschule datirt sich ebenfalls aus dem Anfange des folgenden Jahrhundertes.

Die zwei andern Neubauten fallen noch in den Auslauf dieses Zeitabschnittes: der des Gotteshauses zu den „Schutzengeln" in der St. Veiter-Vorstadt im Jahre 1670 (am 18. September 1809 von den Franzosen demolirt) und der St. Egiden-Stadtpfarrkirche, nach Entfernung der verfallenen alten, von 1692 bis 1697, während der herrliche Thurm, diese Zierde der Stadt, ebenfalls 1692 begonnen, erst 1709 fertig wurde. Es waren also alle diese Neubauten kirchlicher Natur, während sonst nur das frühere protestantische Collegium in die jetzige Burg umstaltet und einzelne Häuser erhöht, manche zugebaut wurden; die Vorstädte gewannen durch Sommerwohnungen und Meierhöfe, so z. B. die Völkermarkter-Vorstadt durch den sogenannten Lindenhain, den die Jesuiten der studirenden Jugend widmeten.

Wie die Bauten war auch das Leben; es keimte und sproßte auf kirchlichem Grunde. Die von den Jesuiten mit allem Aufwand an sinnbildlichen Darstellungen, Aufzügen, Musik und Gesang ausgestatteten, von den zahlreichen und reich begabten Bruderschaften geförderten und zu hohem Glanze erhobenen Kirchenfeste und derlei Umzüge nahmen die allgemeine Aufmerksamkeit und Strebsamkeit, das Möglichste zu deren Verherrlichung beizutragen, in Anspruch. Die theatralischen Verstellungen der Studenten, ihre akademischen Feste, Turnübungen und der Prunk ihrer in der Jesuitenkirche statthabenden Verlesungen machten ein allgemeines Interesse der Angehörigen, der vielen wissenschaftlich Gebildeten, der zahlreichen Doktoren juris utriusque et philosophiae rege. Von der Hauptstadt verbreiteten sich „Franziskaner" und „Kapuziner" auf die Landsitze der Edlen, und zu Hause fanden Arme an den Klosterpforten Speise und Labung, während die Bürger als Mitglieder der Bruderschaften oder sonst den Orden befreundet mit den Paters in den Refektorien wie an häuslichen Tischen im frohen Kreise sich unterhielten und politisirten, da damals das Publikum weniger aus Zeitungen als aus Briefen Nachrichten einzog, und die Ordensleute von ihren Mitbrüdern am Rheine und der Donau über die Kämpfe mit Franzosen und Türken derlei in Menge erhielten. War gleich damals die kirchliche Vorschrift strenge, so daß in Klagenfurt in der Fastenzeit die Fleischbänke gar nicht geöffnet werden durften, galt dieses nicht minder in der kalvinischen Schweiz und im reformirten Norden Deutschland's in Bezug auf Unterhaltungen, welche das geistliche Ministerium verpönte.

Das achtzehnte Jahrhundert, das philosophische oder humane, übte seinen Einfluß, wenn gleich im bescheidenen Maße, in Kärnten über Land und Stadt. Auch jetzt ging die Kirche voran, indem in der Völkermarkter-Vorstadt der für Kranke thätige Orden der Elisabethinnen das Ordenshaus und Krankenzimmer im Jahre 1710 gründete und zwanzig Jahre darauf die Kloster-, später eine Zeit Pfarrkirche, von St. Lorenzen an demselben sich erhob. Die Ursulinnen, wie bereits gesagt, öffneten ihre Mädchenschule, das Armenhaus entstand im Jahre 1740, dem sich das Straf-, später das Krankenhaus anschloß. In dem nordwestlichen Ende der Villacher-Vorstadt gründete 1769 Thys seine Tuchfabrik (nun Militärspital) und mit ihr stand das Theresianische Waisenhaus, später Kaserne nun Cigarrenfabrik, in Verbindung. Die Baron Herbert'sche Bleiweißfabrik war schon ein Jahrzehent früher entstanden. Das jetzige lateinische Schulhaus war um 1716 als Kaserne des damals neu errichteten Landesregimentes erbaut worden und tauschte im Jahre 1773 seine Rolle, indem die Musensöhne von dem Kloster der 1773 aufgehobenen Jesuiten weg in dieselbe einzogen und ihnen dort eine geräumige Kapelle hergerichtet wurde, wogegen die Söhne des Mars die, mit einem dritten Stocke erhöhte, nunmehrige Kaserne bezogen, deren Eingangsthor noch die inschriftlichen und bildlichen Spuren der Vergangenheit bewahrt. Zu den übrigen Humanitäts- und wissenschaftlichen Anstalten gesellte sich im Jahre 1759 das gegenwärtige Priesterhaus (vormals Baron von Geilbergische Haus) in der „Judengasse" mit dem Anbau seiner später so geschmackvoll gemalten und ausgestatteten Kapelle. Der größte Gewinn an Verschönerung und Erweiterung für Klagenfurt war die Residenz der Erzherzogin Marianna in der Völkermarkter-Vorstadt, die man bald nach 1770, nach dem Muster des kaiserlichen Lustschlosses Hetzendorf, zu

Digitized by Google

bauen und mit weitläufigen Gärten im Style von Verſailles zu umgeben anfing.

Im Lokale des hiſtoriſchen Muſeums zu Klagenfurt findet ſich eine Abbildung von Klagenfurt im Vogelperſpektiv vom Jahre 1741, gefertigt von Nikolaus Surgant. Als die einzige vom abgewichenen Jahrhundert iſt ſie uns von deſto größerm Werth, als ſie den Stand der Stadt von jener Zeit, die Namen mehrerer Beſitzer der Vorſtadthäuſer und ſo einen Begriff der damals vorherrſchenden oder bereits beſtandenen Familien gibt. An der Stelle der nachmaligen Thyſiſchen Fabrik, nun der Vordertheil des Spitales, ſtand das Baron von Sternbach'ſche Haus mit Garten, an jener der Baron von Herbert'ſchen Fabrik die Villa des Freiherrn von Ottenfels. Das Alt-Herbert'ſche Gebäude war damals Eigenthum des Freiherrn von Kulmer; das Neu-Herbert'ſche in der Villacher-Vorſtadt, die herauf gegen obiges noch keine Häuſer hatte, gehörte dem Freiherrn von Söll. Die St.-Veiter-Vorſtadt war ſo ziemlich ſchon in gegenwärtiger Geſtalt ausgebaut. Das „Verpflegemagazin" erſetzt das ehemalige ausgedehnte von Schuriani'ſche Landhaus ſammt Meierei, und die längs der „Rinne" oder dem Feuerbach dahin führende Straße hieß die Schuriani'ſche. Ebenſo wird verzeichnet, daß das nachmals Ebneriſche Stöckl im Ecke der St. Veiter- und Völkermarkter-Vorſtadt Schuriani'ſches Eigenthum war, ſo wie der nachhinnige Sonnenwirth-Meierhof rückwärts dem „Fürſtengarten." Wie hoch ſtand damals der Reichthum des in unſern Tagen in einem einzigen weiblichen Sproſſen durch die öffentlichen Finanz-Verhältniſſe in Armuth geſunkenen und erſtorbenen Hauſes! Das Mellingiſche Haus in obiger Vorſtadt gehörte dem Herrn von Jauritſch und ebenſo das jetzige Kloſterhaus in der Völkermarkter-Vorſtadt. Wo ſind die Jauritſche? Das ſogenannte Maßtwirthshaus ſammt Garten hatte den Herrn von Linſe zum Eigenthümer, das Gehöfte Tazat's war damals Freſacheriſch; der in jener Zeit ſchon Glannachiſche — in neuerer Zeit Kleinbergeriſche Meierhof wechſelte in einem Jahrhunderte nur einmal ſeinen Herrn. Das Haus Wrann war damals Schurz, das nachmalige Oſtermanniſche Haus hieß Sammernigg und das entgegengeſetzte Latacher. Der im Jahre 1822 durch Blitz abgebrannte Moſer'ſche Stadl an Hohenegger's Garten hatte ſchon in jener Zeit dieſen Namen. In der Völkermarkter-Vorſtadt beſaß an der Stelle der jetzigen Reſidenz Handelsmann May (ſpäter Eder, dann Perghofer) ſein Haus und ſeine Meierei; das Haus John's (reicher Lederer) hieß damals Pleſge, das Kumpf'ſche aber Plaſchge, jenes des Fleiſchhauers Semmelrock — Schubernigg, als welches es noch 1800 war, das jetzige Siechen- früher Militär-Erziehungshaus Nagerl. In der Viktringer-Vorſtadt beſaß der Bräuer Korpitſch die dem jetzt Rauſcher'ſchen Hauſe gegenüberſtehenden Gebäude, das v. Reſthorn'ſche Haus war Eigen Pirkenau's, das jetzt Liegel'ſche im Beſitze des Handelsmannes Florentin (nachhin Bergamin). Der ſogenannte Luſthof wird in dieſem Stadtplane als der Frau Edelmann, und das Theophil Baron von Ankershofiſche als dem Herrn von Tſchabuſchnigg zuſtändig bezeichnet. Die Häuſerreihe längs der Laibacher-Straße, wo jetzt der Rothauer'ſche Meierhof, hieß damals „Kalte Wurſt". In der Villacher-Vorſtadt finden wir nur das Gaſthaus Jurie, wie es noch Anfangs dieſes Jahrhundertes war.

Bezeichnend vorzüglich iſt es, daß das ehemalige Ballhaus ſchon damals Opernhaus genannt wird, an der Stelle des ſogenannten Pachergartens, zuſammenhängend mit dem Benediktiner-, vormals Franziskaner-Platz der Herzogsplatz ſich befand, ſowie am „Obſtmarkt" noch das „Narrenhäusl", am „Heuplatze" bereits die „Reitſchule" *).

War gleich der Hauptcharakter dieſes, d. i. des achtzehnten Jahrhundertes jener der Humanität, der Philoſophie, indem einerſeits die deutſchen Weltweiſen und Dichter, von Leibnitz, Gellert, Leſſing, Geſner herauf bis zu den Anhängern Kant's, in Proſa und Verſen, in Fabeln und Idyllen nichts ſo ſehr als die Humanität hervorhoben und Frankreich's Encyklopediſten, der Chor der Freidenker unter Anführung Diderots und d'Alemberts, Rouſſeaus und Voltaire's, die einſchmeichelndſte Larve der ungefälſchten Vernünftigkeit annahmen, ſchlich ſich doch der berauſchendſte Epikureismus, die cyniſche Genußſucht bald ein, und ſo geſchah es, daß in Klagenfurt mit Ausgang des vorigen Jahrhundertes, neben jener Vorliebe zur Philoſophie, Blumauer'ſcher Spott und bachantiſche Trinkſucht auch in gebildet ſeyn wollenden mittlern Kreiſen ſich einbürgerten.

Es wurde daher nicht bloß für franzöſiſche Hofmeiſter und Bonnes, für Friſeure zu Perüken, Haarzöpfen, Haarberge a la Pompadour und Toupets, für Lektüre und Vortrag, Bibliotheken und Boudoirs geſorgt, dafür altmodiſche Frömmigkeit und Sitte über Bord geworfen, ſondern ein neues Leben nach dem Zuſchnitt der Freiheitsideen des franzöſiſchen Weltmarktes gebildet; nackte Büſten, kokette Fächer, ſpähſüchtige und kecke Lorgnetten, Stutzer, wie man ſie im Palais Royal zu ſehen bekam, und freche Weiber kennzeichneten den Umſchwung der Zeit. Dieſes das Bild der noblen Welt.

In der gewöhnlichen begnügte man ſich damals noch mit dem fröhlichen Alltagsgenuſſe, und die ehemalige Feſtung Klagenfurt nahm die Geſtalt heiterer Anlagen und geſelliger Erquickungsanſtalten an. Auf den Baſteien und in

*) Der allgemeine Brand vom Jahre 1723, welcher Klagenfurt nicht blos der Bedachungen, ſondern auch die Gebäude ihrer äußerer Verputzung, Geſimſe, Hohlkellen, Façaden ꝛc. beraubte und in das Innere drang, hatte die Folge, daß eine große Zahl italieniſcher Baumeiſter und Arbeiter hieher gezogen und manche Häuſer in der Zeitfolge im Sinne Pattadio's neu hergeſtellt wurden, ſo die Burg und das Landhaus, das Viktringer, Pereiaiſche das nun Dickmanniſche, Goſſiſche, Florentiniſche, dann Bergaminiſche, das Rambſchißlliſche ſpäter Gayer'ſche Haus, an welchen nichts ſo ſehr auffällt, als die Anbringung von Halbbüſten, Bruſtbildern, männlichen und weiblichen, aus Stuckarbeit in den obern Fenſterverzierungen. Die Ziegeleindeckung fand nur an einigen Gebäuden, an dem Landhauſe und dem Viktringerhofe wie auch dem Stiftgebäude ſelbſt ob mangelnder Stoffe, Hände und Mittel ſtatt, ſcheint jedoch wegen Mangel an Kenntniß in Auffindung des Materiales, und Fähigkeit in der Bereitung für lange Zeit gänzlich abhanden genommen zu ſeyn. Als die Stände in den achtziger Jahren auf dem Grunde der Abtei Villeing in der Nähe des ihnen zuſtändigen Dobeinigerwaldes eine Ziegelfabrik, die nachhin der unternehmende Handelsmann Hufft gegen 6000 fl. Vorſchuß übernahm, herſtellten, war es zunächſt das neue Hauptmannhgebäude, welches man damit eindachte. Der darauffolgende Winter zerſtörte die Eindachung in dem Grade, daß die Dachzieget in Klagenfurt gänzlich in Mißkredit kamen, und erſt vor drei Jahrzehenten, wo man ein beſſeres Materiat aufzufinden und zu bereiten verſtand, ſchwand dieſes Vorurtheil. Die Feuerafſekuranz hat das Ihre zur ſicheren Eindachung der Stadt beigetragen.

Digitized by Google

den Casematten siedelten sich Wirthe und Bräuer an; so befand sich am Ende der „neuen Welt" die Wein- und Speisespendende Rorenbastei, in der Richtung gegen Südost, ober sich das „Militärspital", das Pfandlische Bräuhaus, an der Stelle des Inquisitionshauses die Sonnwirthbastei, während im vierten Ecke die Eisgrube für Kaffeehäuser die Unterlage des Gefrornen, für die Küchen das Fleischbehältniß spendete. Die Wallgänge waren noch mit Maulbeerbäumen und Linden besetzt, und auf dem Ravelin ob dem Völkermarkter-Thore befand sich die „Alpe", ein angenehmer Garten mit Fernsicht und guter Bedienung, zu der man nicht mühsam hinaufzusteigen brauchte.

Das Stelnbier hatte im Laufe des achtzehnten Jahrhundertes dem edleren Gerstensafte des Königs Gambrinus Platz gemacht, und während man jenes noch in den Vorstädten massenhaft verzehrte, hatte Korpitsch beim „schwarzen Adler" sein Kesselbierbräuhaus, beholfen von preußischen Gefangenen, gegründet, dem die Jessernigge mit noch mehr Aufschwung folgten und die Bräuereien an der „Glocke" und im „Buchenwald" errichteten. Das Bräuhaus zum „Schwabert" mit seinem Garten besetzte den Raum zwischen dem Theater- und Armenhausgebäude.

Das Leben und Treiben in allen diesen Räumlichkeiten war sehr jovial und gemüthlich, wie man es noch in München zu sehen Gelegenheit hat. Kegel- und Kartenspiel füllten die Zeit zwischen den Genüssen der Ceres und des Bachus aus, und es gab wenig Gasthäuser, wo nicht ein Objektum sappabile, ein Possenreißer und Hannswurst die Gäste unterhielt.

Dieses war der heitere Abschiedsblick des vergangenen Jahrhundertes, der sich jedoch zuletzt durch den Eindruck der französischen Staatumwälzung, durch Kriegsunglück und Feindesbesuch, Geldverschlimmerung und Theuerung mehrfach trübte, und nur im letzten Jahre, in dem von 1799, durch die Siege in Italien noch einmal wie mit dem letzten herrlichen Abendroth färbte.

Das neunzehnte Jahrhundert, das der Revolution, zog mit dem ganzen Gefolge des leider auch jetzt wieder so schwer betonten „Jammers, Elendes und Noth" bei uns ein. Der Krieg im Jahre 1800 endete mit den Niederlagen bei Marengo und Hohenlinden; der Staat, auf's Aeußerste abgeschwächt, dachte auf Zusammenziehung seiner Verwaltung; damit, daß Kärnten Steiermark einverleibt wurde, hörte 1804 Klagenfurt auf, der Sitz einer eigenen Regierung und ihrer Nebenämter zu seyn. Der unglückliche Krieg vom Jahre 1805 brachte den Feind wieder in das Land, die Geldnoth stieg auf das Aeußerste, so wie das Mißjahr von 1804 noch nachwirkte.

Kaum etwas erholt, begann der zwar ruhmvolle aber ebenfalls mißlungene Kampf vom Jahre 1809: der Feind kam zum dritten-, eigentlich vierten-Male, das Land wurde mit den Franzosen getheilt, und Klagenfurt blieb nur noch eine Kreisstadt mit einigen schwachen Aemtern. Wer diese Zeit von 1797 bis 1814 hier durchlebte, schlug sich eine ganze Weltgeschichte auf, ein Buch mit apokalyptischen Plagen: allgemeine Verarmung, Erwerblosigkeit, Plünderung durch Feinde, Decimirung der männlichen Bevölkerung, Ruin des Wohlstandes der meisten Familien, den das Jahr 1811 vollendete u. s. w. bilden das tief beschattete Gemälde jener Zeit, in welcher man in Klagenfurt kein namhaftes Haus reparirte, verschönerte, geschweige erbaute*). Ueberall noch der alte Anblick der Gewölbe und Läden in allen Formen des ganzen und gebrochenen Quadrates der Eingangsthüren, der eisernen Balken, Vorlegstangen und Riegel, die Schindeldächer, die grubenartigen Straßen und Gässen, wenn auch fast alle Plätze mit Statuen, zuletzt der „Vieh- dann Fürstenplatz" 1807 mit dem Frieden-verkündenden Obelisken geziert. Der „Fürstengarten" und die „Ebenthaler-Allee" vereinigten an Sonn- und Feiertagen noch die kleine Welt — die große war gänzlich abhanden gekommen — und man erging sich in der Natur, da für Tafelgenuß die Mittel entgangen waren.

Eines sollte das Verwüstungsjahr 1809 Gutes erzeugen: die Sprengung der Wälle und die Demolirung von 135 alten oder doch ungestalteten Wohnhäusern hatten den Raum und den Stoff zur Erneuerung der Stadt gegeben, welche jedoch nur die siegreichen Kämpfe von 1813, 1814 und 1815, die Wiedervereinigung mit Oberkärnten, die Zurückgabe des vollzähligen Appellationsgerichtes und der sich wieder hebende Handel und Erwerb, die Errichtung der Nationalbank im Jahre 1816, das Wiedererscheinen des Silbergeldes, die durch die Budweiser Eisenbahn sich sehr hebende Durchfuhr, welche jedoch mit dem Entstehen der Südbahn gänzlich aufhörte, der lange Friede von 1815 bis 1848 möglich machten.

Wer sieht es nicht das „Neu-Klagenfurt", dem nur noch die Eisenbahn fehlt, mit seinen vielen Neu- und Ueberbauten in den Vorstädten, den verschönerten und erhöhten Gasthöfen, dem prachtvollen Schulhause, den vielen nun zweistöckigen und sonst fast durchgängig neu verputzten und verschönerten Häusern selbst in den Nebengässen, den Quais des gedeckten Stadtbaches und der „Lend", der „Elisabethenbrücke", makadamisirten Stadtplätzen und mit Trottoirs versehenen Gässen, den Ziegeldächern, den Alleen der Umfassung, den Kreuzberganlagen und der Dampfschifffahrt ꝛc. Die Auslagen der Gewölbe, die eleganten Caffee's und Restaurationen, die netten Fleischbänke (nur die Speiseanstalten für Arme vermissen wir schmerzlich) und so vieles Andere verkündet den Aufschwung der Gewerbe und die Entfaltung des Geschmackes und des geselligen Lebens. Möge der Abschluß des nun über seine Mitte vorgeschrittenen neunzehnten Jahrhundertes ein anderer für Klagenfurt, als sein Anfang seyn, mögen sich die Erfahrungen der abgewicheaen Zeit, die Erinnerungen auf ihre noch weit schwereren Prüfungen, aber auch auf die durch Gesinnung, Grundsätze und Lebensweise, durch Religion, Charakter, Gleichmuth und Heiterkeit musterhafter Vorfahren, an und durch uns sich erproben und bethätigen.

H.

*) Die 1807 fertig gewordene Hauptwache ist kein eigentliches Haus.

Die weiße Dame.

Novelle von Fritz Pichler.

(Fortsetzung.)

Es gibt welthistorische Thatsachen, die man epochemachende nennt. Die Epochen aber, die des Menschen Herz erlebt, diese selbst so große Welt, finden selten ihren Verkünder. Mach' du es bei dir selber aus, — heißt es und wir müssen am Ende noch froh seyn, Kampfspiele mit dem Schicksale feiern zu können. Aber wir fühlen unsere alte Kraft wieder, wenn es gilt, dem Herzen Geschichte zu machen, und erst die-

Digitized by Google

ſelbe zu ſchreiben, gibt uns vollendete Genugthuung. Wohlan alſo, welche neue Welt rang da ſich in Gluthenpracht empor in der Seele meiner Unbekannten? Freilich rauchen da nicht die Trümmer einer niedergeworfenen Welt; die ich meine, die ſchreitet nicht mit dem Siegeskranze einer Zenobia einher; aber das Bewußtſeyn einer zerſtörten Jugendzeit iſt auch nicht eben Wolluſt. Und dieſes Bewußtſeyns grauende Wetterwolken waren jetzt im Zerſtieben, heitere Lebensausſicht flimmerte mir, wie ihr. Das war wohl der Nachklang der Oper? Gewiß; denn George war wieder eingeſetzt in die Ehren des heimathlichen Schloſſes, er hatte den tückiſchen Gaveſton überwunden und mit ihm die Dämonen der Fremdherrſchaft aus den altgeliebten Hallen gepeitſcht; und gar Margarethe, welche Luſt ſollte ihr beſchieden ſeyn! Doch die weiße Dame blieb immer noch eine unenträthſelte geheimnißvolle Geſtalt. Es iſt aber ein namenlos Süßes, die ſpendende göttliche Macht beim Namen anrufen zu können. Ach! und Julius von Avenel und ich, der einfältige Doktor Julius Riedler konnten das nicht. Er war Beſitzer eines Ritterſchloßes geworden und wußte ſich keines Goldſtückes theilhaftig, ohne daß er Bangen fühlte; und ich war Beſitzer eines Herzens geworden und wußte mich keines Verdienſtes theilhaftig, und auch mir ward nicht bange. Hofften wir nicht beide ſo gar und ganz auf die weiße Dame? Alles, alles ſollte kommen, alles ſollte gut werden, alles ausgefochten und in's Reine gebracht werden nur durch — die weiße Dame. Fürwahr alle Geheimnißmacherei hat ihre Grenzen und ſo ſtark ſie vom Anfange reizt, eben ſo abſpannend und läſtig wird ſie am Ende. Ich überlegte dieſen Satz bei mir ſelbſt; womit ſich mein verſchleiertes Bild von Sats inzwiſchen beſchäftigt, darf ich nicht verrathen, denn ich weiß es nicht. Ich hätte vor Ungeduld auf die Bühne ſpringen mögen und ausrufen: Mich dilettirt's den Vorhang aufzuziehen; mich wandelte es an, die Scribe'ſche Mache der Löſung näher zu jagen, und den Erkennungschorus aus dem Orcheſter hervorzuzaubern. Aber ich beſann mich deſſen gar wohl, was Mohammed gethan, als ihm der Berg nicht entgegenkommen wollte, und beſchied mich, zu warten. Mein Freund (wahrlich, ich hätt' es beinahe vergeſſen, daß er auf der Welt), mein Freund beſchäftigte noch immer mit wunderbarer Zähigkeit den alten Herrn, erklärte ihm das Textbuch, wiederholte ihm die Namen der Sänger, beſchrieb und interpretirte die Figuren in den tiefen Niſchen, ſo wie die Porträts berühmter Tonſetzer auf dem Vorhange und ſchien ſich überhaupt ſehr behäbig zu fühlen. Auf das Glockenzeichen eröffnete der letzte Akt. Wir müſſen uns da gewöhnlich auf abgehetzte Helden gefaßt machen und, wenn es hoch geht, auf einen heiteren Tod und auf ein ſchläfriges griechiſches Feuer. Heute waren wir davor geſichert.

Anna's Arie, der ſüße Wiederklang alles Schönen, das die Erinnerung beut, der Ausdruck des Bangens vor der Zukunft war nun eben uns, um auch dieß nicht zu verſchweigen, wie aus der Seele geſungen. Scene auf Scene, Lied auf Lied kam mir von da ab vor, wie eine Preisgebung meines Herzensdrama für ein unwürdiges, norlautes, herzloſes Publikum. Ich war der George, der von geiſterhafter Luſt durchzückt ſich ſeiner neuen Errungenſchaft freut, der die Huldigung aller ſanften Regungen entgegennahm, der ein feſtlich Taſeln, Spielen und Tanzen und allgemeines Hochzeitmachen hätte anordnen und gleich ſeinem Vetter von ehedem Sonne, Mond und Sterne verpuffen mögen. Mir galt der bangen Anna Beſorgniß, mir der alten Margaretha freudige Erregung; aber auch meinen Gaveſton hatt' ich. Dieſer häßliche Onkel! Weiß Gott, damals hatte er mir nicht von ferne etwas zu Leide gethan; im Gegentheile, ſchien er nicht liberal genug, mir die Geſellſchaft ſeiner Schutzbefohlenen zu geſtatten? Aber trotz ſeines ſüßen Lächelns, ja ich ſage lieber, vermöge ſeines ſüßen Lächeln's ſchien er mir ein ausgekernter Schurke. Jeden Augenblick konnte er auf mich zu treten und mich, gleich dem armen George, in die Enge treiben: „Seyd Ihr bereit zu zahlen?" Und ich, was hätte ich vorzubringen gehabt, womit meine Liebe aufzuwiegen? Hätt' ich mit dem Geiſterſpuck einer weißen Frau ſeine Sinne bethören können, auf daß er hintaumle und ſchweige? Nein, das alles nicht. War ich ja ſelbſt am heftigſten bethört, tanmelt' ich ja ſelbſt herum im Dunkel des quälendſten Geheimniſſes und ſollte ſchweigen und entſagen können. Das widerſtritt meiner Natur. Lange genug hatt' ich den Segen meiner Iſis genoſſen, jetzt ward mir der Schleier zum Dorn im Auge. Die Oper ſtürzte und fluthete dem Ende entgegen, auf der Bühne hatte der kecke Gaveſton die weiße Frau entlarvt, da ſtarrten alle wie betäubt — und wer jubelte? Julius war es, der früher verkleidete George. Das machte mir Muth, das ſtachelte mich an. Kaum als die letzten Accorde verhallt waren und nach heruntergerolltem Vorhange die Köpfe der Zuſchauerſchaft emportauchten wie wilde Wogen, da berührte ich leiſe den Schleier der Unbekannten, hob ihn blitzſchnell und ſah, ach! Anna ſelbſt, das Kind aus den Alpen, meine Geſpielin unter der Dorflinde. Mit dieſem Einen Blicke ſah ich den goldigen Horizont meines abgelaufenen Lebens von Blitzen durchleuchtet. So, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſo geht dein Ideal der Alpenwelt in das Lager deines Erzfeindes, des großſtädtiſchen Salons über. Ich ſtand bewegungslos. Anna war verwirrt; ihre Bewegungen verriethen Groll, aber auch ein offenkundiges Beſtreben, ihn zu mildern.

„Anna" ſagte ich gehalten — „ich muß Sie wiederſehen. Vertrauen Sie mir."

„Es wird unmöglich ſeyn. An dem Onkel ſcheitern Sie."

„Ich verachte ihn, aber fürchte ihn nicht."

Sie wollte eben antworten, als der böſe Mann ſich zu mir wendete mit den Worten:

„Nun, Herr von Boieldieu, ich bin Ihnen verpflichtet. Kann ich Sie in meinem Hauſe ſehen, ſo wird es mir zur Ehre gereichen."

Ich wollte ihm entſchieden begegnen und brachte nur die Worte heraus:

„Ich ſehe wohl, daß vielleicht eine Irrung —"

„Nein, nein" fiel der Alte ein — „es bleibt dabei. Sie beſuchen mich. Hier meine Karte. Wollen Sie Annen bis zu unſerem Wagen hinab begleiten."

Auf ein Zeichen Anna's brach ich das ſonderbare Geſpräch ab und, weil ich mit ihr einen guten Vorſprung gewonnen hatte, konnte ich vor der Sänftenreihe des Portals, wo die Wagen ſtanden, einen herzlichen Abſchied nehmen. Bald rollte das ſo ungleiche Paar von dannen. Ich ſah dem eiligen Schatten lange nach durch die tiefe mondhelle Gaſſe und ſtand noch, als das ganze Publikum ſich verlaufen hatte, am ſelben Flecke. Erſt die Nachtwächter vertrieben mich.

Nächſten Morgens pochte es an meiner Thüre. Hanns trat ein. Er war noch ganz wie geſtern, mit beſtaubten Stiefeln und verdrehter Kravatte, das Textbuch in der Weſtentaſche. Von ihm erfuhr ich das Sonderlichſte. Der alte Herr offenbarte ſich ihm als leidenſchaftlicher Sonderling. In ſeinem Salon verſammelte er nur Maler, Virtuoſen, Schriftſteller, Söhne oder Enkel von berühmten Männern, ohne Wahl und Kenntniß; wer einen geſchichtlichen Namen trug und nur halbwegs ſalonfähig war, wurde beigezogen. Hanns hatte ſich nach der Oper in's Café français begeben und dort die Bekanntſchaft eines jungen Herrn Mothfard ge-

Digitized by Google

macht, der ihm versicherte, ein Liebling des alten Herrn zu seyn, bloß um seines Namens willen. Ein sicherer Schwan fungirte als Don Juan und mit diesem wurde Herr Mothfard eng zusammengekoppelt. Ein Herr Mayer und ein Herr Bär kamen beim Thee stets zusammenzusitzen. Solcher und ähnlicher Unsinn war an der Tagsordnung. Das Ernste daran aber war, daß Anna dabei die Tiefe der Welt kennen lernen sollte, und hinwieder jeder junge Mann sein Genie im Detailhandel von Theegesprächen feilbot. Hanns berichtete mir weiter, Herr Mothfard habe ihm geschworen, daß er, seit Besuch dieses Salons, aus innerer Angegriffenheit alle Nächte im Café krnnçnis zubringe und doch mit gutem Gewissen sagen könne, er sey unter allen seinen Collegen der vernünftigste Verliebte.

„Gerechter Gott" rief ich bei dieser Schilderung aus, „in welche Lügenwelt bist du gekommen, Anna!"

Hanns stutzte. Ich erzählte ihm Alles und erklärte ihm offen, daß ich von nun ab allen Spaß verbannt wünsche.

„Ohne Spaß kommst Du nicht durch, bester Julius" überredete er mich. Darauf gestand er mir, daß er mich dem Alten gegenüber zum Enkel Baieldieu's gemacht und dessen ausgesprochenste Sympathie für mich errungen habe. Jetzt könne an nichts Anderes gedacht werden, als die Salons unter dieser Maske fleißigst zu besuchen. Denn der Alte wolle Annen mit Gewalt zu einer Opernsängerin machen. All' meine Widerreden prallten an Hannsens Starrsinn ab und noch am selben Abende waren wir in die abenteuerliche Gesellschaft eingeführt. Wie eckelig kam mir dieser prunkende Wirrwarr vor! Hier und dort besah sich ein Herr im zimmerhohen Spiegel und übte sich in schmachtenden Stellungen; die Fräuleins conversirten über die Mousquetaires, die alten Frauen über die neueste Mehlspeise. Der Herr des Hauses gab zu allem die Würze, und der Abschaum der Geistreichen umgab ihn als Lichtkern, dem der lange Schweif der durchsichtigeren Genie's folgte.

Am Flügel polterte ein Jüngling mit fliegendem Haare und neben ihm stehend erblickt' ich — ach! daß in meinem Leben ich diese bitterste Schau machen mußte — meine süße, huldstrahlende Anna. Sie sang eben Schumann's: „Ich grolle nicht, wenn mir das Herz auch bricht."

Ohne mich täuschen zu wollen, gestand ich mir, daß sie hübsch singe; aber ihre Stimme war schwach und unausgiebig. Darauf trug eine Dame das sicilianische Volkslied: Dimmi, dimmi. Apuzzn nica mit solcher Kraft vor, daß ich sie lieber in ein Opernhaus gewünscht hätte. Aber nun ging es an mich, es watschelte und trippelte um mich und die Boaldiö und dort Herr von Boaldiö und Boaldiö ohne Ende hieß es. Der lobte mir dieses Duett in der dame blanche, jener einen Chor im Jean de Paris, der hätte das besser so und so gemacht, der hätte einen andern Librettoschreiber gesucht, kurz des dummen Zeugs war kein Ende. Dann zog mir wieder Einer ein mit Noten bekritzeltes Blatt aus der Hintertasche und pries laut des Boaldiö-Enkels neuste Composition; dort entfiel einem fein fallenden Rafaele eine Holzpuppe, die er immer ausspannen und mit Fetzen belegen mußte, wenn er menschliche Stellungen mit Draperie zu malen bekam. Kurz, ich war in einer Welt voll Selbstbetrug und Spielerei. Könnte ich nur einen Blick von ihr erhaschen, wie wär' ich selig, dachte ich. Für diesmal entfernte ich mich, ohne mit Annen gesprochen zu haben. Höchst unwillig warf ich mich zu Hause auf den Divan und durchstöberte, Trost in der Herzensgeschichte suchend, mein Tagebuch und las nur immer von der lieben kindlichen, sinnigen Anna. Ach! das sollte sie nun nimmer seyn. Glänzen und flimmern mußte sie und weiß Gott, worauf es der Alte abgesehen; ich aber sollte gute Miene zum bösen Spiel machen, wohl gar selbst den Narren mitspielen und meine beste Zeit vergeuden. Lieber zieh' ich mich gänzlich zurück, so überlegte ich. Aber Anna? Hat sie mich nicht zur rettenden That aufgefordert? Oder war es bloß Spiegelfechterei? Nein, nein, war sie ja doch so lieb und aufrichtig als weiße Frau. All' diese meine Monologe theilte ich Hannsen mit; der aber hatte gleich eine Neuigkeit für mich in seiner Tasche. „Höre, Julius. Ist Dir ein vernünftiger Mensch beim Alten aufgestoßen."

„Mir nicht."

„Aber mir. Ich sage Dir, das ist eine Ausnahme aus der Regel; ich meine den Grafen Bieliowsky. Ich kenne die Familie aus der jüngsten polnischen Geschichte und diesen Mann selbst vom Lesevereine aus. Bei ihm hat's der lustige Idealismus verlören, er haßt nichts so sehr als Selbsttäuschung, liebt nichts so unablässig als das Erreichbare und ist überhaupt der klarsten Lebensanschauung voll."

„Vielleicht daß Du die Oase in der Wüste doch über Maß preisest. Aber, wollen sehen".

Gleich beim nächsten Besuche in dem eleganten Narrensalon wurde ich dem stattlichen Herrn mit dem großen schwarzen Schnurrbarte zugeführt und wahrlich, ich mochte Hannsen Recht geben. Das war ein vernünftiger Mann. Aergerlich sprach er sich über den Mummenschanz, den der Alte da treibe und leide, aus; aber, setzte er bei, allen Tollen läßt sich der Kopf einrichten. Ich ging nicht weiter und erklärte nur, wie ich nicht des großen Musilus Enkel, sondern der einfache Doktor Julius Riedler sey und nun an die ersten Herkulesarbeiten der Advokatur schreite. Meine Aufrichtigkeit gefiel ihm zweifelsohne; denn er theilte mir sogleich Vieles von seinem Hausstande mit und wie er jetzt bei Gelegenheit eines Prozesses, den sein Freund bezüglich einiger Güter an der italienischen Grenze zu bestehen habe, gefährdet sey. Das wäre so ein Glanzpunkt für Sie, meinte er, und die Zeit, darauf verwendet, gereute Sie nie und gewänne Ihrer Zukunft den Boden.

Ach wenn du wüßtest, lieber Graf, dachte ich so recht geheim bei mir, du hast leicht reden. Eine hübsche Braut vielleicht macht es dir gleichgültig, ob Du ein Rittergut mehr oder weniger hast; aber kein Rittergut und eine entrissene Braut, das ist nicht süße.

Diesmal kam ich mit Annen zu sprechen; beinahe war sie unzugänglich. Ich benützte eine Damenwahltour, mich ihr zu nähern. Indeß schrie der Alte inmitten des Saales: „Wer führt heute an. Ei, komm' mal du, Leontine." Gut, dacht' ich mir, so plaudre ich mit Anna und sogleich ergriff ich ihre Hand. „An keinem Abende nach seit der weißen Frau" — mehr konnte ich nicht sprechen, den flugs war sie hinüber gehuscht zum Alten und er hofmeisterte sie.

„Was Teufel" rief ich aus — „heißt denn Anna auch Leontine?" So mußt' es seyn, denn durch den ganzen Abend leitete sie die Colonnen. Ich verschwand, bei weitem unwilliger als letzthin aus dem Salon.

Nächster Tage stand ich eben vor dem Opernhause, um den Tageszettel zu studiren, als Hanns nachdenkend auf mich zu kam.

„Was entzifferst denn Du aus diesem Billete" fragt' ich ihn.

„Ei, dieser Graf muß doch auch einige Atome von Ideal haben. Letzthin entfiel ihm das in der Antichambre. Da lies. Wer nur diese Leontine seyn kann, die er da so zärtlich anspricht, offenbar eine aus dem Narrenclubb."

Ich erblaßte und das Herz schlug und pochte mir heftig. „Gib her, wir wollen lesen", rief ich. So geschah's:

Digitized by Google

„Fräulein! Sollte ich vonwegen der Gesellschaft meine Einladung zum langersehnten Feste nicht mündlich vorbringen können, so mögen Ihnen diese Zeilen eine kleine Vorbereitung seyn. Heute über acht Tage nenne ich Sie mein; Sie sind mir gut und der Onkel gab sein Wort. Also das Fest feiern wir draußen in der Villa. Graf Bieliawsky." Da stand ich, ein Pistolencandidat. In einem solchen Augenblicke gucken wir durch den Erdenriß in die Ewigkeit, alle Vergleiche hören auf und jede Secunde drängt zum Abschluß. Mir erschien der zerschossene Jerusalem und mir öffnete sich die Kerkerwand über dem armen Hölderlin und die ganze Welt sang Jeremiaden.

„Hanns, Du hast noch eine zweite Ladung. Wollen sie auch entgegennehmen —"

Das war ein Brief von Frauenhand.

„Woher dieser?"

„Aus meinem Hute, in der Antichambre. Wahrscheinscheinlich ein verfehlter Ort, ha, ha — meinen Hut für einen gräflichen zu halten."

Ich las:

„Mein Lieber, Guter! Rechnen Sie es nicht mir zur Schuld, wenn ich vielleicht allzu verschlossen scheine. Denn mich umkreist ein junger Mann in Ihrem Alter, den ich zwar hochachte, dessen Absichten aber mir nie und nimmer heilig seyn können. Sähen Sie in mein Herz, gewiß, kein Zweifel könnte Sie beunruhigen. Aber diese unwahre, erlogene Welt! Ich erinnere Sie nur an die eigene Anschauung. Bis uns der Tag der Aufklärung bestimmt ist, tragen Sie muthig das Joch und wanken Sie nicht, wenn auch das Aeußerste droht. Das betone ich. Stets die Ihrige. — Nachschrift. Meinen Namen lasse ich Vorsicht halber weg. Sie kennen meine Schrift."

„Ja wohl" rief ich aus" kenn' ich sie. Also lieber guter Graf, ei das schmeckt süße. Verschlossen scheinen? Ja, ja, denn der junge Mann — das bin ich — ich armer Sünder, der umkreist sie und sie kann mich eben keinen Schurken nennen, aber auch nicht den Geliebten. Und dann weiters, sie haben sich schon verständigt, er hat sich herausgelassen über die Narrenwelt — natürlich er ist ein verständiger Mann und sie freut sich des Einverständnisses. Kurz, es will Verlobung werden. Hanns, Hanns, wollen wir sentimental seyn?"

„Du leidest, bester Freund, komm nach Hause. O hätten wir nie die weiße Dame gesehen. Sey doch getrost."

(Schluß folgt.)

Sternschau.

Ich hab' geschaut in Träumen versunken
Hinauf zum funkelnden Sternenheer,
So oft ein Blick zu ihnen geflogen,
Sie brachten ihm heimlich süße Mähr'!

Ich lag als Bub' im Schooß der Mutter,
Sie wies mein Auge zum goldigen Schein
Und sprach, das lockige Haupt mir streichelnd:
Das sind viel tausend Engelein.

Bin d'rauf gezogen als luftig Bürschlein
Weit, weit vom traulichen Heimath-Ort,
Und traurig hab' ich mein Aug' erhoben
Zum lichten, funkelnden Sternenhort.

Da ist wie Heimathgruß gedrungen
In's stille Herz der glühende Schein,
Als wollt' sein Blinken sagen, es grüßet
Dich tausendmal dein Mütterlein.

Bin dann als Jüngling frisch gewandert
Hinaus in die große, schöne Welt,
Und wieder haben die goldigen Sternlein
Mir manchen Liebesgruß bestellt.

Nun kehrt' ich heim nach langen Tagen,
Das Auge matt, die Wange bleich,
Mit ruhigem Scheideblick bewundernd
Das rings erblühende Frühlingsreich.

Und schau ich jetzt in stillen Nächten
Hinauf zum glitzernden Sternenbrand,
So ist's als ob bekannte Stimmen
Mich leise riefen in's Heimathland.

Straßburg in Kärnten.

Gustav Bogensberger.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 9.)

jeachtas, jechtrum, jegges, jemane. Empfindungslaute der Verwunderung und der Reue, wie auch oft das Schmerzes. Das erweiterte je.

jeikn, tüchtig herumtreiben, peitschen, gehört zu jagen, das ist das Intensivum davon.

jirchan, überhaupt: gegärbtes Leder (?) sei es dann Schaf-, Bock- oder Reh-Leder. Jirchane Hosen = lederne Hosen. Im Windischen: Jrh.

jochn, das Ochsen-Paar ins Joch spannen, d. h. denselben das Joch mittelst Riemen an die Hörner binden (auch wötln). Das alte ok hat ein Joch bedeutet, welches ohne Zweifel auch og, uk, ug gesprochen wurde, aus welchem durch Versetzung des Gaumenlautes das lateinische: jugum, das gothische Juk — und unser Joch geworden sind — woher auch unser Ochs zu leiten, welches demnach recht eigentlich ein Jochthier — Jochträger ist. Eberh. VI. 519.

jöchtas, jöchtes, Laute der Verwunderung.

jodeln, in hellen, unartikulirten Tönen, ohne Text singen, atmen, lullen.

Joppn. Eine Jacke, ein kurzes Oberkleid der Männer oder Burschen auf dem Lande. Englisch: jippo. Französisch: jupe, jupon. Landschaftlich: Jupe, Jope; = die Jupe, Jope, das Korset. Hilpert I. 460.

Jörgl, Taufname: Georg.

Jöses, Joses, Empfindungslaute der Angst und der Bangigkeit.

jötn, Unkraut, das unter guten Pflanzen wuchert, ausziehen, aus-

Digitized by Google

reißen. Adelung erklärt die Abstammung von Göten, welches unser jöten ist, für unbekannt. Soltau hält Göten für eine veränderte Aussprache nan Weeden — und sagt, das altsächsische Wood bedeutet = Unkraut. Maaß gibt Iten als Wurzel an, welches essen bedeutet, und durch Versetzung des Gaumenlautes j jeten (Sieb' Adelung) entstand — und hätte somit die Bedeutung, daß das (auf der Weide) essende Vieh Kraut wegreißet. Eberhard und Maas. III. 27. Gjöttach, das ausgerissene Unkraut, an einigen Orten auch Jällach.

juchazn, jauchzen. Juchazr ein einzelner Laut des Jubels und der Freude.

jukn. Jemanden mit der Ruthe züchtigen, streng behandeln, empfindlich fallen. Das hât g'juckt, d. h. dieses ist ihm empfindlich gefallen, es hat ihm wehe gethan, — gehört zu jauken.

just. Adverbium. 1) genau so, sowohl dem Orte als der Zeit, der Zahl und Beschaffenheit nach. 2) gerade, eben jetzt. 3) eben, gerade genug. 4) beinahe, fast. Englisch: just. z. B. just there he stood = d. h. just da, gerade da stand er. Oder just enough, d. h. just, eder eben genug. Oder: he is just now come in, d. h. er ist just — eben jetzt hereingekommen. Oder: just at the point of death, just, fast, beinahe, dem Tode nah. Hilpert I. 464.

Juttn. 1) Die Molke. 2) Das Gletscherwasser.

Jux, ein Scherz, Vergnügungen, Spaß. Englisch: to joke (sprich dschok). Lateinisch: jo cor, jocus. Französisch: jane, jeu. Landschaftlich: jukseu, Juks, = schäkern, scherzen, spaßen.

K und O.

Ka, ein Schrankzaun. Es mag wohl früher ham gelautet haben, welches wie Stosch und Frisch behaupten, im Angelsächsischen einen Zaun, eine Umschränkung überhaupt bedeutet. Das H ging in das K über — und das m verlor sich mit der Zeit ganz.

kâa, keiner, keine, kein. Z. B. kâa Lug, d. h. keine Lüge.

kâamâl, nie, niemals; âamâl is kâamal.

kâate, kothig.

Kâat, der Koth, Unflath.

Kâatkôfer, Scarabäus, Μονογήνς — der Repräsentant in der Weltenschöpfung; er baut sich eine Kugel, und lebt das halbe Jahr auf der Erde; die andere Hälfte des Jahres unter der Erde. Dreckkäfer.

Kâbas, der Kohl, Kohl-, Krautkopf. Landschaftlich: Kapdis. Französisch: caulis. Englisch: cabbage (sprich käbitsch). Lateinisch: caput.

Kabaswâsr, Malken.

Kâcher, ein Wagen auf zwei Rädern.

Kâchl, der Nachttopf.

kâgazn, gâggazn, dummes, einfältiges Zeug daher reden. Englisch: to cackle, gackele, gackse, gakere, gakeln, gakern von Hühnern, Gänsen. Kigglgâggl ein albernes Gerede.

kafn, kaufen. Schottisch: caff.

Kak, der Häfenling, G'hak.

Kal, der Keil, ein großes Stück Brot, welches meistentheils keilförmig vom ganzen Brotleib abgeschnitten wird.

Kalläschn, Ueberschuhe aus Tuchenden. Englisch: galoche. Französisch: galoche. Lateinisch: gallicae, calanes, eigentlich der Holzschuh.

Kâlsâktar, ein Spaßmachee, Possenreißer.

Kâlsâktern, scherzen, spassen.

kâlln, bellen, beifern, meistens von Hunden. Englisch: to cull. Landschaftlich: gälle, gelle, lalle. Französisch: hâle. Wallisisch: galw, galwal. Lateinisch: cala. Griechisch: καλειν, rufen, herbeirufen.

kâlmeisn, sparen, oeconomisiren, geizen.

kâltn, statt behalten, z. B. west du dein Knecht noch kôtn, d. h. wirst du ihn auch künftiges Jahr noch behalten, d. h. in deinem Dienste.

Kalupn, eine schlechte, den Einsturz drohende Hütte. Böhmisch: chalupa.

Kâmarât, ein Rausch.

Kâmer, Stube, Kammer. Gothisch: Chamer.

kamig, wird von verdorbenen, abgeschmackt gewordenen Getränken gesagt. Vielleicht gehört es zum Lateinischen Vappa, welches zwar eigentlich Kahm, und davon ein abgeschmackt gewordenes Getränk — und davon sogar einen abgeschmackten Menschen bezeichnet.

Kampl. 1) Der Kamm, zum kämmen der Haare. 2) Ein muthiger, starker Bursche; aus dem veralteten Kämpe, = Kämpfer.

kampln, kämmen. Altenglisch: kemb. Brittisch: to comb. Lateinisch: como. Griechisch: κομαω. Figürlich: castigieren, mit Worten strafen.

Kanafâs, der Canevas, eine Art grobe Leinwand, zu verschiedenem Gebrauche. Englisch: canvass. Französisch: cannevas. Lateinisch: cannbis.

Kanale, ein gemeiner, böswilliger Mensch. Französisch; canaille, vom lateinischen canis = Hund, gemeine Pöbel, Hundsgesinde.

Kânde, der Geschmack, der Gustus, z. B. dâs is nit nâch mein Kande, d. h. dieses ist nicht nach meinem Geschmacke.

Kândl, die Kanne, aus Blech, Zinn. Englisch: can. Französisch: cannette. Lateinisch: cantharus, die Kanne, besonders von Metall.

Kandlberg, Canterbury, eine Stadt in England und der Sitz des Erzbischofes. Im Jahre 1170 wurde dort Thomas Becket als Erzbischof ermordet und zwei Jahre darauf vom Papst Alexander als Martyrer in die Zahl der Heiligen versetzt; daher sein Zuname: Thomas von Canterbury — als welchem das Landvolk mit der Zeit Kandlberg machte. Obiger Heilige ist Kirchenpatron zu Altbofen, wo man das Wort Kandlberg vielfach hören kann.

kanîarn, Jemanden quälen, peinigen, eigentlich, wie einen Hund behandeln, vom Lateinischen canis = Hund.

kapabl, im Stande seyn, vermögend, fähig seyn. z. B., I bin kapabl und peigl die wâach ab. Englisch: capable. Lateinisch: capio, vermögend, fähig seyn.

Kapare, Konpare, das Drangeld nach einem verglichenen, abgeschlossenen Handel. Englisch: compare, die Vergleichung; to compare vergleichen, gegen einander halten von Personen und Sachen. Lateinisch: comparo.

Kapl, die Mütze. Englisch: cap. Französisch: chapo, chapeau. Wallachisch: cap. Kappe, Mütze.

karanzrn, quälen.

karaschiart, muthig, kühn, tapfer, herzhaft. Englisch und Französisch: courage. Im Neulatein: coragium, von cor = Herz.

karasig, heiklich.

Karfiol, der Kerbel. Englisch: chervil (sprich dscherfill). Französisch: cereuil. Lateinisch: cerefolium.

kardamausen, kardawatschn, derb durchhauen, züchtigen; gehört zum Englischen card. — Sieb' kartatschn, krämpeln.

Karettn, ein kleiner Wagen, Karren. Englisch: car und cart. Französisch: char, charrette. Lateinisch: curus, carrus.

karezn, garaz'n, knarren von einem Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 11. Sonnabend, den 1. Juni 1861.

Das Maltathal und der Hochalpenspitz.

Von der ersten mit wissenschaftlichen Zwecken und Mitteln unternommenen und ausgeführten Ersteigung des „Hochalpenspitzes" haben wir seiner Zeit ungesäumt Mittheilung gemacht. (Sieh' „Carinthia", Jahrgang 1859, Nr. 18.) Wir haben unsern Lesern damals angedeutet, daß der „Hochalpenspitz" einer der höchsten, weit in die Gletscherregion hineinragenden Alpengipfel nicht der mit dem gleichen Namen unter den Höhenbestimmungen des Generalstabes mit 8261 Wiener Fuß See-Höhe aufgeführte Berg seyn könne, somit bei der damaligen Landesvermessung wahrscheinlich nicht erstiegen worden sey, und haben zugleich berichtet, daß schon 1856 von dem damaligen Pfarrer von Maltein, Martin Krall, eine Ersteigung dieses Gletschers versucht und von seinen Begleitern, Bauern von Maltein, auch bis an die höchste Spitze ausgeführt worden sey; wir haben endlich mitgetheilt, daß er im Jahre 1859 zwei Mal, am 12. August von Dr. Anton v. Ruthner und am 15. August von Dr. Paul Grohman und von diesem auch die höchste Spitze erstiegen worden sey, und haben auch vorläufig die Umstände und die Resultate der Expedition kurz angegeben.

Der durch zahlreiche und mitunter kühne Gletscherwanderungen bekannte Dr. Anton v. Ruthner aus Wien veröffentlicht nun im „Abendblatte" der „Wiener Zeitung" Nr. 111 bis Nr. 121, eine umständliche Schilderung dieser Bergersteigung und des Mattathales mit seinen Naturschönheiten überhaupt.

Obwohl wir selbst in diesem Blatte schon wiederholt und ausführliche Schilderungen dieses Thales unsern Lesern gebracht haben, so glauben wir doch die Mittheilungen eines so vielerfahrenen Alpenwanderers wie Dr. v. Ruthner über eines der anziehendsten und gleichwohl wenig bekannten Gebiethes unserer Alpen, wenn sie auch vielfach Bekanntes mitunter etwas weitschweifig schildern, doch in unserm heimischen Blatte ungekürzt niederlegen zu sollen, wie folgt.

Unter den Bergen und Thälern gibt es eben so gut verkannte Größen wie unter den Menschen, nur besteht dann die nicht genügende Würdigung darin, daß die Thäler weniger gekannt und besucht werden als es ihre landschaftlichen Reize verdienen und daß man die Berge für minder hoch hält als sie es in Wirklichkeit sind. Die Gründe davon sind theils allgemeine theils besondere.

Zu den allgemeinen ist gleichmäßig bei den Bergen wie bei den Thälern der Mangel anziehender Darstellungen durch den Pinsel oder selbst blos durch die Feder zu rechnen. Darunter gehört bei den Thälern ihre Unwegsamkeit und der Abgang jeder auch nur erträglichen Unterkunft in ihnen, welcher einmal, die Natur-Enthusiasten mögen darüber die Nase rümpfen so viel sie wollen, neunzehntel der Gebirgsreisenden von ihrem Besuche abschreckt und stets abschrecken wird. Es gehört dazu die Entlegenheit eines Thales von den gewöhnlichen Bahnen der Touristen und insbesondere heute, in der Zeit der schnellen Reisen und der dadurch verwöhnten Reisenden, seine größere Entfernung von den Eisenbahnen.

Bei den Bergen ist ihre Lage in irgend einem noch von anderen Hochspitzen umstellten Winkel des Gebirges, in Folge deren man ihrer nur von wenigen Standpunkten ansichtig wird, ein allgemeiner Grund ihres geringen Bekanntseyns.

Als besonderer Grund für die Unterschätzung einzelner der bedeutendsten Berge Oesterreich's dagegen tritt eine zu niedrige Angabe ihrer Höhe in Büchern und Landkarten auf.

Der Ursprung einer solchen falschen Höhenmessung läßt sich oft schwer ergründen. Dieß ist z. B. der Fall bei der Angabe der Mayr'schen speciellen Reise- und Gebirgskarte vom Lande Tirol von 9000 F. als der Höhe der Dreiherrnspitze, welche bei der neuen österreichischen Militär-Triangulirung mit 11.075. W.F. bestimmt worden ist. Kömmt aber einmal eine solche falsche Ziffer in einem Buche, in einer Karte vor, so geht sie bald in mehrere über und wird zuletzt die allgemein gangbare.

Hie und da beruht in Oesterreich eine irrige Höhen-Angabe sogar auf officiellen trigonometrischen Messungen, wie beim Reihenspitz bei Krimml mit 9340 W. F. und beim Hochalpenspitz mit 8261 W. F., während nach der neuen Militär-Triangulirung der Reihenspitz 10.424 W. F. hoch und wie wir später sehen werden der Hochalpenspitz noch höher ist.

Es ist nicht mehr als billig die trigonometrischen Messungen des k. k. General-Quartiermeisterstabes und Geographencorps in Oesterreich im größern Ganzen als eine ausgezeichnete Arbeit anzuerkennen.

Dies hat die in den letzten Jahren stattgefundene Nachtriangulirung gezeigt, bei welcher sich gegenüber der ersten Triangulirung eine zur Höhe der gemessenen Punkte verschwindend kleine Maximaldifferenz ergeben hat.

Allein, nicht auf amtlichem Wege sondern in Folge der Beweebung von Privaten sind in früherer Zeit Berghöhen aus der ersten Triangulirung veröffentlicht worden, und darunter befand sich jene des Reihenspitzes, welche auf die Grundlage zu weniger Winkel gemessen zur Veröffentlichung nicht reif war.

Ebenso ist nach demjenigen, was ich an Ort und Stelle in Erfahrung gebracht habe, dem mit der Triangulirung in jener Gegend betrauten Offiziere eine ganz andere Beegspitze als der siegreiche Nebenbuhler des Ankogel's, als der Hochalpenspitz bezeichnet worden, so daß die Höhenangabe von 8261 W. F. bei unserem Hochalpenspitz

vielmehr auf einem Irrthum in der Namensbezeichnung als in der Messung beruht.

Die gegenwärtigen Skizzen haben nun zum Gegenstande ein Thal, das nicht in der abgebrauchten Phrase des Topographen, sondern in Wirklichkeit eines der großartigsten unter den prachtvollen österreichischen Alpenthälern und zugleich eines der am wenigsten gekannten ist. Sie haben zum Gegenstande eine Hochspitze, welcher durch ihre Höhe und doppelt dadurch, daß sie nach Osten hinausgeschoben dort lagert, wo die Alpen durchschnittlich schon ein paar Tausend Fuß von ihrer Erhebung eingebüßt haben, ein hervorragender Platz im österreichischen Bergsysteme gebührt, und deren Name dennoch selbst den wenigsten Bergsteigern geläufig ist. Dazu, daß der Hochalpenspitz, wie erwähnt, auch rücksichtlich der allgemein verbreiteten Angabe seiner Höhe als eine wahrhaft verkannte Größe betrachtet werden muß, und es ist gewiß, daß sich für einen österreichischen Gebirgsfreund kaum eine dankbarere Aufgabe findet, als durch eine Schilderung des Maltathales und des Hochalpenspitzes ihnen wo möglich zu größerer Anerkennung zu verhelfen.

Vorzüglich sollen meine Skizzen dem Hochalpenspitz gelten. Denn leider war es mir bisher nicht gestattet das Maltathal bis zu seinem Ursprunge kennen zu lernen.

Es sind jedoch Arbeiten über dies Thal auch weniger dringend als über seine höchste Spitze. Denn in den letzten Jahren hat die kärntnerische Zeitschrift „Carinthia“ einige vortreffliche Aufsätze über das erstere gebracht und auch ich bin bei der Beschreibung desselben blos auf die minder wirksame Feder angewiesen.

Entgegen gelangen durch die Schilderung meiner Ersteigung des Hochalpenspitzes, da meines Wissens noch keine andere Besteigung dieses Berges veröffentlicht ist, für die Landeskunde ganz neue Daten in die Oeffentlichkeit. Auch bin ich in der Lage, die bei der Ersteigung gemachten barometrischen Höhenmessungen bisher ungemessener Höhen, darunter vor allem der höchsten Eisspitze des Hochalpenspitzes, in das Gefecht zu führen. —

Wo aber liegt das Maltathal und der Hochalpenspitz? werden manche meiner Leser, welche nicht mit allen Winkeln der Alpen bekannt sind, fragen, und so sey meine nächste Aufgabe für ihre Orientirung zu sorgen.

Sie werden vor allem gebten, die Poststraße in das Auge zu fassen, welche von Villach in Kärnten dem Laufe der Drau entgegen nach Lienz in Tirol führt. Von ihr zweigt in Spittal jene andere Poststeaße ab, welche nordwärts über den Radstädter-Tauern zieht und die Salzburger Gasteiner Straße bei Werfen erreicht. Die erste Poststation von Spittal weg auf der Radstädter Straße ist das Städtchen Gmünd, und es liegt an der Ausmündung des Maltathales, der Hochalpenspitz aber in diesem Thale.

Das Maltathal steigt als das kleine Elend von dem Hauptkamme der Tauern an der kleinen Elendscharte ostwärts herab, vereint sich bald mit dem zweiten Thalaste, dem großen Elend, welcher an den Gletschern zwischen dem Ankogel und Hochalpenspitze entspringend sich von Süden nach Norden erstreckt, läuft auch nach der Vereinigung noch kurze Zeit von Westen nach Osten, vertauscht jedoch hierauf diese Richtung mit einer südöstlichen, welche es bis zu seinem Ende bei Gmünd beibehält.

Wollen wir die orographischen Verhältnisse unseres Thales kennen lernen, so müssen wir unseren Blick zuerst den Centralalpen zuwenden.

Nachdem ihr Hauptrücken Tirol fast in der Mitte von Westen nach Osten streichend durchschnitten hat, erreicht er mit der Zillerthalergruppe die südwestliche Ecke des Herzogthumes Salzburg. Der nahe Dreiherrnspitz galt den Geographen stets als der Grenzstein zwischen den räthischen Alpen im Westen und den östlichen norischen Alpen. Wir müssen jedoch in dieser Gegend noch eine andere Unterabtheilung der Centralalpen, den durch uralten Gebrauch in seiner Benennung berechtigten Zug der Tauernkette beginnen lassen, und es kann nur die Frage entstehen, ob die Landeseintheilung und die Thatsache, daß vom Feldspitz an im Norden des Central-Hauptkammes Salzburg'scher Boden ist als entscheidend und der Feldspitz als westlicher Eckpfeiler der Tauern angenommen oder geographisch richtiger die tiefste Einsattlung des Gebirges als Scheidepunkt an einander stoßender Bergketten betrachtet und darnach die Tauern erst vom nahen Krimmlertauern an gerechnet werden sollen.

Gegen Osten fortlaufend bildet jetzt die Tauernkette die Südgrenze des Herzogthumes Salzburg zuerst gegen Tirol dann gegen Kärnten.

Wir folgen ihren Hauptrücken über die Gruppen des Venediger's, des Großglockner's, über die Rauriser- und Gasteinergruppe. Hier vertauscht er seine östliche Richtung auf kurze Zeit mit einer nördlichen.

Zwar hält er bald wieder die frühere Richtung nach Osten ein, um über den Radstädtertauern bis zum Hochgolling an der steirischen Grenze zu ziehen. Aber seine frühere Höhe ist verloren und Schaubach, der verdienstvolle Schilderer der deutschen Alpen, nimmt deßhalb das Ende jener Abtheilung der Centralalpen, welche er am Brenner beginnen läßt, an der nahe der besprochenen Wendung gegen Norden gelegenen Arlscharte, als der tiefsten Einsattlung des Hauptrückens in der Gegend der allgemeinen Senkung an.

Wir jedoch kehren von dieser Abschweifung gegen Osten zu dem Eckpfeiler des ursprünglichen Ostlaufes, zu dem Höhenpunkt der Gasteinergruppe, dem 10.290 Wr. F. hohen Ankogel zurück.

Von ihm löst sich ein Hochrücken anfangs in der Richtung gegen Südosten ab, der mit seinen zahlreichen Ausästungen im Westen bis an den See- und Malnitzbach, südwestlich bis an die Möll von der Einmündung des Malnitzbaches und hier bis zu ihrem eigenen Zusammenflusse mit der Drau, dann im Süden an die Drau bis dorthin, wo sie die Lieser aufnimmt, im Osten aber an diesen letzteren Fluß bis hinauf nach Gmünd reicht, während seine nordöstlichen und nördlichen Ausläufer ihren Fuß in den Gletscherfluthen der Malta baden.

Als der Beherrscher dieser Gebirgsgruppe baut sich nahe an ihrer nordwestlichen Wurzel und vom Ankogel, Spitze zu Spitze gerechnet, in der Luftlinie kaum mehr als 3600 W. Klftr. entfernt, der Hochalpenspitz auf. Es kann nicht unsere Aufgabe seyn, alle Untertheilungen der einzelnen Zweige der Gruppe kennen zu lernen.

Nur die erste Theilung, deren Knotenpunkt der Hochalpenspitz selbst ist, können wir nicht unberührt lassen.

Am Hochalpenspitz spaltet sich der vom Ankogel bis zu ihm vereinte Hochzug in drei Aeste. Einer davon dehnt sich vom Hochalpenspitz nach Norden aus und wird zur Ostbegrenzung des nordwärts ziehenden Thalastes Groß-Elend. Ein zweiter biegt sich um den hintersten Schluß des Kärntnerischen Seethales den sogenannten Lassacher-Winkel in südwestlicher Richtung und erreicht bald den Nachbarn des Hochalpenspitzes das 9746 W. F. hohe Säuleck. Der dritte Ast endlich behält die ursprüngliche, vom Ankogel an von dem noch vereinigten Rücken eingeschlagene südöstliche Richtung und endet am

Digitized by Google

Klampfererſpitz, dem Markſtein an der Vereinigung des Maltathales und ſeines größten Seitengrabens, des Göß grabens.

Mit dieſem am Ankogel beginnenden Zuge und ſeinen Ausäſtungen haben wir die Berge auf der Südſeite des Maltathales kennen gelernt.

Wir gehen jetzt zu jenen über ſeinem Hintergrunde und auf ſeine Nordſeite über und haben auch hiezu den geeignetſten Ausgangspunkt am Ankogel. Vom Ankogel ſteigt der Tauernkamm anfangs etwas gegen Norden über die große und kleine Elendſcharte mit dem rückwärts ſtehenden Faſchaunernock zur Tiſchlerkarhöhe, der Steinwand und den Keeskegeln auf.

Hier verläßt er die kurze Richtung gegen Norden und zieht öſtlich über den Kolm, die Arlſcharte und den Ankogel zum Weinſchabl.

An dieſem Berge biegt er ſich zur größeren Wendung gegen Norden und tritt damit aus dem Bereich des Maltathales. Dagegen iſt für uns der vom Weinſchabl ſüdöſtlich laufende Zweigrücken wichtig. Derſelbe gelangt über den Markarſpitz und Peterrücken an den Hafnerſpitz, an denen er ſich in zwei Aeſte ſpaltet. Von ihnen bildet der nördlicher ſtreichende die Waſſerſcheide zwiſchen der Mur und Lieſer und die Grenze zwiſchen Salzburg und Kärnten. Der ſüdlichere läuft fort und fort ſüdoſtwärts zwiſchen der Lieſer und Malta, bis er aber Gmünd endet.

Da nun das Maltathal vom Urſprunge auf den Tauern an, wie bereits bemerkt wurde, im Anfange oſtwärts und zwar bis unterhalb des Hafnerſpitzes ſich ausdehnt und von da an eine ſüdöſtliche Richtung einhält, ſo erheben ſich die ſämmtlich über ihn aufragenden Kuppen aus dem Haupttauernkamme vom Ankogel bis zum Weinſchabl und von dieſem bis zum Hafnerſpitz auf der Weſt- und Nordſeite des oberſten Thalbodens, während deſſen Nordwand weiter Thalabwärts beſtändig durch das vom Hafnerſpitz mit ihm parallel ſüdöſtlich ſich ausdehnende Gebirge gebildet wird.

Von den Bergen des Thales ſteigt nächſt dem Hochalpenſpitze der Centralkamm zur größten Höhe empor. Dem Ankogel reihte ſich würdig der Faſchaunernock an, und alle bedeutenderen Spitzen dies- und jenſeits der Arlſcharte ragen in einer Höhe zwiſchen 9- bis 10.000 Fuß auf. Allein ſo wie in der ſüdlichen Gruppe des Säuleck iſt noch wohl in der nördlichen Begrenzungskette der Hafnerſpitz bei 10.000, nämlich 9784 W. F. hoch, und in letztere erheben ſich außerdem noch andere Kuppen tiefer unten über dem Thale ſehr anſehnlich, wie der hohe Sannblick bis zu 9571 F. und der Faſchaunernock bis zu 8812.

Ein Blick auf die Landkarte lehrt, daß das Maltathal zu den längſten aus den ſüdlichen Thälern der Tauernkette gehört.

(Fortſetzung folgt.)

Die weiße Dame.

Novelle von Fritz Pichler.

(Beſchluß.)

Von da ab ward ich trotzig und kühn und zerfloß nicht in Thränen. Ich nahm meinen Freund am Arme, zog ihn zur nächſten Kutſche, wir ſetzten uns beide hinein und ich rief dem Kutſcher zu: Nach Raſenau, Villa Bielinsky. Hanns blieb ſtumm, ich ſammelte nun alle Siebenſachen meiner Gedanken, um keinen dummen Streich zu begehen und bald hielten wir, nachdem Stadt und Linienwall und eine wonnigduftende Pappelallee paſſirt war und rings valle Büſche und fern blaue Gebirge aufgetaucht waren, vor der Villa des Grafen. Wir ſprangen aus und entließen den Kutſcher. „Hanns, ſagt' ich noch vor dem Eintreten, mache mir keinen Strich durch die Rechnung." Der Graf, als wir eintraten, war höchlich erſtaunt, uns hier zu ſehen. Ich erklärte ohne Umſchweif, daß ich von Fräulein Leontine einen Brief an den Herrn Grafen zu beſorgen habe. Er las, ſchüttelte den Kopf, beſah mich dann von unten bis oben, las wieder, ſchüttelte wieder den Kopf und lächelte zum Schluſſe freundlich. Dann dankte er und äußerte ſich, wie wohl Vielen Leontine das Herz verrückt habe. Ich ließ mich in gar nichts Weiteres ein; nur bat ich dem Feſte beiwohnen zu dürfen, was mir auch gewährt wurde. Ebenſo raſch erkundete ich mir, den Grafen an den Rechtshandel ſeines Freundes zu erinnern; ich ſey, ſetzte ich hinzu, bereit, die Sache zu übernehmen und zwar ohne Verzug.

„Das kann leicht geſchehen", erwiderte der Graf. „Und damit Sie gleich wiſſen, worum es ſich handelt, Herr Doktor, wollen Sie gefälligſt die Akten einſehen, die dort auf dem Mahagonitiſche unter dem Epheu liegen.

Ich griff handwerksmäßig zu und erſah bald, daß ſich der Rechtshandel auf meinem heimathlichen Boden bewegte, ja noch mehr, daß des Grafen Freund, Beſitzer mehrerer Güter und nunmehriger Eigenthümer des Schloſſes Neupreißenegg, als Kläger gegen den Verkäufer (der ihn durch Uebertreibung des inneren reelen Werthes übervortheilt hatte) ſo wie gegen die Gemeinde auftrat, die auf Anſtiften des erwähnten Verkäufers dem nachfolgenden Eigenhaber die Waldungen ablagen wollte. Nachdem ich mir einen allgemeinen Ueberblick verſchafft hatte, trat ich vor den Grafen mit den Worten:

„Herr Graf. Es iſt Zeit, daß der Schurke, der das Objekt des erſten Punktes bildet, entlarvt werde."

„Ei, Herr Doktor, mir ſcheint, Sie haben ihn ſchon am Zipfel. Warum heißen Sie nicht Faucher?"

„Ohne Scherz. Ich meine, Sie vergeben, Ihren Schwiegervater.

Der Graf wich doppeltgetroffen zurück. Nach einer peinlichen Pauſe fragte er langſam und gehalten:

„Wie erfuhren Sie beides, ſtehen Sie mir Rede."

Ich verwies ihn in Betreff des erſten Punktes ausſchließlich auf die Akten. Die Folge meiner Nachweiſung war, daß der Graf für beſtimmt erklärte, daß er es als ſeine Pflicht anſehe, für ſeinen Schwiegervater den verlangten Entſchädigungsbetrag zu zahlen, und daß er nie eine öffentliche Schmähung desſelben dulden könne. Schwieriger ging es mir in dem, was Anna betraf. O da dämmerte es nachmals auf in meiner Seele, für Augenblicke umhellte mich eine roſige Zukunft, mir ward es weich und lind; aber hinaus aus meinem Buſen ſtieß ich alle die friedlichen Eindringlinge und dem heroiſchen Trotze huldigte ich wie ein Baalprieſter. Daß ſie mich ſo boshaft getäuſcht und aus der Alpenwelt in das Salonjenſeits treulos übergegangen war, das ſchwur ich ihr nie zu vergeben.

„Herr Graf" hub ich ſchnell und mit ungezierter Treuherzigkeit an: „Eines, bevor Sie mich von dannen fahren laſſen, vertrauen Sie mir noch. Nehmen Sie an, mich hätte ein eigenſinnig Schickſal auch in Annens — oder Leontinens Nähe geführt, es hätte mich für ſie entbrennen laſſen, es hätte mir ein Recht auf ſie gegeben; nehmen Sie an, ich legte Ihnen

Digitized by Google

hier zwei Piſtolen zur Wahl hin und forderte Sie auf, mir nur zu bekennen, ob Sie Annen oder, ſagen wir Leontinen, redlich und treu lieben? Was würden Sie mir ſagen?"

„Haben Sie Revolvers, junger Mann, dann heraus damit. Wir Polen geben ewige Duelle."

„Nicht ſo, beſter Herr Graf. Reichen Sie mir die Hand. Sie ſind edel, thatkräftig und die, ſo Ihre Wahl trifft, geht keiner ſchwankenden Zukunft entgegen. Wie nun mit Ihrer Verlobten?"

„Sie fordern, lieber Freund, ſo entſchieden, daß ich mich zum Bekenntniß gezwungen fühle. Sie, wiſſen, wir Polen lieben, vielleicht noch mehr als die Franzoſen, den Ruhm über der Freiheit. Der Ruhm ſetzt ſich mit uns zu Pferde, er reizt uns, wenn wir tafeln, er umſäuſelt uns im Traume und wenn wir ein lieb Weib nehmen, ſo iſt er es, der ihm die Krone der Schönheit aufſetzt. Genug, da meiner Gemahlin kein polniſcher Grafenſitz werden kann, ſo ſoll ſie die erſte Sängerinn Deutſchlands genannt ſeyn. Hiemit wiſſen ſie Leontinens nächſte Bahn, hiemit ahnen Sie meine behaglichſte Zukunft."

Vergebens beſtrebte ich mich, das Bodenloſe, Thörichte dieſes Vorhabens dem Grafen klar zu machen; alles prallte an ſeinem ehernen Charakter ab. „Wenn Polens Mannheit verfaulen muß, ſo mögen wenigſtens unſere Weiber Helden ſeyn" das war ſein beſtimmter Refrain. Ich aber ward mälig verſichert, daß auch dieſer verſtändige Mann ſeine idealen Schwächen hatte, und nicht minder verfängliche als die Nation, welcher er angehörte. Von neuem begann ſich in mir die alte Liebesſtärke aufzuraffen und ein beſtändiges Echo hallte in meinem Innern: Anna hofft auf dich. Aber ein böſer Dämon, der ſeinen Sitz in Herz und Hirn genommen hatte, hohnlächelte: Sie iſt ja des Grafen. Ich that mir ſelbſt Zwang an und beſtrebte mich, nicht nach Manier jedes Ueberflügelten den Sieger zu haſſen, ſondern ihn eben als Sieger zu ſchätzen. Der Graf zeigte uns ſeine Gemächer, ſeine Bibliothek und den Marſtall, das Schweizerhaus im Garten und namentlich ſeinen Liebling, einen Kaſtanienbaum, deſſen untere Kronenfläche zehn Klafter durchmaß, hier pflegte er den Niemcewicz zu leſen. Des Nachmittags erklärte er, mir die Freude machen zu wollen, eine Botſchaft an Leontinen zu überbringen. Bei dieſer Gelegenheit eröffnete ich ihm, daß Leontine nur die Salon-Vermummung für Anna ſey. — Er dankte mir ſehr und ließ den Schimmel vorführen, auf dem ich in die Stadt gelangen ſollte, unglücklicherweiſe erhielt er von dem feurigen Thieren einen tüchtigen Biß in die rechte Hand.

„Etwas ungelegen" meinte er, indem er mit ſeinem Sacktuche das Blut ſtillte. „Nun, ſo muß ich diktiren, wie der große Corſe. Ich bitte Sie, Herr Doktor, kommen Sie in mein Kabinet. Ich diktire. Nicht wahr, Sie ſind ſo gütig."

Ich folgte ihm. Das Billet lautete:

„Meine beſte Anna! Ihre Zeilen geben mir feſte Gewähr und friſchen Muth. Der junge Mann, den Sie meinen, iſt mir ſo wenig ein Feind, daß ich nie an Gefahr denken konnte oder kann."

„Bald wird jene Welt, der wir beide ſoviel zugeſtehen müſſen, zu nichte ſeyn und uns Nichts mehr trennen. Uebrigens nehmen Sie mich, wie ich bin und beſorgen Sie gar nichts. Dieß gilt namentlich Ihres Onkels wegen. In wenigen Tagen hat ſich alles aufgeklärt und Preißenegg ſoll kein ominöſer Name ſeyn. Nochmals leben Sie recht wohl."

„Die Unterſchrift geb' ich dazu" ſetzte der Graf bei. — „Doch ſie weiß ja ohnedieß, daß die Antwort nur vom Empfänger kommen kann. Oder meinethalben ſetze ich meines Taufnamens Anfangsbuchſtaben J. darunter hin."

Er that alſo. Nachdem alles in Ordnung war, erklärte ich dem Grafen, wie ich die geräuſchvolle Stadt recht vom Herzen überſatt habe, und wie ſehr ich ihn bäte, Hannſen an meiner Statt mit der Sendung betrauen zu wollen und mich lieber an Ort und Stelle bei Buſch und Flieder zu behalten. Hanns, ſetzte ich bei, ſey zu dieſer Sendung unpartheiiſcher geſtellt. Eigentlich aber verſchmähte ich es, der Treuloſen mit ſehnſüchtelnden, kranken Epilogſeufzern vorzuklagen. Der Graf war damit einverſtanden und Hanns ſchwang ſich auf den Schimmel, legte die Hand noch öfters erprobend an die Seitentaſche, zündete ſich eine Cigarre an, verſprach mir dann morgen mein Gepäcke herauszuſchicken und euteilte dem Thorbogen. Der Graf erklärte mich dann vogelfrei, das heißt, er ließ mich ſeinen Park durchſtöbern und frei ſeyn wie den Vogel, der von Wipfel zu Wipfel rauſcht. Ich folgte den Irrgängen, barg mich unter das Buſchwerk grünender Nacht, haſtete wieder den hellgrünen Hügel hinan, ruhte in der Laube und ſtieg wieder höher und immer höher, bis ich mich auf einem felſigen Vorſprunge von einer maleriſchen Rundſchau überraſcht ſah. Da lag eine fruchtreiche Ebene zu meinen Füſſen, vom Bache durchſchimmert und Wäldern durchwirkt und ferner ragte eine blaßblaue Kette ſanftgeſchwungener Gebirge. Die Sonne war im Untergehen, mein Schatten der eines Rieſen; in der Schlucht dunkelte es ſchon und feuchte Nebel umſtorten die ſtumme Sägemühle. Da erſt fiel es mir ein, daß ich ein Scheidender ſey. Heimweh durchzog mein Herz und eine ſtille Vorfeier ſtimmte mich andächtig. Wahrlich, ſolche Heimkehr hätte ich nie geahnt. Wieder dann drängte es ſich mir auf, daß dieſe Bäume, dieſe Lauben, dieſe Hügel, vielleicht dieſer Felsvorſprung, der zur Ferne lockt, Annens einzige Vertraute ſeyn werden; daß ſie dieſen vielleicht, wenn ihr ein guter Gott Reue gegeben, dieſen vielleicht ihre Uebelthat klagen und bei ihnen Troſt ſuchen werde. O verweigert ihn, rief es in mir, und wenn ſie gegen Südweſt das Land der Alpen ſucht, und die gezackten Kuppen träumend herüberdämmern ſieht aus troſtloſer Ferne, dann jagt auf ihr Nebel und umhüllet die Untreue, daß ſie einſam ſtehe an der gähnenden Schlucht. Lange ſaß ich ſinnend in mich gekehrt und erwog, wie herrlich es ſey, der untergehenden Sonne mit unerſchlaffter Kraft nachzuſehen, wie manneswerth, nicht freiwillig mit den ſinkenden Idealen zu fallen. Mir war Muth und Stärkung geworden, ich gelobte, mir keine Schwäche mehr zu geben und feſten Entſchluſſes die Verlobte als ſolche zu begrüßen. Ja, das war die Frucht der Alpenluft, die mich ahnungsvoll umfächelt hatte. Ich brach auf und ſtieg herunter in die dunkle Ebene, befand mich bald in des Parkes Mitte und verbrachte mit dem Grafen einen unterhaltungsreichen Abend.

Nächſten Tages nahm die Feſtlichkeit Allen Kopf und Zeit weg. Zwar Pracht ward nicht entwickelt, aber der niedlichen Zierden gab es genug. Da wurden Bäume beſchnitten, kleine Cypreſſen umhergeſtellt, das Glashaus faſt ausgeplündert, Myrthenkränze gewunden — und in der Remiſe der Wagen geſpült, in dem ich von dannen eilen ſollte. Ich half beim Myrthenkranzwinden wie beim Wagenſpülen mit, um mich dem Geſchicke recht unterthan zu zeigen. Bald ſtanden Saal und Reiſewagen fertig da, nur Verlobte und Abziehender ſollten noch hinein. Das kam bald. Im erſten Theile des Nachmittags trabte Hanns durch den Thorbogen, ſaß pfeilſchnell ab und eilte auf mich zu.

„Daß ich Dir's gleich ſage, Julius, ich fand Annen, wie ich es vorausgeſehen, in der Hauptkirche vor dem Ru-

Digitized by Google

bens'ſchen Gemälde. Gleich dort übergab ich ihr in'sgeheim den Brief, den ſie Augenblicks durchlas und mit triumphirendem Lächeln zu ſich ſteckte. Darauf flüſterte ſie: Sagen Sie nur, daß ich nun Allem mit Faſſung entgegengehe und gar nicht fürchte, im Räthſelſpiele zu ſcheitern. Beſonders freut mich die Nachricht von Schloß Preißenegg. Recht herzliche Grüße."

„Schön" ſagt' ich zu Hanns — „wir entrichten's ſogleich dem Grafen. Und mein Gepäcke?"

„Wandert eben durch das Thor; leicht Gepäcke."

Wir eilten zum Grafen und Hanns wiederholte noch einmal die ganze Bothſchaft, worauf der Graf behaglich zu erwiedern beliebte:

„Nun, gar ſo geheimnißvoll thun, hat's wahrlich nicht Noth. So iſt einmal das Frauengeſchlecht. Indeß, Herr Doktor, die Sache mit Preißenegg machen Sie gut; ich wiederhole, daß ich für den Schwiegervater Zahler bin, und daß wir hiefort von dieſem Schloßnamen nicht behelligt und beläſtigt ſeyn wollen."

„Dieſe Laſt, Herr Graf, ſoll alsbald Niemanden mehr drücken."

„Deß wird ſich meine Frau freuen."

„Wird ſich freuen, Herr Graf."

„Nun ja, meine Liebe will vor allem gerecht ſeyn."

Gerächt ſeyn, ich meine das. Ich ſtrebte ſeit je darnach. Aber, Sie erlauben, kann ich heute noch abreiſen?"

„Ihr Rechtseifer iſt preiſenswerth. Sie können noch heute."

Darauf ergriff ich den Arm meines Hanns, zog ihn in den Garten und gab ihm meine letzten Aufträge. Die betrafen aber Schneider, Schuſter und anderes Völkchen. Dann dankte ich ihm für den Spaß in der „weißen Frau" aufrichtig und vom Herzen und wünſchte ihm, nicht minder eine ſo reiche Schule von Erfahrungen durchmachen zu können, wie ich; dann bat ich ihn, das Haus des Grafen zu meiden, damit Anna nicht durch ihn an den Freund unliebſam erinnert und mit dieſer Erinnerung beläſtigt und behelligt werde; endlich mußte ee verſprechen, mein Freund zu bleiben und den erſten Brief an mich zu richten. Darauf küßten wir uns und brachen uns jeder ein Platanenblatt zum Andenken an dieſen Tag in Roſenau. — Inzwiſchen fuhren ſchon Equipagen ab und zu, der Saal füllte ſich und erglomm in hundert Lichtern. Wir traten ein. Alles ernſt und feierlich geſtimmt, nur der Graf vornehm bequem, Anna am Flügel, Herr Mothfard begleitet Himmel! Anna erſchien dießmal ſchneeweiß mit einem langen wallenden Schleier, blaß aber himmliſchruhig und gar unſchuldsvoll ſcheinend. Jetzt öffneten ſich ihre Lippen und ihnen entſchwebte tiefergreifend die klagende Melodie: „Ich grolle nicht, wenn mir das Herz auch bricht." Thränen ſtanden mir — ihr am Auge. O dieſer Augenblick! ſchrill fuhr durch meiner Seelen Saiten der Sturm der Erinnerungen und vor ſie hinſtürzen wollt' ich und laut ausrufen: Du kannſt nicht, du kannſt nicht täuſchen. Aber mein Dämon flüſterte: Sieh, die Heuchlerin; ihre Laſterſchule war der liebgewordene Salon; unterliege nicht der Lüge. Und ich blieb trotzig. Ich trat vor Anna, küßte ehrerbietig ihre Hand und mochte beiläufig geſagt haben: Fräulein — das höchſte Glück begleite „Sie, das iſt es, was ich Ihnen in aller Ergebenheit wünſchen kann." Ihre Hand zitterte, ſie drückte die meine heftig nnd feſſelte mit ihrem klaren Blicke, — aber ſie ſprach kein Wort. Ich kenne das, dacht' ich und entfernte mich mit einer kalten Verbeugung. Jetzt war meine Rolle ausgeſpielt, ich ſchlug mir Bahn zum Grafen, dankte ihm für ſeine Freundſchaft und Güte, umſchlang nochmals meinen bitterſüßen Hanns und warf mich in aller Stille in den bereiten Reiſewagen.

„Hanns, lebwohl!" — rief ich noch mit naſſem Auge — „und laß Dir von der weißen Frau nichts weiß machen."

„Und Du, Julius, werde nicht aſchgrau. Wir ſchreiben ein ander Libretto, die Muſik iſt gut genug; ſie iſt ja von dir, Liebjunker Boieldieu."

„Lebewohl, lebewohl!" rief ich noch und — ward raſch von dannen geführt. Bald war der nächſte Bahnhof erreicht; ich packte Leib und Seele in den Waggon und über Tag und Nacht war ich fern, fern von meiner Trauerwelt mitten in den Alpen.

Mein ehrenwerther Client, der ſchon erwähnte Freund des Grafen Bieliawsky hatte ſeine Güter im Göſſeringthale. Gleich in vorhinein brachte ich ihm die Erklärung des Grafen Bieliawsky, den angeſprochenen Entſchädigungsbetrag ſogleich und baar und wofern es nöthig, ſogar mit den ſeitherigen Zinſen leiſten zu wollen. Was die heerſchaftlichen Waldungen betraf, ſo erwirte ich, daß den Unterthanen kein Recht darauf zuſtehe, indem die franzöſiſche Cataſtral-Vermeſſung zeitens der Invaſion eine unrichtige und in den joſephiniſchen Rektifikationsakten ausdrücklich angeführt ſey, daß die Unterthanen der Herrſchaft Preißenegg keine eigenen Waldungen beſitzen. Der Rechtshandel ging ſo energiſch und ſchnell von Statten, daß mein reicher Client, von meinen Leiſtungen überraſcht, mir die Adminiſtratur auf Schloß Preißenegg antrug. Mir werde das Abbild eines häuslichen Herdes, ſo meinte er, nicht unwillkommen ſeyn; zu dem könne ich ja meinen Berufsſtudien leben und zu jeder Zeit mich wieder entfeſſeln. Wer an meiner Stelle hätte ſich nicht verlocken laſſen, da als Herr begrüßt zu werden, wo dereinſt das Kind in ausgelaſſenen Spielen umhertobte? Kurz ich waltete des Schloſſes wie des Nibelungenhortes und gab hie und da romantiſchen Grillen nach, indem ich dieß und jenes Plätzchen beſonders herausputzen und ſorgſam zieren ließ. Aber auch des Banfälligen war genug zu reſtauriren; ich unterſtützte, ſäuberte, erweiterte, verſchönerte und über kurz und lang konnte mein ritterlicher Herr mir das Bekenntniß ablegen, Preißenegg ſey ſein Lieblingsſchloß. Das meine war es ja ſeitſe und ſo oft ich das dachte, klang es mir im Gemüthe ſo ſtillſinnig und leiſe: Anna! — Nach vielen Monden erhielt ich ein Schreiben vom Privatſekretär Johann R. Das war weiland Hanns. Welche Eröffnungen! Er beſchwur mich, jetzo ſtark zu ſeyn, nachdem ich das Höchſte mit Trotz verſcherzt habe. Anna ſey nimmer eine Treuloſe geweſen, ſie habe auf mich gehofft, wie auf ihren Befreier, während der Onkel gegen den maskirten Boieldieu gründlichen Abſcheu gefaßt und den Grafen vorgezogen habe. Jener erſte Brief ſey ganz und gar an ihren lieben Julius gerichtet geweſen, wofür ja ſchon die Auffindung in ſeinem (Hannſens) Hute zeige. Weiters erinnerte er mich daran, wie es der böſe Zufall gewollt, daß gerade ich mit meiner Handſchrift des Grafen Antwort ſchreiben mußte. Anna ſey nun auf das Bitterſte irregeführt worden nnd habe, in Hinblick auf die gefaßte Stimmung dieſer Zeilen, das ſo gefährliche Räthſelſpiel der Verlobung nicht gefürchtet; daraus ſey die mündliche Antwort zu deuten, die ſie ihm (Hannſen) aufgegeben. Alle dieſe Enthüllungen verdanke er der natürlichen Schweſter des Grafen, die in den Cirkeln des Generals, bei dem er als Privatſekretär fungire, die lieblichſte Erſcheinung ſey. „Anna", ſo hieß es am Schluſſe, „Anna ſah mälig den Myrthenkranz auf ihrem Haupte zum Dornenkranze werden, ſie ging mit dem Bewußtſeyn, das Opfer der Verhältniſſe zu ſeyn, hinaus nach Norddeutſchland und lenkte berulos in jene Bahn ein, die der Ruhmſucht des künftigen

Digitized by Google

Gemahls schmeichelte. Sie hat Dir verziehen, aber sie ist die Vernichtete. Seither ist sie mir verschollen."

Nun ward es mir klar, ich sey zu heftig, zu überstürzt gewesen. Anna war doch immer eine starke Seele, das Körnige und Prolle des Alpenthums ihr innerstes Eigen. Daß ich mir dieß alles verscherzen mußte! Scheinbar hatte der Salon gesiegt, in der Wirklichkeit aber strahlte unendlich triumphirender das natürliche Gefühl der Alpennatur. Wie wehmüthig stimmt es mich, hier im Schlosse, nach dem ich in meiner Kindheit mit sehnenden Augen geschaut, mich vor dem stürmischfluthenden Lebensmeere wie in sicherer Buchl geborgen zu wissen, indeß sie, die mit Recht hier walten sollte, draußen umhergehetzt und von tausend Stürmen geängstigt und gequält, vielleicht hinuntergestürzt wird in's kalte Grab. Noch bin ich, wie sehr auch Erfüllung im Weiten liegen mag, ein Hoffender und allabendlich, wenn ich die Runde um das Schloß mache und vom sanftgeschwungenen Hügel meinen ehemaligen Heimathhof, den ruhig blauenden See zwischen dunklen Felsgehängen und die hohen rauhen Alpen betrachte, wenn ich die hehre Sonne in goldiger Fluth röthlich versinken sehe, da klingt in mir ein frommes Gebeth: Die Sonne ging zur Rüste, sie kommt wieder, kommen wird auch sie, die keines Lebens Leuchte ist, die weiße Frau. Dann, wenn auf weichem Pfühl mich tröstend der Schlummer küßt, dann steht vor mir, Lilien in den Händen tragend und mich liebevoll segnend mit einem Blicke voll Himmelswonne, die weiße Frau. Und des Erwachens Morgenopfer duftet ihr, ich lasse die Gemächer verzieren, in denen sie wohnen soll, ihre Lieblingsplätze im Garten schmücke ich mit sammetnem Rasen und kühle sie mit stäubendem Wasserguß; dort wölbt die Laube sich für ein selig Paar, und der Wanderer, dem das Schloß fernab entgegenwinkt mit seiner stillen Heimathseligkeit, muß verwundert ahnen, daß Erde und Himmel sich hier in Wonne zu einander neigen und sich zulispeln: Wir erwarten — die weiße Frau.

Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

Die seit Anfang des Blüthemondes erwartete Ausstellung der Kunstgemälde des österreichischen Kunstvereines ist endlich wie in den vorigen Jahren im großen Wappensaale des Landhauses am 28. Mai eröffnet worden. Ein halbes Hundert Kunstwerke machen den Inhalt derselben aus, worunter die Landschaften und die mit ihnen verwandten Gemälde die Mehrzahl ausmachen, daher wir auch mit der Besprechung derselben den Anfang machen.

Das Gemälde: „Holländische Hafenansicht" des C. von Bommel in Wien, welches die Nummer 1 trägt und uns folglich zuerst in's Auge fällt, ist durch die Wahl des Gegenstandes sowohl als auch durch den Fleiß in der Ausführung ein vorzügliches Bild, und gilt als bestechender Vorgeschmack zu den folgenden meistens verdienstvollen Piecen, die uns in dieser Ausstellung geboten werden. Die den Hafen begrenzenden Gebäude, vielfach im gothischen Style, besonders der zierliche Thurm, zeigen von einem gründlichen Studium in der Architektonik, wie die gelungene Darstellung der zahlreichen Handelsschiffe mit ihren Segeln und Wimpeln auf den gekräuselten Wellen, die unzähligen geschäftigen Menschen an dem Quais und auf den Schiffen von Talent und vielumfassender Kunstbildung des Malers, und fesseln durch die vielen Details, deren immer mehr auftauchen, je aufmerksamer wir das Bild betrachten. — Aehnlich dem ersten ist „der Bazar von Trebigne" von Alois Schönn in Wien Nr. 2. Der lebhafte Verkehr der Muselmänner, ihre farbenreiche Kleidung, die eigenthümliche örtliche Bauart, die warme Bläne des südlichen Himmels geben einen freundlichen Anblick, und das Auge des Beschauers ruht gerne auf den mannigfaltigen Gruppen dieser orientalischen Scene. — Meisterhaft gegeben ist das Gemäuer „der Alhambra in Granada", umgeben vom spanischen Gluthimmel, das uns F. Baffnet in Brüssel in dem kleinen Gemälde Nr. 3 abgebildet. — Die „Waldlandschaft" Nr. 3 von Melchior Fritsch in Wien trägt einen mehr düstern Charakter und wird Gleichgestimmte anziehen. — Nr. 4. „Motiv aus Salzburg" von August Schäffer in Wien. Irren wir nicht, so ist der Standpunkt der Aufnahme der in der Ferne liegenden Stadt Salzburg auf einer Anhöhe nördlich von Aigen. Im Hintergrunde links ist der Untersberg, rechts die Hohenstaufen und zwischen diesen das Schneeplatrau des steinernen Meeres. Zwischen Baumgruppen schimmern die Wellen der Salza. Ein Vorzug dieses Bildes ist die Perspektive doch scheint uns der Vordergrund gegen den mehr kalten Luftton zu warm gehalten. — Die „Waldlandschaft aus Ungarn" Nr. 9 von Remi van Haanen in Wien bekundet in Allem den Meister: die herrliche Baumgruppe im Vordergrunde, die Perspektive einer großen Ebene und im Hintergrunde die blauen Berge, durch die weite Ferne wie in einen grauen Schleier gehüllt, und der wollige Himmel sind mit großem Verständniß und Kunstfertigkeit gemalt, der gewiß jeder Kunstkenner seinen Beifall nicht versagen kann. — Diesem Gemälde gegenüber zeigt der uns durch seine vielen Aufnahmen und Bilder aus Kärnten schon lange lieb gewordene Anton Hansch in Wien einen „Gebirgssee" Nr. 18, deren es in unserer Heimath viele gibt und der uns daher besonders anspricht. Einsam liegt der grüne See zwischen hohen Felsparthien, auf einer Seite von Nadelholz beschattet — nur zwei Enten, wahrscheinlich durch einen in den See mit Geräusch gefallenen Stein aufgeschreckt, eilen dem Ufer zu, und sind das einzige sichtbare Leben in dieser Einsamkeit. — Auch Albert Zimmermann in Wien, den wir im vorigen Jahre durch seine große Landschaft kennen lernten, zeigt uns einen See, und zwar den „Schwarzensee bei Berchtesgaden" Nr. 10; zwar ein kleines Bild aber seines Schöpfers würdig. — Ein werthvolles Bild für den Kunstkenner ist die „Holländische Landschaft" Nr. 21 von Kluyver in Amersfort. Wenn man betrachtet, wie es dem Künstler gelang, durch wenige von einander entfernte Linien eine solche Ferne vor das Auge zu zaubern, so muß man staunen, durch so wenige Mittel so viel bewirkt zu sehen. — Von Oswald Achenbach in Düsseldorf waren wir bisher nur Parthien aus den Hochebenen, überhaupt die Natur in ihrer ursprünglichen großen Form zu sehen gewohnt; doch hier bringt er uns in Nr. 22 eine „Gartenparthie aus der Villa Conti." Aber auch hierin zeigt er seinen Kunstpinsel besonders in dem Springbrunnen, der seinen Straht empor sendet und durch die Millionen Wassertropfen, die sein Fall bildet, alles wie in einen Zauberschleier hüllt. —

„Die Waldhütte" Nr. 26, von Conrad Grefe in Wien, ist von einem See bespült und von alten Bäumen in eine melancholische Dämmerung gehüllt; sie scheint die Wohnung des Fischers zu seyn, der eben mit einem Schiffchen landet, und das Düstere der Scene belebt. — Unter den größeren Landschaften wird auch das Gemälde von Gottfried Seelos in Wien: „am Doblino-See" Nr. 43 das Auge anziehen. Bäume und niedere Gesträuche, die zwischen den Felssteinen wuchern, bilden den Vordergrund; im Hintergrunde wird der dunkle See von ungeheuren Felsenwänden begrenzt, nur auf einer Seite sieht man in die Ferne. Harmonie herrscht im ganzen Gemälde und hinterläßt einen angenehmen Eindruck. — Diesem Bilde gegenüber überrascht uns eine „Waldlandschaft mit Silberpappeln" Nr. 36, von Joseph Brunner in Wien. Das ganze Bild ist dunkel gehalten, um desto keckee und wirklich plastisch treten die Silberpappeln hervor, deren untere Theile der Stämme aber auch in's Dunkle fallen und dadurch eine Wahrheit bewerkstelligen,

Digitized by Google

die man auf einer flachen Leinwand kaum für möglich hält. Es war vom Künstler ein gewagter aber gelungener Wurf. — „Abenddämmerung" Nr. 44 von C. Hilgers in Düsseldorf trägt ein geheimnißvolles Dunkel zur Schau. Vorne ein kleines finsteres Gebäude, dessen Fenster beleuchtet sind, so wie außer demselben einige brennende Pechflammen, die den in der See ferne und kaum merkbaren Segelschiffen als Leuchte dienen sollen. Düstere Gestalten gruppiren sich im Vordergrunde und klaben doch Leben in dieser Grauen-erregenden späten Abendzeit. Bei aufmerksamerem Betrachten erst enthüllt sich in etwas die tiefe Dämmerung und man erkennt den Werth des Bildes. — Auch L. Halauska in Wien hat in seiner naturgemäßen fleißigen und verständlichen Art zu malen ein braves Bild in seiner „Mühle in der Au bei Hasenheim", Nr. 37 geliefert. — Eduard Lichtenfels's „Parthie aus Brannenburg" Nr. 19 ist ein äußerst fleißig mit zarten Pinsel gemaltes Bild — und hat so wie das Gemälde „Am Rheine" Nr. 20, von Karl Lafite, beide in Wien, durch das Architektanische der Gebäude viel Lobenswerthes. — Nun kommen wir noch zu zwei Gemälden, die aus zweifacher Ursache, außer ihrem Kunstwerthe, unsere Aufmerksamkeit fesseln: sie stellen Parthien aus unserer Heimath vor und sind von unserm Landsmanne, dem unermüdeten, und kein Opfer scheuenden, unter uns lebenden Kunstjünger Markus Pernhart. Das durch seinen Tudor-Styl auffallende, nach gut erhaltene mittelalterliche, mit Thürmen versehene Schloß „Frauenstein ob St. Veit" Nr. 31 und der „Bischöflimliche Hochsitz bei Hirt" Nr. 27 sind die dargestellten Parthieen. Ersteres erscheint im Winterkleide, wo rings alles unter Schnee schlummert. Es gewährt selbst im Winterschmucke einen schönen Anblick. Noch verdienstvoller ist Nr. 27. Es ist Nacht, der Mond ist halb vom Hochsitz verdeckt und beleuchtet nur einzelne Punkte. Der Werth dieses Bildes besteht in der Stimmung, die allenthalben herrscht, was besonders bei Landschaften ein großer Vorzug, ja unentbehrlich ist, aber oft von geübten und genialen Malern außer Acht gelassen wird.

Unter den Thierstücken steht obenan Otto von Thoren's aus Wien in Brüssel: „Ackerpferde" Nr. 23. Wenn man den Preis erwägt, um welchen der österreichische Kunstverein dieses Bild zur Verloosung angekauft hat (um 1200 fl. Oe. W.), so wird man anfangs darüber staunen, da es ein Gegenstand ist, der nicht viele Verehrer haben dürfte — allein bei näherer Betrachtung treten immer mehr Vorzüge hervor, und das erste nicht besonders günstige Urtheil weicht dem Beifall, den man der Natürlichkeit und Wahrheit dieser Darstellung zu zollen gezwungen wird, wenn man gerecht ist, und Wahrheit dem Farbenschmuck vorzieht. — Werthvoll sind die „Hunde" Nr. 24, von Karl Pischinger in Wien. Sie erinnern Referenten lebhaft an die meisterhaften Hunde des verstorbenen Malers Ranftl und reihen sich verdienst an die bessern Werke des Letztern. — Es ist eine gewagte Aufgabe, großes Edelwild, ohne die Eigenheiten solcher Thiere gründlich erlauscht zu haben, zur Darstellung zu bringen. Ob dieß dem Maler Wilhelm Tornau in Wien in seinen „Hirschen" Nr. 29 gelungen ist, mögen Jagdfreunde und erfahrene Jäger entscheiden. Referent will sich hierin kein Urtheil anmassen. — Ueber F. Gauermann's „Mädchen mit Schafen" Nr. 40 ein Urtheil zu fällen, wäre überflüßig, da dessen Meisterschaft in Darstellung von Thieren anerkannt ist. Und gegenwärtiges Gemälde gehört zu seinen lieblicheren. — Einen gefährlichen Rivalen findet hier Gauermann in dem nächsthängenden Bildchen von der Meisterhand des leider schon verstorbenen Künstlers Eberle in München: „Schafe auf einer Alpe, einem herannahenden Gewitter enteilend" Nr. 49. In der geistigen Auffassung dieser sanften Thiere dürfte Eberle den Preis verdienen, obschon vielleicht die letzten vallendenden Pinselstriche diesem Bilde noch fehlen mögen. — Hieher kann auch „Todtes Geflügel" Nr. 28, von Andreas Lach in Wien gezählt werden. Wir sehen hier eine Bramhenne, Wildenten und Rebhühner, deren Gefieder mit der Natur eifern.

Das Genrebild ist ziemlich glücklich vertreten. Erheiternd wirkt auf den Beschauer Franz Schams's in Wien: „Bürgerlicher Scharfschützen Unteroffizier" Nr. 48, der vor einem Spiegel sich in seiner Uniform wohlgefällig betrachtet, indeß sein Lehrbube ihn störend frägt, was er noch an den in Händenhabenden Rock zu machen habe und seine Gesellen ihn belauschen und spöttelnd belächeln. — „Der Partier" Nr. 25 vom gleichen Künstler scheint Porträt zu seyn, wie das Palais, vor dem er gemächliche Wache hält. — Moritz Deutsch's aus Wien, sowohl in der Idee als auch Ausführung gelungene „Aushelferin" Nr. 32 wird gewiß Manchem ein Lächeln abnöthigen. In einer Schenke wird einem Militär (von Deutschmeister) vom Kellner die Zeche auf einem Täfelchen vorgerechnet, während ihm von einem dabei sitzenden Mädchen (im Kostüme einer Oberösterreicherin) heimlich ein Beutelchen mit Geld zugesteckt wird, damit er seine, über seine Baarschaft gemachte Zeche berichtigen könne. Der Kellner schöpft Verdacht vielleicht gar aus Eifersucht und schielt verstohlen auf das Mädchen, das umherblickt, ob es nicht beobachtet wird. Diese sich gewiß schon oft ereignete Scene ist drastisch aufgefaßt und dargestellt. — Nicht minder gut ist „Ein alter Junggeselle" von Ferdinand Laufberger in Wien, Nr. 35. Bei dem Anblicke, wie ein aus der Ferne heimgekehrter Vater von Frau und Kindern freudig empfangen wird, wie er den kleinen Sprößling herzt, bei diesem Anblicke ergreift Rene den Einsamen, und der Gedanke, unbekannt mit dem Glück eines Gatten und Vaters, Niemand zu haben, der ihm einst das Auge am Lebensschlusse zudrücken wird, beugt ihn nieder — dieß sehen wir in der Stellung und Haltung des Einsamen durch des Künstlers Pinsel deutlich wiedergegeben und erhöht den Werth des Bildes. — Aus den römischen Fluren sehen wir in Nr. 11 die oft und vielfach schon dargestellten „Pifferari, vor einem Muttergottesbilde spielend", von Anton Romako in Wien. Das Bild ist mit großem Fleiße und der Natur getreu gemalt und dürfte manche Freunde finden. Die weißlackirte Rahme schadet aber der Wirkung des Bildes. — Aus dem Leben gegriffen sind die „politischen Kannegießer" von Friedrich Friedländer in Wien Nr. 39. Unsere Tage gaben dem Künstler gewiß häufige Gelegenheit, solche Scenen zu studiren, — und wie ihm die Ausführung gelungen, dafür bürgt sein Name und wird sich jeder Kunstkenner mit Befriedigung überzeugen. — „Kavallerie Vedette aus dem siebenjährigen Kriege" von Sell in Düsseldorf stimmt zum Ernste, und läßt schon in der Morgendämmerung, die darzustellen ihm herrlich gelungen ist, einen heißen Bluttag ahnen. —

„Der Geizhals" von A. Seits in München Nr. 15 muß durch das Charakteristische dieses Selbstquälers und die kleinsten Details in dessen Kassastube die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das mit großem Fleiße ausgearbeitete Bild wird bei Manchen anfangs zwar ein Lächeln erregen, das aber bald gerade durch seine Wahrheit einem düstern Ernste weichen dürfte.

Der „Walachische Bauer" Nr. 30 und der „Kroatenknabe" Nr. 18, beide von Friedrich Schilcher in Wien, sind der Wahrheit so nahe gebracht, daß sie lebend aus dem Rahmen zu schreiten scheinen. Besonders charakteristisch ist der walachische Bauer. Beide sind mehr als Studiumköpfe, sie sind Porträte Lebender, die man oft schon im Leben wandeln gesehen zu haben meint. —

Ein treffliches Bildchen, dem gewiß Jedermann Beifall zollen wird, ist das „Kinderstübchen" von Lansant de Metz in Paris, Nr. 45. Die ruhigen kleinen Mädchen sind alle mit weiblicher Arbeit beschäftiget, nur die Jüngste spielt mit ihrer Puppe. Emsigkeit, Fröhlichkeit und unschuldige Schalkheit wechseln in ihren lieblichen Gesichtchen ab und wirken wohlgefällig auf den freundlichen Beschauer. — Nicht minder ansprechend ist „der Großmutter Namenstag", von Leopold Löffler in Wien, Nr. 46. Das Kostüm ist das des verflossenen Jahrhunderts. Die Mutter führt ihren kleinen Sohn zur Großmutter, die vergnügt in einem Schlafsessel sitzt, damit der Knabe derselben einen Glückwunsch aufsagen soll. Obschon die Großmutter

Digitized by Google

freundlich dessen Hand ergreift, ist der kleine Enkel doch befangen und blickt verlegen zu seinem Informator zurück, der mit der Schrift in der Hand demselben halblaut soufflirt, indessen der Hund, durch das Gestüster des Erziehers aufmerksam gemacht, denselben anzubellen im Begriffe ist. Diese Scene ist genial aufgefaßt und zum Ergötzen des Beschauers dargestellt. — Ein großes viel ansprechendes Bild ist eine „Bethende", von Louis Neustätter in Wien, Nr. 41. Auf einem Bethschemel knieend, auf welchem ein aufgeschlagenes Buch neben einem Strauß mannigfaltiger Wiesenblumen liegt, sieht man ein römisches Mädchen, einen Rosenkranz in Händen, in tiefer Andacht. Die Schönheit ihres regelmäßigen Antlitzes wird durch das vertrauensvolle Gebet, das auf ihren Lippen schwebt, noch mehr erhöht. Es ist ein werthvolles Gemälde und der Künstler wird es dem Referenten vergeben, daß es ihn lebhaft an Amerlings meisterhafte „Morgenländerin" erinnert. — Eine „Madonna" vom Professor Schrader in Berlin Nr. 47 wird durch ihre Lieblichkeit viele Freunde finden. Verdienstvoller ist das Jesukind, das sich an Maria liebend schmiegt.

Das einzige eigentlich historische Gemälde ist von H. Angeli aus Wien in München: „Maria Stuart vor ihrem Tode", Nr. 42. Die unglückliche Königin ist auf ein Kissen in die Kniee gesunken, eine in Schwarz gehüllte Dame beugt sich über selbe und verbirgt ihre weinenden Augen mit den Händen. Rückwärts zur Seite steht der ernste geistliche Tröster, seine zur Erde gesenkten Blicke künden uns seinen theilnehmenden Schmerz an. Durch einen Bogen aus einer Halle tritt einer der Richter in den Kerker, die Papiercrelle in der Hand deutet seine Amtsstellung. Je aufmerksamer man dieß Gemälde betrachtet, desto mehr Vorzüge entdeckt man in demselben. Auf die Hauptperson hat der Künstler besonders Studium und Fleiß verwendet, und es ist ihm gelungen in die Stellung, vor allem in die Gesichtszüge, dasjenige hinein zu legen, was uns Geschichte und Poesie von dieser Königin überlieferten. Ihre Ergebung in ihr trauriges Schicksal und das Vertrauen auf den göttlichen Versöhner haben ihre Züge schon beinahe verklärt, und doch zeigen ihre in den Schooß gesenkten, krampfhaft gefalteten Hände die Bangigkeit vor dem nahen Tode. Ein heiliger Ernst herrscht in der ganzen Scene und bekundet das Talent des Künstlers zum Historienmaler, welches Fach in neuerer Zeit so wenig glücklich vertreten wird.

An Aquarellen finden wir sechs Nummern. a) „Ein sitzender sein Pfeifchen schmauchender Bauer" Nr. 13 von A. Schönn in Wien; b) „Mutter und Kind" Nr. 14, von Hamann in Brüssel; c) „Stillleben" Nr. 12, von David de Noter in Brüssel; d) „Inneres des alten Kirchleins zu Ober-Sievering" Nr. 7, von Franz Altman in Wien; e) „Der schöne Brunnen auf dem Marktplatze in Nürnberg" Nr. 5 und f) „Bildniß des Malers Rembrandt." Copie nach diesem Meister selbst, von J. B. Göstl in Wien Nr. 6. Jedes dieser Gemälde hat seine eigenen Verdienste. Besonders verdient der Künstler des „Brunnens zu Nürnberg" durch die Richtigkeit dieser schönen mittelalterlichen Baute und durch den Fleiß bei der Darstellung der in großer Zahl Versammelten auf dem Marktplatze, den dieser Brunnen ziert, besondere Anerkennung. — Alle aber übertrifft Göstl in der Copie des berühmten, in der Fürst Liechtenstein'schen Gallerie in Wien sich befindlichen Gemäldes des berühmten Niederländers Rembrandt, den Meister selbst darstellend. Diese Meisterschaft in Führung des Pinsels, das Colorit und die Wahrheit in Allem zeigen in dieser Copie, welch' eine hohe Stufe Göstl in der Aquarellmalerei schon bereits errungen hat.

Nun erübriget uns noch, auf zwei plastische Werke aufmerksam zu machen: Eine „Madonna" (Statuette aus Buchsholz) von Zafauk in Wien, Nr. 34 und „Maria mit dem Jesukinde" aus Knabl's Atelier in München Nr 50. Ersteres ist ein fleißiges Werk und erinnert an die italienische Schule, während Letzteres ganz der altdeutschen Schule angehört, durch herrlichen, fehlerfreien Faltenwurf und den frommen Sinn, der aus der ganzen Statuette (aus Lindenholz) weht, vor Ersterer einen großen Vorzug hat, und von der Münchner-Schule in religiösen Gegenständen ein rühmliches Zeugniß gibt.

Niemand wird es läugnen können, daß diese Gemälde-Ausstellung viel Schönes und Treffliches darbiethet und die Hoffnung auf einen schönen Gewinn dadurch erhöht wird, daß von diesen Gemälden von dem österreichischen Kunstverein für die heurige Verlosung bereits neun und dreißig Bilder angekauft sind.

M.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 10.)

Karner, Todten-Karner, Grabkapelle, der Raum für Todtengebeine. Carnarium. Urkundlich in der Charta Wilhelmi Accomensis episcopi vom Jahre 1163, worin es heißt: Carnarium: in quo (coemeterio) praedictus Manso intuitu pietatis Carnarium ad ossa mortuorum reponenda de propria pecunia aedificavit. Sieh' Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung der Baudenkmale. Heft April 1856, Pag. 58. Ebenso Willelmus Thorn. anno 1287 „Capella in cimiterio, quae dicitur Charner, peracta est.

Kartatschn, die Wolle krämpeln. Landschaftlich: Karde, Charde, Kurde. Französisch: carde. Englisch: card. Lateinisch: cardnus, die Karde, Kardatsche, Krämpel, der Wollkamm. Hilpert I. 107.

Kas, der Käs.

Kaser, die Alpen- oder Sennhütte.

Kaser-, Käaser-Blarn, die Kaiser- oder Butterkühne.

Kaser-, Kaaser-Teh, der beste Thee aus China.

Kaser-, Käaser-Fleisch, das junge, zarte, frischgeräucherte Schweinfleisch.

Kasdrukn, ein bekanntes Kinderspiel.

Kasger, Kasgerle, ein kleines, hölzernes Geschirr, eigentlich die hölzerne Form, in welcher der saure Käs gesarmt und gebildet wird.

Käschpl, das Abspüllwasser in der Küche, welches als Getränk für Kühe und Schweine verwendet wird.

Kaschperle, ein Spaßmacher, Possenreißer.

kassig, bedeutet in Oberkärnten: abgeneigt, auffässig, feindselig seyn, z. B. i bin den Kert verflucht kassig.

Kästn, ein Schrank überhaupt; insbesondere die Kammer, wo das Getreide geschüttet wird.

kasweiß, sehr bleich, blaß von Farbe, z. B. er is kasweiß wärn, d. h. er hat sich erschreckt, daß er bleich geworden ist.

Kaswochn, die Flitterwochen im Ehestande.

kat, statt, gehabt.

Katter, die männliche Katze. Lateinisch: catus = Katze.

Katstraun, Kastraun, das verschnittene, männliche Schaf. Kastrat.

Keazl, Keanzl, die Klettenstaude.

keazln, Jemanden anschwärzen, etwas anspicken.

Keatele, Hetele, eine junge Ziege. Lateinisch: catulus — gatellus.

Keatnerle, die Kethmeise.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 12. Sonnabend, den 15. Juni 1861.

Frühlingsklänge.

1.

Nun auf, gejubelt und gesungen,
Es kommt der wonnigliche Mai,
Die Erde ist der Haft entsprungen,
Des Winters trübe Tage sind vorbei.
Es weht durch's Land auf leichten Schwingen
Ein frischer Geist, so froh, so frei,
Und tief im Herzen hör' ich klingen
Gar eine holde Melodei.

2.

Der Himmel prangt im blauen, klaren Schein,
Durchstrahlet von der Sonne licht und rein,
Als wie ein ruh'ges, freudiges Gemüth,
D'rein eine stille Liebe heimlich blüht;
Die lichten Wolken ziehen drüben her,
Ich aber schau und schau in's blaue Meer,
Es süßes Träumen goldig mich umfing,
Und all mein Denken im Meere unterging.

3.

Es schaut die goldne Sonne freundlich
Auf ihr geliebtes Kind, die Erde,
Die Wolken zieh'n ob ihrem Haupte
Als Schirm vor jeglicher Gefährde,
Die Blumen weben heimlich stille
Der Erde Kleid mit ihren Blüthen,
Doch Sonne, Wolken, Erd' und Blumen
Will diesen Genuß mein Herz entbiethen.

4.

Es lockt der Wald, der lustige Gesell
Mit seinen grünen Fichtenzweigen
Mich hin zum traulichen Felsenquell,
Das große Wunder mir zu zeigen;
Daß, aufgethauet nach langer Zeit,
Nun wieder seine Pulse schlagen,
Und all seine Mäheen weit und breit
Die Quellen durch die Wiesen tragen.

5.

Nur aus den Wolken will die Lerche schauen
Auf all das reiche Frühlingsleben nieder,
Und aus dem Himmel, aus dem blauen
Erschallen thalwärts ihre Feuerlieder.
Die Nachtigall schaut einsam und alleine
In einer jungen Rose Purpur blinken,
Und lieblich aus dem abendstillen Haine
Erklingen ihrer Liebe Liedergluthen.

6.

Die Kinder springen durch die Wiesen
Mit munterm Jugendsinn,
Lebend'ge Blumen, voll Lust und Jubel
Im ersten Lenzesblüh'n,
Sie haschen sich auf dem grünen Plane
Und tanzen gar muntere Reih'n,
Und Himmel, Sonne, Berg und Wolken —
Sie schauen gar fröhlich drein.

7.

Die Jungfrau geht mit stillem Sinnen
Hinaus im wonniglichen Mai
Durch blumenreiche Felder und Auen
Am grünen Saatenmeere vorbei.
Es wiegt der Frühlingswind die Halme
Zu leichten Fluthen, lieb und hold;
Ihr ist's, als ob geheime Kunde
Die grüne Woge ihr bringen wollt'.

8.

Die Jungfrau schaut im Saatenmeere
Der eignen Zukunft reiches Loos,
Sie fühlt den zaeten Keim sich regen
Und ringen aus des Traumes Schooß;
Fast will es leise sie gemahnen,
Daß nah' die Zeit, so schön, so hold,
Wo aus dem still verborg'nen Keime
Gar manche Knospe sprossen sollt'!

9.

Es mag vielleicht die Linde grünen,
Nur, daß die Vögel in ihr wohnen,
Und mit den muntern Frühlingsliedern
Ihr diesen Liedesdienst belohnen;
Daß sie in ihren schatt'gen Zweigen
Verbergen ihre Nester bauen,
Und ihrer Liebe tief Geheimniß
Nur einzig ihr allein vertrauen.

10.

Es schmückt die Linde ihre Zweige
Mit grünen Blättern, zart und weich,
Vielleicht, nur daß sie kahl nicht stehe
Im haldumblühten Frühlingsreich;
Vielleicht, daß sich der Strom der Liebe,
Der durch die Thale heimlich schwebt,
Im traulich stillen Blätterdache
Mit ihrem Rauschen eng verwebt.

Digitized by Google

11.

Es blüh'n vielleicht mit grünem Reife
Des Dorfes altbemooste Linden,
Daß sich in ihrem Schattenkreise
Zwei junge Herzen suchen, finden,
Daß sie sie schirmend rings umhegen
Und ihrem stillen Glücke lauschen,
Daß aus der Krone heil'gen Segen
Auf ihre Lieb' sie niederrauschen.

12.

Doch, wer mag es wissen und mit Worten
Sagen, warum die Welt im Lenz sich schmückt,
Ob voll Lust, zu ihree eignen Freude
Sie den grünen Kranz auf's Haupt sich drückt,
Odee, ob gefühllos, nur gezwungen
Sie all' ihre reichen Blüthen bringt,
Und ob nicht vielleicht im schönsten Prangen
Ihre Brust ein wilder Schmerz durchdringt?

Gratz im Februar 1861.

Gustav Bogensbeeger.

Das Maltathal und der Hochalpenspitz.

(Fortsetzung von Nr. 11)

Man bedarf von Gmünd reichlich 12 bis 15 Stunden um die kleine Elendscharte zu erreichen, und gewiß noch mehr Zeit auf die Kammhöhe zwischen Großelend und dem Seethal.

Die Verbindung mit der übrigen Welt aus dem rings von Gletscherspitzen umstellten Hintergrunde des Thales ist nur über hohe Gebirgspässe möglich. Unter ihnen der bequemste, die Arlscharte, führt nach dem Salzburger Thale Großarl.

Ein anderer westlicher Uebergang nach Großarl ist bedeutend beschwerlicher. Als die beschwerlichste und bei ungünstigem Wetter auch als gefährlich schildert man die Paßwanderung über die kleine Elendscharte nach dem Gasteiner Kötschachthale. Vorzüglich soll das Abwärtssteigen von der Scharte zu den obersten Alpenhütten nur über steile, mit großem Geröll und Felstrümmern bedeckte Abhänge bewerkstelliget werden können, und von der Höhe bis Badgastein sollen noch 6 Stunden benöthiget werden.

Auf den Landkarten findet sich noch ein Uebergang aus dem großen Elend in das Seethal gezeichnet. Er führt lange über Gletscher, und dies mag der Grund seyn, warum er seit Jahren von Thalbewohnern gar nicht und nur ein paar Mal von Fremden benützt worden ist.

Ich beabsichtigte schon lange, das Maltathal zu besuchen, von dessen Schönheit ich so viel gehört hatte, und damit eine Ersteignng des Hochalpenspitzes zu verbinden. Ich hatte den Hochalpenspitz auf eine eigenthümliche Art kennen gelernt. Im Jahre 1843, als unser Berg wegen der Messung seiner Höhe mit 8261 W. F. und der kartographischen Erhebung des Säulecks zum Kulminationspunkt der Umgebung sich noch eines geringen Rufes unter den Hochspitzen der Tauernkette erfreute, erstieg ich den Ankogel bei Gastein.

Ich war überzeugt, auf einen Alles ringsum beherrschenden Gipfel zu gelangen. Da erblicke ich, auf der Spitze angelangt, ganz unverhofft in nächster Nähe gegenüber eine Kuppe, welche offenbar den Ankogel an Höhe überragt. Der Eindruck davon war ein höchst überraschender und lebt noch heute frisch in meiner Erinnerung.

Auf der Reisekarte, die ich bei mir hatte, war der Berg nicht benannt, ich wandte mich daher an meinen Führer, welcher ihn mir als den Hochofner bezeichnete. Thatsächlich war es der Hochalpenspitz. Der Name Hochofner kommt in den Generalstabskarten und zwar selbst in den so detaillirten ursprünglichen Aufnahmen, den Sektioner, nicht vor, auch konnte ich seinen Ursprung auf eine authentische Quelle nicht zurückleiten. Er muß aber dennoch früher eine gangbare Bezeichnung für den Hochalpenspitz oder wenigstens für die Gletscher desselben gewesen seyn, weil auch in Schmidel's Reisehandbuch eines gewaltigen, im großen Elend befindlichen Gletschers Hochofen erwähnt wird.

Seitdem hatte Professor Simony mit richtigem Blicke in seinem „Schafberg-Panorama" die Höhe des Hochalpenspitzes bereits mit 10,200 Fuß angegeben und dadurch meine Ansicht von der ausgezeichneten Höhe desselben noch mehr bestätigt.

Als ich im Jahre 1856 zuerst nach Gmünd kam, glaubte ich denn auch der Ausführung meines Planes, bezüglich des Hochalpenspitzes, nahe zu seyn. Allein die Verhältnisse waren dem Unternehmen nicht günstig. Ich war am 13. August in Gmünd angelangt, mußte jedoch eines gegebenen Versprechens halber spätestens am 17. August in Mittersill in Pinzgau eintreffen und hatte theilweise auch deshalb den kürzesten Weg aus Kärnten nach dem Pinzgau durch das Maltathal gewählt. Ich konnte daher diesmal auf keinen Fall auf schönes Wetter warten. Es ließ sich nur der 14. und 15. zur Ersteigung und der 16. zum Uebergange nach Gastein verwenden. War dagegen am 14. die Witterung nicht zu einer solchen Bergfahrt geeignet, so war ich genöthigt, sie für dies Jahr aufzugeben.

Am 14. August brachte mich aber höchst zweifelhafte Witterung dazu, sogleich den Weg nach Gastein durch das Maltathal einzuschlagen. Jedoch selbst die vollständige Durchwanderung desselben und der Uebergang über die kleine Elendscharte nach dem Kötschachthal wurde mir damals vereitelt.

Ich hatte Gmünd spät verlassen und kam an diesem Tage bis zur Wastelbauer-Alpe. In der Nacht brach dann ein so furchtbares Hochgewitter los, daß ich mich kaum eines ähnlichen entsinne und mir das hochinteressante Schauspiel, das es bot, unvergeßlich bleibt.

Alle Elementarkräfte schienen entfesselt. In kaum sekundenlangen Zwischenräumen erhellten die Blitze mit ihren schlangenförmig gewundenen Strahlen das Dunkel der Nacht, der Sturm heulte, unter seinen Fängen ächzte die Sennhütte, wenig Schritte von ihr toste die Malta. Doch weitaus übertönten die von den Bergwänden ringsum wiederhallenden gewaltigen Donnerschläge das Heulen des Sturmes und das Tosen des Waldbaches.

Am nächsten Morgen hatte sich der Nebel derart ringsum auf den Höhen eingenistet, daß mein Führer es ablehnte, mich über die Elendscharte zu führen, und ich, um doch nach Pinzgau zu gelangen, gezwungen war, von der Samerhütte den Weg über die Arlscharte zu nehmen.

So habe ich das Maltathal nur bis zur Samerhütte kennen gelernt.

Digitized by Google

Nach demjenigen, was ich gesehen, muß ich mein Urtheil dahin abgeben, daß es ein wundervolles Thal ist, von einer Großartigkeit, wie wenig andere Thäler in den Alpen, von einem Reichthum an Wasserfällen, wie kein anderes.

Es ist nöthig, bevor wir in seine Einzelnheiten näher eingehen, über die Benennung seiner Theile zu sprechen. Hierin finden wir eine große Unsicherheit, und dieselbe mag dem Umstande zuzuschreiben seyn, daß die Bildung der Thalstufen hier weniger ausgesprochen ist, als in manch' anderem Thale. Entschieden die erste Abtheilung reicht von der Ausmündung bei Gmünd bis zum Pflügelhofe. Doch auch diese 2 bis 3 Stunden lange Strecke, welche das Maltathal in engerem Sinne bildet, während das Wort in weiterem Sinne für das Thal in seiner ganzen Ausdehnung von Gmünd bis auf die Elendscharte genommen wird, wurde neuerlich in das vordere und hintere Maltathal getheilt und die Untertheilung findet in der verschiedenen Beschaffenheit der zwei Strecken ihre Begründung. Vom Pflügelhofe an hat sich der Charakter des Thales so sehr verändert, daß eine andere Bezeichnung dadurch vollkommen geboten ist. Allein während der Name Maltagraben von einer Seite für die ganze Strecke vom Pflügelhofe bis zur Samerhütte und für den obersten Theil die Namen großes und kleines Elend vindicirt werden, nennen andere die Strecke vom Pflügelhofe bis zum Samer das Katschthal; wieder eine andere Ansicht nimmt den Abschnitt bei dem blauen Tumpf an und läßt schon von da an das Elend oder den Elendgraben beginnen.

Ich meine, daß die erstere Bezeichnung die richtige ist. Bei ihrer Annahme zieht zwar die entschiedene Thalstufe zwischen dem blauen Tumpf und der Adambauernalpe eine neue Namensbezeichnung nicht nach sich. Es ist jedoch dann der Charaktee im ganzen maßgebend, wornach die Strecke bis zur Samerhütte, wenn auch mit einigen Erweiterungen der Sohle, eine Schlucht bildet, wogegen von der Samerhütte an der Hochalpencharakter vorherrscht. Zudem erscheint der Name Katschthal in den Generalstabskarten nicht und die Bezeichnung des Elends vom blauen Tumpf an steht mit der Vulgarbezeichnung im Widerspruche.

Betrachten wir zuletzt das Maltathal im engeren Sinne von Gmünd bis zum Pflügelhofe, so ist es bis Maltein ein weites Alpenthal mit reichem Getreidebau auf der Thalfläche. Freundliche Gehöfte winken aus ihr und von den grünen Abhängen über ihr. Darüber decken Hochwald und Alpenweiden die Berghöhen, wohl noch hie und da überragt von ernsten kahlen Felswänden. Vorzüglich reizend blickt von der südlichen Thalwand das Jagdschloß Darnbach, umgeben von stattlichen Bauernhöfen aus Gruppen schöner Bäume zu Thal. Als das mächtigste Berghaupt ragt der hohe Sannblick im Hintergrunde auf, und die Schneefelder unterhalb seiner Spitze beweisen, daß ihm der Name eines hohen Berges nicht bloß relativ gebührt.

So gelangen wir auf einer ganz fahrbaren Straße über Hippersdorf, Auen und dann bei einer Kohlstatt vorbei nach dem Pfarrdorfe Ober-Malta, das gewöhnlich Maltein genannt wird.

Hinter Maltein behält das Thal noch eine zeitlang seine Breite, dann führt die Straße, deren Beschaffenheit schon mehr an einen Gebirgsweg erinnert, bereits häufiger durch Erlen-Auen, und Steinblöcke am Wege mahnen an die größere Nähe der Felsberge. Zuletzt treten die Höhen der rechten nördlichen Seite entschieden in den Thalboden herein und hier sind wir dem Pflügelhofe nahe, den wir auch bald erblicken.

An ihm tritt das Hochgebirge vollkommen in seine Rechte, jedoch auf erfreuliche Weise, indem es ein schönes Bild gewährt.

Ein alter Seeboden, breitet sich der Thalkessel aus, gekleidet in Mattengrün. Nur auf der Südostseite ist der Malta der Ausweg zwischen Hügeln offen. Auf ihnen liegen Bauernhöfe nahe dem Bache, aber wie jener des Klampferers westlicher auf dem Thalboden selbst. Höhere Berge umstehen mit waldbedecktem Fuße auf den übrigen Seiten den tiefen Grund in solcher Nähe, daß weiteres Vordringen von hier nur für jenen möglich zu seyn scheint, der in ihre Wände zu dringen sich nicht scheut.

Selbst die Geheimnisse der Gletscherwelt erschließen sich schon dem Blicke, der durch die Schlucht des zur Linken mündenden Gößgrabens die eisigen Höhenpunkte am Sänleck und Hochalpenspitz zu erreichen vermag. Reizend endlich lagert der Pflügelhof auf der Nordseite unter ehrwürdigen alten Linden. Ein ansehnlicher Bau, soll dieser Graf Lodron'sche Wirthschaftshof seinen Namen von einer ausgestorbenen adeligen Familie, den Herren von Pflügl tragen.

Den vorzüglichsten Schmuck aber bilden zwei bedeutende Wasserfälle.

Minder hoch, jedoch breit und wasserreich stürzt der Gößbach von Westen in Tannenumgebung zu Thal. Ihm schräg gegenüber auf dem linken Malta-Ufer dagegen bildet der Fallbach an den östlichen Thalbergen einen prachtvollen Wasserfall.

Mit einer Gesammtfallhöhe von 2- bis 300 Fuß zieht sich der Bach im oberen Theile an den Felswänden als Schleierfall herab, gewinnt jedoch tiefer unten seine Selbstständigkeit und wirft sich nun im freien Bogen auf die Felsblöcke und das Gerölle hinter dem Hofe des Fallers, weithin alles mit seinem Wasserstaube benetzend.

So vollkommen die Gegend am Pflügelhofe geschlossen scheint, so bieten sich doch gerade aus ihr mehr als irgendwo sonst im Maltathale Auswege dar. Auf der Nordseite, den Fallbach aufwärts, führt der Steig auf die Perschitzen und Hasalpe, deren Weideboden als der beste des Thales gerühmt wird, westwärts ist der Gößgraben eingeschnitten, nordwestlich dagegen zieht sich das Maltathal als Maltagraben fort.

Der Gößgraben wird im westlichen Hintergrunde vom Sänleck geschlossen; in seiner nordwestlichen Ecke lagert der Hochalpenspitz, und sendet das Trippenkees in ihn herab. Der Graben, aus welchem man über das Thörl in das Döffenthal, ein Seitenthal des Maltathales, gelangt, wird als malerisch geschildert, und vorzüglich soll der gegen seinen Schluß zu liegende „Zwillingsfall" seinen Besuch lohnen.

Wir aber wollen nun tiefer im Maltathale selbst vordringen.

Wir überschreiten zu diesem Ende die Malta hinter dem Pflügelhofe und befinden uns bald bei dem Weiler Brandstatt.

Er besteht allerdings nur aus einigen sich an die Felsen ohne Regel anlehnenden Holzhütten. Wir hatten jedoch hier noch eine von Menschen beständig bewohnte Stätte anzutreffen nicht gehofft, und so überrascht uns selbst der ärmliche Weiler.

Alle jene malerischen Reize, durch welche das Maltathal wie wenig andere ausgezeichnet ist, haben wir in der nun folgenden Strecke im Maltagraben zu suchen. Weiter oben im Elend herrscht die erhabene, aber starre Größe

Digitized by Google

der Gletscherwelt; die Farben und das frische Leben der Natur, diese ersten Bedingungen, um eine Gegend zur entzückend schönen zu gestalten, finden wir nur im tieferen Maltagraben.

Hier ragen steile Felswände von grotesken Formen auf und lagern mächtige Felsblöcke rings auf dem Wege und im Bette der Malta, sie zu wildem Brausen zwingend. So wie aber die größeren Felsenpartien überall durch einzelne oder gruppenweise darauf horstende Fichten belebt werden, so hat sich eine jüngere Generation des Waldes selbst auf den einzelnen Felsblöcken angesiedelt und umklammert mit ihren Wurzeln den kalten Stein, oder hält wenigstens Beilchenmoos die Trümmer umspinnen. Hier lachen noch grüne Matten und erheben sich auf ihnen und dort, wo sich der Thalboden in etwas erweitert, auf der Thalsohle selbst freundliche Sennhütten.

Hier sind hoch über den tosenden Wildbach gedeckte Brücken malerisch gespannt und stürmen in kühnem Sprunge oder rauschen in breitem Silbermantel mächtige Bergbäche über die Felsen der Malta zu, die sich selbst wieder im ernsten Tannenwalde donnernd über eine höhere Felsstufe hinabwirft.

Wir bewundern die Großartigkeit der Landschaft um uns, da steigt plötzlich über dem herrlichen Vordergrunde eine Hochspitze in kühner Form empor und schimmert uns zuletzt noch aus der Wolkennähe das Gletschereis entgegen, dann müssen wir bekennen, daß das Maltathal überreich ist an den Reizen aller Art, durch welche die Hochgebirgswelt ihre Besucher zu begeistern versteht.

Als ich das Maltathal noch nicht kannte, hatte mir ein Kärntner auf meine Frage, ob es wirklich so großartig sey, dies mit den Worten bejaht: „denken Sie sich nur, wo in andern Thälern ein kleiner Stein liegt, liegt im Maltathal ein Felsstück." So trefflich mit diesem Satze die Charakteristik des leblosen Theiles der Natur unseres Thales ausgedrückt ist, so wenig kennzeichnet er das Thal in demjenigen, was es eigentlich vor allen anderen Thälern so anziehend macht, in dem frischen Naturleben, welches allerorts im Maltagraben bis hinan zur Region der Hochweiden pulsirt und auch auf den Reisenden belebend und anregend wirkt.

Der mächtigste Faktor desselben ist das Wasser, und es genügt die Thatsache zu erwähnen, daß von den Reisenden im Maltathale außer zahlreichen kleinen gegen 20 große Wasserfälle gezählt werden.

Ich habe bis zur Samerhütte über ein Dutzend Wasserfälle angetroffen, deren jeder so bedeutend ist, daß er in jedem andern Thale der Gegenstand allgemeiner Bewunderung seyn würde. So werden wir denn bei der Skizzirung dessen, was auf dem weiteren Wege unsere Aufmerksamkeit fesselt, immer wieder auf seine Wasserfälle zurückkommen müssen.

Gleich im Anfange gewahren wir, nachdem wir Braudstatt kaum verlassen, einen reizenden Stanbbach, der von der nördlichen Thalwand aus bedeutender Höhe in zwei Silberfäden herabflattert, um in Wasserstaub gelöst in der Luft zu verflüchtigen. Wir sind noch nicht lange fortgewandert, erst durch Wald, dann über einen Wiesgrund, auf welchem wir an den ersten Niederalpen vorbeikommen, da erblicken wir den „hohen Steg", und auch hier ist eine herrliche Naturscene vornehmlich dem Wasser zu verdanken. Um sie vollkommen zu würdigen, steigen wir an das Ufer der Malta hinab und staunten uns das großartige Bild an, welches die aus den sie beiderseits einengenden Felsen schäumend herausstürmende Malta mit dem üppigen Pflanzenwuchse an ihren Ufern und den frischen von den Abhängen in sie hinabblickenden Tannen, mit der hoch über ihr von Fels zu Fels schwebenden „gedeckten Brücke" und den diese noch im fernen Hintergrund überragenden Bergspitzen gibt.

Wir steigen jetzt zum „hohen Steg" selbst empor und sehe da, vor uns liegt ein neuer Wasserfall. Zum größten Theile gespeist auf den Schneefeldern und Karen des Schobers und großen Sounblicks rauscht ganz nahe dem „Hochsteg" der mächtige Möllnigbach*) von bedeutender Höhe, breit aber ohne eigentlichen freien Fall der Malta zu.

Vom „Hochsteg" zieht der Weg allmälig abwärts, man erreicht über die „Feidelbauernalpe" die „hohe Brücke" und sieht nun die weiteste Thalfläche im Maltagraben, die sogenannte „Schönau" mit der „Traxhütte." Die Scenerie an der „hohen Brücke" besteht der Hauptsache nach aus denselben Bestandtheilen wie jene am „Hochsteg", der „gedeckten Brücke", und dem zwischen Felsen-Ufern in Tannen-Umgebung lärmenden Wildbache. Zuletzt senkt sich der Weg zu der Traxalpe nicht unbedeutend hinab, und da ohnehin bis hieher niemals eine bedeutende Steigung war, so glaube ich, daß es zu weit gegangen ist, wenn hier eine höhere Thalstufe des Maltathales angenommen wird.

Hinter der Traxalpe beginnt jene Strecke, welche sich durch ihren großartigen, wildschönen Charakter vor allen übrigen Theilen des Maltathales auszeichnet.

Wir sind etwa eine Viertelstunde von der Alpe entfernt, und haben den das Thal nach rückwärts zu schließenden Felsenhügel erstiegen. Da tönt das Tosen, das wir schon längere Zeit gehört, immer gewaltiger an unser Ohr.

Noch einige Schritte und das wundervollste Bild im Maltathale liegt vor uns, ein Bild, dem jedenfalls nur wenige seines Gleichen in den Alpen an die Seite gestellt werden können: der Doppelsturz des Hochalpenbaches und der Malta, der Hochalpenfall und der blaue Tumpf.

Nichts eignet sich weniger zu einer Schilderung mit der Feder, als dies Schauspiel, denn eben das Wildbewegte der Scene zeichnet sie aus.

Man denke sich einen hochstämmigen Wald von mächtigen Tannen auf dem Thalboden. Letzterer, der sich wellenförmig hebt und senkt, ist ringsum mit Felstrümmern und Farrenkräutern bedeckt, am Nordrande dämmt ihn ein steil ansteigender Felsrücken, auf der Südseite dagegen entsteigt ihm eine gleichfalls Tannen-bewachsene Felswand.

Von dieser Wand nun stürzt etwa 200 Fuß hoch der auf den Gletschern des Hochalpenspitzes geborene Hochalpenbach herab. Die gewaltigen Wassersäulen des Wildbaches werden in der oberen Hälfte von den seinem Sturze sich entgegenstemmenden Felsen in zahllose Wogen milchweißen Schaumes gebrochen, bald aber sammeln sie sich wieder, um die untere Hälfte ihres Weges von der Höhe zur Tiefe im kühnen Sprunge zurückzulegen.

Der Fall wäre allein für sich betrachtet durch seine Höhe, seinen Wasserreichthum und das Wildromantische seiner Umgebung unter die vorzüglichsten Wasserfälle in den Alpen zu rechnen. Die Romantik des Bildes wird aber verdoppelt

*) In der großen Aufnahme des k. k. Generalquartiermeisterstabes erscheint eine Alpe, ein Bach und eine Bergspitze gleichen Namens, die beiden erstern mit der Schreibart Möttnig, der letztere als Metnil.

Ich halte die Schreibart Möttnig als die dem Dialekte in dieser Gegend entsprechende für die richtige.

Digitized by Google

dadurch, daß in der Entfernung weniger Klafter mehr gegen die rechte Thalseite zu die stets wasserreiche Malta selbst in der Richtung ihres bisherigen Laufes mindestens 8 Klafter hoch in einen Felsenkessel herabwogt. Wegen der Tiefe dieses Kessels haben die daria unmittelbar nach dem Falle gesammelten Fluthen eine blaue Farbe, daher der Wasserfall der blaue Tumpf genannt wird.

Man muß inmitten des Doppelabsturzes und seiner hochaufsteigenden Säulen von Wasserstaub gestanden, muß den wilden Donner und das Gebrause gehört haben, welche von beiden Fällen fort und fort als alleinige Melodie in dieser großartigen Wildniß ertönen und man wird erst im Stande seyn, sich den Eindruck des großen Naturschauspiels auf denjenigen vorzustellen, der es zum ersten Male sieht.

Mit dem Hochalpenfall und dem blauen Tumpf hat der Maltagraben den Höhenpunkt seiner Großartigkeit ereicht. Allerdings aber findea wir noch viel Hochinteressantes. Dazu gehört zunächst auf der nun folgenden Wegstrecke bis zur Adambaueralpe die größte Felsenparthie im Thale, die sogenannte lange Wand. Sie befindet sich auf dem linken Ufer der Malta, das man sogleich hinter dem blauen Tumpf auf einer zweiten hohen Brücke erreicht, welche der früheren an kühnem Bau nicht nachsteht.

Es bedarf eines so langen Aufwärtssteigens unter den Felsmauern der langen Wand, daß hier füglich eine höhere Thalstufe angenommen werden muß.

Manchmal fehlt jeder Raum zu einem Wege und ist ein solcher nur durch die an den Felsen befestigten Baumstämme oder durch in die Steinplatten eingehauene Fußtritte geschaffen. Auch auf dieser Strecke gewahren wir mächtige Wasserfälle, und während darunter der Mahralpenfall auf der Nordwand besonders wasserreich ist, tragen zwei rechts und links von den Wiesen und der Hütte der Preimelalpe auf der Südseite herabfließende Bäche einen mehr friedlichen Charakter.

Hat man endlich die Höhe des Weges längs der langen Wand gewonnen, so ist die Adambauernhütte nicht mehr ferne. Bei ihr führt der Steig wieder auf das rechte Ufer der Malta.

Auf dem weiteren Wege bis zur Wastelbauernhütte fühlte ich mich noch einmal so recht in die Region der Wasserfälle versetzt, als ich kaum einen Bach, der von der linken südlichen Thalwand etwas abseits vom Pfade abgestürzt ist und nun über den Abhang zur Malta eilt, auf einer alten Lawine als Brücke übersetzt hatte und mir schon das Brausen eines zweiten Wasserfalles an das Ohr schlug. Diesmal war es wieder die Malta selbst, die den Fall des Roßtümpels bildet, welcher jedenfalls den vorzüglichsten Wasserfällen im Maltathale anzureihen ist. Vielleicht an Fallhöhe etwas hinter dem blauen Tumpf zurückbleibend, befindet er sich in nicht minder interessanter Umgebung als dieser. Denn kaum hat die Malta und zwar auch hier im Walde ihren Sprung gemacht, so nöthigen dem Absturze gegenüber liegende und sich gegen den Weg und das rechte Ufer zu verlängernde Felsen den Waldbach zu einer Krümmung im weiten Bogen, mit welcher er sich aus dem fast runden Becken schäumend herauswindet.

Zur Wastelbauernhütte, der stattlichsten im ganzen Thale, war ich vom Pflügelhofe aus in fünf Stunden freilich des raschesten Steigens und ohne einen längeren Aufenthalt gekommen.

Zwischen den Wastelbauern- und der Samerhütte, deren Entfernung von einander anderthalb bis zwei Stunden beträgt, geht der Charakter der Landschaft von dem bisherigen in jenen eines Hochthales über. Der Weg steigt fortan längs des rechten Maltaufers und wird zuletzt dadurch mühsam, daß man beständig über Steingerölle zu klettern hat. Der Baumwuchs hat allmälig abgenommen und haben wir die Samerhütte erreicht, so breitet sich vor uns der vordere Theil des Elends bis zu der eine halbe Stunde entfernten, von hier sichtbaren Reckenbüchterhütte als ein stilles weites Hochthal aus, dessen moosgrüne Weidefläche der Elendbach in der Mitte durchzieht und das rings von kahlen, zu oberst theilweise mit Schnee bedeckten Bergen überragt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Neumannisches Epithaphium.

(Nachtrag zum Aufsatze: Anna von Neumann von Wasserleonburg.)

Unsere im Blatte Nr. 8 und 9 gemachten Mittheilungen über Anna von Neumann von Wasserleonburg und ihre Gatten, haben unvermuthet von sehr schätzbarer Hand eine Zugabe erhalten, welche wir den Lesern der „Carinthia" nicht vorenthalten zu sollen glaubten, und dieses um desto weniger, als gerade in unserm Lande, ihrer Heimath, bisher von ihr und über sie keine Dokumente, Inschriften und was wir am meisten wünschten, Porträte uns zur Kenntniß gekommen sind.

Berichterstatter sagt: Im gräflich Goëssischen Schlosse zu Tressen findet sich ein altes Gemälde, wahrscheinlich für eine Kirche bestimmt, welches dahin aus einer Kirche von Villach, vermuthlich der nun schon längere Zeit außer Gebrauch gesetzten ehemaligen „Minoritenkirche" gebracht geworden zu seyn scheint. In der Mitte desselben erblickt man ein Crucifix, links von ihm zwei knieende Frauen mit ihren Wappen, rechts in gleicher Stellung einen Mann, mit gleichfalls neben ihm angebrachtem Wappen, und weiter zurück die Vorstellung zweier jüngerer Männer. Unterhalb befindet sich nachstehende wörtlich wiedergegebene Inschrift:

„Die wohlgeborne Frau Anna Freyin zu Tenschbach, geborne Neumann zu Wasserleonburg, Frau zu Moran, hat dieses Epithafium oder Gemäld zu Ehren und seligen Gedächtnuß Ihrer lieben Frau Mutter Barbara Neumannin, nachmahls Teuschin, geborne Rumpfin, — ihrer ehelichen lieben Tochter, Jungfrau Barbara, geborne Freyin von Tannhausen, sammt ihren beiden leiblichen Brüdern Junkern Moritzen und Georgen, die Neumann zu Wasserleonburg, dann auch ihren lieben Stiefvater, Herrn Hansen Teuschen, Fürst Bambergischen Rat, Amtmann zu Villach und Pfleger zu Föderaun, alle allhier begraben, aufrichten und machen lassen, denen der Allmächtige Gott gnädig auch ihnen erfreuliche Auferstehung verleihen wolle. Amen. 1593."

Diese Angabe, daß Barbara geborne von Rumpf die Mutter Anna's war, finden wir bereits Eingangs obigen Aufsatzes. Ebenso, daß Anna als Gattin des Joh. Jak. Freiherrn von Thanhausen ihm zwei Töchter gebar: Elisabeth, welche den letzten der Freiherren von Kholnitz ehelichte und Barbara, welche im Epitbaphium eine geborne Freiin von Thanhausen und Jungfrau genannt wird, die sohin im ledigen Stande verstarb. — Das sammt ihren beiden leiblichen Brüdern bezieht sich, wie wir sahen, nur auf die Anna's, die Junker Moriz und Georg von Neumann;

Digitized by Google

Bergmann läßt einen dritten Bruder, Hanns, mit seinem Vater Wilhelm nach Augsburg kommen, der 1527 in einem Alter von 16 Jahren stand und daher im Jahre 1593 schwerlich mehr lebte; möglich, daß er Hanns Georg hieß, wie es damals fast allgemein gebräuchlich, und somit der zweite jener Brüder war, mit denen wahrscheinlich das Geschlecht der Neumanne erlosch. Neu ist uns die zweite Ehe der Mutter Anna's mit Hanns von Seenus, Bambergischem Rath und Amtmann in Villach und Pfleger zu Federaun. Es sind demnach jene beiden Frauen am Gemälde: Anna's Mutter Barbara und deren gleichnamige Tochter, dann die beiden jungen Männer ihre Brüder und der Mann vorne Hanns von Seenus der Stiefvater.

H.

Die Sensenfabrikation in Kärnten.

(Aus M. F. Klayer's historisch-statistischer Darstellung aller Produktivzweige des Landes.)

Zu den ältesten und im landwirthschaftlichen Haushalte wohl unentbehrlichsten Schneidewerkzeugen gehören unstreitig auch die Sichel und Sense. Fast alle Länder des Kontinents nehmen an der Erzeugung dieser Werkzeuge erfolgreichen Antheil in dem Grade, als dieser Industriezweig mehr oder weniger frühzeitig Gegenstand ihrer sorgfältigen Pflege war und der Kultur im Allgemeinen gleichen Schrittes folgte.

In Oesterreich dürften die Sensenhammerwerke, welche seit alten Zeiten her sich eines besonderen Schutzes der Regierung zu erfreuen hatten, so ziemlich die ersten gewesen seyn, deren Werkstätten mit Vertheilung der Arbeit eigentlich fabriksmäßig betrieben wurden, weshalb sie es auch bald zu einer solchen Vollkommenheit ihrer Fabrikate brachten, daß sie für ihre aus vortrefflichem Materiale erzeugten Waaren der Nachfrage nach Polen, Rußland, Frankreich, Deutschland, der Schweiz, der Türkei und dem Orient nicht immer zu genügen im Stande waren. Beth gleich dieser gesteigerte Begehr dem inländischen Absatze auch die nachhaltigsten Aussichten und Bürgschaften für eine ferne Zukunft, so konnte selbst der Aufschwung, den dieser Industriezweig bis dahin genommen hatte, den Wechselfällen der Folge nicht immer genügend kräftigen Stand halten, weil sich in dieser Beziehung das industrielle Streben nach Unabhängigkeit mittlerweilen auch in anderen Ländern Bahnen gebrochen und Geltung verschafft hatte. Hohe Zölle, welche im Auslande zum Schutze der dort neu auflebenden Industrie der Einfuhr österreichischer Sensenfabrikate nach und nach entgegengestellt wurden; Auswanderungen geschickter Sensenschmiede, welche, unter lockenden Bedingungen zur Errichtung neuer Sensenfabriken in's Ausland gezogen, dort hiezu willig ihre Kräfte liehen*); willkührliches, ungestraftes Nachahmen der accreditirtesten österreichischen Fabrikszeichen auf schlechte anständische Waare, wodurch den inländischen Fabrikanten Kredit und Absatz arg verleidet wurde; öfters sich wiederholende Ausfuhrsverbote von inländischen Sensen, für deren Dauer die consumirenden Länder ihren Bedarf sich anderseitig zu decken bemüssigt sahen, was füglich der fremden Concurrenz die Thore öffnen mußte; im größeren Umfange eingetretene Mißernten, und in Folge dieser allmälige Vertheuerung der Roh- und Hilfsstoffe, der Lebensmittel wie der Arbeitskräfte; endlich die Unsicherheit des Geldmarktes im Allgemeinen: — haben diesem Industriezweige tiefe, fast unheilbare Wunden beigebracht, so daß ein neu gekräftigtes Aufleben und Aufblühen desselben nur von einer besseren Gestaltung der Zukunft und durch ein einsichtsvolles beharrliches Fortschreiten im Geiste der Zeit und der gesteigerten industriellen Anforderungen Seitens der Sensengewerken wieder herbei geführt werden könne.

Sind die eben berührten Umstände an sich gleich tief greifende Momente, so will hier damit nicht gesagt seyn, daß die Thätigkeit des Schaffens auf diesem Felde gänzlich paralisirt worden wäre. Im Gegentheile hat sich die Sensenfabrikation immer noch erhalten; nur müssen die damit verbundenen Anstrengungen und großen Opfer, die sie erforderte, nicht unterschätzt werden. Was die Qualität des Fabrikates anbelangt, so ist selbe trotz so mißlicher Verhältnisse bisher unverändert eine gleich gute geblieben, und hat in dieser Richtung noch heutigen Tags keine Konkurrenz zu scheuen; in Beziehung auf die quantitative Produktion ist hier eher eine Zu- als Abnahme bemerkbar. Jedoch ist diese Zunahme keine so bedeutende, daher weder im Verhältnisse zu jener des Auslandes noch selbst mit dem großen Aufschwunge zu vergleichen, welchen andere Industriezweige in der Monarchie in gleicher Zeit genommen haben.

In die Sensenfabrikation theilen sich dermalen die Kronländer: Böhmen, Salzburg, Tirol, Krain, überwiegend aber Ober- und Niederösterreich, Steiermark und Kärnten, in welchem heimathlichen Kronlande die Fabriken: J. M. Offner in Wolfsberg, C. Platzer (früher Cl. Resser), J. M. Pickl, Jos. Schurz, sämmtlich in Himmelberg, Joh. Spitzer in Kleinglödnitz und Johann Zeilinger in Feistritz bei St. Veit, thätig sind*).

In Betreff der Produktion in den verschiedenen Perioden zeigen die Mengen eine auffallende Abweichung unter einander, und situiren am besten den Standpunkt der Sensenindustrie im Kampfe mit den Zeitverhältnissen. Die Catastral-Erhebungen (J. 1825—1827) haben von 9 Fabriken mit 44 Feuern und 28 Schlägen eine Produktionsmenge von 259,375 Stück Sensen, Sicheln und Strohmessern (von beiden letzteren kaum 10,000 Stück) nachgewiesen. Das J. 1842 zeigt nur eine Produktion von 167,733 Stück Sensen, 4000 Stück Sicheln und 2000 Stück Strohmessern im Gesammtwerthe von 45,697 Gulden C. M., hingegen das Jahr 1846 eine ebenso rasche, fast doppelte Zunahme in der Ziffer von 330,000 Stück Sensen, 7000 Sicheln und 3000 Stück Strohmessern in einem Werthe von 127,833 fl. Von da an blieb die Erzeugung mehr eine constante; zwar ging sie im J. 1855 auf die Ziffer von 202,700 Stück Sensen, 4280 Stück Sicheln und 1115 Stück Strohmessern im Werthe von 83,764 fl. zurück, hob sich aber im J. 1859 wieder auf dieselbe von 305,200 Stück Sensen, 9150 Stück Sicheln und 1783 Stück Strohmessern im Gesammtwerthe von circa 128,700 fl. C. M., wobei 6 Fabriken mit 38 Feuern und 27 Schlägen bei einem Aufwande von 5135 Ctr. Sensenstahl, 110 Sensenschmiede, 62 Holzschläger und Köhler ꝛc.,

*) Während der französischen Invasionen in Kärnten wurden mehrere Sensenschmiede von Himmelberg durch die Feinde gewaltsam nach Frankreich entführt.

*) Die Sensenschmiede in Greifenburg ist mittlerweile eingegangen, ebenso wurde eine solche in Himmelberg in einen Pfannenhammer und jene in Spittal in eine Stahlgewerkschaft umgestaltet.

Digitized by Google

erstere bei voller Verpflegung im Lohne von 24,223 fl., letztere in jenem von 11,525 fl. beschäftigten.

Die hierländigen Sensengewerken erzeugen in der Regel nur grone nicht polirte Sensen mit der natürlichen Stahlfarbe, die Fabriken zu Kleinglödnitz und Wolfsberg (letztere ausschließlich) oder auch polirte, sogenannte steirische Sensen, in allen bekannten Gattungen: wie den deutschen (bresslauer und bairischen), tiroler, istrianer, italienischen, ungarischen, polnischen, wallachischen, russischen, türkischen, französischen und amerikanischen Formen. Die Qualität der kärntnerischen Sensen ist eine vortrefflich gute und als solche im Handel seit jeher bekannt, ja es ist eine konstatirte Thatsache, daß Sensen aus dem Kärntner-Stahle erzeugt zu den ausgezeichnetsten gehören. Die beste Anerkennung ihres Werthes gibt das Ausland durch die Bestellungen, die es macht und durch das häufige Nachschlagen hiesiger Fabrikszeichen auf das eigene, minder gute Fabrikat. Die heimische Produktion deckt nicht nur den eigenen Bedarf, sondern versteht in diesem Artikel auch noch die übrigen Provinzen der Monarchie und zum Theile selbst das Ausland. In erster Beziehung zählt Kärnten: Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Tirol, Salzburg, das südliche Böhmen, Mähren, Galizien, Krain, Görz, Istrien, Küstenland, Venetien und den westlichen Theil von Ungarn; in letzterer Baiern, Baden, den östlichen Theil der Schweiz und Italien zu den Abnehmern seiner grouen Sensen, die dort fast ausschließlich begehrt werden. Im Mittel- und Ost-Ungarn mit seinen Nebenländern, in der Türkei, den Donauländern und in Rußland werden nur blaue polirte, theilweise auch hierlands erzeugte Sensen gekauft.

So umfangreich für den ersten Ueberblick das Absatzgebieth für dieses heimische Fabrikat auch scheinen mag, so liegt doch der Verkehr, hauptsächlich nach dem Auslande, in so fern er nicht von den Fabrikanten selbst ausgeht, im Argen. Das Handelswesen und seine Institutionen zur Beförderung desselben erfüllen noch lange ihre Bestimmung nicht. Es hat sich noch wenig Mühe gegeben, seine Aufgabe, der Vermittler zwischen Abnehmer und Producent zu seyn, höher aufzufassen, die Wünsche und Bedürfnisse des Auslandes zu studiren, und die Fabrikation zu ihrer Befriedigung anzuregen, einen regelmäßigen Handel anzubahnen, und ihn auch über Zeiten von Krisen hinaus zu erhalten. Der Fabrikant muß vielmehr selbst Handelsmann seyn, und um durch wohlgebildete Agenten diese Aufgabe zu erfüllen, ist der Fabriksbetrieb der meisten zu klein. Das Institut der Consulate sollte und könnte hierin die wohlthätigste Wirkung üben, theils durch zeitweilig zu veröffentlichende Berichte, theils aber auch durch gewissenhaftere Befriedigung der einschlägig gestellten Anfragen.

In so weit auf den Preis des Erzeugnisses der Zustand unserer Verkehrsmittel einwirkt, liegt die Wegräumung dieses Einflusses außer der Macht der Sensenfabrikanten; insoweit aber der Vorgang bei der Fabrikation und weit mehr noch die herkömmliche sociale Einrichtung bei den Sensenfabriken eine nachtheilige Wirkung auf den Preis der Sensen üben, ist von der Neuzeit sicher eine Entfernung dieser Hemmnisse zu erwarten. Die von der einen und anderen Fabrik schon erzielten Erfolge im fortwährenden Ankämpfen gegen alt hergebrachte Vorurtheile und Zunftgebräuche, gegen das Feiern aller s. g. läßlichen Feierloge (28—32 im Jahre), im Aufgeben der Arbeit nach Schichten und Einführung der Stückarbeit, wie bei den meisten Sensenfabriken in Oesterreich und Steiermark, in der Einrichtung der Arbeit auf Vorrath, so weit es angeht, und nicht bloß auf feste Bestellung, werden nicht ohne gute Wirkung auf die übrigen Fabriken bleiben.

Die Gepflogenheit, Sensenarbeiter stets für ein ganzes Jahr zu verleihkaufen, involvirt zwar die Gefahr, in Zeiten gänzlicher Geschäftsstockung die Arbeiter ohne ersprießliche Gegenleistung erhalten zu müssen; sie läßt sich aber nicht beseitigen, weil Sensenschmiede nur durch mehrere, oft langjährige Uebung zu brauchbaren Arbeitern herangebildet werden können, daher die Zahl derselben immer eine sehr beschränkte ist und bleibt. Auch die Erzeugungsart der grauen, eigentlich kärntnerischen Sensen ist in einiger Beziehung gegen jene der polirten Sensen im Nachtheil. Während man bei der Fabrikation der letzteren zu den meisten Feuerungen, die nicht Schweißhitze erfordern, in eigens konstruirten Flammöfen billigeres Brennmateriale, als Braunkohlen, Torf und Holz verwendet, hat bei der Erzeugung der grouen kärntnerischen Sensen erst Ein Gewerk solche Oefen eingeführt, alle andern brauchen ausschließlich noch die immer theuerer werdenden Holzkohlen in offenen Fenern.

So wenig durch das Gesagte den heimischen Sensengewerken hinsichtlich der Erweiterung der Produktion, welche, wie oben beziffert, die erfreuliche Thatsache der steten Zunahme derselben konstatirt, ein Anwurf gethan werden wolle, so sehr ist es sowohl in ihrem eigenen, wie dem allgemeinen Vaterlands-Interesse zu wünschen, daß sich der Handel mit den so vortrefflichen kärntnerischen Sensen in's Ausland, vornehmlich nach Rußland, wohin in früheren Jahren bereits namhafte Parthien geliefert wurden, wieder anknüpfe und entsprechend ausdehne. Die frequentesten Bezugsrichtungen dahin sind Brody und Odessa; nach letzterer Linie pflegen die Sendungen über Triest zu geschehen*). Natürlicherweise aber ist die Erwerbung dieser Plätze an und für sich auch von gewissen Vorbedingungen abhängig, deren Erfüllung zunächst darin besteht: ein Fabrikat der dort gangboren Sortimente, d. h. polirte Sensen, zu erzeugen, welche Realisirung für die hiesigen Sensenfabrikanten keineswegs außer den Grenzen der Möglichkeit liegen dürfte, da der eine Theil der Hauptsache jener Bedingung ohnehin schon in dem Vorhandenseyn des hiezu erforderlichen Materials, des so ausge-

*) Die ober- und niederösterreichischen, die steirischen und salzburger Sensengewerken setzen einen großen Theil ihrer Erzeugnisse nach Brody ab, wo der Sensenhandel von sechs bis acht Kaufleuten betrieben, in der Ausfuhr nach Rußland bedeutend ist. Ungerechnet der Transitogüter, welche durch Brody für jene russischen Kaufleute ziehen, die im direkten Verkehre mit den österreichischen Gewerken stehen, kann der jährliche Bezug auf ungefähr 3000 Fässer angenommen werden, was einer Anzahl von 2⅞ Million Sensen im durchschnittlichen Werthe von 1¼ Million Gulden entspricht. — Den ersten Rang unter diesen Fabrikaten nehmen die Mühldorfer und Kirchdorfer Erzeugnisse aus Oberösterreich ein, welche bis in die Tiefebene Kamtschata's und bis in die Prairien Amerika's bekannt sind; ihnen reihen sich einige steirische und salzburger Sensen an. (Die beste Sorte wird in Bünden zu je 12 Stück verkauft; die unter den Namen: großrechte Silberstern-, Fuchsensen, Pokalsensen u. s. w. gehen nach 100 Stück.) Obwohl die Klagen über Beeinträchtigung und Mißbrauch der österreichischen Fabrikszeichen auch Seitens der preußischen und würtembergischen Producenten leider vielfach begründet sind, wovon die Brodyer Handelsleute genugsame Erfahrung haben, so influirt dies jedoch nicht auf den betreffenden Absatz, da die Qualität der so verfälschten Waare, zu sehr unter der österreichischen steht. — Trienal-Bericht der Brodyer Handels- und Gewerbekammer pro 1854—1857.

Digitized by Google

zeichneten heimischen Stahles, die wesentlichste Lösung der Aufgabe darbiethet.

Ein sehr renommirter, mit Brody seit mehreren Jahren in Handelsbeziehungen stehender und mit den dortigen Verhältnissen genau vertrauter heimischer Sensengewerk, dessen Loyalität der Verfasser dieses, einen großen Theil der hier einschlägigen Daten verdanket, hat vor Kurzem, anläßlich angeregter dahinzielender Verkehrsanknüpfungen, seine Ansicht dahin ausgesprochen:

„Wenn sich die, bis jetzt nur graue kärntnerische Sensen fabrizirenden Gewerken nach Rußland Absatz verschaffen wollen, so müssen sie die dort gesuchten Sorten nach sogenannter steirischer Art erzeugen, dazu aber auch Arbeiter von Steiermark oder Oesterreich nehmen, wenigstens in so lange, bis die einheimischen Sensenschmieden für diese Manipulation abgerichtet sind. Wenn die Lombardie, bisher ein bedeutender Consument kärntnerischer Sensen, in Zukunft dafür verloren gehen soll, so dürfte die Erwerbung neuer Absatzplätze für diesen Industriezweig des Landes bald nöthig werden. Dazu aber wäre jetzt ein geeigneter Zeitpunkt vorhanden, da die Nachfrage um österreichische Sensen nach Rußland überhaupt außerordentlich groß ist. Dortige Geschäftsfreunde, um die Ursache dieser Erscheinung befragt, hatten entgegnet: „„Diese dürfte zu suchen seyn theilweise in der Anbahnung der Leibeigenschafts-Aufhebung, theilweise aber auch in dem Mißglücken der von der russischen Regierung kräftigst unterstützten Versuche, österreichische Sensen durch dortige Erzeugnisse mit Nachahmung der diesfalls accreditirtesten Fabrikszeichen gänzlich zu verdrängen.“ “ — “

Uebrigens bestätigt es auch selbst die Erfahrung, daß die nach steirischer Art erzeugten Sensen sogar im Inlande schon immer mehr und mehr gesucht werden, als die unpolirten grauen Sensen, die in den östlichen Ländern der Monarchie zum Theile nur geringe Nachfrage erhalten, in der europäischen Türkei aber fast durchaus nicht gangbar sind.

Der Unterschied zwischen grauen s. g. kärntnerischen, und polirten s. g. steirischen Sensen besteht darin, daß bei ersteren nach der Härtung das Blatt graublau abgelassen und dann mit Handhämmern gespannt wird, worauf die Sense fertig ist: bei letzteren wird nach der Härtung das Sensenblatt durch Schaben und Hobeln von allen Oxidflecken gereinigt, dann dunkelblau abgelassen, unter den Polirhammer gebracht und zuletzt mit Handhämmern gespannt. Die Kärntner-Sense muß daher, wenn sie tadellos aussehen soll, aus der Härtung rein, ohne Oxid- (Sinter-) Flecken hervorgehen, und deshalb aus möglichst reinem, eisenfreien und gut gegärbten Stahle erzeugt seyn. Bei den polirten Sensen nimmt man zum Rücken derselben häufig den schlechtesten Meckstahl. Solche Sensen kommen unrein aus der Härtung, allein durch Schaben und Poliren werden die Unreinigkeiten unkenntlich. Um bei weicherem eisenschüßigem Stahle die nöthige Festigkeit zu erzielen, müssen die Sensen schwerer als die s. g. kärntnerischen, gemacht werden. Die Güte dieser erkennt der geübte Käufer beim ersten Besichtigen, während er die der polirten erst erproben muß.

Den Ruf der echten guten kärntnerischen Sensen gefährden vorzüglich die Krainer und ein paar Tiroler Sensengewerken. Diese erzeugen auch graue s. g. kärntnerische Sensen, aber nicht wie die hiesigen aus reinem Stahle, sondern aus einem Gemische von Stahl und Eisen; ihre Fabriksmarken sind leider denen der hierländigen sehr ähnlich, die unterscheidenden Merkmale verschwinden bei der Aufprägung oft ganz und so wandert schlechtes Fabrikat als kärntnerisches in die Welt.

Seit wenigen Jahren spielt der Puddel-Stahl bei der Erzeugung der polirten Sensen eine wichtige Rolle und dürfte bei diesen Sorten den Schmelz- oder Frisch-Stahl nach und nach verdrängen. Herr v. Friedau in Steiermark erzeugt täglich circa 1500 Stück Sensen aus Puddel-Stahl. Die Sensenfabrik Franz Hauser's Erben in Windischgraz, welche bekanntlich als renomirte Waare erzeugt, bezieht das Material hiezu mit Convenienz schon seit zwei Jahren theils von der k. k. Stahlgewerkschaft Eibiswald in Steiermark, theils von der Gewerkschaft Rosenbach des Herrn Ed. Löffler in Kärnten und erhält von beiden Werkern ausschließlich nur Puddelstahl. Nach Ansicht des Herrn Gewährsmannes eignet sich der Puddel-Stahl zur Erzeugung s. g. kärntnerischer Sensen derzeit noch nicht, da er zu wenig Härte und Gleichförmigkeit besitzt. Jedenfalls aber dürften die Bedenken durch fortgesetzte Versuche in nächster Zukunft schwinden; wenigstens drückt sich letztbesagte Fabrik bei Bestellung des Puddel-Stahles von Rosenbach betreffs der Qualität nur höchst anerkennend und lobend aus. Auch die Erzeugung von Gußstahl-Sensen, welche, wie die Pariser Industrie-Ausstellung 1855 gezeigt, immer mehr sich auszubreiten und die Rohstahl-Sensen zu verdrängen sucht, verdient die vollste Beachtung.

Wird durch neue Erfindungen und Verbesserungen die Concurrenz für den Absatz der Sensen erweitert, so öffnen dagegen die Fortschritte der Landwirthschaft wieder mehr Aussicht auf Bedarf. Unerläßlich aber ist zu diesem Behufe, daß die heimischen Sensengewerken stets die Devise: „Vorwärts“ unverrückbar im Auge behalten, die Fortschritte der Technik rasch sich aneignen, um wenigstens durch den Preis und Vollkommenheit der Waare die Concurrenz siegreich zu bestehen. Denn, segnet der Herr die Ernte, so braucht der Ackerbauer noch alter Tage die Schnitter und Mähder.

Klagenfurt im Mai 1861.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 11.)

kedern, durch irgend Etwas, das einen angenehmen sinnlichen Reiz hat und verursacht, machen, daß Thiere herbeikommen; zu diesen Dingen gehört der Köder, die Lockspeise. Im Gothischen bedeutet kiöt, so wie im Schwedischen kött = Fleisch. Im Niedersächsischen kütt, das Eingeweide, also Antocken durch das Fleisch der Thiere, z. B. die Würmer an den Angel. In den ältern Schriftstellern kommt es unter Kerder vor.

„Der alt Slang uibet sin Kunst abermals fleissig,
richtet ein Kuinstlich Kerder zum Angel.
Tr. von d. alt. u. neu. Gott.

In einem Wörterbuche von 1482 kommt aber dieses Wort unter der Form von Kernder vor, und es wird nebst Fleischmarkt dem carnarium des spätern Lateins zur Uebersetzung beigefügt. Eberh. und Maas. VI. 52.

Keibt, ein Kalb. Keibtan, die Kälber.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigſter Jahrgang.)

№ 13. Sonnabend, den 29. Juni 1861.

Die Chriſtnacht auf Madeira.

(1860.)

Fern im Süden auf Madeira,
Kniet mit kindlich frommen Sinn,
Vor dem Bilde der Madonna
Oeſt'reich's junge Kaiſerin;
Trüb — umflort ſind ihre Blicke,
Aufgelöſt Ihr wallend Haar;
Ueber Ihre bleichen Wangen,
Rollt ein perlend Thränenpaar.

Krank, — von Ihrem Reich' geſchieden,
Von der theuren Heimath fern,
Feiert Sie auf fremder Inſel
Gläubig die Geburt des Herrn.
Einſam im Gemach verſchloſſen,
Doch von Außen treu bewacht,
Pflegt Sie nach frommer Sitte
Bis um heilige Mitternacht.

Betet, bis aus nächt'ger Meſſe
Lautlos heim die Menge zieht,
Bis vom Thurm' der nahen Kirche
Tönt das heil'ge Weihnachtslied.
Kraftlos ſinkt Sie dann aufs Lager,
Düſt'rer brennt der Lampe Schein,
Und es wiegt der Gott des Schlummers
Sie in ſanfte Träume ein.

Und Sie träumt von ſel'gen Stunden,
Träumt von Jugendluſt und Weh;
Träumt von Liedern, Citherklängen,
Träumt vom Schloß' am blauen See;
Träumt von jenem ſtillen Raume,
Wo einſt Ihre Wiege ſtand;
Träumt von jenem trauten Plätzchen,
Wo Sie einſt Ihr Alles fand.

Träumt von jenen Wonnetagen,
Träumt von Brautfahrt — Donaufluß,
Von des Volkes frohem Jauchzen,
Träumt von jenem ſüßen Kuß;
Träumt von ſchimmernder Kapelle,
Maienzeit und Blüthenduft;
Träumt von Rudolph und Giſela,
Träumt auch von der Kaiſergruft.

Da auf einmal lagert ringsum
Lichter Schimmer — roſig — mild;
Und es naht auf leichten Schwingen
Ihr ein lieblich Engelsbild;
Breitet ſegnend aus die Arme
Ob dem Haupt' der Kaiſerin;
Küßt Ihr Stirne, Wang' und Lippen,
Sinkt zu Ihr auf's Lager hin.

Flüſtert dann ſo ſanft — ſo leiſe:
Mütterchen, erkennſt Du mich? —
Ach, Sophie! Mein Kind! Mein Engel!
Seh' ich endlich wieder dich?!
Und es preßt die kranke Mutter
Heiß den Engel an Ihr Herz, —
Es vergißt die Mutterliebe
Nur zu leicht den eig'nen Schmerz.

Sprich, was führt in heil'ger Chriſtnacht
Dich, geliebtes Kind, zu mir? —
Weil im Himmel ich erfahren,
Daß Du krank biſt, folgt ich Dir;
Bath den lieben Gott recht innig,
Daß am heil'gen Weihnachtsfeſt
Er mich zu der theuern Mutter
Nach Madeira ziehen läßt.

Hab' ſo Manches Dir zu künden,
Was Dein Mutterherz erfreut;
Flog durch meines Vaters Länder,
Wo Dein Wiegenfeſt man heut
Feierte in allen Gauen,
Durch Gebete innig fromm,
In der kleinſten Waldkapelle,
Wie im mächt'gen Stephansdom.

Bringe Dir zum Angebinde
Heiße Küſſe ohne Zahl
Von dem vielbetrübten Vater,
Und von Deinen Lieben all';
Bring' Dir als Geſchenk des Himmels
Weder Gold noch Edelſtein, —
Was der liebe Gott Dir ſendet
Wird vom höheren Werth' Dir ſeyn.

Wiſch' die Perlen von der Wimper,
Blick hinaus aufs weite Meer;
Siehſt Du jenes Schiff ſich nahen?
Stolz und mächtig brauſt's einher.
Spielend tragen es die Wellen
Ueber jene Klippe dort,
Und in wenig Augenblicken
Landet es am ſicheren Ort.

Digitized by Google

Wisch' die Perlen von der Wimper,
Blicke in des Schiffes Raum,
Gisela und Rudolph! Engel!
Sprich, ist's Wirklichkeit? Ist's Traum?
Was Du heut im Traum' erblicktest,
Wird in Wirklichkeit geschehn;
Bald wirst Du, gebeugte Mutter,
Deine Kinder wieder sehn.

Wirst nach bangem Harren, Hoffen
Mit unendlich süßer Lust
Drücken sie, die Heißersehnten,
An die treue Mutterbrust.
Wirst dann sichtbar bald genesen
Zu der Deinen Wohl und Glück,
Kehren unter lautem Jubel
In Dein Oesterreich zurück.

Also sprach der Himmelsbote
Von dem lieben Gott gesandt;
Herzte noch einmal die Mutter,
Segnete Sie — und verschwand.
Bald erwacht die hohe Kranke,
Die so selig träumend lag
Und begrüßt, — gestärkt, getröstet —
Froh den heiligen Weihnachtstag.

Krems. Ludwig Hagen.

Das Maltathal und der Hochalpenspitz.

(Fortsetzung von Nr. 12)

Besonders tritt hier der Hochrücken, der vom Hochalpenspitz nördlich dringt und das große Elend östlich, dagegen den oberen Maltagraben westlich begrenzt, aller Orten mit kahlem Gestein in das Thal.

Er hat wohl schon seit der Troxalpe den südwestlichen Rand des Maltograbens gebildet, allein die enge Schlucht, in welcher man fortan wandelt, läßt nur selten seine Hochspitzen, den Preimelspitz, Findelkarkopf, Steinkornock und Gämskarnock sichtbar werden. Hier steht der nördlichste Ausläufer dieses Rückens, der Gamskornock, ein Berg von mindestens 9000 Fuß Höhe, vollkommen frei da, und an seinem nördlichen Fuße zwischen ihm und dem Schwarzhorn vereint sich weiter thaleinwärts das große Elend mit dem kleinen.

Hier ist es noch am Platze zu bemerken, daß der Name des obersten Thales „das Elend" von den Elendthieren abgeleitet wird, welche in alter Zeit hier einheimisch gewesen seyn sollen, so daß man bei der Bezeichnung durchaus nicht an das menschliche Elend zu denken braucht, obgleich dem Reisenden diese Auslegung bei schlechtem Wetter nahe gelegt ist.

Im Elend sind die meisten Höhen mit Gletschern bedeckt; in ihm erblickt man zuerst den Ankogel und Hochalpenspitz in ihrer ganzen Mächtigkeit, und als besonders überraschend wird jene Gruppirung gerühmt, in welcher die schön geformte Pyramide des Schwarzhorn, des Eckſteins zwischen dem großen und kleinen Elend und Hocholpenspitz, auftragt.

Hier im Elend tagern die beiden Gletscher das große und das kleine Elendkees. Davon schildert man das Elendkees als ein prachtvolles Kees, das sich in weitem Bogen unterhalb des Hocholpenspitzes, dann unter den westlichen Wänden der Berge aus dem von ihm nordwärts laufenden Aste, des Preimelspitzes, Steinkarspitzes und Brunnkarnocks ausspannt und von ungeheurer Höhe bis auf die Matten des Thales herabreicht.

Das Klein-Elendkees steigt aus dem kleinen Elend terrassenförmig bis zum Ankogel und Faschenock empor, und auf dem Wege auf die kleine Elendscharte hat man einen Theil desselben zu überschreiten.

Selbstverständlich biethen die Höhenpunkte Fernsichten über die Tauernkette und besonders jene an der kleinen Elendscharte wird als eine für den Ueberblick des Glocknergebiethes höchst günstige gelobt.

Immer aber ist der Fremde, der das Maltothal ganz besuchen will, genöthigt zu übernachten, mag er es dann über einen der nördlichen Uebergänge verlassen oder nach Gmünd zurückkehren wollen.

Nach dem vorgesteckten Reiseziele wird jenen, welche ihren Ausflug bis in das große Elend ausdehnen oder noch Gastein oder Großorl wandern wollen, die Reckenbühler- und Samerhütte, bei spätem Aufbruche von Gmünd dagegen die Adambauern- oder Wastelbauernalpe am zweckmäßigsten zum Nachtlager dienen. Auch im großen Elend ist noch eine stattliche Ochsenhütte, die als Nachtloger benützt werden kann, dagegen soll die Hütte des Ochsners im kleinen Elend ein gar ärmliches Ansehen haben.

In der Traxhütte zu übernachten, würde dem Wanderer nach Gastein nicht anzurathen seyn, weil er dann noch etwa 16 Stunden bis Badgastein in einem Tage zurückzulegen hätte, woran wohl die wenigsten Touristen ein Behagen finden.

Im Uebrigen ist die Traxhütte diejenige Sennhütte, bei welcher noch am öftesten Fremde anzusprechen, weil die, freilich auch nur wenigen Besucher des Maltathales in der Regel blos zum bionen Tumpf vordringen und für sie dann die Traxhütte die natürliche Mittags- und Nachtstation ist. Allein obschon ich bei meiner Wanderung durch das Thal in einer entlegenen Alpe ein Nachtlager beanspruchte, so wurde ich doch freundlich aufgenommen und bei der Gutmüthigkeit des Oberkärntners hat sicher kein Reisender das Gegentheil zu befürchten.

Seit dem Jahre 1856 hatte ich beständig einen neuerlichen Besuch des Maltathales im Sinne. Die Ersteigung des Hochalpenspitzes galt mir jedoch dabei als die Hauptaufgabe, und ich ließ dieses Unternehmen um so weniger mehr aus dem Auge, seitdem ich im Jahre 1857 auf dem Dobratsch, dem der Berg in voller Mächtigkeit gegenüber liegt, die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ihm einer der ersten Plätze unter den Hochspitzen aus der Tauernkette gebührt.

Endlich im Jahre 1859 kam diese Expedition an die Reihe.

Es war am 10. August, als ich mit Freund K* aus dem Salzburger Thale Lungau bei prächtigem Mondschein in Gmünd anlangte.

Das Wetter war schon so lange anhaltend schön gewesen, daß eine baldige Aenderung zu befürchten stand, und an Anzeichen davon fehlte es nicht. Es hieß also auch diesmal sich rasch an das Werk machen, um nicht die günstigste Zeit zu versäumen.

Dennoch konnte der Aufbruch nicht bereits am nächsten Tage erfolgen. Nicht nur, daß meine Beschuhung in der eben beendigten Compagne in Lungau hart mitgenommen

Digitized by Google

worden war, es mußten auch außerdem noch allerlei Vorbereitungen zur Bergfahrt getroffen werden.

Der unfreiwillige Ruhetag wurde daher benützt, um Gmünd genau kennen zu lernen. Dazu hätte es freilich weniger Zeit bedurft. Ich gewann bald die Ueberzeugung, daß alles, was Gmünd an städtischem Charakter an sich trägt, sich auf dem Hauptplatze vereinigt findet, dagegen mit Ausnahme der rückwärts vom Platze liegenden Kirche und des stattlichen Pfarrhofes alle Gebäude in den Seitengassen besser unbeachtet bleiben.

Sucht man aber Malerisches, so findet man es gerade in den Eckwinkeln des Städtchens, in welchen die alten Ringmauern sich mit den Gebäuden der Neuzeit auf das traulichste in einer oft wahrhaft abenteuerlichen Verbindung zusammengethan haben.

Höchst pittoresk krönt das alte Schloß einen Hügel unmittelbar über der Stadt. Ihm geht es wie so vielen über Städten und Märkten stolz thronenden Burgen, daß es nach früheren schöneren Zeiten, und zwar bei ihm des Salzburger fürsterzbischöflichen Regimentes, jetzt zur Wohnung armer Leute dient.

Wie die alte Burg das Mittelalter repräsentirt, so steht das neue Schloß auf dem Stadtplatze da als Repräsentant des Unterthansverbandes und der Taminirn. Denn es beherrscht in seiner Lage an der oberen Ecke des Platzes diesen und die ganze Stadt. Es ist in jenem halbitalienischen Style erbaut, welchen man füglich den Salzburger offiziellen Baustyl nennen könnte, weil in ihm viele von den Salzburger Erzbischöfen in ihrem Lande aufgeführte öffentliche Gebäude, darunter in Salzburg die Residenz selbst, das Rathhaus in Radstadt u. s. w. gebaut sind. Hieher ist er durch den Salzburger Erzbischof Graf Paris Lodron verpflanzt worden, der das Schloß erbauen ließ. Noch heute gehört dasselbe den Grafen von Ladron, welche auch die Herrschaft Gmünd bis zur Aufhebung des Unterthansverbandes besessen haben, und der Besitz dieser Familie in der Umgegend wird als ein sehr ansehnlicher bezeichnet, indem er außer dem Schlosse zu Gmünd die Schlösser Kronegg und Dornbach im Maltathale, den Pflügelhof und bedeutende Eisenwerke, dann weitausgedehnte Alpen und Forste umfaßt.

Für den Naturfreund bleibt die Brücke über die Malta der anziehendste Punkt bei Gmünd. Denn von ihr öffnet sich ein reizender Einblick in das Maltathal und auf die Hochspitzen, welche es im Hintergrunde abschließen. Der Fluß, der hier unter unseren Füßen rauscht, erfreut sich buchstäblich nur mehr wenige Minuten seiner Selbstständigkeit, da er sie und seinen Namen bald darauf im Zusammenflusse mit der Lieser verliert.

Besuche bei den im Jahre 1859 gewonnenen Bekannten und alle nur erdenklichen Erhebungen über die beste Art dem Hochalpenspitz beizukommen und die tauglichsten Führer zu einer solchen Bergreise machten den Tag rasch verfließen.

Bei meinen Nachforschungen stand mir der wackere Gastwirth Heer Lax unermüdlich zur Seite. Als ihr Resultat stellte es sich jedoch bald heraus, daß ich meine Führer nicht in Gmünd, sondern im Maltathale selbst zu suchen habe. Denn der Hochalpenspitz war bisher nur dreimal im Jahre 1856 bestiegen worden. Eine der drei Expeditionen hatte die Richtung zur eigentlichen Spitze verfehlt und war dadurch zu den „steinernen Mandeln" einer östlicher liegenden Erhebung desselben Eiskammes, aus welchem auch die Hauptspitze aufsteigt, gekommen, konnte aber von da zu der letzteren wegen der Zerklüftung des Kees nicht vordringen. Dagegen war bei den anderen Besteigungen, an deren einer sich Herr Moriz von Gmünd, an der zweiten dagegen der damalige Pfarrer von Maltein Herr Krall betheiligte, die Spitze erreicht worden. Ich sah mich daher auf die Führer dieser Expedition angewiesen, sie wohnten aber alle ohne Ausnahme im Maltathale.

Unter ihnen rühmte man mir besonders einen Herrn Lenzbauer und den einstigen Knecht des Pfarrers Krall, Namens Simon, als entschlossene Männer. Es wurde zuletzt ausgemacht, daß ich am folgenden Tage Vormittags in so früher Stunde in das Maltathal fahren sollte, daß ich Zeit genug hätte, die zerstreut im Thale wohnenden Führer aufzusuchen und hierauf noch die zum Nachtlager tauglichste Alpe unter der Hochalpenspitze zu erreichen.

Zu meinem großen Vergnügen traf ich an diesem Tage in Gmünd mit einem der eifrigsten jüngeren Bergsteiger Herrn Paul Gramann aus Wien zusammen, und so sehr ich bedauerte, daß er dringend verhindert war, mich bei der Ersteigung zu begleiten, eben so freute es mich, von ihm zu hören, daß er sie in den nächsten Tagen unternehmen wolle.

Am 11. August fuhren dann mein Reisegefährte, ich und Heer Lax als Kesselenker in das Maltathal. Auf den Hochalpenspitz hatte ich allein von uns Dreien es abgesehen. Freund K* war zu einer Wanderung über ausgedehnte Gletscher nicht hinlänglich ausgerüstet und sein letztes Ziel bei dieser Fahrt war daher nur der blaue Tumpf. Herr Lax dagegen hatte sich blos aus Gefälligkeit entschlossen, mich bis zum Maltagraben zu begleiten, weil mir dadurch die Anwerbung von Führern entschieden erleichtert wurde.

Kurz vor Maltein hielten wir bei Lenzbauers Kohlstätte. Bald jedoch brachte Lax die traurige Kunde, Lenzbauer sey nicht zu Hause, sondern auf seinen Holzschlägen tief innen im Gößgraben.

Nun war Knecht Simon der Mann des Tages. Wir beschlossen daher von Maltein sogleich nach seiner ziemlich entlegenen Wohnung auf dem Maltaberg zu schicken, die Rückkunft des Boten aber im Gasthause abzuwarten, um darnach unsere weiteren Entschlüsse einzurichten.

Ich war deshalb auf einen längeren Aufenthalt in Maltein gefaßt. Als ich aber von der Kirche, an deren Portale ich eine Barometermessung machte, welche mir die Höhe mit 2588 W. F. ergab, in das Gasthaus zurückkam, empfing mich Lax mit der Nachricht, daß schon Führer gefunden seyen und zwar in der Person unseres Wirthes, des Krammer Anderle und des bei ihm wohnenden unter dem Namen Sagschneider Hansel bekannten Johann Fercher. Beide seyen verläßliche Leute und auch im Jahre 1856 mit dem Pfarrer und seinem Knechte auf dem Hochalpenspitz gewesen.

Bald war alles mit den beiden Männern zur gegenseitigen Zufriedenheit besprochen und ihnen dann bedeutet, uns so bald als möglich zum Hofe des Klampferers, bis wohin wir fahren wollten, zu folgen.

Wir aber rollten sogleich weiter thaleinwärts. Bei dem nahe dem Absturze des Fallbaches gelegenen Hofe des Fallers verließen wir den Wagen, Lax band auf patriarchalische Weise sein Pferd an einen nahen Zaun, um in den Hof des Klampferers zu gehen, die Fremdlinge aber lagerten sich am Rande des grünen Kraters, auf welchem der Pflügelhof steht, und freuten sich der schönen Landschaft und des freilich etwas übermäßig warmen Sonnenscheins.

*

Digitized by Google

Durch eine Barometermessung stellte sich die Höhe des Hofes des Fallbachbauern mit 2606 W. F. und damit der Beweis heraus, welch' geringe Steigung das Maltathal von Gmünd bis hieher hat, da ich die Höhe am Platze von Gmünd am Vortage mit 2241 W. F. ermittelt hatte, so daß auf eine Wegstrecke von mehr als einer geographischen Meile eine Erhebung von nur 365 Fuß, ja nicht einmal diese kömmt, weil der Standpunkt der Messung sich noch etwas über die Thalsohle erhebt*).

Es dauerte nicht lange, als uns Lax ankündigte, daß die Führer bereits angelangt seyen.

Ich ersuchte ihn nun, am Abend des folgenden Tages den Wagen wieder hieher zu schicken, um meinen Reisegefährten, und wenn es mir möglich wäre, bis zur Dämmerung zurück zu seyn, auch mich nach Gmünd zurückzuführen, und schied dann von dem gefälligen Begleiter.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Und schau ich jetzt in stillen Nächten
Hinauf zum glitzernden Sternendrand,
So ist's als ob bekannte Stimmen
Mich leise riefen ins Heimathland.
„Sternschau."

In dem freundlichen Pfarrort St. Martin bei Villach erhebt sich an dem Ufer der Drau auf einem mit schattigen Hainen umgürteten Hügel die Pfarrkirche, umgeben von dem Gottesacker mit den Gräbern der seit Jahren Dahingegangenen.

Die Rundschau und Fernsicht von dieser geweihten Stätte gibt ein Bild der überreichen Schönheit unseres Kärntner-Landes.

Die Caravanken bis zum riesigen Manhart, die Alpen Bleibergs, all die Berge an den heimathlichen See'n — in den Thälern mit ihren einstigen Burgen bis zur Hauptstadt blicken aus weiter Ferne auf den Ort der Ruhe, und wer da schaut nach all den Bergen, in die weiten saatenreichen Thäler und bei dem Rauschen der heimathlichen Drau vernimmt der Haine Sänger, der ist tief ergriffen von der Allmacht der Natur, und ruft des Orts, wo er schaut, bedacht: „Hier möcht ich dereinst ruh'n in kühler Grabeserde, auferstehn Angesichts der schönen Heimath, der großen Alpenwelt!"

Die Abendsonne des 20. Juni begann Berg und Thal majestätisch in Purpur zu schmücken, — die sich gemüht bei Tag, sie gehen heim vom Berg, aus dem Thal zur nächtlichen Ruh' und eine heilige Abendstille verbreitet sich übee Wald und Flur.

Da ertönen der Kirche Glocken — zur Grabeswanderung eines Dahingerufenen.

Mit Blumen-bekränztem Kreuz kommt im Festgewand der Schul-Jugend, der Sänger Chor mit dem Priester, der mit Blumen reich geschmückte Sarg, dem ein zartes Jungfrau-Bild, die Schwester des Verblichenen, der Themis Jünger, Alt und Jung aus allen Ständen von Nah und Fern zum Grabe folgen.

Der Glocken Grab-Geläut verstummt, der Sonne letzte Strahlen erlöschen auf den Bergen, und als der Sarg bei dem Sang des leisen Schlummerlieds der Sänger in dem nahen Hain der Erde wird gegeben, der würdige Priester in tief gefühlter Grabesrede dem Dahingegangenen — zugerufen: „Ruh' im Frieden! Warst Du Vielen auch ein Fremdling hier, Du warst doch gekannt in Deinen Liedern, — die treuen Kärntner-Herzen, sie haben Dich geehrt bei Deinem letzten Gang! Ruh' in Frieden! Du hast Dein Vaterhaus bei dem Vatee Aller — dort gefunden!" Da eilt das Echo im halb aufgegangenen Sternenbrand — von Berg und Wald: „Gefunden!"

Der Sternschau-Dichter hat sein Schwanenlied gesungen, er ruht an der geweihten Stätte Angesichts der Heimathberge, und kommt der Wanderer zu seinem Grabeshügel, so findet er ein einfach Kreuz mit der Devise:

„Aus der Wolke fällt der Tropfen ins Meer und wird zur Perle!"

Gustav Bogensberger

starb am 19. Juni 1861 im Warmbad bei Villach.
Friede seiner Asche.

—s—

Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich.

Von Dr. Constantin v. Wurzbach.

(In Beziehung auf Kärnten.)

Unter diesem Titel gab der durch die im „Feuilleton" der „Klagenfurter Zeitung" vom 16. – 19. Juli 1856, und in unserm Blatte (1858, Nr. 13) besprochene großartige Lukubration: „Bibliographisch-statistische Uebersicht der österreichischen Literatur (1851 – 1856)", so wie durch die in den früheren Jahrgängen der Carinthia von ihm erschienenen Poesien für Oesterreich's Literatur und insbesonders unsere Heimath viel verdiente Herr Verfasser ein Werk heraus, welches alle seine Vorgänger in diesem Fache weit hinter sich läßt. Wir nennen nur mit Bezug auf Oesterreich die österreichische National-Encyklopädie von Gräffer und Czikann, De Lucas gelehrtes Oesterreich, Hormayr's Plutarch, Bermann's biographisches Lexikon, Mensel's gelehrtes Deutschland, Hirtenfelds österreichisch-militärisches Konversations-Lexikon, Kunitsch's Biographien merkwürdiger Männer der österreichischen Monarchie. Außer diesen führt der Verfasser in der Vorrede des ersten Bandes über siebenzig andere Quellenwerke, die er benützte, an, ohne die übrigen, wie er sagt, tausend vereinzelten Monographien, die im Texte selbst citirt werden, zu erwähnen.

Man kann sich die Zahl und Reichhaltigkeit der Lebensbeschreibungen von Regenten, Staatsmännern, Militärs, Literaten, Künstlern und sonst um Monarchie und Land verdienten und berühmten Männern und Frauen denken. Das Vorzüglichste dieser Gallerie, man darf sagen, wenn auch nicht biographischen Weltausstellung, doch Reichsausstellung, ist, daß bei jedem Artikel die zu Grunde liegende Literatur, bei Gelehrten und Künstlern ihre Werke, bei diesen, so wie bei hervorstechenden Persönlichkeiten, die Urtheile der Mitwelt, bei Familien hohen Standes und Namens die berühmten Glieder derselben,

*) Ich habe alle in dieser Abhandlung vorkommenden Höhenmessungen mit einem Kapeller'schen Gefäßbarometer gemacht und da für barometrische Messungen im Maltathale der günstige Umstand eintritt, daß sich in dem ganz nahen St. Peter im Lielerthale eine Station der k. k. meteorologischen Centralanstalt befindet, natürlich die Beobachtungen dieser Station als Korrespondenzbeobachtungen benützt.

Digitized by Google

und die betreffenden genealogiſchen Daten ꝛc. aufgenommen erſcheinen. Das Werk würde ungemein vergrößert worden ſeyn, hätte ſich der Autor nicht auf den Zeitraum des abgelaufenen Jahrhundertes von 1750—1850 beſchränkt. Bei allen dem ſind bereits ſechs ſtarke Bände ſeit 1857 ſchon erſchienen, und doch ſind ſie nur bis zum Buchſtaben: H vorgeſchritten, welcher letzte Band unter dem Schlagworte „Habsburg" 180 Glieder dieſes Stammes, unſeres a. h. Kaiſerhauſes, jedoch nur erſt bis zum Namen Ludwig umfaßt. Es läßt ſich daraus entnehmen, bis zu welchem Umfange dieſes Werk anwachſen muß.

Da aus dem angeführten Grunde bei aller Billigkeit des Preiſes, dieſe Ausgabe, welche nunmehr von der k. k. Hof- und Staatsdruckerei beſorgt wird, nicht in den Händen eines minder bemittelten Privatmannes ſich befinden kann, und wir im eigenen Vaterlande in der Lage ſind, die demſelben angehörigen Perſönlichkeiten näher zu kennen, ihr Leben ein mehreres zu beleuchten und ſie mit der Vergangenheit und Umgebung in eine engere Verbindung zu ſetzen, erachten wir es für unſere Pflicht, unſere Leſer nicht nur auf dieſes in ſeiner Art einzige Werk aufmerkſam zu machen, ſondern, wie wir es bereits in Bezug auf die beiden Freiherrn von „Beierweck" (Carinthia 1857, Nr. 20) gethan, die einzelnen Kärnten angehörigen Individuen in obiger Beziehung mit allen auffindbaren und intereſſanten Beigaben in ſo ferne aufzuführen, als von ihnen nicht ſchon in dieſem Blatte oder in ſonſtigen heimiſchen Blättern umfangreichere Biographien erſchienen ſind. Wir holen daher aus dem erſten Theile nach den Artikel:

Andreash Michael, ſlovenischer Natnrdichtee.

Derſelbe war geboren zu Feiſtritz im Roſenthale den 28. September 1762, geſtorben in der Pfarre St. Jakob im Roſenthale im Jahre 1821. Eines Bauers Sohn, kam er, ſtatt in die Schule in früher Jugend zum Webeſtuhl. Der Trieb, ſich in ſeinem Handwerke auszubilden, brachte ihn ſpätee zu einem Bortenwirker nach Maeia Elend und auf ſeiner Wanderſchaft beſuchte er den deutſchen Theil Kärntens. Nun eignete er ſich das Leſen, die deutſche Mundart an und übte ſich im Schreibea des Deatſchen und Slaveniſchen. Die Woche übee am Webeſtuhle beſchäftigt, gehörte der Sonntag dem Poeten und an dieſem Tage ſchrieb er ſeine ſchlichten und tiefſinnigen Poeſien, in denen er bald einen Stoff aus der Tagesgeſchichte, ein Ereigniß ſeines Lebens behandelte, oder dem Schöpfer ein Loblied ſang. Vor allem ſuchte er durch ſeine Lieder dazu beizutragen, Vorurtheilen, Mißbräuchen oder Unziemlichkeiten unter dem Volke den Spiegel der Wahrheit entgegen zu halten. Ohne je den Unterricht in der Muſik erhalten zu haben, ſetzte dieſer ſloveniſche Dupont die Melodie zu allen ſeinen Liedern ſelbſt und zu Gottes Ehee wirkte er auf dem Chore in der Kirche mit. So ſchmeichelten ſich ſeine Lieder durch Klang und Wort in Ohr und Herz ſeiner Landsleute und immer feſter wurzelnd wurden ſie zu wahren Volksliedern.

Seiae Lieder ſind nicht geſammelt, aber ſie werden vom Landvolke geſungen; mehrere finden ſich in den von Mathias Achazel herausgegebenen „Pesme po Korôsh, kim ino Shtajarskim etc." (Klagenfurt 1833) d. i. Lieder aus dem Kärntneriſchen und Steiriſchen u. ſ. w.

Zwei ſeiner Gedichte, welche ein treffliches Bild ihres echt poetiſchen Gehaltes geben, überſetzte Johann Gabriel Seidl ins Deutſche, und ſie finden ſich in deſſen Aufſatze: Michael Andreash, der Leinwandweber und Dichtee. Eine Erinnerung an ihn, von Johann Gabriel Seidl. Die Pragee Zeitſchrift: „Oſt und Weſt" vom Jahee 1841 Nr. 76 macht ebenfalls Meldung von ihm.

Aus Achazels Munde vernahmen wir, daß Andreeash vorzüglich Schillee's Dichtungen ſtudirte. Werktags, wenn ee am Webeſtuhle ſaß, legte er das Buch, ein oder anderes Blatt vor ſich aufgeſchlagen, vor ſich hin, las eine Strophe nach der andern und indem er ſich in ihren Sinn einweihte, überlegte er, wie ee es am beſten, und verſtändlichſten ſloveniſch geben könne. So mechaniſch ſein Weberſchiffchen in dee immer wiederkehrenden Richtung ſchwingend, lebte ſein Geiſt, wie ſeine Finger herrſchten übee den ſinnlichen Stoff, im Reiche des Wahren und Schönen und ſein Herz ſaugte den Honig gemüthlicher Erregung.

H.

Maria Thurn.

(Zne Kirchengeſchichte von Kärnten.)

Was ſchimmert dort auf dem Hügel ſo ſchön,
Wenn die Sternlein hoch am Himmel aufgeh'n!
Das iſt die Kapelle ſtill und klein,
Sie ladet den Pilger zum Beihen ein.

Am 5. Mai d. J. bewegte ſich ein großer Volkszug von der großartigen Marktkirche Hermagor's nach einem benachbarten Hügel hin, ähnlich der Frohnleichnamsprozeſſion: Prieſterſchaft, weiße Mädchen mit grünen Kränzen, k. k. Beamte, Bürgergarde, deutſches und ſloveniſches Volk von Nah und Fern. In das heerliche Glockengeläute, in Gebethe, in Geſang und Muſik dröhnte Kanonendonner hinein. Neugefallener Schnee bedeckte die Ebene, aber blauer Himmel und Sonnenſchein lachten in den ſeltenen Maimorgen herein, eine weiß-blau-geldene Bekleidung.

Was bedeutete dieſes wunderbare Maifeſt?

Eine kleine Viertelſtunde ob dem Markte Hermagor erhebt ſich ein ſanfter Hügel, deſſen Grund Glimmerſchiefer iſt.

Hier ſtand vor vielen Jahren ein Eichwald; doch ſchon damals befand ſich einen Büchſenſchuß unter dem höchſten Hügelpunkte ein landtäfliches Gut, der „Thurmhof", von einem in graue Vorzeit zurückſchauenden ſchwarzen Thurme ſo benannt. Die Fürſtin Porria, eine Herrin von Geßing, dann die Familie Lackner waren deſſen Inhaber. Am Thurmhofe hatte einſt, nebſt der „Pflege" die „Vogtei" ihren Sitz; eine bedeutende Oekonomie mit Gaſthaus und Bierbrauerei zog das Auge der Umgebung auf ſich.

Da ſoll einmal ein wendiſcher Weinführer oben im Eichwalde eine ſeltene Stimme gehört haben, welche auf die Entdeckung eines Marienbildes führte. Alsbald begann auch daſelbſt eine Marienverehrung und die Stelle erhielt zuerſt den Namen: Maeia-Eichach."

Die Pfarrgeiſtlichkeit des Marktes ſoll der Sage gemäß das Bild in der Marktkirche haben aufſtellen wollen; aber man fand es alsbald wieder auf dem urſprünglichen Platze. Nun wurde dee Eichwald ganz abgeſteckt und auf dem höchſten und anmuthigſten Oete ein Kirchlein erbaut, welches fortan den Namen „Maria Thurn" erhielt.

Das Gnadenbild unterſcheidet ſich vortheilhaft dadurch vor allen bekannten Marienbildern, daß es keine Statue, ſondern ein Oelgemälde von italieniſcher Hand iſt, und daß dieſes Kunſtſtück unläugbar einen bewegenden Eindruck auf den Beobachter ausübt. Maria, das Jeſuskind herzend, in blauen

Digitized by Google

Mantel mit gelber Borte gehüllt, sitzend, fast lebensgroß, an Raphael's berühmte Madonna della Sedia erinnernd.

In Folge einer ob dem Presbyterium ersichtlichen Jahreszahl meint man, daß diese Kapelle im Jahre 1570 erbaut worden sey. Die Uranfänge dieses nunmehrigen 12 Klafter langen und 4½ Klafter breiten Wallfahrtskirchleins dürften etwas weiter zurückgreifen. Ungeachtet aller Bemühungen konnten über die Geschichte dieses Kirchleins keine Urkunden aufgefunden werden. Eine Menge von Votivtafeln beurkundet die hier gemachten Gelübde und den Dank der Erhörten.

Durch einen seltenen Widerstreit aber hatte sich hier die Regelabweichung eingestellt, daß diese Kapelle zum größten Nachtheile der Marktkirche als Privatkapelle behandelt wurde, und daß Niemand sich getraute, der Mutterkirche die Schutzherrschaft zu verschaffen.

Dem jetzigen Dechantpfarrer Bartholomäus Levitschnigg war es vorbehalten, die Lösung dieser Ausnahmsstellung zu versuchen und nach einem harten Kampfe mit Beharrlichkeit zu Ende zu führen, daß ein Vergleich ermittelt wurde. Nach Verhandlungen, welche am 27. August 1852 begannen und am 25. August 1859 geschlossen wurden, gelang es, diese Privatkapelle um einen Abfindungsbetrag von 1575 fl. ö. W. am 28. Februar 1861 in eine Tochterkirche des Marktgotteshauses St. Hermagor zu verwandeln.

Da seit dem 12. Juli 1857 daselbst kein Gottesdienst stattgefunden hatte, wurde beschlossen, am 5. des heurigen Marienmonates die kirchlichen Verrichtungen daselbst durch einen feierlichen Akt wieder aufzunehmen.

Mit Ausnahme von 160 fl. wurde obiger Abfindungsbetrag lediglich durch milde Sammlungen, meistens im Untergailthale aufgebracht.

* * *

Aus der Nachbarschaft.

1. Die Sage von den jungen Hunden und den Zwillingen.

Wie ein großer Theil der Obersteiermark gehörte einst auch beinah' die ganze westliche windische Mark zu Kärnten; über die Grenzen dieser Carentaner-Mark haben vaterländische Historiker schon gestritten und Mehreres berichtet, was zu vermehren aber nicht Zweck dieser Zeilen seyn soll. Fest steht, daß auch Windischgraz und seine Umgebung zu selber gehörte, eh' es an die Andechser kam und vom Letzten derselben an Aquileja überging. Erst als die Stadt als solche zu Bedeutung kam, hieß man sie zum Unterschiede von Bairisch-Graz (der heutigen Landeshauptstadt), slovenisch Gradez, worunter vielleicht — oder uebenher — wohl auch das Schloß verstanden worden seyn mag, welches? — ist nun die Frage. Doch darüber so wie betreff der von hier ausgehenden Römer-Straßen und ihrer Theilung bei der nächst Virunum oder durch's Lavantthal u. s. w. hat Schreiber dieser Zeilen seine Meinung 1858 in diesen Blättern ausgesprochen. Es soll nur eine Sage erzählt werden und zwar mit der Aufforderung an den Historiker, ob in den Kärntner Archiven nirgends Daten vorkommen, welche Aufklärung über diesen Gegenstand biethen könnten — wohl aber auch dem Dichter Stoff liefern könnte, die Sage in schönerer Form zu erzählen, als in nachstehenden düren Worten.

* * *

Lange nach der Zeit, wo das heutige fruchtbare Thal der Mißling noch Wasser deckte und an den Ufern des See's westlich St. Pangeazen, östlich Grndisch als feste Burgen lagen, wie eine andere Sage erzählt, die der Naturhistoriker ganz natürlich findet — lange also darnach und als schon die Biersüßler die Räume bewohnten, welche früher Fische und Amphibien einnahmen, thronte auf der Beste, woraus später die Kirche Pangratzen entstand, die heute die ganze Gegend ziert, durch ihre Bauart aber und den freistehenden Thurm daneben dem Historiker besonderes Interesse biethet — ein gewaltiger Nimrod als Herr derselben und in diesen schönen Gauen; seine Gemahlin war aber so fruchtbar, daß sie jedesmal Zwillinge als Beweise ehetichen Segens zur Welt brachte. Darüber war der Ritter jedoch nicht sonderlich erfreut — ja so ungehalten, daß er sich, als wieder die Zeit der Entbindung nahte, unwillig auf die Jagd begab, um nicht wieder Zeuge solchen Glück's zu seyn.

Es geschah, wie vermuthet, und die Gattin, in Furcht vor dem rohen Gemahle, befahl, die beiden neuen Weltbürger sogleich fortzutragen und einem verläßlichen Bauer zu übergeben, was auch geschah, indem eine treue Magd die Zwillinge in ein Tuch nahm und zu einem „Unterthanen" trug, der sie in Pflege nehmen sollte. Auf dem Wege dahin begegnete ihr nun rückkehrend der wirsche Schloßherr und frug, durch das Weinen in ihrem Bündel aufmerksam gemacht, was sie darin habe? — Aus Sorge für das ihr anvertraute Gut brauchte sie die Lüge, vorgebend, sie habe junge Hunde im Tuche, welche zu ertränken ihr aufgetragen worden sey.

Damit gab sich nun der erle Ritter zufrieden und machte auch zu Hause, obschon er das Wahre an der Sache vernahm, keine Erwähnung mehr davon; als aber nach der Zeit alle seine übrigen Kinder starben und er seinen Stamm schon dem Erlöschen nahe sah, ward ihm bange und er gedachte jener Zeit und jenes Ganges; aber die Gattin war todt und Niemand im Schlosse wußte mehr Auskunft über das Geschehene zu geben, erst nach langem Forschen konnte man die Spur der Verstoßenen finden; ehe man aber diese selbst fand, hatten sie bereits den geistlichen Stand gewählt und verschmähten des unnatürlichen Vaters Anträge und irdisches Gut.

Reuig beschloß nun aber auch der gebeugte Ritter, der Welt zu entsagen und Hab und Gut der Kirche zu widmen, stiftete so die heutige reich dotirte Pfarre Altenmarkt, und aus dem Schlesse ward ein geistliches Haus, dem alle Unterthanen und Gerechtsamen und Herrlichkeiten zufielen, wie die Ritter dort sie besassen.

Als reiche und angesehene Pfründe genoß sie später Aeneas Sylvius Piccolomini, Friedrich's IV. Geheimschreiber — nachher als Papst: Pius II, und war Altenmarkt auch der Sitz der bischöflichen Commissarien von Laibach für diesen — einst auch des Bleiburger-Distrikts (größer als das heutige Bleiburger-Dekanat).

Der heutige Pfarrhof am Fuße des Berges (nächst der Beipfarrkirche St. Radegund) war ebenso gewiß einst Schloß, als die alte Pfarrkirche Pangratzen selbst, aber keine Spur weiset hin, wann das Schloß, Kirche und die Herrschaft selbst Kirchengut geworden? In welche Zeit also vorerwähnte Sage zu setzen? — Die ältesten Urkunden der Pfarre von 1377 (Leopold's Bestätigung der Schenkungen Meinhardt's von Görz an den Kaplan) so wie von 1397 und alle spätern sprechen schon von Altenmarkt (forum antiquum oder vetorum — ntaritorg) und von Pangratzen als einer uralten Pfarre.

Digitized by Google

Die große Zahl der Filialen, darunter die 5467 W. F. hoch gelegene Ursulakirche, deuten auf die Größe und Wichtigkeit der Mutterkirche und des einstigen Pfarrbezirkes, deren gerichtspolitischer und peinlicher Amtsbezirk auch sehr bedeutend war, bis dies erst die neue und neueste Zeit bekanntlich umstaltete.

Was diese alte Kirche am „Schloßberge" — bezeichnend genug die einstige Bedeutung — betrifft, ist sie sonst ohne allen künstlerischen Werth, mit Ausnahme einer hohen marmornen Säule, welche in der Mitte steht, offenbar erst hineingesetzt wuede, als man in, recto auf die Schloßmauern die Bogen zum Kirchengewölbe spannte, was einem Historiker Veranlassung gab, das ganze Gebäude für einen römischen Tempel zu erklären, der zum Gottesdienste der Bewohner zu Colintiono (als welches Windischgraz füglich gelten kann) diente. Doch nicht nur vorerwähnte Sage stimmt mit dieser Annahme nicht überein, sondern auch eine andere Sage dieser Gegend, daß nämlich Jungfrauen zur Zeit des ersten Christenthums in dieser Gegend selbe auf den Berg getragen hätten — widerspricht derselben.

Fest steht die Anwesenheit der Römer in dieser Gegend durch eine große Menge von Denksteinen aller Art, Münzen, Waffen und dergleichen, die hier gefunden wurden — ebenso der Straßenzug von Upellis (Weitenstein) her über Kärnten und Obersteier nach Laureacum und zur Donau; fest steht die Wichtigkeit der Burg und ihrer weitläufigen Bauten, da in der Verlängerung des Berges, über welchen ein romantischer Fußweg nach Guttenstein führt, allerorts noch Mauertrümmer gefunden werden; fest steht endlich die hohe Bedeutung der Pfarre Altenmarkt, deren Pfründe die Bischöfe von Laibach genossen und dessen Pfarramt durch einen Vikar verwalteten, ebenso das Ansehen der Kirche heut' zu Tage, welche mehrere starke Concurstage im Jahre zählt und zugleich den Städtern als Berg: Calvarie gilt, indem der fromme Sinn des vorigen Jahrhunderts mehrere Stationskapellen baute.

Zu erörtern wäre noch die Verbindung beider Sagen mit der Gegenwart und mit dem Bestehenden; möge die Lösung dieses historischen Räthsels gelingen!

J. C. H.

Correspondenz.

Der Soldat muß sich können fühlen
Wer't nicht edel und adel treibt,
Lieber weit vom Handwerk bleibt.
Soll ich frisch um mein Leben spielen,
Muß mir noch etwas gelten mehr
Ja über's Leben geht noch die Ehr'!
Schiller

Wolfsberg, 24. Juni 1861.

Der 22. Juni 1861 wird in Wolfsberg's Annalen ewig denkbar bleiben, er brachte uns das Glück, den Helden von Martara, Navara, Salferino, den würdigen Erben und Nachfolger Radetzky's, Benedek, zu sehen, zu hören, uns neu für ihn zu begeistern. Ich will nun eine kurze Skizze dessen geben, was ich persönlich sah und hörte. Benedek langte bald nach 8 Uhr an, verließ den Wagen an der langen Brücke und nahm nun die Besichtigung des am Peiel aufgestellten Bataillons des tödl. Infanterie-Regimentes Erzherzog Wilhelm vor. Zuerst richtete er folgende Worte an die Kapelle: Ich glaube, daß ihr zu spielen versteht, aber trachtet nun auch, wenn ihr vor den Feind kommt, wenn die Kugeln einschlagen, nicht falsch zu blasen, den Takt nicht zu verlieren, das ist Eure Tapferkeit! — Er blieb bei vielen Soldaten stehen und sprach theils deutsch, theils ungarisch mit ihnen. Einen fragte er unter Anderm, auf den Nebenmann deutend: Ist der ein braver Soldat? Und als dieser verlegen bejahte, sprach der Feldzeugmeister: Nur heraus mit der Sprache, was wahr ist, muß man sagen. Weiter verstand ich die an einen andern Mann gerichteten Worte (das vorhergehende Gespräch ist mir entgangen, doch läßt sich's leicht denken): Schreiben Sie Ihrer Mutter, was wird die arme Frau sich sorgen, wenn sie so lange nichts hört, wer ein guter Soldat ist, muß auch ein guter Sohn seyn. — Nachdem beide Frauen passirt waren, ließ der Oberst von Krayssern, auf Benedek's Befehl, die Offiziere, die dekorirte Mannschaft und die ältesten Leute jeder Kompagnie vortreten. Benedek ließ sich jeden vorstellen, und schüttelte den Dekorirten sowie den Veteranen die Hand. Nachdem dies geschehen, sprach er, gegen das Publikum gewendet: Jetzt, meine Herren, muß ich schon bitten, sich ein wenig zurückzuziehen, ich habe mit meinen Kindern zu reden, und Sie werden begreifen, daß der Vater gern allein mit seinen Kindern spricht. Es versteht sich, daß dieser Aufforderung sogleich Folge geleistet wurde, und ich vernahm daher nur die letzten mit erhobener Stimme gesprochenen Worte, die mit goldenen Lettern in Maemor gegraben zu werden verdienen: Wir sind verschiedener Nationalitäten, aber wir haben Einen Herrgott, Einen Kaiser, Eine Ehre; die Ehre des Gemeinen ist dieselbe, wir die des Generals und muß jenem so heilig seyn, wie diesem.

Zum Schlusse nahm er die wahrhaft ausgezeichneten Produktionen der Truppe in Augenschein, und beglückwünschte den Obersten über sein schönes Regiment.

Selber hatte er die Begrüßung des Bezirksvorstehers und Bürgermeisters entgegengenommen, sich auf's freundlichste mit ihnen unterhalten und sich geäußert: Halten wir nur fest zusammen, wir haben ja Alle denselben Zweck.

Möge unser Bajard uns recht lange erhalten bleiben, möge der Sieg wie bisher nie seine Fahnen verlassen!—

Unsere fleißige Dilettanten-Gesellschaft hat uns im Laufe weniger Wochen mit drei recht gelungenen Vorstellungen erfreut. Es wurden zu Anfang dieses Monates zweimal die Stücke: „Sie schreibt an sich selbst", von Haltei, und „Er ist nicht eifersüchtig", von Elz, gegeben, und zwar das erste Mal zum Besten der Armen, das zweite Mal für die Unzmarkter. Gestern gingen die beiden Lustspiele: „die Aufforderung zum Tanze" und „Reich an Liebe" zum Besten der Armen über die Bretter. Die reine Einnahme dieser drei Vorstellungen übersteigt 200 fl. Unter den Mitwirkenden gebührt die Palme vor Allem den Damen, welche Trefflicheres leisteten, als man auf mancher nicht unbedeutenden Bühne zu sehen gewohnt ist. Unter den Herren dürfte vorzüglich Herr M* zu erwähnen seyn, dessen frischer Humor das Publikum sehr erheiterte. Die Mitwirkung der ausgezeichneten Regimentskapelle erhöhte das Interesse der Vorstellungen. — Ueber das Sängerfest berichte ich wieder.

X.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 12.)

Keichen, beschwerlich athmen. Im Niederdeutschen bedeutet Köchen ein gewisses, sehr beschwerliches Husten, und ist ohne Zweifel Nachahmung des Lautes, der dabei gehört wird; daher Keichhusten, bei welchen das Athmen sehr erschwert ist — der Leidende ist in Gefahr zu ersticken, daher Stickhusten. Landschaftlich: ken-

chen. Altenglisch: to kek. Neuenglisch: to kaw. — to kaw for breath = schnaufen, Athem holen, nach Luft schnappen.

Keichn, der Kerker, das Gefängniß für Sträflinge; gehört augenscheinlich zum Obigen.

Keidi, ein Bischen, ein Wenig.

Keierei. Verdruß, z. B. mâch mir la Keierei.

Keifn, in Worten seinen Unwillen gegen Jemanden bezeigen — meistens in böser Laune. Die Wurzel ist kaib, welches im Heldenbuche einen hartnäckigen Menschen bedeutet; keibich = eigensinnig, und keiblich, zänkisch. Im deutschen Rabelais, Cap. 5, ist Kieb = Zank. Lieb wächst durch Kieb, daher:

Keifn, eine Hündin, und überhaupt ein bellender, beißender Hund.

Kein, die Kühe. Altenglisch: kine, die Kuh; ist dieser Form nach in der englischen Bibelsprache üblich. Jetzt lautet es im Englischen cow, (sprich kau). Lateinisch: cova.

Keinan, keien, keit, erscheinen in sehr vielen Bedeutungen, und zwar bedeutet es:

1) sorgen, kümmern, interessiren, fürchten.

„Kei mi nix, grau mi nix, stöll mi lei frisch,
I tûa wol, as war mir nix, wäns mir kei is."

Kärnt. Volksl.

2) angehen, betreffen, theilhaben: z. B. keits di wäs? d. h. geht es dich etwas an?

3) sich zerzanken, uneins werden, z. B. I hân mi mit êam kêan z'keit, d. h. ich habe mich mit ihm ganz zertragen.

4) umwerfen, z. B. er hat dan Fâhrn umkeit, d. h. ab seiner Unvorsichtigkeit stürzte — schlug der Wagen um.

5) verwerfen, z. B. die Kûa hâts hinkeit, d. h. die Kuh hat das Kalb verworfen.

6) Ruhe, Frieden, z. B. laß mit Keit, d. h. lasse mich in Ruhe, in Frieden, ungeschoren.

Keisch, von Gegenständen, die fein, zart gemacht sind; a keisch:s Bschlacht, d. h. ein zartes Uhrgehäuse.

Keischn, Keischler. Ein kleines, niederes Haus überhaupt. Eigentlich aber versteht man unter einer Keusche Ein Achtl von einer Hube, dessen Besitzer Keuschler genannt wird. Bei jeder Subrepartition werden 8 Keuschler für eine Hube gerechnet, z. B. zahlt der Keuschler 5 Kreuzer, so zahlt der Bauer 40 Kreuzer. Windisch kaisha — und Kajshlar.

Kell, der Kohl.

Kellrabe, die Kohlrübe.

Keln, die Kehlsucht, eine Krankheit der Pferde.

Kelpr, das Halsband der Hunde.

Kematen, das Speißgewölbe, die Vorrathkammer. Im Nibelungen-Liede, 226. 1. Kemmat ein Zimmer, ein Gemach. In der Keltensprache bedeutet komat einen Ort, wo eine Hauptmannschaft oder Centurie war, und an bedeutete eine Wohnung.

Keppeln, einen erhöhten Gegenstand abhauen, abschlagen — rümpfen. Daher seinen Namen das Spiel der Knaben mit Steinen; von einem gewissen Ziele aus wird mit einem Steine nach jenem Zielpunkte geworfen, wo auf einer Steinplatte ein anderer, mehr rundförmiger Stein ruht, diesen herabschlagen, heißt kepprln, oder staner keppeln. Englisch: to chop. Französisch: coupe. Griechisch: κοπεω, κοπτω, keppen, abhauen, den Kopf abschlagen. Schon in der Keltensprache hieß Kepol der Scheitel, vom Griechischen: κεφαλη, der Kopf. In den Mondseerischen Glossen erscheint: Gopolscheini, für Calvaria.

Kermaszeitlan, aus den Beeren der Kermes oder Stein-Eichr in Spanien und Portugal präparirte, rothe, zuckerartige Zeltchen. Kermes — Scharlachbeere.

Kerl, bedeutet in unserer Zeit jetzt nur noch einen groben, ungeschlachten oder auch wohl verschmitzten Menschen. Ehemals bedeutete dieses Wort ein Wesen männlichen Geschlechts überhaupt — und insbesondere einen durch körperliche Kraft und Tapferkeit ausgezeichneten Mann. Nach Matthesius (bei Frisch) heißen die alten Kriegsfürsten Kerle. Bei Otfried IV. B. 63 heißt es:

Karl. „Thin habeta, in meist es mer,
Zi Karle sibun bruader."

„Die hatte, wie ihr wißt, sieben Brüder zu Männern." — Von Notker führt schon Adelung an: Ano charilis miteslaf, d. h. ohne des Mannes Beischlaf. Engli s: carle. Gothisch und Isländisch: Karl. Wallachisch: Karl. Oft wird es jedoch auch im besseren Sinne genommen, und man sagt: ein braver, ehrlicher Kerl.

Kees, ein mit Schnee bedecktes Gebirge.

Kîan, das harzige Holz, das leicht entbrennt, und zum Anzünden des Uebrigen verwendet wird. Englisch to kindle; landsch. kienen, Kien. — Lateinisch can, con, cin in candella, accendo scintilla. Griechisch: καιω; Feuer fangen, entbrennen, zünden.

Kîanzl, siehe Keazl.

Kiar, was die ursprüngliche wilde Natur seiner Gattung abgelegt hat, und durch Kultur zum Nutzen und Vergnügen des Menschen geschickter gemacht ist — zahm. — Es ist verwandt mit dem Lateinischen cicur = zahm. Qui cicurum sensus, qua tanta indago ferarum, Mart, besonders von Vögeln, welche den Menschen nicht scheuen, sondern gewissermaßen gesellig mit ihm leben.

Welchen Vogel du fangen mußt,
Wie du ihn kiere machest und fromm;
Benimm . . . . Ahlwardt.

Kibl, ein hölzernes Gefäß, das oben offen ist, kreisförmige, aber doch gekrümmte Seitenwände hat. Kübel gehört zu dem Stamme, aus welchem das lateinische cavus — hohl, entsprossen ist.

Kichern, das verstohlene, halbverhaltene Lachen, besonders der Frauenzimmer.

Kifeln, an etwas nagen, beißen, z. B. an einem spärlich mit Fleisch umzogenen Beine. Figürlich: über etwas brüten, nachdenken, etwas entziffern, ausfindig zu machen suchen.

„Mit der ich Schätzchen und Heerchen mich heiße,
Kiesel und beiße. Tegan.

Kilba, kilbn, das Umwölktwerden des Horizonts; anklibn = hilwe = die Wolke. Gehilwe = Gewölke.

Kimm, statt komme.

Kirm, ein kirchlicher Festtag irgend einer Pfarrgemeinde, wohin man dann am selbrn Tage zu wallfahrten pflegt, das dann Kiarfartn heißt; z. B. bist du a af der Kasmafer Kirm gewösn? d. h. hast du auch die Wallfahrt nach St. Cosmas unternommen. Nach Christian Körber, Stesch, Adelung, und Eberhard stammt das Wort Kirche, welches hier zu Grunde liegt, von Kir = Wahl, ab — und somit eine Versammlung der Auserwählten, bedeutet; so daß es eine wörtliche Uebersetzung des griechischen, aber auch in die lateinische Kirchensprache aufgenommenen ecclesia wäre, um so mehr, da schon Notker für Kirche samanunga hat. Kirche faßt immerhin den Nebenbegriff einer Versammlung in sich, nur nicht, wie Eberhard will, der Auserwählten allein. Schon der Ort, wo die alten Deutschen im heiligen Haine zur Volksversammlung, und also auch zum gemeinschaftlichen Gottesdienste, sich einfanden, hieß Kirche, und das Wurzelwort ist in dem Isländischen Kyer = ruhig, gesichert. Die eingeführte christliche Religion, sagt Anton (Geschichte der deutschen Nation 1. 89) behielt den vorgefundenen Namen auch zu ihren Versammlungen bei; aber nicht allein den alten Namen, sondern auch die Bestimmung dieser Oerter; denn man versammelte sich hier zu den Gerichten, wie zum Gottesdienste, bis die erstere Karl der Große verbat. (Capitul. 5. 60.) Angelsächsisch: Cyrc. Englisch: church. Schwedisch Kirka. Siehe Eberhard und Maas, IV. 60.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigſter Jahrgang.)

№ 14. Sonnabend, den 13. Juli 1861.

Drei Lieder auf drei Gräber*).

I.

Du liebes Kärnten, grünes Land,
Du liegſt zu meinen Füßen,
Und nach der Leier greift die Hand,
Dich mit Geſang zu grüßen.

Wohl dämmert ein vergeß'ner Traum
Auf's Neu' in meiner Seele,
Den ich in meines Herzens Raum
Zu meinen ſchönſten zähle.

Der Tag iſt's, wo ich einſt dich ſah,
Entzückt zum erſten Male,
Wie lagſt du vor dem Auge da
Im lichten Morgenſtrahle.

Ein Thal aus Eden ſchlaff ſich auf,
Voll Duft und Lenzesblüthen,
Und Alpenrieſen fern zu Hauf
Im Purpurſchein erglühten.

Da jauchzte ich im Sonnenglanz',
Und ſtreckte aus die Arme,
Daß an der Bruſt des Kärntnerland's
Mein Herz auf's Neu' erwarme!

II.

Und wieder ſend' ich trauten Gruß
Euch Thälern zum Willkommen,
Doch liegt ihr traurig, Heſperus
Iſt an der Alp' entglommen.

Und graue Nebel zieh'n empor,
Die Blicke zu begrenzen,
Wallt' ihr mir ſeyn der Trauerflor,
Weil meine Thränen glänzen?

Aus Wolken ſchaut das Mondenlicht,
Da faßt es mich mit Bangen,
Zeigt mir dein bleiches Angeſicht
Der todten Freunde Wangen?

Mein Auge ſchaut ein dreifach Grab,
Darauf drei Kreuze blinken,
Am erſten lehnt ein Bergmannsſtab,
Glück auf! ſteht auf den Zinken.

Am zweiten: Zirkel, Winkelmaaß,
Maſchinen und Gemäuer,
Beim dritten aber liegt im Gras
Zerſchellt des Dichters Leier!

III.

Du dreifach Grab, du zwangſt mein Herz
Dreimale wild zu bluthen,
Dreimale machte glüh'nder Schmerz
Mein Auge überfluthen.

Mein Herzblut und der Thränen Quell'
Mög' zeugend ſich durchdringen,
Um auf das Grab als Immortell'
Drei Lieder Euch zu bringen.

Mein Herzblut und der Thränen Quell'
Weiß-roth ſind Kärnten's Fahne,
Die flatt're ob den Kreuzen hell,
Daß ſie den Fremden mahne:

„Hier träumen Paradieſesraum
Drei Herzen, jung an Tagen,
Drei Blüthen, die vom kräft'gen Baum
Des Sturmes Hauch getragen.“

Leb' wohl du dreifach Freundesgrab,
Von dem in Mondes Strahlen,
Hell Leier, Zirkel, Bergmannsſtab
Mich grüßen allzumalen.

Graz am 25. Juni 1861.

Heinrich Penn.

*) In kurzer Zeit ſtarben nacheinander drei hoffnungsvolle und befähigte Landeskinder dahin, in Leoben der Montaniſtiker Carl Tauſend, in Klagenfurt der Techniker Adolf Künl, im Warmbad bei Villach der Juriſt Guſtav Vogensberger. Alle drei waren Freunde des Dichters dieſer Lieder.

Digitized by Google

Das Maltathal und der Hochalpenspitz.

(Fortsetzung von Nr. 13)

Bald wanderten wir mit den Führern dem Pflügelhofe zu, dann beim Weiler Brandstatt, wo mein Reisegefährte einen Mann fand, der ihn zur Traxalpe und zum blauen Tumpf hin und zurück geleiten sollte.

Im Maltagraben entzückte mich sogleich wieder das Lebensvolle der Landschaft, die trotz zahlreicher Felswände und unzähliger Felstrümmer dennoch durch die Vegetation, welche rings auf und zwischen ihnen sprießt und grünt, nie düster und eintönig wird, in der vielmehr die tosende Malta und die vielen in glitzernden Silberbändern zu ihr von der Höhe herabeilenden Bäche fort und fort ein reges Leben erhalten.

Am Hochsteg nahm ich für kurze Zeit Abschied von meinem Reisegefährten. Denn hier trennten sich unsere Wege. Er hatte den Thalweg an dem linken Ufer der Malta zu verfolgen, meine Aufgabe lag von hier an durchaus auf dem rechten Ufer des Baches.

So überschritt ich mit den Führern zuerst die Malta auf dem Hochsteg, bald darauf gelangten wir zur unteren Hochalpe. Aber nun verließen wir auch jeden betretenen Pfad und stiegen eben nicht zu meiner Freude durch allerlei Schluchten und über zahlreiche Windfälle aufwärts.

Zwar nahm uns auf dem weiteren Wege zur Paukeswand bald der Hochwald auf. Allein es ging stellenweise ungemein steil aufwärts, auch herrschte eine ausgesprochene Gewitterschwüle und so kostete das Emporklettern reichlichen Schweiß.

Erst als anfangs einzelne große Regentropfen fielen und bald darauf ein förmlicher Regen folgte, fand ich wieder eine behagliche Stimmung. Allein bald geschah des Guten zu viel. Es entleerte sich jetzt ein ganzer Gußregen über uns und trotzdem, daß wir schon an der Paukeswand, einer hohen Felswand im Walde, vorbei und nahe der ersten Alpenhütte auf der Höhe der Strameralpe waren, erreichten wir diese Hütte doch nur im durchnäßten Zustande. Wir hatten auf dem Wege vom Pflügelhofe bis hieher kaum drei Stunden zugebracht.

Unsere Absicht war es ursprünglich, in der etwa eine Viertelstunde entfernten geräumigen Anemann-Alpe zu übernachten. Da aber der Regen anhielt bis es dunkel geworden, waren wir genöthigt, unser Nachtlager hier zu nehmen, obschon die Hütte klein ist und auch sonst wenig Einladendes an sich hatte.

Die Nacht brachte ein Ereigniß, das mich anfangs fast beängstigte. Ich wurde durch einen wilden Lärm in der Ferne erweckt, der durch das Unregelmäßige seiner donnerähnlichen durch ein Krachen wie von Flintengeknatter unterbrochenen Schläge wirklich schauerlich anzuhören war. Die gleichfalls wach gewordenen Führer erklärten den Lärm dadurch, daß irgendwo ein Bergbruch erfolgt sey, und zwar glaubten sie nach der Richtung des Schalles, die Mur könne an der Traxalpe herabgegangen seyn, in deren Nähe erst vor Kurzem eine Hütte durch ein ähnliches Ereigniß zerstört worden sey. Es dürfte sich in mir wenig Anlage zur Aengstlichkeit finden lassen, aber diesmal gerieth ich wirklich in Sorge um meinen Reisegefährten in der Traxalpe und mußte mir, um wieder die Unruhe los zu werden, sagen, daß der Bergsturz nicht eben die einigen Klafter Breite aufsuchen werde, welche die Traxhütte einnimmt. Endlich schlief ich im Gedanken an den morgigen Tag ein und erwachte erst am frühesten Morgen, dann aber unter wenig erfreulichen Aussichten.

Das Wetter war so unfreundlich, daß ich anfangs zweifelte, ob ich nicht besser thäte, in das Thal zurückzugehen. Später besserte es sich in etwas, die Nebelballen auf den Bergen wollten sich jedoch nicht lösen.

Zuletzt verließ ich um ½5 Uhr die Alpe mit dem einen Führer. Der andere war zur Anemannhütte vorausgegangen. Bald aber war der Steig verfehlt und wir kletterten auf einem Abhange in einem wahren Labyrinth von Felstrümmern und Stauden herum, aus dem wir, wenn wir noch im Dunkel des vorigen Abends zur Anemannalpe gegangen und in das gerathen wären, schwer herausgefunden haben würden. Schließlich sahen wir die stattliche Alpenhütte tief unter uns, es wurde der Führer um den in ihr verweilenden zweiten Führer geschickt und dann ohne Aufenthalt zur Hochalpe aufwärts gestiegen.

Wir erreichten in einer Stunde die pittoresk liegende Hütte dieser Alpe. Der Baumbestand hat so ziemlich sein Ende gefunden und nur hie und da steht eine vereinzelte alte Tanne auf einem der grünen Hügel des welligen Grundes. Rechts fließt der Hochalpenbach in tiefer Schlucht und mit raschem Gefälle aus ihm. Von steilem Hügel am rechten Ufer blickt die Alpenhütte herab, von ihr aber dehnen sich die Matten abwärts bis an den Bach und in allmäligem terrassenartigen Ansteigen gegen den Hintergrund aus. Um von der letzten Stufe über dem Grunde an der Hütte auf diesen zu gelangen, bildet der Hochalpenbach etwas rechts zurück einen hohen und ungemein breiten Wasserfall, dessen Rauschen wie ein Schlummerlied über die Gegend hinzieht. Steiler als das diesseitige steigt das jenseitige Ufer vom Bache an zu bedeutender Höhe und zu dem mauerartigen Felsdurchbruche des Dürriegels auf. Ueber diesem Vorder- und Mittelgrunde aber erhebt sich im Halbkreise das Hochgebirge und zwar im Nord-Westen hinter dem Dürriegel die Pyramide des Preimelspitzes und vor ihr nach links zu im Zuge von Nord-Westen gegen Süd-Westen die südliche Umrahmung des Hochalpenkeeses bis zum Tullenock.

Hier auf der Hochalpe leuchtete uns zum ersten Male auf unserer Alpenfahrt der Schimmer nahen Gletschereises entgegen und ich begrüßte freudig den mir liebgewordenen Anblick.

Schon bei der Anemannhütte hatte sich uns ein Bursche von etwa 16 Jahren angeschlossen, welcher erzählte, daß er der Sohn des Bauern Namens Knapp sey, der die Hochalpe vom Grafen Lodron in Pacht habe, und daß er selbst auf der Alpe hüthe. Jetzt machte er freundlich den Wirth. Ich überließ es jedoch den Führern, nochmals zu frühstücken. Dagegen nahm ich den Antrag des jungen Knapp, oder wie ihn die Führer bezeichneten, des Knappen Sepp, mit uns bis zum Gletscher, vielleicht bis auf den Hochalpenspitz oder wie er ihn nannte, auf die Hochalm zu gehen, mit Vergnügen an.

Die Sennhütte, eine Ochsenalpe, liegt nach meiner Messung bereits 6053 W. F. hoch.

Bald ging es unter Sepp's Leitung die Abhänge rückwärts von der Alpe hinan. Wir ließen den Wasserfall zur Rechten und hielten so ziemlich eine westliche Richtung ein. Anfangs stiegen wir über Weideboden, allmälig wurden die Felsstücke und Felsdurchbrüche darauf häufiger und die Erhebung steiler. Der Hochalpenbach war am unteren Theile, wo er schon zum großen Theile seine Zuflüsse aufgenommen hat, ohne Brücke nicht zu überschreiten, höher oben und nicht ferne vom Gletscher gelang es an einer Stelle,

Digitized by Google

auf welcher er zwischen Steinen in vielen Strahlen abwärtsschießt.

Einiger Graswuchs reicht bis zur letzten Stufe unmittelbar unterhalb des Gletschers. An ihr befanden wir uns jetzt. Es wäre möglich gewesen, den Keesboden über einen zu unserer Linken zwischen den Felsen bis fast an ihren Fuß und den obersten Weidegrund herabreichenden Eislappen und dadurch, nachdem der Gletscher sich nach unserer jetzigen Stellung von links nach rechts herabzieht, höher oben zu erreichen, als der Punkt liegt, auf welchem wir ihn betreten konnten, wenn wir zu seinem Rande mehr rechts an den Felsen hinanstiegen. Dennoch wählten wir, da der Eisstreif zu steil schien, den zweiten Weg. Bald hatten wir die Höhe des letzten Felsrückens überwunden und standen am Rande des Hochalpenkeeses. Wir hatten bis hieher zwei Stunden von der Hochalpe benöthigt.

Von Osten, wie vom Thörl auf dem Faschaunerboden oder von Nordosten wie vom Preberspitz in Lungau, gesehen, hat der Hochalpen-Gletscher, das Hochalpenkees, eine herzförmige Gestalt. Auf dem linken Ufer ist der Preimelspitz die Ursache seines Schmälerwerdens nach unten zu, auf dem wir soeben angekommen sind. Seine eigentliche Begrenzung erfolgt aber im Hintergrunde und zwar im Zuge von Nordwesten gegen Südwesten vom Abfalle gegen Groß-Elend bis zum Tullenock durch den eisigen Kamm, aus welchem nebst untergeordneten zum Hochalperspitz gehörigen Kuppen die höchste Eisspitze und neben ihr sie noch um ein Geringes überragend der höchste Felsenkopf aufsteigen.

Von dieser Grundlinie zieht dann als Grenze des Keeses auf der Westseite und als Scheiderücken zwischen ihm und dem Groß-Elendkeese ein Felsenrücken fast nordwärts zum Preimelspitz. Auf der entgegengesetzten Ostseite dämmt unser Felskamm das Kees vom Tullenock an im Zuge gleichfalls nach Norden.

Betrachten wir endlich die Nordseite, so finden wir hier durch das Hineintreten des Preimelspitzes in das Kees auf der Westseite dieses Berges zwischen ihm und dem Scheiderücken gegen Groß-Elend eine Bucht im Gletscher gebildet, östlich vom Preimelspitz aber das Ende des Keeses in allmäliger nördlicher Neigung gegen das Mattathal. Doch hängt in derselben Richtung gegen das Moltathal noch ein vom großen getrenntes kleineres Gletscherfeld nördlich und nordöstlich vom Tullenock hinab. Unser Rücken besteht aus dem im ganzen Mattathale vorherrschenden Centralgranitgneis und steigt theils in kompakten Massen, theils mit übereinander liegenden Felsstücken durchschnittlich nur einige Klafter über das Kees empor.

Es war jetzt acht Uhr. Wir hatten uns zur Wanderung über den Gletscher auf die gewöhnliche Weise gerüstet; die Steigeisen waren angeschnallt, das Gesicht zum Schutze der Haut gegen den Reflex des Schneelichtes mit Schießpulver bestrichen, die Seile vorbereitet, um sie, wenn es noth seyn würde, sogleich zur Hand zu haben; das Barometer, das mir die Höhe dieses Punktes mit 7828 Fuß angegeben hatte, hing wieder auf meinem Rücken; — einige Schritte hinab über die Felsen und wir hatten das Gletschereis unter unsern Füßen.

Anfangs ging es das rechte Ufer und den Kamm, über welchen wir gekommen waren, entlang in der Richtung gegen den südlich gelegenen vielzackigen Felsenberg Tullenock. Denn wenn auch unser Ziel mehr südwestlich lag, so war doch in dieser Richtung quer über den Gletscher nicht vorzudringen, weil er sich hier mit starker Zerklüftung von einer höheren Terrasse auf eine niedrigere herabsenkt. Bald kamen wir zu dem Punkte, von dem der uns bekannte Eislappen und zwar zu beiden Seiten eines mäßig hohen Schutthügels, welcher hier statt des Felsenrückens den Rand des Gletschers einnimmt, auf die obersten Weiden der Hochalpe hinabhängt.

So lange wir dieser Richtung folgten, benahmen die Abhänge des Gletschers unmittelbar zu unserer Rechten jede Aussicht. Schon hatten wir uns dem Tullenock stark genähert, aber damit auch jene steile Stufe im Gletscher überwunden, und nun wandten wir uns westlich und gegen die Mitte des Keeses. Damit gewannen wir auch einen freieren Ausblick. Im südlichen Eisstamme maßten sich freilich noch untergeordnete Eiswände die Hauptrolle an, welche nur den von der Tiefe aus durch sie gedeckten Hochspitzen gebührt. Allein zur Rechten nach vorne im Gletscher ragte die spitze Pyramide des Preimelspitzes mächtig auf, und vor uns lag der vielgestaltige Kamm gegen Groß-Elend.

Unser Weg war nicht ohne Gefahren, denn der Gletscher ist im hohen Grade in gewaltige Klüfte zerrissen. Vor allem fiel mir die Beschaffenheit des Eises auf, das wenig kompakt und von fast grießigem Gefüge selbst an den Klüften nirgends das schöne Blau hatte, welches man auf den mächtigen Gletschern der Centralalpen in der Regel antrifft.

Vielmehr erinnerte mich das Hochalpenkees durch die Art seines Eises und die Gestaltung seiner breiten Klüfte mit ihren nicht senkrecht sondern unregelmäßig abgeschnittenen Wänden an die Eisfelder auf den Kalkalpen und insbesonders an das Karlseisfeld am Dachstein, und ich stellte mir die Frage, ohne sie jedoch mit Sicherheit beantworten zu können, ob nicht dieser äußerste größere Gletscher der Alpen gegen Osten in einer verhältnißmäßig späteren Periode entstanden ist und deshalb der festen Struktur der alten Gletscher, wie sie uns besonders auffallend in einigen Oetzthaler-Fernern entgegentritt, ermangelt.

Wir hatten uns schon lange mit den Seilen zusammengebunden und steueten bereits eine geraume Zeit lang zwischen den Klüften hin und her. Die weiten Umwege, welche zur Umgehung einzelner großer Schründe gemacht werden mußten und die stets drohendere Gestaltung der Witterung wirkten sichtlich herabstimmend auf die beiden Führer. Da fiel noch zu allem Ueberflusse Anderl in Folge des Abbrechens einer an den Rand einer breiten Kluft angestorenen Schneemasse, von welcher er auf den jenseitigen Rand springen wollte, in eine Spalte, nachdem zuerst ich, dann der Knappen Sepp, deren Körpergewicht freilich hinter jenem des dicklichen Anderl weit zurückbleibt, denselben Sprung glücklich gemacht hatten.

Allerdings verhinderte das Seil, daß er tiefer als etwa eine Klafter hinabfiel. Es waren jedoch bange Minuten für alle, während deren wir den todtbleichen Mann über dem gähnenden Abgrunde hängen sahen und dabei befürchten mußten, das Seil könne reißen und er durch einen Sturz in die Tiefe verloren seyn. Glücklicherweise kamen wir mit dem Schrecken davon. Denn Ferch er, welcher als der letzte am Seile noch diesseits der Kluft war, löste sich sogleich davon los, umging die Kluft und vereinte sich mit mir und Sepp, die wir bisher die Aufgabe gehabt hatten, das Seil festzuhalten, und nun brachten wir den allerdings schweren Mann bald an den Rand der Spalte.

Aber jetzt hatte er auch alle Lust verloren, und es schien mir deshalb ganz zweckmäßig den Gletscher auf einige Zeit zu verlassen, da sicherer Felsboden unter den Füßen, eine kurze Rast und dazu die Stärkung mit Wein und

*

Digitized by Google

Branntwein mir meine Leute gewiß wieder in bessere Laune versetzen würde.

Ich war daher vollkommen damit einverstanden, daß wir, obwohl der Scheidekamm gegen Groß-Elend außerhalb unseres Weges zur Spitze lag, zu der wir mehr links und unmittelbar vom Keesboden hätten aufsteigen können, doch denselben zu erreichen suchten.

Wir nahmen daher die Richtung nach dem tiefsten Einschnitte auf diesem Gneiswall und langten gerade 2 Stunden und 30 Minuten, nachdem wir am anderen Ufer den Gletscher betreten hatten, an ihm an.

Bald kletterte ich die wenigen Klafter zur Scharte hinan und stehe da, der kleine Umweg ward durch ein großartiges Alpenbild noch anderweitig reichlich belohnt.

Unmittelbar unter mir lag das große Elend. Sein mächtiges Kees reichte herauf bis hart an den Fuß des Kammes, auf welchem ich Ausschau pflog. Prachtvoll nahm sich von meinem Standpunkte vornehmlich jener Theil des Gletschers aus, der unter den westlichen Wänden des langen, sägeartig eingeschnittenen, mit den vorgeschobenen Spitzen Find'lkarspitz, Steinkarspitz nordwärts bis zum Gamskarlnock reichenden Rückens vom Preimelspitz an bis hinüber unter die Südwand des westlichen Brunnkarnock amphitheatralisch den südöstlichen Hintergrund des großen Elends umspannt und von seinen obersten Stufen bis hinab zu seinem Ausgange auf dem grünen Thalboden sich vor mir ausbreitete.

Der Lauf des Baches, welcher aus diesem Theile des Groß-Elend-Kees entspringt, ist zwischen den Matten bis zu seiner Vereinigung mit dem Fallbache, dem Abflusse der westlichen Gletscher des großen Elends, zu verfolgen, nahe dem Zusammenflusse der beiden Bäche aber gewahete ich die Alpenhütte im großen Elend.

Ueber diesem tieferen Gebiete und den nächsten Bergen in ihm stiegen vom südwestlichen Ankogel, der links über die Hütte des großen Elends zu stehen kömmt, die Tauernspitzen des kleinen Elends bis hinüber zu jenen an der Arlscharte, leider fast alle und unter ihnen am dichtesten der Ankogel im oberen Thale in Nebel gehüllt, hoch über den östlicheren aus ihnen aber noch, und zwar heute in einer weit günstigeren Beleuchtung als die Centralalpen, die übergossene Alpe und das Tännengebirge bei Werfen empor.

(Fortsetzung folgt.)

Der Puddlings-Stahl von Eibiswald.

In der Carinthia vom 15. Juni l. J. ist ein Aufsatz über die Sensenfabrikation in Kärnten enthalten, in welchem des Puddlings-Stahles von Eibiswald oberflächlich erwähnt wird.

Es wird jenen Fachmännern, welche den erwähnten Aufsatz des Herrn M. F. Klatzer gelesen haben, und jenen, welche sich für die Fortschritte der Stahlfabrikation überhaupt interessiren, nicht unerwünscht seyn, über diesen Stahl bestimmte vollständige Daten zu erfahren, um so mehr, da derselbe für die Sensenfabrikation Steiermark's und Oesterreich's täglich mehr Wichtigkeit gewinnt.

Außerdem ist die ärarische Stahl- und Eisenhütte Eibiswald nahe an der Grenze von Kärnten gelegen, und biethet durch die dort gelungen ausgeführten verschiedenen Stahl- und Eisenmanipulationen für Fachmänner Interessantes dar. Diese Hütte hat seit einigen Jahren ein Dampfwalzwerk, außerdem neun Hämmer auf Wasser, drei Dampfhämmer, neun Puddlingsöfen, vier Frischfeuer, zwei Gasschweißöfen nach Ebelman, drei Steinkohlenschweißöfen, vier Cementöfen, einen Gußstahlofen mit acht Tiegel und Steinkohlenfeuerung im constanten Betrieb, womit die verschiedensten Sorten von Stahl und Eisen erzeugt werden. Von Kärnten aus wird diese Hütte aber wenig besucht, wohl weil die Eisenbahn die Reisenden in der Richtung nach Marburg anzieht, dieselben seit der Errichtung dieser nicht mehr den schönen, aber beschwerlichen Weg über den Radel einschlagen, an welchen Weg sich Mancher aus seiner Jugend erinnern wird.

Bezüglich des in Oesterreich an dieser Hütte zuerst mit Erfolg erzeugten Puddlings-Stahles Folgendes:

Es wurden schon in früheren Zeiten auf einigen Werken vereinzelte, zum Theil mißlungene und zum Theil gelungene, in der Praxis sich jedoch nicht bewährende Versuche gemacht, Stahl in Puddlingsöfen zu erzeugen. Noch im Jahre 1848 und 1849 war es sehr problematisch, ob der Stahl im Puddlingsofen regelmäßig und mit materiellem Vortheil erzeugt werden könne, und die Streitfrage „ob oder nicht" war in jener Zeit ein sehr beliebtes Thema eines der sachkundigsten Eisenhütten-Männer.

Peter Tunner, Direktor der k. k. Lehranstalt zu Leoben, besuchte nach der Pariser Industrie-Ausstellung die Eisenwerke Belgien's und der Rheinprovinzen und kam bald darauf nach Eibiswald, wo eben ein Cement-Stahlofen nach seiner Angabe erbaut worden war, um den ersten Brand zu leiten; bei dieser Gelegenheit wurde der erste Versuch in Eibiswald gemacht, mit Steinkohlenfeuerung im Flammofen Stahl zu erzeugen, was ganz gut gelang; nur wurde das Gelingen dieses ersten Versuches meist Vorurtheile halber, die wohl jede neue Erfindung überwältigen muß, nicht weiter ausgebeutet, bis gegen Ende 1855 Peter Tunner, nunmehriger Sektionsrath und Direktor der k. k. Montan-Lehranstalt zu Leoben, von der Londoner Industrie-Ausstellung wieder durch die Rheinprovinzen und Belgien kommend, von den Beamten Hampe und Unterzeichneten gebethen wurde: nochmals einen Versuch, „Stahl zu Puddeln" zu machen, welcher überraschende Resultate lieferte, von welcher Zeit an diese Manipulation fort und fort in größerem Maßstabe betrieben wird.

Im ersten Jahre erzeugte das Werk an 3500 Ztr., konnte aber wegen der großen Vorurtheile der Consumenten nur 2992 Ztr. an den Mann bringen.

Dem Franz Zeilinger in Uebelbach gebührt das Verdienst, die Vorurtheile seiner Arbeiter zuerst vollkommen überwunden zu haben, die ersten bedeutenden Quantitäten von Rohstahl zu Sensen verarbeitet zu haben, dann später auch Theresia Zeilinger ebendort. Ebenso wurden die vielen Stahlarbeiter in Stadt-Steyer, durch billigen Preis und Qualität animirt, durch die k. k. Factorie in Stadt-Steyer bedeutende Abnehmer unseres gegärbten Puddlings-Stahles. Der Verschleiß erhöhte sich von Monat zu Monat, und durch verläßliche Qualität, vollkommen genaue Sortirung und Strenge vergrößerte sich das Renomée, die Erzeugung in der Art, daß

im J. 1856	2,992·88	Ztr. im Verkaufswerthe von	fl.	37,369·54	C. M.
„ „ 1857	5,918·19	Ztr. „	„	65,472·39	„
„ „ 1858	6,850·00	Ztr. „	„	79,105·23	„
„ „ 1859	6,748·37	Ztr. „	„	74,219·66	„
„ „ 1860	13,356·17	Ztr. „	„	145,754·16	„
und im ersten Semester 1861	8,925·49	Ztr. „	„	94,170·84	„

an rohem, gestreckten und raffinirten (gegärbten) Puddlings-Stahl verschlissen wurde. Aus dieser Zusammenstellung, dem Steigen der Erzeugung von Jahr zu Jahe läßt sich verläßlich auf die Qualität des Stahles, auf seine Verwendbarkeit für die Sensenfabrikation und Tauglichkeit zu vielen Zwecken der Industrie schließen.

Von einigem Interesse mag noch die Angabe seyn, daß die Eibiswalder-Hütte eine große Menge von fixen Bestellungen auf per Monat zu liefernde gleichbleibende Quantitäten ungehärteten Stahl hat und zwar: solche Bestellungen von Sensenfabriken in Oesterreich in Summa auf 510 Ztr. per Monat und von solchen in Steiermark auf ein Quantum von 970 Ztr., was ebenfalls nur für die Qualität des Stahles spricht, da sie ihn ungehärtet wünschen, weil sie überzeugt sind, daß er Stück für Stück von gleicher Härte und Beschaffenheit ist.

Außerdem wird neuerer Zeit dieser Stahl auch durch Schmelzen raffinirt und verfeinert, und so ein ganz vorzügliches Produkt dargestellt, wodurch das Werk in Kürze in der Lage seyn wird, Stücke von bedeutendem Gewichte für die verschiedensten Zwecke und Industriezweige zu liefern.

Eibiswald, am 25. Juni 1861.

F. P. Melling.

Correspondenz.

Auf ihr Brüder!
Ehret die Lieder!
Sie sind gleich den guten Thaten.
Göthe.

Wolfsberg, 1. Juli 1861.

Die letzten Junitage waren für uns Tage der Freude und der Lust, Lichtpunkte, deren Erinnerung wohl jedem, der so glücklich war, sie mitzufeiern, unter seine schönsten zählen wird. Diese herrlichen Tage brachten uns den lieben Besuch der Gesangvereine von Graz, Klagenfurt, Judenburg, Voitsberg und Völkermarkt.

Das gute Andenken an die Sängerfahrt des Klagenfurter Vereines vor vier Jahren hieher hatte wohl hauptsächlich den Gedanken rege gemacht, im schönen Lavantthale einen größeren Verein von Sängern zu versammeln und eine Verbrüderung mit den Sängern der nachbarlichen Steiermark anzuknüpfen. Da aber inzwischen eine starke Garnison in's Thal kam, zweifelte man bereits an der Möglichkeit der Unterbringung; indeß ward durch das Militär gerade eine wesentliche Unterstützung, nicht nur durch die treffliche Capelle, sondern namentlich auch durch die unter Leitung der so bereitwilligen Offiziere geleisteten Aebeiten der Mannschaft. Doch wird es wohl wenig interessiren, bei den Vorbereitungen zuzusehen, man wird lieber den Erfolg derselben kennen lernen wollen und den Bericht über das Sängerfest selbst hören.

Donnerstag den 26. Juni trat fürchterliches Wetter ein, was ein übles Omen zu seyn schien; die Quartiermacher der Grazer trafen erst nach Mitternacht ein, die der Klagenfurter waren schon Tags zuvor angekommen. Freitag den 27. Früh reisten die Grazer Sänger, gegen 80 an der Zahl, mit einem Separatzuge gegen Köflach ab, nahmen unterwegs die Voitsberger auf und wanderten dann zu Fuße über die Pack. Das Wetter hatte sich aufgehellt und sie langten heiter an der Kärntner-Grenze an, wo sie von dem Bezirksvorsteher von St. Leonhard, Neckermann, unter einem ländlichen Triumphbogen mit einfachen, herzlichen Worten empfangen wurden. In Waldenstein erwartete sie der Bürgermeister von Wolfsberg, Alois Offner, ihre Quartiermacher, Dr. Gmeiner und Herr Jutmann, dann der Vicedirektor des Klagenfurter Vereines, Reiner, mit dem Sekretär Leopold, mit zahlreichen Wagen, auf denen nicht nur die Sänger, sondern auch die übrigen Gäste hinreichenden Platz fanden. Nach genossenem Mittagsmahle fuhren sie gegen Wolfsberg ab, in Twimberg schlossen sich die Judenburger an. Etwa hundert Schritte von der einfachen, aber geschmackvollen Triumphpforte bei Wolfsberg verließen sie die Wagen und marschirten, die Fahnenträger an der Spitze, zu Fuße heran. Sie wurden von einem vielstimmigen Rufe: „Willkommen, willkommen! Steiermark, Kärnten hoch! Steiermark, Kärnten innigst vereint!" empfangen. Hierauf sang die Wolfsberger Liedertafel einen vom Capellmeister Seifert komponirten Gruß, der von den Steirern mit dem Gruße an Kärnten, gedichtet von Dr. Joseph Keßler, komponirt vom Chormeister Franz Rafael, erwiedert wurde. Dieser Gruß lautet:

Sey uns gegrüßt zu tausend Maten
Du lieb'res schönes Kärntnerland,
Gegrüßt bei frohem Liederschallen
Mit Herz und Mund, mit Wort und Hand.
Gegrüßt in Deiner Wälder Schatten,
In Deiner Auen stillem Hort,
In Deiner Berge Silbermatten,
Vom Ost nach West, vom Süd' nach Nord. —

Sey uns gegrüßt mit tausend Grüßen
Du Städtchen schmuck, gleich einer Braut,
In Deinen Mädchen, die da sprießen
Wie Alpenröschen hold und traut. —
Gegrüßt in Deinen süßen Frauen
Vom Sinn' so treu, vom Herz' so gut, —
In Deinen Männern stolz zu schauen,
Wie Eisen stark, voll Kraft und Muth.

Seyd uns gegrüßt Ihr Sangesbrüder
So recht aus voller tiefster Brust; —
Im hellen Klange deutscher Lieder,
Dem Sang' der Schmerzen und der Lust, —
Dem uns're Herzen ganz ergeben,
Dem immerdar sie warm geweiht,
Laßt uns zum Bund' die Hände geben,
Zum Liederbund in — Ewigkeit.

Laßt hoch und kühn die Fahnen fliegen
Und mächtig uns zusammen steh'n,
Daß wir im deutschen Liede siegen
Und daß kein Sturm uns mag verweh'n.
Laßt uns in seinen Tönen tauschen
Der Herzen Liebe froh und frei,
Daß, wenn die Lieder auch verrauschen,
Der Bund besiegelt, — ewig sey. —

Sodann wurden die Fahnen gegeneinander geneigt, und der Zug setzte sich unter den Klängen der Regimentsmusik gegen den Platz in Bewegung. Hier wurde von sämmtlichen anwesenden Vereinen „der Sängerbund" gesungen, woraus

Digitized by Google

man sich unter vielen Hoch's trennte, um die Einquartierung der Steirer vorzunehmen. Der Empfang der Klagenfurter Sänger, welche leider zu spät kamen, um die Steirer zu empfangen, fand bei der Triumphpforte an der „langen Brücke" in ähnlicher Weise wie der der Steirer Statt.

Dieser Bericht mag trocken und langweilig zu lesen seyn, aber ich kann versichern, das Willkommen selbst war erhebend, und wohl kein Herz blieb kalt, manches Auge wurde feucht. — Nachdem die Einquartierung, welche für die Sänger durchaus in Privathäusern stattfand, geschehen war, versammelten sich die Sängervereine wieder am Platze und zogen zusammen nach dem Gute Kirchdichl, wo ein Gartenfest vorbereitet war. Es waren zahlreiche Menschenmassen versammelt, es wurde gesungen, die Regimentscapelle spielte, und da das Fest bis 2 Uhr Morgens dauerte, scheint es nicht mißlungen zu seyn.

Samstag den 29. Früh bestiegen einige Sänger die benachbarten Höhen, die meisten waren wohl zu ermüdet von der Fußparthie des vorigen Tages. Um 8 Uhr versammelten sie sich zum gemeinschaftlichen Frühstück in einem Gasthausgarten (beim „schwarzen Bären"), um sich dann in den Gottesdienst zu begeben. Sie wirkten in der aufgeführten großen Haydn'schen B-Messe mit, und bereiteten dadurch einen wahrhaft erhebenden Genuß. Nach dem Gottesdienste wurde Probe der gemeinschaftlichen Chöre gehalten, hierauf in dasselbe Gasthauslokale zum Mittagsessen gegangen. Daß hier viele Toaste ausgebracht, gesungen, gelacht, gescherzt wurde, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Um 4 Uhr Nachmittags fand das Konzert in der vom Grafen Henckel freundlich eingeräumten und geschmackvoll dekorirten Reitschule Statt. Das Programm war Folgendes:

I. Abtheilung.

1. Ouvertüre zur Oper: „Die lustigen Weiber von Windsor" von Nicolai; vorgetragen von der Musikcapelle des löbl. k. k. Inf.-Regimentes **Erzherzog Wilhelm.**
2. „Die Ehre Gottes." Chor von L. v. Beethoven; vorgetragen von **sämmtlichen** Vereinen.
3. „Die Jäger." Chor mit Soli, von A. M. Storch; vorgetragen vom **Klagenfurter** Männergesang-Vereine.
4. „Lied der Matrosen." Chor aus der Oper: „Der fliegende Holländer"; von Richard Wagner, mit Clavierbegleitung; vorgetragen vom **Grazer** Männergesang-Vereine.
5. „Die Liebe." Doppelchor von L. Bechstein; vorgetragen von der **Wolfsberger** Liedertafel.
6. „Studentengruß." Chor von Berner; vorgetragen vom **Grazer** Männergesang-Vereine.
7. „Der frohe Wandersmann." Chor von Mendelssohn-Bartholdy; vorgetragen vom **Judenburger** Sänger-Vereine.
8. „Loretey." Volkslied, arrangirt von Sitcher; vorgetragen von **sämmtlichen** Vereinen.

II. Abtheilung.

9. „Der musikalische Notenwechsel." Potpourri vom Capellmeister Seifert; vorgetragen von der Musik-Capelle des löbl. k. k. Inf. Regimentes **Erzherzog Wilhelm.**
10. „Festgesang." Chor von Stunz; vorgetragen von der **Völkermarkter** Liedertafel.
11. „In blauer Sternennacht." Bariton-Solo mit Quartett und Chor, von A. M. Storch; vorgetragen vom **Klagenfurter** Männergesang-Vereine.
12. „Bleib bei mir." Chor mit Pianoforte-Begleitung von J. Netzer; vorgetragen vom **Grazer** Männergesang-Vereine.
13. „Die Wacht am Rhein." Chor von Wilhelm; vorgetragen vom **Voitsberger** Männergesang-Vereine.
14. „Zigeunerlied", für vier Baß-Stimmen, von A. M. Storch; vorgetragen vom **Klagenfurter** Männergesang-Vereine.
15. „Goldene Lebensregeln." Komisches Quodlibet von Richard Genée; vorgetragen vom **Grazer** Männergesang-Vereine.
16. „Das deutsche Lied." Chor von Kalliwoda; vorgetragen von **sämmtlichen** Vereinen.

Es ist gewöhnlich, daß sich solche Konzerte zu einem Sängerkampfe gestalten; wenn dies hier wirklich auch der Fall war, was ich weder zugebe noch verneine, so war es doch der friedlichste, freundlichste Kampf, den man sehen kann. Alle leisteten Vorzügliches, Alle anerkannten gegenseitig die Leistungen und freuten sich der Vollkommenheit der Andern. So wurde das Konzert ein hoher, unvergeßlicher Genuß. — Nach dem Konzerte zog man auf den Grafenhof, einem sehr schönen Punkte, wo sich das Fest des vorigen Tages erneute, aber nicht so lange ausdehnte.

Großen Jubel verursachte ein Telegramm Hubert's von Rainer, der uns von der letzten Sängerfahrt sowohl durch seinen Gesang als durch seinen liebenswürdigen Humor in freundlichster Erinnerung ist, worin er die Sangesbrüder begrüßte und Auftrag gab, 10 fl. auf seine Rechnung in die Conzertkasse zu legen.

Samstag Früh verließ uns ein großer Theil der steirischen Sänger. Die hier bleibenden brachten den Tag, der sehr regnerisch war, größtentheils bei ihren Gastgebern zu, ich hoffe, er wurde Niemandem lang. Abends gaben die Grazer im Theater für die Unzmarkter: „Die Parodie des Tannhäuser" mit seltener Vollendung; namentlich war der junge Mann, welcher die Rollen der Venus und Elisabeth sang, ganz ausgezeichnet. Nach dem Theater wurde ein Tänzchen improvisirt, und um 1½ Uhr Nachts verließ uns der Rest der Steirer, während sich die Klagenfurter schon früher nach und nach verloren hatten.

Das finanzielle Brutto-Ergebniß des Konzertes überstieg weit 300 fl., das der theatralischen Vorstellung 150 fl.

Innigsten Dank und freundlichsten Gruß Euch, Ihr theuren Sänger, bewahrt ein freundliches Andenken an das grüne Thal und an dessen Bewohner, denen Ihr so schönen Genuß bereitet!

X.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 13.)

Kim, der Kimmel.

Kindlböt, das Wochenbett.

Kinlghaslan, die Kaninchen.

Kipfn, die Runsen am Wagen, deren zwei am Vorder- und zwei am Hintertheile des Wagens sich befinden

Kipfl, ein mürbes Gebäck.

Kit, die Brut Vögel aus einem Neste, die da mit einander leben, und sich nicht trennen. Im Altenglischen heißt Kith = die Bekanntschaft. Griechisch: κήδος.

Digitized by Google

Kitl, ein langes, weites Kleid, besonders des weiblichen Geschlechtes. Stammt von dem alten Huthan, bedecken; wovon ehemals die Hülse der Getreidekörnee Hat genannt wurde.

„Gersten kornes hut." Otf. III. 7. 50.

Wovon unser Hut, ingleichen Haut, niederdeutsch Hut, wie auch das lateinische Cutis, die Haut, herkommen.

Kiz, das Innge einer Ziege, einer Rehgaia. Englisch kitten, gehört zu eat (landschaftlich: Kitte, Kitze); lateinisch catus; französisch chat, das Kitzlein.

Kizer, eine Gattung Nudel, ein kleines Schmalzgebäck.

kizlig, 1) reizbar, z. B. i bin tiztig. 2) Bedenklich, z. B. das is a kizlige Sächn. 3) Strenge, mürrisch, anfbrausend, jähzornig, z. B. das is a kizliger Mensch.

kläweane, ein Wenig, ein Bißchen, von Zeit und Raum und Gegenständen, z. B. steot a kläweane an, d. h. es währt eine kurze Weile.

kläwinzig, sehr klein.

Kläazn, gedörrte Birnen und Aepfel. Figürlich ein schmächtiger, zusammengeschrumpfter Mensch.

Kiachi, der Glockenschwengel. „Kaum, daß er etliche Zug gethan, da ist der Klachl aus der Glocken herowgefollen." Abraham a Sta. Clara „vollgefüllter Weinkeller", 61. — Figürlich: ein roher ungeschliffener Mensch, ein Faulenzer, Herumstreicher.

klachln, müßig herumstreifen.

Kläf, das Unkraut in den Getreide-Pflanzen. Das zottige Klapperkraut, Rinanthus, Klapf. Gelbe Klaf oder Wachtel und Kuhweizen, rothe Klaf und Wachtel.

kläfn. Bei uns in Kärnten: Zotenreißen, unzüchtig reden, die Saugglocke ziehen. Eberhard hat in seiner Synonimik auch ein Klaffen, welches er von Klappen herleitet, und wie er vorgibt, nur von dem hellen Bellen kleiner Hunde gesagt wird. Eberh. IV. 56.

Klämpfr, Klamme der Zimmerleute ꝛc. Englisch to clamp, verwandt mit Klammer, Klompe. Französisch: clamp = fügen, einfügen, ineinander fügen, verzapfen. Hilpert I. 127. Figürlich: die Schmälerung des guten Rufes, Verläumdung; z. B. er hat m'r a Klömpfr angkänkt, d. h. er hat mich verläumdet.

klanan, sudeln, besudeln, beschmieren, beschmutzen.

Kläng, die Schlinge, welche den Vögeln und Thieren gelegt wird, sie zu fangen.

Klär, das Eierweiß.

klaubn, deutet auf das Sondern des Guten, Brauchbaren, von dem Schlechten und Unbrauchbaren, und zwar bis in seine kleinen Theile. Erp'r klaubn, Fisoln klaubn. Im ersten: sammeln, lesen — im zweiten: auswählen.

Klea, die Klauen der Thiere. Englisch claw (sprich: klâ). Griechisch χηλη.

kleazeln, mit den Fingern aus einer Vertiefung etwas herausholen.

klechln, kloppernde Töne von sich geben. Englisch to clack (landschaftlich Klack), französisch claque, claquet = einen andauernden, lästigen Lärm machen, das Kloppern. Hilp. I. 127. to click (klicke), altfranzösisch cliqua = klappern, tiktaken. Hilp. I. 130.

Kleibn, Kleien.

kleman. In die Enge treiben, drücken, zusammenpressen — auch eine Quetschwunde erhalten. z. B. i hän mi geklemt. Figürlich: kargen, filzen, geizen, obzwacken.

klemangat, blinzelnde Augen haben.

klempern, das Schlagen an metollene Gegenstände, oder Saiten-Instrumente. Im Oberdeutschen ist klempan und klampen noch üblich, und ahmt einen gewissen Schall nach, dergleichen z. B. Blech hervorbringt, wenn man darauf hämmert. Figürlich: ein Saiten-Instrument schlecht spieten, in Hinsicht auf den Mangel an feinem und zartem Vortrage — noch mehr als klimpern. Maas. IV. 82.

Klenkas. 1) Eine Gattung Streich- oder Schmierkäse. 2) Eine Waare von keinem oder höchstens sehr geringem Werthe.

Klepper, ein altes, schlechtes, abgemagertes Pferd. Von Kleppen — welches, wie das französische galopper, von Lopen — Laufen, abstammt.

kliabn, die zusammenhängenden Theile eines festen Körpers auf eine gewaltsame Weise von einander trennen. Im Niederdeutschen klöben. Als das Keltische Stammwort führt Popawitsch (Untersuchung vom Meere S. XLVIII.) Klaa, spalten an; und Leibnitz (Coll. Etym. p. II. S. 306) hat unter den keltischen Wörtern: Cloven, ramus, sissura. Von diesem kommt im Deutschen Klaue, Klauben, Kloben, Kloffen. Im Windischen klat, spotten. Im Französischen éclat, im Spanischen éclator, von einander sprengen. Im Griechischen κλαω, κλαδος.

klimpern, klumpern, siehe klempern.

klöder, hager, mager, schwächlich. Figürlich: verkürztes Maß oder Gewicht; z. B. der Wirth schenkt klödere Mäß ein.

klökn, ausreichen, genügen; z. B. es klökt schon, d. h. er reicht schon hin.

klöschn, schlagen, zuschlagen. Ist ein Schallwort; z. B. klötschts nit so in der Thiar, d. h. schlagt die Thüre nicht so sehr zu. Englisch to clasch = zwei Körper mit Geräusch an einander schlagen, verwandt mit klatschen.

klnag, sparsam, haushälterisch.

Kluk, ein Schlag, Stoß, so wie die dadurch erfolgte Beschädigung, z. B. schau, daß da nit an Kluk kriagst, d. h. sehe zu, daß du nicht beschädiget wirst; besonders beim Holzarbeiten üblich.

klumpern, siehe klempern oder klimpern.

„Diondte wia wets öpr wern, wia, wia,
Wän d'r Sadl wet klumpern dan Knia.
Kärnt. Volkslieder.

klunzn, wehleidig thun, in undeutlichen Tönen sich unwohl äußern, in kaum verständlichen Worten etwas verlangen, wie z. B. Kinder, alte Mütterchen.

Knafle, der Knopf.

knafln, zu- oder aufknöpfeln.

knäp, als Nebenwort, gibt einem Dinge eine gewisse Bestimmung, so, daß demselben nicht das mindrste fehlen, oder mehr seyn dürfte; z. B. i hän knäp g'lödn, d. h. ich habe gerade so viel, daß ich leben kann. — Als Beiwort bezeichnet knäp jene Eigenschaft eines Körpers, vermöge welcher dessen Raum gerade so groß ist, als er seyn muß, z. B. o knäps Kläad. — Es stammt entweder her von einer alten Wurzel Nap oder Nab, welche enge, genau, nahe u. dgl. bedeutet hat, und vielleicht in dem schwedischen Nap, enge, noch übrig ist — oder vermittelst des durch eine niefelnde Mundart eingeschobenen n, von kappen, abhauen, abschneiden, und weiset also dann auf etwas hin, wovon so viel als möglich, abgeschnitten, oder überhaupt weggenommen ist, beegestalt, daß es nur so eben zureicht.

Wie schalkhaft verräth
Das knappe Corset,
Das schließende Mieder,
Die schlanksten Glieder!
Weiße.

knärat, klein, winzig, ohne Wachsthum.

knausn, Knauser. Sein Vermögen durch Uebermaß im Kleinen zu vermehren oder nicht zu vermindern suchen. Wer dieses zu thun pflegt, ist ein Knauser oder Knicker. Der Knauser thut es sowohl im Erwerben als im Ersparen; der Knicker nur im Ersparen. Ein Knauser ist der, von dem ein niedriges, französisches Bild sagt: qu'il écorche un pouse, pour en avoir la peau. Knausen wird am wahrscheinlichsten von genau abgeleitet.

Knearzl, ein kleiner Mensch, ohne Wachsthum — kurz, dickleibig. Siehe knazn.

Digitized by Google

Knefn, zanken, in üblee Laune an Jemanden immer etwas auszuſtellen finden.

Knefa, eine launenhafte, zänkiſche Weibsperſon. Wie ich glaube, gehört es zu keifn, und entſtand durch Verſetzung der Buchſtaben.

Kneipn, ein kleines, enges, gemeines Wirthshäuschen. Wahrſcheinlich zu knap gehörig.

Knîawözat = Kniebohrer — Lfüßig.

Knif, eine liſtige Erfindung, womit man Jemanden hintergeht. Kniffe gebrauchen iſt dahee ſchimpflich. Es kommt von Kneipen, heimlich ergreifen, her.

„Dem kein Betrug zu ſchwee, kein Kniff zu ſchimpflich iſt."
Leſſing.

Knikn, ſiehe knaufn, karg ſeyn, in das unendlich Kleine ſparſam. Plutaech ſagt vom Knicker, daß er ein Kümmelkorn ſpalte, um eine Hälfte davon ſparen zu können. Knicken iſt: Etwas in kleine Theile brechen.

knillu, mit dee Fauſt Jemanden ſchlagen. Im Engliſchen bedeutet to kill = tödten. Griechiſch κελλω. Lateiniſch cello, percello.

Knitk, ein Stack. Engliſch: club = Kolbe, Keule. Wallachiſch: clwppa. Lateiniſch clava.

Knödi, die Klöße, eine beliebte Speiſe dee Kärntner, beſonders die Spökknödl.

knögn, heimlich zuhorchen.

Knopf, ein roher, ungeſchliffener Menſch.

knozn, zuſammengedrängt ſitzen, ungemächlich liegen; daher Knotzer ein fauler, ſchwerfälligee Menſch. Da das Zuſammenziehen des Körpees hiee der Hauptbegriff iſt, ſo gehört dies Wort unſtreitig, wie das hochdeutſche Knotten, Angelſächſiſch cnotha, Engliſch knot, Schwediſch knut, Däniſch Knude. Böhmiſch knot, zu dem Niederſächſiſchen knutten, knüpfen, zuſammenfügen. Angelſächſiſch: cnittan, Hebräiſch ganad. Knotzl, ein kurzer, dickleibiger Menſch.

Kobn, eine Vorrichtung beſonders zum Meiſenfangen. Der Stamm iſt wahrſcheinlich Kab, Kob, Kaw, cavus, hohl.

Koch, der Kinderbrei, und überhaupt jede weiche, breiartige Speiſe; als z. B. Griaskoch ꝛc. Kroatiſch Kaſ; Böhmiſch: Kaſche.

„O mein Gott, wenn den Leuten zu einer Lügen fellten die Zahn ausfallen, müßte dach Jedermann Koch eſſen." Abeaham a Sta. Clara.

Kochkölle, der Kochlöffel.

Kofl, ein Felſen, felſige Erhöhung.

Kogl, ein Hügel, Kuppe eines Berges.

Koîa, das Kinn.

Kolfn, die Scheuern, Harfen.

köln, keln, den Dung bei Seite ſchaffen; z. B. Miſt köln.

Kölle, die Schöpfpfanne.

kollizuſchwärz, glänzend ſchwarz — glizuan.

Kolmaſn, die Kohlmeiſe, parus.

kokrâbnſchwarz, das höchſt gedenkbare Schwarz.

Kömatn, Kemnaten — ſteinerne Häuſer. Siehe Weber's Demacritos, 7. B., S. 267. Kamen = ſloveniſch Stein.

kompat, mit einem Kamm verſehen; z. B. der Hahn. Figürlich: ſtolz, hochmüthig.

konig, ſiehe kahmig.

Kopalan, das Neugewürz.

Köppe der Haushahn. Figürlich: ein Wollüſtling.

Koritniak, Steinbier-Ausbruch. Slovenisch koritnjak.

Kösn, Kosch, Getreideharfen, eine Vorrichtung zum Trocknen des Getreides.

Köſtn, Kaſtanien. „Ja man ſell ſchon eine ruſſige Köſtnbräterin Madam Urſchel nennen." Abraham ꝛc. „Weinkeller." 143.

Kotter, ein hölzernes Hüttchen, Hundeſtall. Engliſch cote, von cot, Kotte = die Hütte, cotter, Hüttenbewohner; in Lappland: Kate = die zeltartige Hütte.

Kozn, eine zottige Wollendecke, daher

kozngrob, roh, rauh, ungeſchliffen im Superlativ.

Kräas, der Kreis.

krächn, ein Wort, das den Schall nachahmt, welcher entſteht, wenn etwas bricht, reißt ꝛc. Krach, knack. Engliſch crak.

Krafl, verſchiedenes Hausgeräthe, beſſeres und ſchlechteres durcheinander.

keagln, Krägn, würgen, tödten, abkeagln. Keägn = Hals, Nacken.

Kral, eine Vorrichtung zum Vogelfang mit Leim-Ruthen.

kraln, mit den Nägeln Jemanden verwunden, gehört zu kräzn.

kraman, Kram. Wochenbett halten, entbunden werden. In Holland bedeutet cram = eine Hütte; kraman, plündern — Geräthſchaften von einem Orte irgend wohin anders bringen, tragen, führen. In der Gegend von Tiſſen, bei Feldkirchen in Kärnten, heißt jede Hütte der Holzarbeiter: die Kram. Schottiſch: Craim = ein Gewölbe, wo Kaufmannswaaren ſind.

kramig, kremig, ſchwächlich, ſchmächtig, ungeſund, hager.

krampln, ob nicht von to grappla? Siehe Hilbert.

Krampn, die Krampe. Schottiſch: Crampet = Eiſen am Ende eines Stabes.

Kronawöt, Wachholder.

Krapfn, ein Gebäck in Schmalz, Oel, Fett — in anderen Orten gefüllte Nudel.

Kraſchinket = ſäbelbeinig, ſäbelfüßig.

krätn, entbehren, meiden.

Des walden ſie geeaten
Durch richeit vber hohe.
Tyturel. Nr. 381.

Der Kaiſer hät einer g'ſchriebn, er braucht Soldaten,
Die Diandlan hämt auße g'ſchriebn: wir künan kâan krätn.
Kärnt. Volkslieder.

krautig, ſchmächtig, unanſehnlich von Perſon. Figürlich: hochmüthig.

Kräwät, der Kroate.

kraxln, kraxnan, klettern.

Kraxn. 1) Ein geflochtener Rückenkorb, mit Armbändern.

Pei denſelben Zeiten
Wart dee geab vmb Wien erhaben,
Den mueſten die Engelayz antragen,
In chrechſen uf ir ruchen.
(Ennenchels Fürſten-Buch. S. 84. Megiſer.

2) Kraxn bedeutet auch einen Hoſenträger, vom Griechiſchen: κρατεω, ich halte, ich faſſe. Siehe Friſch: Kratt.

Krazl, ein Bündelchen feinen Reiſigs, zum Reinigen der Küchengeſchirre.

krazln, ſchlecht, unleſerlich ſchreiben.

Berichtigung. Im letzten Blatte Nr. 13, Seite 102, Spalte 1, Zeile 9 von unten ſoll es heißen: bei oder nächſt Birnaum oder durch's Lavantthal u. ſ. w.

Herausgeber und Redacteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 15. Sonnabend, den 27. Juli 1861.

Das kirchliche Patronat und die Verwaltung des Kirchenvermögens in Kärnten.

(Aus der Gegenwart besprochen für Jedermann.)

Die Carinthia hat während ihres langjährigen Bestehens und insbesonders in den vielbewegten Jahren 1848 und 1849 (mit Ausnahme einiger Monate, unter der nämlichen Redaktion wie jetzt), ihre Spalten der Besprechung der Landesangelegenheiten für und wider, nur mit Ausschluß leidenschaftlicher persönlicher Entgegnungen, geöffnet, und wie gesagt, dieses auch zu einer Zeit, wo das politische Feld nicht so geebnet war, wie gegenwärtig. Diesem durch ihre Widmung und den erprobten Erfolg auferlegten Berufe, glaubt sie daher auch dermalen nachkommen zu sollen.

Eine Frage des Tages, welche wiederholt auftauchte, ohne eine befriedigende auch nur annähernde Lösung zu erfahren, im Gegentheile, um viele irrige und gefälschte Ansichten und Auffassungen zu finden, ist die über das kirchliche Patronat und die Verwaltung des Kirchenvermögens.

Es würde zu weit führen, dieselbe nach ihren Ursprüngen und ihrer ganzen Ausdehnung, wenn auch nur in der Beschränkung auf Kärnten, erörtern zu wollen; dieser culturhistorische Gegenstand wurde zu seinem größern Theile in den Geschichtswerken der Heimath erledigt. Was indessen seine vorliegende praktische Seite betrifft, darüber sey es einem sich damit befassenden Geschäftsmanne gestattet, auch ohne officielle oder offiziöse Veranlassung mit Gegenwärtigen sich rein zum Verständnisse der dabei betheiligten Laien auszusprechen. Wir beschränken uns daher auf das Allernothwendigste und behalten nur das Thatsächliche im Auge.

Das Jahr 1848 übte, wie auf vieles, auch auf das Patronatsverhältniß eine mächtige Wirkung, indem es den Unterthansverband aufhob. Der Ministerialerlaß vom 10. Juni 1849 nahm auf diesen Entgang, welcher jedoch durch die erfolgte Ablösung der Grundgebühren und durch die Entbürdung von den Verwaltungs- und Gerichtskosten für so viele Privatpatronen einen zureichenden Ersatz fand, allerdings Rücksicht, erklärte aber, daß, weil Privatpatronate nicht sowohl auf jenes Verhältniß, sondern vielfach auf das der Stiftung, freiwilligen Uebernahme und dergleichen Rechtstitel sich gründen, die Patrone bis zur definitiven Austragung dieser Sache ihre Rechte und Verpflichtungen zu behalten hätten. Als Erleichterung der damit verbundenen namentlich Baulasten wurde angeordnet, daß in solch' sich ergebenden Fällen vorerst mit dem Patron das Vergleichs-Verfahren, und wenn solches nicht zum Ziele führe, jenes nach der bisher bestandenen gesetzlichen Concurrenz eingeschlagen werden könne und solle. —

Dieses Concurrenzverfahren fußte sich in unserm Lande auf das insbesonders für Steiermark und Kärnten unterm 18. Juni 1807 erflossene Hofdekret, welches als Grundsatz feststellte, der Patron habe bei Kirchen- und Pfarrhofsbauten die Handwerkskosten zu bestreiten, die Dominien (die nun entfallen) das Materiale unentgeltlich oder doch zu niedern Preisen abzugeben, die Pfarrgemeinde die Hand- und Zugarbeiten entweder in der Wirklichkeit zu leisten, oder im Gelde abzulösen. Lange das verwendbare Kirchenvermögen aus, so entfalle für erstere der Beitrag, so wie im Gegentheile der Patron den Mangel desselben auch bei den Materialien zu ergänzen habe. Dieses galt und gilt nur bei Pfarrkirchen, da Filial- oder Nebenkirchen sich selbst, oder durch die betreffende Gemeinde erhalten. Bei Pfarrhofsgebäuden wurde auch der Pfründnutznießer nach Maßstab seines Ueberschußes über die Congrua ins Mitleid gezogen, so wie er in Kärnten an mehreren Stationen jährlich einen bestimmten Betrag auf seine Gebäude und jedenfalls dasjenige zu verwenden hat, was sonst einer Zinsparthei zur Last fällt.

Nach diesen Grundrissen entschied nicht der Patron über derlei Ausgaben, sondern im Gegentheile kam es der politischen Behörde zu, über die Nothwendigkeit und Art der Bauten zu entscheiden, wenn gleich derselbe mit den übrigen Interessenten zur Aufnahme des Baues vorgeladen und dabei angehört wurde. Durch das Gesetz vom 10. Juni 1849 wurde dieses untergeordnete und beschränkte Verhältniß der Privatpatrone auf die oben beschriebene Art modifizirt. Ueber dieses und die andern dießfalls bestehenden Gesetze, auf die sich die von uns freilich nur angedeutete Gepflogenheit gründet, gibt das Werk des Professors Helfert: „Von der Erbauung, Erhaltung und Herstellung kirchlicher Gebäude", Prag 1834, §§. 16, 28, 40 und 56 eingehende Kunde.

Um jedoch das Verhältniß der Patrone in Kärnten und so ihre Stimmberechtigung gründlich beurtheilen zu können, mag die Kenntniß ihres Bestandes wesentlich beitragen. Dem a. h. Landesfürsten stehen in Kärnten 32 Kirchenpatronate, dem Religionsfonde 67, dem Studienfonde (Herrschaft Millstatt) 9 Patronate, zu. Den geistlichen Würdenträgern und Korporationen gehören theils als inkorporirt, theils als einfache Patronatspfarren 131, den vormaligen Herrschaftsbesitzern und sonstigen Laien-Privaten*) 104 Patronate, wornach es sich ergibt, daß von den 343 Patronaten Kärntens, woron manche kumulativ (das ist von den in der Präsentation abwechselnden Patronen) ausgeübt werden, nicht einmal ein Drittheil eigentliche Laien-Privatpatronate sind.

Wie sehr bei der Frage über die Rechte und Pflichten der Patrone ein jeweiliger Fürstbischof von Gurk selbst be-

*) Wir geben aus dem Diözesan-Schematismus zur leichtern Orientirung hier das Verzeichniß der einzelnen Patronate:

theiligt sey, dürfte aus dem Umstande erhellen, daß 41 Pfarren dem bischöflichen Patronatr, 10 Pfarren dem Patronate der Probstei Marin Saal, welche nunmehr mit dem Bisthume Gurk vereinigt ist, unterstehen. Wie wenig diesem Patronate eine Ausnahmstellung zugedacht wurde, beweisen gerade gegenwärtig die beinahe an allen Patronatsgebäuden vollführten oder in der Ausführung begriffenen Bauten, zu denen sämmtliche Nutznießer des Bisthumes vom Jahre 1822 bis zum Jahre 1862 den sie treffenden Antheil zu bestreiten haben. Das Gurker-Domkapitel wie das Stift St. Paul leisten ihre Beiträge aus ihrem Gesammtvermögen, und bekannt ist uns von ersterem, daß es in manchen Jahren einige Tausende diesem Zwecke zuwendet.

Betreffend die weltlichen Patrone ist, während dieser nun seit jenem Gesetze mehr als zehnjährigen Periode, nirmals vorgekommen, daß ein Zuang betreff ihrer Patronatsleistungen in Anwendung gebracht worden wäre, dagegen müssen wir bemerken, daß so, wie Graf Gustav v. Egger bei jeder derlei Gelegenheit seine Geneigtheit als Patron mit Beiträgen jeder Art auch über den vollen Concurrenzbetrag, zuvorkommend bethätigte, von Seite drr Patrone Graf Ferd. v. Egger, Fürst Liechtenstein, Graf Arco, Graf Wittmann, der gräflich Dietrichstein'schen Administration, den Grafen Constantin und Karl Lodron, dem Grafen Karl Goes, der Frau Naredi, dem Ritter v. Jakomini, den Wunsch'schen Erben, in so weit wir uns dessen erinnern, bei sich ergebender Gelegenheit den bittendrn Pfründinhabern und Kirchenvorständen mit größern und kleinern Beiträgen willfahret wurde, was bei ähnlichen Anläßen auch von den andern Patronen mit Zuversicht erwartet mird.

Da jedoch, wie bereits bemerkt, das Kirchenvermögen den rigentlichen Kern aller Bestreitungen, die berufene Hinterlage für kirchliche Bedürfnisse bildet, war durch die Aufhebung der mehrfach nur anspruchvollen und oft den Rechten und Einnahmen der bevormundeten Gotteshäuser nicht selten nachtheiligen Vogteien, wo mehrmals bei Vermntrennungen und Fallimenten dieselben das Ihre mitverloren, die Neubildung ihrer Verwaltung unerläßtich geworden. Seit dem Jahre 1849 trat ein Provisorium ein und die unmittelbaren Kirchenvorstehungen: Seelsorger und Gemeinde-Repeäsentanten oder Kämmerer holten die Befugniße und Bewilligungen zu Bauführungen und sonstigen kirchlichen Verwendungen bei den politischen Behörden ein, wobei jedoch erstere oft sehr langdauernde und kostspielige Erhebungen und Verhandlungen nach sich zogen. War dieses mehrerwähnte Gesetz vom 10. Juni 1849 nur die erste Folge der in der Verfassung vom 4. März 1849 gewährleisteten selbstständigen Verwaltung in kirchlichen Angelegenheiten, so mußte dasselbe auch consequent durchgebildet werden. Dir Folge hievon war die a. h. Entschließung vom 10. April 1850, welche prinzipiell den Kirchenvorstehern die selbstständige Verwaltung des Kirchenvermögens einräumte, so daß der Artikel XXX des Concordates und die a. h. Entschließung vom 3. Oktober 1858 nichts anders als die praktische Durchführung dessen enthalten, was bereits seit Jahren feierlich zugesichert war und ausgeführt werden mußte, sollte die garantirte Selbstständigkeit nicht ein leeres Traumbild seyn, und sollte nicht mitten in der freieren Bewegung aller, auch der kaum erstandenen Gesellschaften, allein die katholische Kirche gefesselt oder doch unter beschränkendster Bevormundung bleiben.

Weit davon, „daß sich die Regierung in Verfügung mit den Staatskräften einer fremden oder wohl gar mit ihr in Widerstreit kommenden Macht zu Füssen warf", wahrte sich der Monarch im XXX. Artikel des Concordates ausdrücklich sein Recht bei dem allfälligen Verkauf oder der Belastung geistlicher Güter, und es wurden mit dem Ministerial-Erlaß vom 20. Juni 1860 nachträglich über diesen Punkt einge-

Geistliche Patronate:

Bisthum Gurk als solches besitzt	41	Patronate
Von der einverleibten		
Probstei Maria Saal	10	„
Bisthum Lavant	12	„
Stift St. Paul	18	„
Domkapitel Gurk	18	„
Domkapitel Laibach	5	„
Kapitel Völkermarkt	8	„
„ Friesach	4	„
„ Straßburg	3	„
„ Maria Saal	2	„
Probstei Wieting oder Stift St. Peter in Salzburg	2	„
Probstei Unterdrauburg	1	„
„ Virgilienberg	1	„
Stadtpfarre Gmünd	2	„
Hauptpfarre St. Martin bei Windischgratz	1	„
Das Klagenfurter Priesterhaus	1	„
Der Malteser-Orden	1	„
Die Pfarrpfründe Berg	1	„
	131	„

Weltliche Patronate:

Fürst Liechtenstein'sche Herrschaft Viktring und Rosek	14	Patronate
Fürst Porzia'sche Herrschaft Spittal, Goldenstein, Pitteroberg	13	„
Graf Gustav Egger's Herrschaft St. Georgen am Längsee 4 / Burgamt Villach als von demselben übernommen 6	10	„
Graf Arco's Herrschaft Federaun	10	„
Baron Dickmann'sche Herrschaft Althofen	7	„
Graf Wittmann'sche Herrschaft Paternion	6	„
„ Ferdinand Egger'sche Herrschaft Ehrnegg, Griffen und Wallersberg	4	„
„ Henckel'sche Herrschaft Wolfsberg und St. Leonhard	4	„
„ Dietrichstein'sche Herrschaft Landskron und Finkenstein	4	„
„ Graf Lodron'sche Herrschaft Gmünd	3	„
Fürst Rosenberg'sche Herrschaft Greifenburg und Sonnegg	3	„
Herr von Hollenia'sche Herrschaft Wasserleonburg	2	„
Herr von Knapitsch' Herrschaft Silberegg und Mayerhofen	2	„
Graf Thurn'sche Herrschaft Bleiburg	2	„
„ Karl Goss'sche Herrschaft Gradisch und Gradenegg	2	„
Herr von Canal'sche Herrschaft Känburg	2	„
Graf Karl Lodron'sche Herrschaft Himmelberg	1	„
„ Kristanigg'sche Herrschaft Eberstein	1	„
„ v. Wagensberg'sche Herrschaft Damtschach	1	„
Baron Sterneck'sche Herrschaft Liemberg	1	„
Frau Naredi'sche Herrschaft Möchling	1	„
Herr Klinzer'sche Herrschaft Glaneck	1	„
Wunsch'sche Erben Herrschaft Silberberg	1	„
Ritter v. Jakomini'sche Herrschaft Hallegg	1	„
Herrschaft Wildeck	1	„
Baron von Silbernaggl	1	„
Markt Mauthen	1	„
„ Oberdrauburg	1	„
„ Gutenstein	1	„
	101	„
Außerdem haben die Gemeinden Forst, Prebt und Neuhäusl ihre Pfarreien selbst errichtet und sohin das Patronat sammt seinen Verpflichtungen; die Besetzung jedoch geschieht durch das Ordinariat	3	„

hende und, bis zu dem Betrage von 100 fl. herab, präcisirte und verschärfte Vorschriften ertheilt.

In Bezug auf die Patronats- eigentlich Concurrenzfrage bei Bestreitung kirchlicher Bedürfnisse bleiben, in so ferne es sich um die gezwungene Hereinbringung der Beiträge handelt, zufolge a. h. Entschließung vom 3. Oktober 1856, die bestehenden Vorschriften noch in Kraft, obschon Se. Majestät sich vorbehielten, diese Angelegenheit mit Rücksicht auf das Kirchengesetz, die Landesgewohnheiten und die durchgeführte Grundentlastung neu zu ordnen. Da letztere in allen Theilen des Reiches damals noch nicht zum Abschlusse gekommen war, konnte vor demselben ein allgemein geltendes Gesetz, wenn auch mit Vorbehalt von Modifikationen, für die einzelnen Kronländer nicht erlassen werden. Daß es in jedem Lande dießfalls einzelne Gewohnheiten gab und geben mußte, geht aus der Natur der Sache hervor, indem jedes Land in so ferne es einst eine selbstständige Regierung und den Nationalitäten wie Lokalverhältnissen angemessene Gesetze hatte, auch in kirchlich administrativer Hinsicht sich eigens normirte. Daß jene Gewohnheiten bisher von der Regierung auf das möglichste, ja ausgedehnteste berücksichtigt wurden, beweiset die Zahl und Mannigfaltigkeit der für die einzelnen Länder erflossenen maßgebenden Verordnungen. So hat, wie bemerkt, Kärnten seit 18. Juni 1807 ein eigenes Concurrenz-Gesetz für kirchliche Bauten, in welchem allerdings auf die bisherigen Gepflogenheiten Rücksicht genommen, die Last der Patrone jedoch bei den damaligen politischen und Finanzverhältnissen bedeutend gesteigert und streng bestimmt wurde. Damit wir jedoch jenem Ausdrucke „Gewohnheiten", der von anderer Seite so sehr betont wird, gerecht werden, erlauben wir uns, da der Raum eine tiefer eingehende historische Andeutung*), insbesonders Kärnten betreffend, nicht erlaubt, zu erwähnen, daß in Kärnten, wo die Aristokratie eine mehr beschränkte Macht behauptete und in den ausgedehnten Gebiethen der Kirchenfürsten Salzburgs, Bambergs, den Lehenschaften und Kirchen der Bisthümer Laibach und Gurk der vielen Stifte und Kapitel durchaus das canonische oder provinziale Salzburgische oder Bambergische Recht galt, das Gebaren weltlicher Patrone wenig in die Wagschale fiel. Durch die Säkularisirung beider Hochstifte kamen die Herrschaften Burgamt Villach, Federaun, Walfsberg, St. Leonhard, St. Andrä, Friesach, Maria Saal, Taggenbrunn, Feldsberg, Sachsenburg, Stall in weltliche Hände, so wie auch die Stifte Millstatt, Arnoldstein, Ossiach, Viltring und St. Georgen dem gleichen Lose anheim fielen. Wenn daher in Böhmen die bis in die neueste Zeit sich erstreckende Gepflogenheit Platz griff, daß reich begüterte Patrone die Güter der einzelnen, ihnen in dieser Eigenschaft unterstehenden Kirchen in eine Masse vereinigten und so aus dem Fonde der vermöglicheren für den Abgang der ärmeren zur Schonung des Patronates sorgen, hat so was in Kärnten nicht stattgefunden, wenn gleich auch Gepflegenheit wurde, bei vermöglichern Kirchen des nämlichen Patronates in solchen Fällen Geldanlehen zu machen, was besonders bei den Patronatskirchen von Federaun im Kanalthale mehrfach geschah.

Die von dem Gurker-Ordinariate unterm 3. Oktober 1859, also am Jahrestage obiger a. h. Entschließung erlassene und a. h. Ortes sanktionirte Vorschrift über die Verwaltung des Gotteshaus- und Pfründen-Vermögens der Gurker Diözese, bestehend in 69 §§, hat in den Paragraphen: 3, 4, 16, 20, 22, 27, 28, 29, 30, 39, 42, 47, 48, 52, 58, 59, 68 den Patronen ihre durch die Aufhebung der Vogteien erweiterten Befugnisse bei Verwaltung des Kirchenvermögens, dessen Verwendung bei Bauten und sonstigen Anschoffungen gewahrt und bestimmt. Es darf sohin, da sowohl das Interesse der geistlichen wie weltlichen Privatpatrone hier in Frage ist, nicht zu fürchten seyn, daß jene Bestimmungen mit den vermeintlichen Landesgewohnheiten, oder besser, aus Gesetz und ursprünglichen Verhältnissen hervorgegangenen Berechtigungen der Patrone in Widerstreite kommen. Wir besitzen von jener Hand, die nun die Angelegenheiten unserer Diözese, den Hirtenstab Kärntens führt, im Salzburger Kirchenblatte (Jahrgang 1852, Nr. 2, 14, 24 und 36) unter der Aufschrift „Zur Patronatsfrage," eine Abhandlung, welche dieselbe mit Beachtung der gegenwärtigen Zeitverhältnisse und aller Unpartheilichkeit behandelt, daher auch gleich beim Eingange als leitender Grundsatz die Ansicht ausspricht: „Ich halte es für unzweckmäßig, dann einen Patron annehmen zu wollen, wenn man ihn zum Zahlen braucht, so oft aber dieses System unbequem wird, ihn zur Seite zu schieben." Wir können hier die Ausführung dieses Themas nicht weiter verfolgen; Obiges aber mag genügen, den Geist der maßgebenden Diözesanvorschrift zu beurtheilen. Im gleichen Grade mag die Voraussetzung hinwegfallen, daß durch ermeldtes Statut die Stellung des Kurat-Klerus geändert, desselben Wirkungskreis verschoben oder dessen ökonomisches Interesse betroffen werde; im Gegentheile ist dadurch des Klerus Stellung, die Beglaubigung seiner ordentlichen Gebahrung, das Interesse der Patrone, das Eigenthum von Pfründen und Kirchen, somit das ökonomische Bestehen der Seelsorger nur gesichert, jeder unverständigen Verschleuderung, Verwahrlosung und Unordnung gesteuert und der wahrhaft christliche Sinn, Recht und Billigkeit, der nöthige Anstand mit Entfernung des Luxus durch obiges Gesetz, welches der verschwenderischen Willkühr wie der knauserischen Verwahrlosung entgegen tritt, gewahrt.

Die seit siebzig Jahren mit einigen Unterbrechungen andaurenden politischen und finanziellen Mißverhältnisse, die Finanzpatente von 1811 und 1816, die vorangegangenen Kriegsplagen und Nothjahre, die Silbereinlieferung, die Auflassung des Unterthansverbandes und der Zehende, die Geldentwerthung haben dem Pfründen- und Kirchenvermögen, die, außer der zeitweisen Verlosung, an den Vortheilen der Grundentlastung wenig theilnehmen konnten, tiefe, zum Theil unheilbare Wunden geschlagen, die nur der christliche und kirchliche Sinn der nun zu mehrerem Wohlstand gekommenen Gemeinden einigermassen heilen kann. Ohnehin ist die Gemeinde dabei am meisten betheiligt, da ihre Kirche zugleich das eigentliche Gemeindehaus, nämlich das der

*) Im früheren Mittelalter war in Kärnten wohl das Vogteirecht mehrfach ausgebildet und wurde oft bis zum Uebermaße und zum Nachtheile der Kirchen ausgeübt; das Patronatrecht erstreckte sich jedoch nur auf die Präsentation bei Pfründen, wo es hie und da auch Streitigkeiten gab. Selbst der allgemeine Kirchenrath von Trient behandelt fast nur das letztere Befugniß. Mit ausgehendem Mittelalter wurde daher für die herrlichen Kirchenbauten jener Zeit mit Sammlungen und durch Ertheilung von Ablässen fürgesorgt. Hierüber vgl. Baron v. Aakesbofen's Handbuch der Geschichte Kärntens, II. Band, S. 947; Hermann's I. Band S. 429, 454, 509, dann II. Band S. 150, 163 u. f. f. Von der Landesbandfeste herauf bis zu dem im Jahre 1698 erschienenen Tractatus de juribus incorporalibus; dann in den Conventionen Kaiser Karl's IV. und der Kaiserin Maria Theresia mit dem erzbischöflichen Stuhle zu Salzburg wurde das geistliche Lehens- oder Patronatswesen eingehend behandelt.

Digitized by Google

Freiheit und Gleichheit vor Gott im Genusse der Heilmittel und Tröstungen der Religion der Unsterblichkeit ist, und ihre Zierde jedem Auge zur Erquickung, der Gemeinde zur Freude und Ehre gereicht. Dieses ist auch der eigentliche Grund, aus dem sich die Errichtung dreier neuen Seelsorgstationen der Diöcese mit Dotirung der Seelsorger und Kirchen, Erbauung der Pfarrhöfe und Ausstattung des Kultus durch die Gemeinde sich ebenso herschreibt, wie die Renovirung und Verschönerung so vieler Gotteshäuser der Diözese aus dem Fonde frommer Gesinnung und freiwilliger Wohlthätigkeit.

Es ist sohin die Pfarrsgemeinde in Angelegenheiten ihrer Kirche und Seelsorger am meisten betheiligt, und daß sie es auch anerkannt und vom Gesetze aus ist, beweiset bereits der 2. §. oftbesagter Diözesanvorschrift über die Gebarung des Kirchenvermögens, indem es heißt: „Die Verwaltung des Vermögens einzelner Seelsorgskirchen — führt der geistliche Vorsteher dieser Kirchen, mit zwei (oder nöthigenfalls mehreren*) Repräsentanten der Kirchengemeinde." Dieser leitende Grundsatz ist in den nachfolgenden §§. 6—12, dann 15, 16, 44—49, 68 und 69 näher, mit Anwendung auf die in der Kirchenverwaltung sich ergebenden Fälle, ausgeführt und dadurch die schon zum eigenen Schutze der Seelsorger nothwendige Controle und deren Beirath nach Aufhören der Vogteien hergestellt.

Obige Thatsachen und diese Verfügungen, deren Ausführung durch die visitirenden und berichtgebenden Dechante, wo nicht die Visitation des Ordinarius selbst eintreten kann, überwacht wird, entheben uns jeder weitern Beweisführung. Der bisherige gute Erfolg, die Zufriedenstellung der Gemeinden, das sich dadurch veroffenbarende einträchtige Zusammenwirken von Klerus und Volk sind der beste Gegenbeweis gegen jegliche Verdächtigung und lassen es nur wünschen, daß man bei dem Bemühen zu erbauen und zu befestigen, von der Beimischung zersetzender unlauterer Stoffe verschonet bleibe.

Betreffend die Selbstverwaltung des Kirchengutes leitete das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht unterm 27. Dez. 1859 das Erforderliche ein, damit die dem Finanz-Ministerium und der obersten Rechnungs-Controls-Behörde unterstehenden Organe die Weisung erhielten, vom 1. Jänner 1860 angefangen auf die Verwaltung des Kirchen- und Pfründenvermögens nur auf die von uns oben beschriebene Art Einfluß zu üben, und es wurde dem Fürstbischofe von Gurk überlassen, dieselbe nach der mehrerwähnten Vorschrift vom 3. Okt. 1859 einzurichten. Diesem zu Folge wurden die damals und nachhin für das Rechnungsjahr 1859 eingegangenen Kirchenrechnungen der neucreirten Diözesaabuchhaltung, die, unter der Leitung eines Vorstandes aus dem Gremium des Consistoriums, aus drei Beamten der k. k. Staats-Buchhaltung, denen die Verwendung der Nebenstunden hiezu gestattet ist, besteht, überwiesen. Die Vorschriften über das Rechnungswesen selbst enthält in seinen Hauptlinien besagte Diözesanvorschrift in den §§. 43—52 so wie im Allgemeinen in der Verrechnungsart die frühere Gepflogenheit beibehalten wurde, während jenes Gesetz die Befugnisse und Verpflichtungen der Kirchenvorstände bei Beausgabungen normirte.

Den Abschluß dieser Diözesanvorschrift bildet der Zeitfolge nach das unter 10. April 1860 erlassene Diözesanbaunormale, welches im Einklange mit der Rückäußerung der k. k. Regierung vom 27. März 1860 den dabei zu beobachtenden Geschäftsgang bestimmte, und während es bei Bauführungen aus öffentlichen Fonds diesen Geschäftsgang, als bereits nach a. h. k. k. Gesetzen geordnet, unberührt ließ, vom 3.—14. §. das Vorgehen bei Kirchen und Pfarrhöfen des Privatpatronates regelte und vorzeichnete, wie sowohl bei der Bauaufnahme, als der Entwerfung der Baupläne und Ueberschläge, Berechnung der Kosten und dann bei der Ausführung selbst, Patrone und Gemeinden zu vernehmen und thatsächlich zu betheiligen seyen. Die Texturung dieser ebenso kurz als klar abgefaßten Vorschriften beabsichtigt vor allen Zeit- und Geldersparniß, den lokalen Verhältnissen angemessene, dauerhafte und passende Bauführungen unter eigener Beaufsichtigung der Interessenten, Hintanhaltung kostspieliger Reisen, zweckwidriger Bauten, Zeit und Geld raubender Commissionen. Unter einem sind zweckdienliche Vorschriften zur Erhaltung der Gebäude, Einrichtungen und Denkmäler, wegen Assekurirung ersterer und dem richtigen Verhältnisse zwischen dem, was Nothwendigkeit und bloß Zierde ist, beigefügt.

Dieses ist die ob des Stoffes nur einfache, Prunk und elegante Sprachweise entbehrende, Darstellung eines allgemein interessanten Gegenstandes nach Gesetzeswort und Thatsache. Die betreffenden Verordnungen, insbesonders die Diözesan-Vorschriften vom 3. Oktober 1859 und 10. April 1860 wurden ohnehin vom Ordinariate zu 100 Exemplaren der k. k. Landesregierung mitgetheilt, weil ein anderer Weg, dieselben zur Kenntniß des Laien-Publikums zu bringen, nicht offen stand. Da jedoch bei jeder Pfarrei der ganze Inhalt der Erlässe einzusehen ist, so glaubten wir die Veranlassungen, rein nur den Zusammenhang und den Geist dieser Statuten, so weit es uns möglich, besprechen zu sollen, und glauben, daß zur Verwirklichung der allenthalben sich ankündenden wohlwollenden Absichten nichts nothwendiger sey, als Leidenschaftslosigkeit und Eintracht: viribus unitis.

H.

*) Diese Einrichtung findet sich bereits im alten Testamente, 3. Buch der Könige, 5. Kap. 16. Vers; 4. Buch der Könige 12. Kapitel.

Das Maltathal und der Hochalpenspitz.

(Fortsetzung von Nr. 14.)

Es ließ sich auf der Scharte zwischen den wirr übereinander geworfenen Felstrümmern nur schwer eine passende Ritze zur Befestigung des mit dem Barometer behängten Bergstockes finden. Als es gelungen war, gab das Barometer die Höhe der großen Elendscharte mit 9472 W. F. an.

Im Vergleich zu dieser Höhe müssen die Spitzen aus dem von ihr nach Norden zwischen Groß-Elend einerseits und dem obersten Maltagraben von der Trax bis zur Samerhütte andererseits ziehenden Rücken vorzüglich der Preimelspitz die Höhe von 10.000 Fuß nahezu erreichen.

Letzterer liegt der Scharte so nahe, daß man von ihr in einer halben Stunde über das ausgebreitete Schuttfeld, mit welchem er in das Hochalpenkees ausläuft, dann über die oberhalb desselben beginnenden und bis zur Spitze ansteigenden Wände diese zu gewinnen meint. Eine Signalstange zu oberst bewies, daß der Berg in die Katastralvermessung einbezogen worden war.

Da die Scharte keine Fläche hat und der Wind höchst fühlbar über sie wegzog, hatten wir uns zuletzt unterhalb ihrer Wände auf dem Gletscher an einer Stelle gelagert, an welcher nach Beseitigung der obersten Schnee-

Digitized by Google

krusten ein Bächlein vortrefflicher Gletschermilch blosgelegt worden war.

Wir genossen reichlich vom köstlichen Naß, versorgten auch sonst unseren Magen nach Thunlichkeit und machten uns eine halbe Stunde, nachdem wir angelangt waren, zur Spitze auf. Die Führer waren nun wirklich um vieles besser gelaunt als bei der Wanderung über den tiefeeen Gletscher, wozu bei Anderl allerdings beitragen mochte, daß sein Rücken bedeutend erleichtert war. Er hatte nämlich die Absicht, mit uns nicht in die Hochalpe zurückzukehren, sondern von der Scharte weg nach der Hütte im großen Elend zu gehen, um seinem daselbst auf der Weide befindlichen Vieh Salz zu bringen, und deßhalb bis hieher einen tüchtigen Pack auf den Rücken mitgetragen. Diesen hatte er hier zurückgelassen.

Dagegen sah ich bald, daß keiner der beiden Männer über die Richtung, welche wir nun einzuschlagen hätten, im Reinen war.

Zum Verständniß unseres weiteren Weges zur Spitze ist es unumgänglich nöthig kennen zu lernen, wie sich die Erhebungen über den südwestlichen Winkel des Gletschers, nämlich der südliche Eiskamm und der Scheiderücken gegen das große Elend, auf unserem jetzigen Standpunkte darstellen.

Vor allem fällt uns als der westliche Eckpfeiler des eisigen südlichen Kammes eine schöne Gletscherspitze auf.

Sie ist mächtig, daß wir versucht sind, sie für den Höhepunkt des Kammes, also für die Hochalpenspitze zu halten.

Vor ihr senkt sich gegen Norden jener Kamm herab, welcher die westliche Begrenzung des Hochalpenkeeses und die südöstliche des großen Elend-Gletschers bildet und der von uns bereits auf der Scharte betreten worden ist.

An seinem Ursprunge an jener Hochspitze reicht das Eis bis hinauf auf seine Schneide. Tiefer unten steigen aus ihm drei Felspyramiden auf und an der nördlichen rechten Seite der untersten und höchsten aus ihnen ist unsere Scharte eingeschnitten, von der dann der Kamm als ununterbrochener, jedoch zuletzt tief herabgedrückter Felsenwall bis an den Preimelspitz fortläuft.

Auf der Ostseite der mächtigen Schneespitze dagegen gewahren wir im südlichen Eiskamme nach einer Senkung desselben einen breiten Schneekopf, welcher sich mit seinen Wandungen dergestalt nach soene auf den tieferen Gletscher herabsenkt, daß er den Zug des Kammes gegen Südosten für uns abschließt.

Während nun der eine Führer der Ansicht war, wir müßten in der äußeesten südwestlichen Ecke bis an den Punkt vordringen, wo die hohe Schneespitze und der westliche Rücken zusammenstoßen, und dann unterhalb der ersteren auf der Seite des großen Elends ansteigend die Höhe des südlichen Eiskammes zu erreichen suchen, stimmte der andere für den Marsch mehr gegen die Mitte des Eiskammes.

Mir schien zwar die letztere Ansicht die richtige zu seyn. Da sich aber die Unrichtigkeit der ersteren herausstellen mußte sobald wir in einiger Höhe den Grat gegen das große Elend erreicht haben würden, wozu nur kurze Zeit erforderlich war, währenddem wir bei sogleicher Einschlagung des Weges gegen die Mitte des breiten Eiskammes, wenn der Weg doch der falsche gewesen wäre, lange hätten irregehen können, ohne zur Ueberzeugung zu kommen, ob nicht doch irgendwo auf dem Kamm zu kommen sey, so hielt ich es für besser, zunächst die Unmöglichkeit der ersten Richtung festzustellen, und so wandten wir uns gegen die südwestliche Ecke.

Allein, als wir den Westgrat betreten und einen Blick auf die Abhänge gegen das große Elend geworfen hatten, zeigte es sich sogleich, daß ihr Abfall, und zwar vorzüglich auf der Westseite der Gletscherspitze, an welcher wir aufwärts deingen wollten, so steil ist, daß auf ihnen hinanzusteigen gar nicht möglich wäre.

Wir hatten also weiter links einen Weg auf den südlichen Eiskamm zu suchen. Unser Rückzug von der verfehlten in die nun gebotene Richtung führte uns bald unter einer Eiswand im Gletscher vorbei, an deren Fuß zahlreiche Eistrümmer lagen, und dieser Beweis davon, daß es hier nicht geheuer sey, veranlaßte uns schweigend fortzuwandern, bis wir aus dem unsicheru Bereich waren.

Dann ging es fort und fort aufwärts. Die Klüfte im Firn waren weniger an Zahl als auf dem eigentlichen Gletscher, aber breit und lang. So bedurfte es auch hier großer Umwege. Schon schien die mächtige Schneekuppe zu unserer Linken die höchste Spitze und in gerader Linie erreichbar zu seyn. Jedenfalls mußte abee dieser Weg auf sie höchst beschwerlich seyn, weil die Ausbauchungen sich von ihr theilweise sehr steil nach abwärts gegen den Gletscher senkten. Wir spähten dahee beständig nach einer anderen Stelle, über welche leichter auf den Grat zu kommen wäre, und glaubten sie endlich an der tiefsten Einsenlung der Schneide zwischen den zwei uns bisher allein bekannten Spitzen des Südrandes, dort, wo der Grat von der mehrerwähnten westlichen Eckspitze weg eine Biegung nach rückwärts macht, zu finden.

Dieser tiefsten Stelle steuerten wir um so mehr zu, als sich Ferche eeinnern wollte, daß auch im Jahre 1856 hier der Grat betreten worden sey.

Als wir jedoch an ihr angelangt waren, fanden wir ein Hinderniß, dessen Beseitigung uns einige Zeit aufhielt. Die Schneide war nur über eine zu unterst überhängende, höher oben sehr steile Eiswand von etwa anderthalb Klafter Höhe zu erreichen, unmittelbar am Fuß dieser Eiswand aber dehnte sich die Firnkluft aus.

Glücklicherweise fanden wir die letztere stellenweise mit altem Schnee ausgefüllt, auf den man sicher treten konnte.

Bald waren mit Hilfe der Bergstöcke einige Stufen in das Eis gestoßen und auf ihnen kletterte zuerst der Knappen Sepp, dabei von Ferche eaterstützt, den unteren Theil der Wand aufwärts, arbeitete sich dann über den oberen wenn auch mühsam bis an den Rand und stand bald triumphirend auf der Höhe.

Die übrigen kamen leichter hinauf, weil ihnen von oben hilfreiche Hand geboten wurde.

Hier auf dem Grat hätte sich bei günstiger Witterung schon eine Aussicht von Südwesten bis Norwesten über einen großen Theil der Kärntner-Gebirge und insbesondere auf die Glockner-Gruppe anschließen müssen.

Heute sah man nur die nächsten Tiefthäler und selbst die Berge in ihnen nur theilweise.

Die westliche Firnspitze am Kamme gegen Groß-Elend wäre von hier aus auf dem sich breit zu ihr hinziehenden Kamme selbst leicht zu erreichen. Auffallend ist an ihrer Süd- und Südostseite ein mächtiger, an den Kanten senkrecht abgeschnittener Durchbruch von Gestein, der, aus großen Felsstücken bestehend, wie eine Quadermauer den eisigen Gipfel trägt. Ich konnte für diesen jedenfalls ausgezeichneten Gletscherberg, welcher jedoch, ohne benannt zu seyn, auch auf

Digitized by Google

der Generalſtabskarte zwiſchen dem Kerlſpitz und Hochalpenſpitz gezeichnet iſt, trotz aller Bemühung einen Namen nicht in Erfahrung bringen. Vielleicht würde er nicht unpaſſend der kleine Hochalpenſpitz genannt werden.

Wir ſahen jetzt, daß hinter der Eiskuppe, die wir auf dem Gletſcher und dem Firnfelde beſtändig zu unſerer Linken hatten, der Hauptkamm noch hinanſteigt, zweifelten nicht, daß wir in dieſer Richtung die höchſte Zinne des Hochalpenſpitzes zu ſuchen hätten, und ſchlugen daher die Richtung gegen die Verlängerung des Kammes ein.

Anfangs ging es auf dem noch ziemlich breiten Grate nicht zu ſteil aufwärts. Von einem Steinhaufen auf der ſüdlichen Neigung gegen das Seethal aber hatten wir zur Schneide des Kammes, der hier ſchon jede Breite verliert, ſcharf aufzuſteigen.

Wir waren noch zu Dreien, denn Anderl blieb bei den letzten Felſen zurück. Kaum hatten wir jedoch einige Schritte auf dem jetzt wirklich einen Dachfirſt an Breite nicht übertreffenden und im Norden auf das Hochalpenkees, im Süden gegen den oberſten Theil des Seethales, den Laſſacher Winkel, abfallenden Grate gemacht, da löſte ſich Sepp vom Seile los um zurückzukehren, weil er ſich ohne Steigeiſen nicht getraute auf der Schneide weiter zu gehen. Ferder und ich dagegen ſchritten vorſichtig auf ihr fort. Sie biegt ſich von ihrem urſprünglichen Laufe gegen Südoſten allmählig gegen Süden, bis dieſe Wendung an einer Ecke beſtimmter auftritt, und zunächſt derſelben Ecke erreichten wir, nachdem wir noch früher an einer Stelle vorbeigekommen, wo eine Schneeſchlucht zwiſchen ein paar hundert Klafter unterhalb unſeres Weges liegenden Klippen wie ein Schlott von unergründlicher Tiefe in den Laſſacher-Winkel hinabzieht, um 1¼ Nachmittags die höchſte Eiszinne des Hochalpenſpitzes.

Hier wurde ich ſogleich gewahr, daß in der ſüdlichen Verlängerung des Kammes in geringer Entfernung von der höchſten Eisſpitze ſich ein Felſenkopf, zuoberſt aus regellos über einander geſchobenen Felsſtücken gebildet, erhebt, der durch eine ſchmale etliche Klafter tiefe Scharte von ihr getrennt, ſie noch um wenige Klafter überragt und daher als der höchſte Punkt des Hochalpenſpitzes betrachtet werden muß.

Schon auf dem Grate hatte ich erkannt, daß ich kaum einen ungünſtigeren Tag zur Fernſicht hätte antreffen können. Von der großen Rundſchau, welche der Hochalpenſpitz nach ſeiner Lage und nach ſeiner Sichtbarkeit von zahlreichen Spitzen über einen großen Theil der Südalpen, über die Centralkette, beſonders ihren Gaſteiner-Rauriſer und Glocknerſtock, dann auf einen Theil der Nordalpen gewähren muß, war faſt gar nichts zu ſehen, und jetzt waren ſelbſt die Berge im Norden der Salzach, die wir auf der Groß-Elend-Scharte erblickt hatten, im Nebel verſchwunden. Die Ausſicht beſchränkte ſich auf das Seethal und das Döſſenthal zu unſeren Füßen und auf die Höhen zwiſchen dem Malnitzthale und Fragant, auf deren Spitzen jedoch auch Nebel lag, auf den Hafnerſpitz und die ihm nächſten Gipfel in dem an ihm entſpringenden Rücken zwiſchen der Liefer und Malta.

Die Nachbarn unſeres Berges, das ſtolze Felſenhaupt des Säulecks und die Höhenpunkte über dem Hochalpenkeeſe, der Preimelſpitz, die ſteinernen Mandeln und der Tullenock hatten ſich der Herrſchaft des Nebels noch vollkommen zu entziehen gewußt.

Die ſteinernen Mandeln, die erſte ſüdöſtlich im Hauptkamm unmittelbar nach dem Hochalpenſpitz aufragende Firnhöhe, haben ihren Namen von ein paar Felsblöcken, welche allein aus dem Eisgebirge emporragen.

Auch hier wiederholt ſich jene Sage, welche wir von der übergoſſenen Alpe bei Werfen, der Blümlisalp in der Schweiz und von andern Gletſchern in den Alpen her kennen, daß, als der Teufel des Uebermuthes ſich der Sennen bemächtigt hatte, die Sennin ſich mit Milch wuſch, die Hirten mit Käslaiben als den Kugeln auf die als Kegel benützten Butterballen ſchoben, der üppige Alpenboden, auf dem dies geſchah, ſich mit Eis bedeckte und die Uebermüthigen in Stein verwandelt wurden.

Blickt man von der Spitze auf die Höhe der ſteinernen Mandeln herab, ſo würde man glauben, daß man ſie leicht erreichen könne. Wie ich jedoch ſchon früher erwähnt habe, iſt im Jahre 1856 eine Geſellſchaft, welche den Hochalpenſpitz erſteigen wollte, weil ſie zu weit links auf dem Eislamme emporſtieg, anſtatt auf die Spitze, zu den ſteinernen Mandeln gelangt und hat dann nach der Mittheilung der Theilnehmer an jener Erſteigung wegen der großen Zerklüftung des Eiſes zur Spitze zu gehen nicht räthlich gefunden.

(Der Beſchluß folgt.)

Des Schmetterlings Freud und Leid.

Was des Todes Kleid umgeben
In des Winters öder Nacht,
Kehrt zurück zum frohen Leben
Bei des Frühlings Kuß erwacht.

Aus der Erde kaltem Schooße.
Hebt die Blume ſich empor,
Aus dem weichen Waldesmooſe
Kriecht der Schmetterling hervor.

Abgeſtreift hat er die Hülle,
Die ihn kalt und ſtarr umgab,
Zu der Lebenden Gewühle
Steigt er aus dem finſtern Grab.

Sieh! Wie demantgleicher Schimmer
Auf dem Flügelpaare ſtrahlt,
Und der Farben bunt Geflimmer
Sich im Waſſerſpiegel malt.

Flugs empor mit leichten Schwingen
Hin wo Lüfte reiner weh'n,
Wo der Lerche Lieder klingen,
Sternlein ihre Bahnen geh'n;

Kehrt den Flug zur Erde wieder
Von des Himmels reinem Blau,
Sinkt in ſanftem Schweben nieder
Zu der reichbeblümten Au;

Flattert hin zur Anemone,
Hält auf ihrer Krone Raſt,
Und im ſüßen Schmeichelton
Grüßt er ſie als alter Gaſt.

Digitized by Google

Küßt nach der gewohnten Weiſe
Seiner Liebchen bunte Schaar,
Sauget ein die ſüße Speiſe,
Die einſt Götterſpeiſe war.

Ruhig ſchläft er ohne Sorgen
In der blauen Glocke ein;
Mit dem neuem jungen Morgen
Wacht er auf, ſich neu zu freu'n.

Doch in ſeiner Freudenkette
Müßten Leidenglieder ſeyn,
Und die freudenreichſte Stätte
Wird ihm oft ein Ort der Pein.

Kaum daß er bei ſüßer Labe
Halten will die ſüße Raſt,
Scheucht ihn ſchon hinweg der Knabe
Fort mit ungeſtümer Haſt.

Aus ſind ſeine Jubelänze,
Wenn der Sperling ihn erblickt,
Aus des Lebens ſchönem Lenze,
Wie die Spinne ihn umſtrickt.

Auch ſein Leben hat geendet
Wenn die Roſen nicht mehr glüh'n,
Wenn des Sommers Grün ſich wendet
Nur die Herbſtzeitloſen blüh'n.

— ng. —

Das kärntneriſche Idiotikon.

(Fortſetzung von Nr. 14.)

kreachn, gerade, z. B. er is kreachn nit gängen, d. h. er iſt gerade — geſtiſſentlich nicht gegangen.

Krean, auch Kren; der Meerrettig. Figürlich: Zorn, Aerger, z. B. mir is der Krean aufg'ſchtigen, d. h. mich hat der Zorn ergriffen.

krechtln, ordnen, bereiten, in Ordnung bringen, herrichten.

„Sie begunden aufſtehn,
Winchen ſren chnechten,
Daz ſie in gerechten
Die pferiſt ſchier vnd baldt."

Seyf. Helbling.

Kregl, Kregiach, ein unnützes, ungereimtes Geplauder, lärmendes Reden nach Art der Fröſche. Holländiſch: krakkeel, verwandt mit krachen. Engliſch to crack, franzöſiſch craquer.

kreiml, gelegen, paſſend — von einem Menſchen, ſich in die Lagen und Verhältniſſe hineinzufinden wiſſen, z. B. des is a kreimter Menſch, d. h. er weiß ſich in alles zu ſchicken und zu fügen.

kreiſtn, ſchwer athmen. Gehört zu kreiſchen und heißt eigentlich = heftige Schmerzenstöne hören laſſen.

Kreit, ein Fleck im Walde, wo Bäume ausgeſchlagen werden, um zur Haſer- oder Roggen-Saat auf zwei bis drei Jahre Platz zu machen.

krekn, krachen, knacken; mit den Zähnen Nüſſe knacken. Engliſch to crack, krache; franzöſiſch craquer; daher der Nußgragl = Nußhäher.

kremig, kremaſſig, mühſelig, wunderlich, verdrießlich.

Krenki, ſiehe Grenggl, ein alter verdorrter Baumſtamm, ein alter, hagerer Mann. Stammwort = krank,

krepiarn, das Verenden der Thiere.

Kreiz, das Rückgrad. Figürlich: Plagen, Mühen, Sorgen.

kreiz und quer, bald in dieſer, bald in jener Richtung — im Denken, Handeln von dem Gewöhnlichen auffallend abweichen. Quer ſteht für Kwer, in älteren Zeiten findet es ſich in der Geſtalt von Twar.

Komt ein junger jeze dar,
So wirde ich mit twerhen ougen
Schilhend angeſehen.

Herm. v. d. Vogelweide.

Adelung ſetzt es zu dem Geſchlechte von Werren, Wirren. Vertere, Varus. Der Urlaut Wr, mag drehen, wenden, kehren, angedeutet haben. Daher Quern und Quirn eine Handmühle im Niederdeutſchen, wie im Engliſchen.

„Kreuz- und Querzüge des Ritters A. bis Z.

Hippel.

Kriachn, eine Zwetſchgen-Gattung.

kriagn, Etwas bekommen, erhalten. Kriagn mag man mit Wachter von χειρ, χειροω, manu capero (chreijen, kriegen) oder mit Friſch von greifen, greipen, gripen, ableiten,

„Und ein yglicher kriepfete den andern bei dem Haupt."

So fällt es mit ſeiner urſprünglichen Bedeutung mehr mit empfangen (einfangen, faſſen) als mit bekommen zuſammen. Im kriagn liegt der Nebenbegriff des Strebens nach Etwas; daher vom Jagen, Haſchen geſagt: i kriag di ſchon; wenn man nach einem haſcht. Es iſt ſinnverwandt mit erlangen, erhaſchen. Man kriegt Lohn, man kriegt Schläge, dieſe ſind der verdiente Lohn für ſeine That.

2) Kriagn hat aber in Kärnten auch die Bedeutung von ausſchelten, auszanken, Verweis geben, zurechtweiſen. In dieſer Bedeutung gehört es zu dem alten Chrey, Chri. Franzöſiſch Cri, Geſchrei, Gekreiſche.

I kân di nit liebn, i terfat nit a:
Di Muatr tat kriagn, dr Bäter greint a.

Kärnt. Volkslieder.

krigeln, aus tiefer Bruſt Athem holen; an die Hektik zicken — kreiſchen. Gehört zum Obigen. Cri, franzöſiſch.

Kripfazn, das Aufſtoßen der Magenwinde, ſo wie das Huſten.

Kripfn, huſten, und alles, was damit verbunden iſt.

Krippn. 1) Die Krippe zur Fütterung des Hornviehes; 2) ein durch Arbeit abgeſchwächter Leib, z. B. „a Glasl Brännwein immeramal muas me: Krippn noch drhältn", ob nicht von Gerippe.

Kriſtfiiga, Chriſtvilga, der heilige Abend per eminentiam, d. h. Weihnacht-Abend = Chriſt-Vigil.

krizln, ſchlecht, unleſerlich ſchreiben.

kroinan, Reue empfinden, ſich's gereuen laſſen; 's hât mi glei gekroit = gereut.

„Deine ſtolzaſte Rödn, deine hartaſtn Wärt
Went di woht a mál kroinen, lei, Diandle, wärt, wärt.

Kärnt. Volkslieder.

Kroiš, der Krebs,

kroisnan, krebſen.

Kroiengeid, Krösngeid, das Pathengeld, Chriſam- oder Salbgeld, welches Pathen an Kinder vertheilen nach der Taufe oder Firmung.

Krukn, die Krücke. Eine Krücke muß an ihrem oberſten Theile krumm ſeyn, dieſe Geſtalt hat der Krücke ihren Namen gegeben, der dem Deutſchen, auch im Engliſchen: Crutch ähnlich iſt, und von dem Angelſächſiſchen: Crook = krumm, abſtammt, wovon im Schwediſchen Krock = ein Hacken, ſo wie im Franzöſiſchen: Croc — Crochet, herkommen. Eberh. IV. 132.

Digitized by Google

Krump, krumm. Ehemals Krumb, Chrump, Chrumpf. Notker hat das Lateinische curvum ausdrücklich überſetzt: curvum = chrumpf. Palm. 31, 9.

Krumbirn = Erdbirne, Erdapfel.

Krnſchpl, die Knorpel. Altdeutſch: Krusbein, Kruſpel. Holländiſch Krospel

Kn̂afu, die Kufe; gehört zum Stamme, aus welchem das Lateiniſche cavus entſpreſſen iſt.

Kuchl, die Küche.

Kugalat, rundförmig — rundlicht, z. B. a kugalats G'ſichtl.

Kugeln, rollen.

Kukuenz, der Mais, Türkiſchweizen.

Kuma! Willkommen; grüß' dich Gott! Es iſt das verſchrobene Engliſche welkom! In Kärnten gewöhnlich mit Handſchlag oder doch mit Darreichung der Hand begleitet.

Kuna, Taufname = Kunigunde.

Kulm, die Anhöhe, Hügel. Engliſch holm. Schwäbiſch Gulm, Kutm. Lateiniſch culmen, Hügel, Holm.

Kumpf, ein Horn, oder ausgehöhltes Holz, als Waſſerbehälter für Mahder, und Behälter des Wetzſteines zum Schärfen der Senſen und Sicheln. Figürlich: homo simplex, scholastiens, stupidus.

quäkazn, quacken; ein Schall aus vollen Backen. Quaken iſt zuerſt vom Geſchrei der Fröſche gebraucht worden; denn von dieſem iſt daſſelbe die nächſte und treffendſte Nachahmung, und ſchon die Lateiner hatten dafür das ganz ähnliche coaxare; ja ſchon im Griechiſchen wurde das Geſchrei der Fröſche κοαξ genannt.

Quäkſalber, ein Menſch, der, obwohl er die Arzneikunde nicht verſteht, dennoch Arzneien den Leuten anbiethet, und ſich rühmt, falſche Geheimniſſe zu beſitzen, mit denen er alle Krankheiten heilen könne.

quercheln, das andauernde Hüſteln der Heltiler.

quit, los, ledig, einer Verpflichtung enthoben ſeyn. Iſt man Jemanden etwas ſchuldig, ſo iſt man verpflichtet zu zahlen, und man iſt dieſer Schuld nicht eher quit, als bis die Schuld auf die eine oder die andere Weiſe getilgt iſt; z. B. wir ſind quit, ſagt man im Spiele, wenn die eine Schuld durch die andere aufgehoben iſt, und nun Keiner von Beiden dem Andern mehr Etwas ſchuldig iſt oder zu bezahlen hat. So ſehr auch Stoſch der Ableitung dieſes Wortes von quietus entgegen iſt, welche Friſch vorgezogen hat, ſo iſt ſie doch immer noch die wahrſcheinlichſte. Du Fresne erklärt quietus, quitus, franzöſiſch quiete, quitte durch: absolutus, liber, und er führt ein altes Quittungs-Formulare an, worin quietare = absolvere a debito; aquietare = quittiren, ſchriftlich losſprechen, und acquietantia = eine Quittung heißt.

Quinten, Launen, Eigenheiten.

Kunter bezeichnet ein widriges, böswilliges Thier, auch wohl einen ſolchen Menſchen, z. B. ſagen Eltern zu den loſen Kindern: Da Kunter du! — Desgleichen ſpricht man z. B. zu einer ſtehlenden Katze oder Hunde. Im Möllthale heißt Kuntee der Iltis. Es ſcheint, daß das engliſche cunning, altdeutſch künnig, franzöſiſch gonin = kundig, gewandt, geſchickt, hieher zu zählen ſeyn dürfte.

Kupfer, Kuffer, Keffer. Ein Kaſten, welcher mit Eiſen beſchlagen und ſo eingerichtet iſt, daß er bequem und leicht fortgebracht und auf Reiſen gebraucht werden kann.

kuſchn, ſiehe guſchn.

Kuſcher, Guſcher, die große Gattung Eidechſe; die kleinere Gattung nennen wie Peterlac, Rapalan; von Petra — das andere von repero.

Kutn, eine Menge, ein Haufe.

kuttern, ein heimliches, halbverhaltenes Lachen, alſo lichern. Engliſch to giggle, landſchaftlich kichle, lichere, lichern = auflachen. Giggle = das Gekikse.

L.

Läab, der Laib; z. B. Brot, Käſe, Schmer — in rundlichter Plattenform. Engliſch loaf; lateiniſch libum; überhaupt eine dicke Maſſe, in die ein Körper verarbeitet wird.

läabn, lappen, Lappach, dulden, erübrigen, übrig bleiben, gehört zum altdeutſchen leiben; z. B. er läabt läa Gelt, d. h. er erübrigt keines, er duldet keines. Lappach = Ueberbleibſel, da man im Möllthale lappen ſpricht.

läade, (mit ſeyn) angegriffen, theilnehmend, ungehalten, unwillig ſeyn. I bin läade drum, d. h. ich trage dieſen Verluſt ſehr ungerne, unwillig, ſchwer. Es gehört zu Leid; engliſch loath, auch loth. Lateiniſch laedo, verletzen — und dieſes drückt alles aus.

Läam, der Lehm, Schlamm. Lateiniſch limus. Griechiſch λιμνη. z. B. awall of loam, eine Lehmwand, und loamy = lehmig, im Engliſchen ganz nach Kärntens Mundart.

Lab, das Laub.

läb, lau, wenig kalt noch warm. Figürlich: abgeſchmackt, albern, fad.

labnlat, laulicht.

Labet, Labeten, 1) ein Kartenſpiel; 2) ohne Stich das Spiel verlieren; 3) toben, lärmen.

Labn, die Laube, die Hausflur. Engliſch lobby, franzöſiſch louvre; im Mittellatein: lobium, das Vorzimmer, der Vorſaal, Vorhalle.

labacherisch, ein Ausdruck beim Kegelſpiel; falls es einem Spieler erlaubt iſt, den mißlungenen Wurf zu wiederholen, aber dafür eine gewiſſe Geldſumme einzuſetzen — alſo künſtlich, lauriſch.

Labflok, die Leber- oder Sommerflecken.

lachgeian. Hat bei uns die Bedeutung von: unreif, vollends unzeitig und unreif, z. B. der Äpfl is noch lachgrian, d. h. ganz unzeitig. Das altdeutſche lachen bedeutet im Forſtweſen beſonders: hauen, und von welchen unter andern die Lachbäume, die, zur Bezeichnung einer Grenze, angehauen werden, ihren Namen haben.

Läder, Fläder, das unreine Seifenwaſſer.

Ladn. 1) Eine Latte, das Bett; in der vielfachen Zahl wird es rein geſprochen: Ladn. 2) Eine Kaufmannsbude.

Ladung, ein Rauſch.

Lägl, eine Tonne, ein Weinfaß.

Laggl, ein großer, träger, unbehilflicher Menſch.

Lakle. Etwas Weniges von einer Flüſſigkeit, faſt wie ein Tröpfchen; z. B. a Lakle Wein, Bier.

Laku, Lache. Ein ſtehendes Waſſer. Hat ſeinen Stamm im Lateiniſchen: lacus, lacuna, welches das franzöſiſche lac iſt. Die Römer haben Oberdeutſchland lang beherrſcht. — Daher unſer Miſtläln, Kothläln.

Leilach, Lalach. Ein Linnentuch, Leintuch. Otfried ſagt vom Lazarus III. 24, 204:

„Mit Lachanen biwuntan,
Joh ſanen ſo gebuntan."
Mit Leinen bewunden,
Und mit Windeln ſo umbunden.

(Fortſetzung folgt.)

Berichtigung. Im letzten Blatte der „Carinthia" Seite 110, Spalte 2, Zeile 29 von oben, ſoll es heißen: Sonntag Früh verließ uns ein großer Theil u. ſ. w.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 16. Sonnabend, den 7. August 1861.

Aehnlichkeiten der Gegenwart.

(Aus der Geschichte des neunziger Jahres mit besondern Bezug auf Kärnten.)

Das Jahr 1790, es sind nun seitdem deren siebzig — hat viele Aehnlichkeiten mit der Gegenwart. Während die französische Revolution schon zum Ausbruche gekommen war, Oesterreich durch den Abfall der Niederlande, die nun erst wieder zu erobern waren, durch den ungünstigen Verlauf des Türkenkrieges an Menschen und Geld große Verluste erlitten hatte, die Spannung mit Preußen fortdauerte, starb Kaiser Joseph II. und sein Nachfolger Kaiser Leopold hatte vollauf zu thun, alles dieses auszugleichen und vor allem das abtrünnige Ungarn wieder an Oesterreich zu knüpfen. Was dort in zwei Personen verging, ist gegenwärtig von einer zu vollbringen.

Kaiser Joseph II. hatte den Ungarn die Krone des h. Stephans zurückgegeben, die am 18. Februar 1790 von Wien nach Ofen unter ungeheurem Pomp und Freudenbezeugungen war zurückgebracht worden. Noch am 28. Jönner hatte der todkranke Monarch ein Reskript den Ungarn erlassen, worin er die Vornahme der Krönung, die Ausfertigung des Inaugural-Diploms und die Abhaltung des Landtages versprach, doch bereits am 20. Februar war er eine Leiche. Eine langwierige Krankheit, und vor allem Seelenleiden ohne Maß hatten sein nur dem Wohle seiner Unterthanen geweihtes Leben viel zu früh zu Ende gebracht. Es war am 8. März, wo sein Bruder Leopold, Großherzog von Toscana, auf der Reise nach Wien, um von dem verwaisten Thron Oesterreichs Besitz zu nehmen, Klagenfurt mit seiner Gegenwart beglückte. Der Erzherzog Franz, sein ältester Sohn und baldiger Nachfolger, war vor ihm von Wien hier eingetroffen und erwartete ihn. Beide nahmen ihr Absteigquartier im Gasthause zur „goldenen Sonne." Der Empfang von Seite der Stände war im Ganzen sehr einfach. Eine Deputation derselben war dem Landesherrn bis an die Grenze entgegen gefahren; Postverwalter von Manner ritt ihm eine Post weit mit 8 Postillons entgegen. Während der Monarch Audienzen gab, besah der Erzherzog die hiesigen Fabriken und machte einen Spaziergang nach St. Peter. Auf seinem Gesichte kennzeichnete sich, sagt die damalige „Klagenfurter Zeitung", der tiefe Schmerz um seine, zwei Tage vor dem großen Oheim, im Kindbette verstorbene Gemahlin, die durch Tugend und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnete Erzherzogin Elisabeth, geborne Prinzessin von Würtemberg.

„Montags den 10." schreibt die „Klagenfurter Zeitung" vom 13. März, „dies Abends um 7 Uhr sind die königlichen Hoheiten der Erzherzog Joseph Ferdinand, Karl Ludwig, Alexander Leopold und Joseph Anton im besten Wohlsein aus Florenz angekommen, und nahmen das Absteigquatier beim „goldenen Hirschen" nächst dem „Völkermarkter Thor", allwo dieselben übernachteten. Dienstag Morgens begaben sich die hohen Gäste in die hinter dem Gasthof sich befindliche Spitalkirche, hörten allda die heil. Messe, setzten alsdann dero weitere Reise nach Wien fort. Eine zahlreiche Menge der hiesigen Inwohner waren das „Villacher-Thor" hinaus gegangen, die allerhöchsten Prinzen zu sehen, mit Freud und Bewunderung kehrten selbe zurück, entzückt über die Herablassung und Freundlichkeit, womit selbe auch dem Geringsten dankten."

Ein weit feierlicherer Empfang ward in unseren Mauern der künftigen Kaiserin, nunmehrigen Landesmutter Maria Ludovika, Tochter König Carl's III. von Spanien zu Theil. „Den 12. Mai", so lautet die damalige heimische Zeitung, „Mittwochs Abends um 7 Uhr kündigte uns der Donner der Kanonen von den Wällen und das Läuten aller Glocken die herannahende Ankunft unserer vielgeliebten Königin (nämlich der Erbfolge nach von Ungarn und Böhmen) an. Vier Herrn Deputirte der hiesigen Landstände waren Ihro Majestät bis Villach, der Herr Kreishauptmann aber bis Velden entgegen gefahren, und der Hr. Postverwalter von Manner und Landschaftsbereiter Magner auf eine Viertelstunde entgegen geritten, welche mit 12 blasenden Postillons der hohen Ankommenden voransritten. Ihro königliche Majestät saßen mit drei Prinzessinnen und Höchstderselben Obristhofmeisterin in einem sechsspännigen Wagen, denen noch zwei sechsspännige mit Hochderselben Herrn Obristhofmeister, Leibmedikus und Hofdamen nachfolgten. Die hiesige Bäckerzunft war mit blasenden Instrumenten vor das „Villacher Thor" gezogen, wo sie die Pferde auszuspannen begannen und selben (den Wagen der Monarchin) selbst in die Stadt ziehen wollten, was aber von Ihro Majestät verbeten wurde. In der Stadt paradirten 70 Bürger zu Pferde in Cavallerie-Uniform, stahlgrün mit rothen Aufschlägen, mit Pauken und Trompeten, dann 160 Bergknappen in ihrer schwarzen Bergknappenkleidung mit rothen Aufschlägen und doppelter Musik, unter Aufführung des Herrn Grafen von Kristalnig in prächtiger, bergmännischer Majorsuniform zu Pferde. So wurden Allerhöchstdieselben unter einem großen Zulauf des Volkes und lautem Vivatrufen durch die, nächst der Burg von den Herrn Ständen errichtete 72 Schuh hohe, herrlich beleuchtete Triumphpforte bis zum Absteigquartier, beim „Hirschen", begleitet; die ganze Stadt wurde hierauf beleuchtet, und die Herrn Beamten der hiesigen Dikasterien hielten noch am nämlichen Abend Cassation mit Trompeten und Pauken. Auf der Hauptwache waren Kanonen aufgeführt

und ebenfalls Kavalleriewachen ausgestellt, die bürgerliche Kavallerie aber hatte die Gnade, die Königin zu bewachen. Donnerstag den 13. als am Christi-Himmelfahrttage geruhten Ihro Majestät um 11 Uhr in die sogenannte Jesuitenkirche zu fahren und die heil. Messe zu hören. Vor dem „Hirschenwirthshause" paradirte abermals die Kavallerie auf der linken, die Bergknappen zur rechten Seite mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen. Nachmittags machten die Bergknappen den sehenswerthen Reiftanz, welchen Ihro Majestät als auch die königlichen Prinzessinnen von den Fenstern mit anzusehen geruhten. Abends wurde die Triumphpforte und ganze Stadt wieder auf das herrlichste beleuchtet; kurz Klagenfurt that, was es für seine geliebte Monarchin thun konnte. Reichlich wurde Ihnen auch ihr guter Wille gelohnt; denn Ihro Majestät geruhten Abends in höchsteigener Person alles in Augenschein zu nehmen. Den Wagen begleiteten wieder die Kavallerie und die Bergknappen, dann eine unzählige Menge Volkes, von welchem das „Vivat, es lebe unsere Königin!" himmelan erscholl."

„Nebst der prächtigen Triumphpforte zeichneten sich bei der Beleuchtung an Pracht und Niedlichkeit vorzüglich aus: das Haus des Herrn Grafen von Goëß, des Fürsten von Porzia, des Freiherrn von Kaiserstein, das Rathhaus, jenes des Kaffeesieders Conzina am „neuen Platz", dann die Landschaftsapotheke, und das von Strolendorfische Haus ꝛc.

„Freitags um 7 Uhr (Früh) traten Ihre Majestät die Königin ihre weitere Reise nach Wien an. Die Kavallerie paradirte abermals bei dem „Hirschenwirthshause" und begleitete den Wagen bis zu Ende der „St. Veiter-Vorstadt", die Bergknappen aber standen oben bei dem „St. Veiter-Thor" in Reihen, wo auch die Ehrwürdigen Väter Franziscei, dann die Kapuziner sich gereihet hatten. Ein abermaliges, lautes Vivat folgte noch lange dem Wagen nach".

„Sonntags, den 16. um halb 7 Uhr kam endlich die letzte Abtheilung und mit dieser die jüngsten Prinzen unseres theuersten Monarchens an, übernachteten ebenfalls bei dem „Hirschen" und setzten Montag Früh die weitere Reise nach Wien fort, wo sie, die Erzherzoge Anton, Johann Baptist Rainer, Ludwig und Rudolph den 20. Mai bei vollkommenen Wohlsein eintraffen".

So wörtlich die damalige „Klagenfurter Zeitung". Man vergleiche die Festlichkeiten, welche sie beschreibt, mit denen von 1838 und 1856 und den Ton ihrer Erzählung mit vergleichen Schilderungen der Gegenwart und wir haben den Unterschied der Zeit und der Art wie sich die Menschen ausdrücken. Erinnerlich aus mündlicher Ueberlieferung ist es uns, wie von Seite der Hofleute die benannten kleinen Erzherzoge dem erfreuten Volke an den Fenstern jenes Gasthofes vorgestellt und wie sie beim Abfahren in der „St. Veiter-Vorstadt" mit einem landesüblichen, aber herzlich gemeinten Geschenke, dem beliebten Klagenfurter-Hausbrote von einer Bürgerin (Fr. Ostermann) auf die Reise versehen wurden, welches die Prinzen, obwohl als Italienern ganz fremd, mit kindlicher Freude annahmen und sehr gut fanden.

So freudig sich diese Durchreise in einer altdeutschen, stets anhänglichen und treuen Provinz gestaltete, war hingegen Ungarn in einem Zustande, welchem der gegenwärtige ähnelt. Wir heben aus der nämlichen gleichzeitigen Quelle die Angaben darüber aus, welche ebenso einfach und unverdächtig klingen, die wir daher wörtlich geben, obwohl sie im Ganzen sparsam und kurzgefaßt sind.

Das k. k. Reskript Kaiser Joseph's II. vom 28. Jänner 1790 (man denke des Diploms vom 20. Oktober 1860) sagt unter andern: „Euere Wünsche (die der Ungarn) gänzlich zu befriedigen, haben Wir aus freiem Antriebe die Entschließung gefaßt, die öffentliche Verwaltung in Staats- und Rechtssachen, vom 1. Mai d. J. angefangen, vollkommen wieder in den Stand zu setzen, in dem sich selbige befanden, als wir im Jahre 1780 nach dem Hintritte weiland Ihrer Majestät der Kaiserin, Unserer geliebtesten Mutter, die Regierung angetreten haben".

18. Februar 1790. „Einige Comitate, heißt es, sollen es beschlossen haben, keine andere als lateinische oder ungarische Sprache zu reden, und sich bloß in die ungarische Nationaltracht zu kleiden".

7. März 1790. „Die Ungarn löschen aus eigenem Triebe die Nummern an ihren Häusern aus, weil die Konskription aufgehört hat. In Ofen verbrannte jüngst ein vornehmer Ungar sämmtliche deutsche Bücher seines Sohnes, weil man, wie er sagte, ein Freigeist (!) und ein Sklave daraus werde. Viele, so sich deutsch kleideten, warfen sich wieder in die ungarische Nationaltracht; auch gegen die deutsche Sprache eifern sie, so wie gegen jede vorgehabte Reforma."

1. Juli 1790. „Bei dem ungarischen Landtage wollen die Griechen oder sogenannten Raizen, deren Volksmenge sich in Ungarn auf 3,500.000 Seelen belauft, auch Sitz und Stimm haben, das aber die Ungarn nicht eingehen wollen".

8. Juli. „In Ofen ist schon die sechste Landtagssitzung gehalten worden, noch aber ist das Tagebuch der vorläufigen Verhandlungen nicht gedruckt worden".

15. Juli. „Mit der Krönung kann es noch ziemlich anstehen. Uebriges ist der Schmuck des Königs Majestät zu dieser bevorstehenden Krönung völlig fertig".

5. September. „Seit dem 1. September werden täglich gemeinschaftliche Sitzungen bei dem hiesigen Landtage gehalten". —

„Die schriftliche Antwort, welche Se. Majestät der Landtags-Deputations zu ertheilen geruhten, ist in einem Handschreiben Sr. Majestät an den ungarisch-siebenbürgischen Hofkanzler Grafen von Palfy enthalten und lautet so:

„Lieber Graf Palfy! Nachdem die Deputirten heute die Audienz gehabt haben und ich meine Abreise von hier antreten muß, um dem Könige und der Königin beider Sicilien entgegen zu gehen, so werden Sie gedachten Deputirten in meinem Namen wiederholt bestättigen, daß es mir angenehm war, sie zu empfangen *) und von ihnen den Wunsch zu vernehmen, welchen die Stände hegen, mich bei ihnen zu sehen und meine Krönung vorzunehmen. Sie werden den Deputirten und durch sie den Ständen zu erkennen geben, daß, wie Sie selbst wohl wissen, die bisherige Nichterfüllung dieses ihres Wunsches von mir keineswegs abgehangen hat, auch noch ferner von mir nicht abhängen wird, weil ich von dem Augenblicke, als ich vi legitimae et immediatae successionis (Kraft der gesetzlichen und unmittelbaren Nachfolge) die Regierung des Königreichs Ungarn angetreten habe, bereit war und noch bin, das diploma Theresianum oder Carolinum mit der alleinigen sich selbst verstehenden Verwechslung des 8. Paragraphs des letztern mit dem 6. Paragraph des erstern anzunehmen, zu beschwören und pünktlich zu beobachten. Sie werden allem bisherigen

*) Es war am 19. August in Wien, wo 52 Deputirte aus Ungarn unter Vortritt des Fürst-Erzbischofes von Colocza die Einladung an Leopold zur Krönung als König von Ungarn machten, welche Audienz sich später, am 29. August nach obigem wiederholte.

beisetzen, daß ich fest und unabweichlich entschlossen bin, diesem Diplome und keinem andern die Hände zu biethen, daß ich hierüber die unverzügliche Erklärung der Stände gewärtige, dera Beschaffenheit mich bestimmen wird, den Zeitpunkt zur Eröffnung des Landtages und zur Krönungsfeierlichkeit entweder wo möglich vor meiner kaiserlichen Krönung festzusetzen oder andere gesetzmäßige Maßnehmungen einzuschlagen."

Wien, den 29. August 1790. Leopold.

Als in der Zwischenzeit Leopold als römischer, deutscher Kaiser in Frankfurt die Krönung erhielt, der Traktat zu Reichenbach mit Preußen, welcher den Frieden zu Sziftowe mit den Türken vorbereitete, die Bezwingung von Belgien die Ruhe von außen und innen sicherten, gelang es der Standhaftigkeit Leopold's, den Trotz der Ungarn, die eine Insurrektion verkünden, den Reichstag ohne königliche Einberufung abhalten, ja nicht einmal Leopold's Erbfolgerecht anerkennen wollten, weil Joseph II. durch die Unterlassung der Krönung es unterbrochen habe, zu besiegen und am 15. November 1790 als seinem Namensfeste Ungarn's Reichskrone zu Preßburg aus den Händen seines Sohnes Alexander Leopold, den man zum Palatin postulirte, zu empfangen. Die Ungarn, die früher Joseph's Reformen unter Ausbrüchen blinder Leidenschaften verworfen hatten, erachteten solche selbst als nothwendig, nur daß sie dieselben eigens formulieren wollten. Auch die Illirier, oder Serben hatten bereits im September 1790 zu Temesvar einen Kongreß gehalten.

Wollte Gott, es würde sich die Krisis der Gegenwart eben so ausgleichen!

H.

Das Maltathal und der Hochalpenspitz.

(Beschluß von Nr. 15.)

Ich bedauerte lebhaft, um den großen Genuß gekommen zu sein, den ich mir von dem Panorama des Hochalpenspitzes versprochen hatte. Besonders war es mir leid, den Ankogel nicht erblicken und so den Gegeneindruck von jenem nicht erhalten zu können, den sechzehn Jahre früher der Hochalpenspitz, vom Ankogel gesehen, auf mich gemacht hatte.

Es war nun die Frage, ob wir den Steinspitz nebenan ersteigen sollten, um auf dem höchsten Punkte des Hochalpenspitzes gewesen zu sein. Der Uebergang schien, wenn auch mit einiger Gefahr verbunden, doch möglich zu sein und kostete jedenfalls längere Zeit.

Beim Mangel jeder Aussicht, bei der sich stets ungünstiger gestaltenden Witterung, welche zum raschen Aufbruche rieth, bei der geringen Lust des einzigen mir übrig gebliebenen Führers zu einem nach seiner Anschauung ganz zwecklosen Wagnisse, hätte mich nur der Wunsch, die höchste Spitze zu messen, noch bestimmen können, dennoch auf dem Uebergange zu beharren. Allein selbst dieser Grund verlor dadurch an Bedeutung, daß sich bei der geringen Entfernung des Felsenkopfes und der Eisspitze von einander die Höhe des ersteren von der letzteren ganz genau beurtheilen läßt, und so beschloß ich in Berücksichtigung aller gegen den Uebergang sprechenden Gründe denselben zu unterlassen.

Es wurde daher das Barometer und Thermometer auf dem obersten Punkte der höchsten Eisspitze in Thätigkeit gesetzt. Das Thermometer zeigte + 5° R; als Resultat der Barometermessung, dagegen stellte sich eine Höhe von 10,585 W. F. heraus. Ich schätze den Felsenkopf um 6 Klafter höher und es würde sich darnach für den höchsten Punkt des Hochalpenspitzes eine Höhe von 10,621 W. F. ergeben.

Wir machten wenig über eine Viertelstunde auf der Spitze verweilt haben, als ich zum Abzuge von ihr mahnte, weil die Wolkengestaltung immer sicherer ein baldiges Unwetter in Aussicht stellte.

Anfangs hatte ich den Plan, mit Fercher von der Spitze, an deren schmalem Frist südöstlich der Göß graben und westlich das Seethal entspringt, wogegen nordwärts das Hochalpenkees von ihm hinabfließt, in den Göß-graben zu steigen. Die Bahn dazu war das Trippenkees, dessen oberste Firnmulde ich in wenig Schritten an der Spitze erreicht hätte. Bei der Ungunst der Witterung war jedoch der Plan schon früher aufgegeben worden. So traten wir den Rückweg über die Schneide an, langten glücklich bei unseren beiden Genossen und mit ihnen vereint auch bald am Einschnitte des Kammes über der Fienkluft an. Der untere Theil der Wand, welcher uns aufwärts Schwierigkeiten bereitet hatte, wurde abwärts durch einen Sprung überwunden, den die Festigkeit des Schnees in der Firnkluft ganz wohl gestattete, und so war es möglich, daß wir eine halbe Stunde nach meinem Aufbruche von der Spitze wieder an der Scharte gegen Groß-Elend standen.

Zuerst brach Anderl nach dem großen Elend auf. Man sah von der Scharte den Weg, den er an den Wänden der Berge, da, wo die obersten Firnmulden des in weitem Bogen lagernden Gletschers an ihnen enden, bis dorthin zu nehmen hatte, wo es, und zwar schon auf der anderen Seite des vom Eise umspannten Thales, durch die Beschaffenheit des Kees möglich war, über letzteres auf die Felsen des Brunnkarnoks und von ihnen zur tiefen Hütte hinabzusteigen.

Anderl war besorgt über den Ausgang seiner Wanderung und wollte anfangs, daß wir auf der Scharte bleiben sollten, bis er glücklich über das Kees gelangt sei. Als ich ihm begreiflich gemacht, daß das nicht anginge, da wir selbst so schnell als möglich vom Gletscher wegzukommen suchen müßten, um nicht in das Hochgewitter zu gerathen, und ihn aufforderte lieber mit uns zurückzugehen, meinte er, er werde wohl auch so glücklich an Ort und Stelle ankommen, und machte sich ganz entschlossen auf den Weg.

Wir sahen ihn eine Zeit lang unter den westlichen Wänden des Preimlspitzes hinschreiten, dann verschwand er hinter einem Felsvorsprunge, und nun traten auch wir unsere Wanderung wieder an.

Die Wetteraussichten machten uns immer mehr Sorge, besonders seitdem sich die Nebelmassen aus der nordöstlichen Richtung zwar gehoben hatten, aber dafür als eine riesige nach unten zu in gerader Linie abgeschnittene dunkle Wolken-Courtine in nächster Nähe vor uns standen.

Schon fielen wiederholt schwere Regentropfen und grollte der Donner in der Ferne. Wir sollten jedoch heute glücklich entwischen.

Wir kamen, nachdem mich noch der Anblick einer flüchtigen Gemse auf den Wänden des Tullenock, den ein Führer mir schon früher als den Gamsennack bezeichnete, erfreut hatte, an den Rand des Kees, verließen es diesmal höher oben, indem wir über den am tiefsten auf den Weideboden der Hochalpe reichenden Eisstreifen, welcher uns schon auf dem Heraufwege auffiel, abwärts stiegen, und trafen

Digitized by Google

in sieben Viertelstunden von der Elendscharte weg unter nur gelindem Regen in der Hochalpenhütte ein.

Kaum zehn Minuten nach unserer Ankunft brach jedoch von dem nun ganz in dichte Wolken gehüllten Hochalpenkeese her eines der großartigsten Hochgewitter über der Hochalpe los.

Der Regenguß entleerte sich so plötzlich, daß ich auf der kurzen Strecke von der nächsten Quelle, an welcher ich eben mit der schwierigen Operation der Reinigung des Gesichtes von Schießpulver beschäftigt war, bis zur Hütte fühlbar naß wurde.

In der zwar hoch gezimmerten aber überall, besonders im Dachwerk, sehr schadhaften Hütte war bald kein Fleck mehr, auf welchem man vor den rings herabfallenden Regentropfen und Traufen sicher war, und der Aufenthalt verlor mit jeder neuen Traufe an seiner Annehmlichkeit.

Für mich war der Zwischenfall um so unliebsamer, weil ich durch ihn genöthigt wurde, den Regen auf der Hochalpe abzuwarten und von Viertelstunde zu Viertelstunde des Wartens die Möglichkeit mehr schwand, noch heute zum Pflügelhofe und zu dem dort meiner harrenden Wagen zu gelangen, ich aber ein Nachtlager im Hotel Lax in Gmünd den Freuden einer Schlafstätte in einer Sennhütte weitaus vorgezogen hätte.

Allein es war nichts an der Sache zu ändern, das Unwetter mußte abgewartet werden und es hielt gerade so lange an, daß ich beim Mangel einer annehmbaren Station zwischen der Anemannhütte und dem Pflügelhofe für diese Nacht die Gastfreundschaft der Sennen in der Anemann-Alpe in Anspruch nehmen mußte.

Ich war noch nicht lange in dieser Hütte angekommen, als mir ein Mann versicherte, er habe mich sogleich wieder erkannt, und auf meine Erwiederung, ich könne mich nicht desselben berühmen, mich frug, ob ich mich nicht daran erinnere, daß ich vor Jahren an der langen Wand einigen Männern begegnet sei, welche auf einer Tragbahre einen kranken Senner aus dem großen Elend herausgebracht hätten. Ich erinnerte mich recht gut des Umstandes und meiner Ueberraschung, als ich plötzlich in der größten Einsamkeit einen Zug aus mehreren Männern bestehend mit einem Kranken auf der Tragbahre von der Höhe herabkommen sah.

Der Mann mit dem guten Personengedächtniß erzählte mir dann, daß er jener Kranke sei. Ich konnte ihm nur erwiedern, daß ich mich der Verwandlung freue, der zufolge er sich jetzt mehr zum Träger als zum Getragenen schicken würde.

In der Nacht gab es wieder ein Gewitter, nur brachte es leider auch noch nicht das schöne Wetter.

Im Gegentheile hatte ich am folgenden Tage, dem 13. August, auf der Strecke von der Anemannhütte bis zum Hochsteg mehrmals Regenschauer zu bestehen. Ich hatte mir den Steig über die Pauleswand verbeten und wir folgten daher dem Alpenwege.

Auf diesem ganz hübschen Pfade gelangten wir über reizende Wiesenabhänge und durch prächtige Waldpartien in sanftem, zuletzt von einer romantischen Felsenpartie an in steilerem Abwärtssteigen in sieben Viertelstunden von der Anemannhütte über die Winkler- und die untere Hochalpe zum Hochsteg, und somit wieder an den Thalweg im Maltagraben.

Es war erst halb acht Uhr und nichts drängte mich heute zu besonderer Eile. Ich suchte mir also eine Stelle aus, von welcher ich das interessante Schauspiel in der Nähe, den Möllnigfall an der nördlichen Thalwand, gut überblickte. Der Möllnigbach fällt von bedeutender Höhe und in mehreren Absätzen erst zwischen Wiesen, dann im Tannenwalde zur Malta und gibt ein schönes Bild, obgleich er in der unteren Hälfte seines Falles mehr als breite Spiegelfläche über die Felsen gleitet als frei herabstürzt.

Heute war sein Wasser ganz braun und meine Führer meinten, es müsse oben wieder einen Bergbruch gegeben haben.

Ueberhaupt kommen Bergstürze im Maltathal häufig vor und ein besonderes Abenteuer wollte Anderl mit einem Bergbruche erlebt haben. Er erzählte, er sei einmal, wenn ich nicht irre auch in der Gegend des Möllnigbaches, unter einem Felsen gelegen, als eine Mure über und neben dem Felsen weggegangen wäre; der Schutz des Felsens hätte ihn davor bewahrt mit fortgerissen zu werden, nichtsdestoweniger habe es mehrerer Stunden und der größten Anstrengung bedurft, bis er sich durch die Reste des Bergbruches habe durcharbeiten können.

Bei der Maße, die ich heute hatte, machte ich am Hochsteg eine Barometermessung und fand für die Brücke selbst die Höhe von 3090 W. F.

Endlich schritten wir wieder thalauswärts.

Ich traf gerade rechtzeitig beim Pflügelhofe ein, um einem vollständig Durchnäßtwerden zu entkommen. Denn abermals ergoß sich ein heftiger Gewitterregen über das Thal. Bald vermochten die breiten Linden am Brunnen des Pflügelhofes mir nicht mehr genügenden Schutz gegen den Regen zu gewähren; ich flüchtete, um in freier Luft zu bleiben, zuerst unter die über einigen Stufen gelegene Thüre des gemauerten Nebengebäudes und zuletzt, als ich auch hier nicht mehr verschont blieb, in die Wohnstube des Pächters.

Nachdem das Gewitter vorüber gezogen war, begab ich mich zum Klampferer; Herr Lax hatte ihn am Vortage, um nicht noch einmal den Wagen schicken zu müssen, ersucht, mich nach Gmünd zu führen, und so fuhr ich in möglichst kurzer Zeit mit dem Wagen des Klampferers Gmünd zu.

In Malteln nahm ich vom Sagschneidee Abschied. Ich hatte ihn zuerst für den minder aufgeweckten von den zwei Führern gehalten, er hat sich jedoch im Laufe der Besteigung als der brauchbarere aus ihnen bewährt.

In Gmünd war selbstverständlich am Abende nach meiner Zurückkunft die Ersteigung des Hochalpenspitzes an der Tagesordnung. Ich theilte insbesondere dem Herrn Paul Grohman alle Notizen mit, welche für ihn bei seiner beabsichtigten Besteigung wichtig sein könnten. Ich verließ zwar am folgenden Tage mit Freund K. Gmünd, erfuhr jedoch, als ich vierzehn Tage darauf in Heiligenblut mit Herrn Paul Grohmann wieder zusammentraf, von ihm, daß er schon am 14. und 15. August die Ersteigung des Hochalpenspitzes unternommen, dabei günstigeres Wetter angetroffen und in Folge dessen auch den schroffen höchsten Felsenkopf bestiegen hat.

Wie ich früher hervorgehoben habe, muß ich die barometrische Messung der Spitze als das hauptsächlichste Resultat meiner Besteigung ansehen.

Denn meines Wissens war der Hochalpenspitz früher noch niemals barometrisch gemessen, während nach den vorausgeschickten Bemerkungen über die trigonometrische Messung unserer Spitze die Vermessung gar keine Berücksichtigung verdient.

Es war also früher nur die Höhenangabe in Professor Simony's Schafbergpanorama mit 10.200 Fuß

Digitized by Google

bekannt, sie beruhte aber blos auf beiläufiger Schätzung nach dem Augenmaße.

Ganz in der neuesten Zeit habe ich in dem Reisehandbuche „Der Führer durch Kärnten" die Höhe des Hochalpenspitzes mit 10.688 Fuß, in der demselben beigegebenen Karte von Pauliny dagegen mit 10.600 Fuß angegeben gefunden. Ich vermuthe, weil die eine dieser Angaben sich mit achtzigern befaßt und die andere meiner Messung nahezu gleichkömmt, daß sie beide auf meine Messung zurückzubeziehen sind, deren Resultat ich im Laufe des letzten Jahres, seitdem es berechnet ist, bereits mehreren Kärntnern mündlich und schriftlich mitgetheilt habe. Sind aber auch sie nichts anderes als die Ziffern einer beiläufigen Schätzung nach dem Augenmaße, so kam diese jedenfalls der wirklichen Höhe möglichst nahe.

Mit der Höhe von 10.585 W. Fuß tritt der Hochalpenspitz in die Reihe der bedeutendsten Berge in der Tauernkette ein.

Wohl findet sich außer den drei Hauptspitzen, dem Großglockner, Großvenediger und Wiesbachhorn noch eine nicht ganz geringe Zahl von Spitzen in den Tauern, welche zu größerer Höhe aufragen als der Hochalpenspitz.

Allein sie sind theils, wie der hohe Zaun, der kleine Sulzbach-Venediger, die hohe Fürlegg, der Kristallkopf, ja gewissermaßen selbst der Dreiherrnspitz, recht eigentlich nur Trabanten des Venedigers, oder befinden sich, wie der Johannsberg, der hohe Kasten, der Schneewinkelkopf, die Eistögeln, der Romariskenwandkopf, der Glocknerkamm, in demselben Verhältnisse zum Großglockner, oder wie der hohe Bärenkopf und die Glockerin zum Wiesbachhorn. Aus diesen Gruppen könnten deßhalb blos der Rödtspitz in Pregraten und der Hochgall in der Riesenfernergruppe als selbstständige Spitzen von größerer Wichtigkeit als der Hochalpenspitz angesehen werden.

Erwägt man aber die Lage des Hochalpenspitzes, so gewinnt er eine vorzugsweise Bedeutung auch vor diesen Bergen.

Denn betrachten wir vom Großglockner an ostwärts die Tauernkette, so finden wir weder in der Rauriser- oder Goldberg- noch in der Gasteiner-Gruppe, ein so gewaltiges Berghaupt. Selbst der so gepriesene Anlagel, der Höhenpunkt des Gasteiner Zuges und die höchste Kuppe gegen Osten seit dem Großglockner erhebt sich nur zu 10.290 Fuß.

Da tritt plötzlich, und zwar nicht im Hauptrücken, sondern in einem Seitenzuge ganz nahe der auffallenden Depression selbst des Hauptkammes des Tauern und mindestens 2000 Fuß ein Riesenberg bis zur Höhe von 10.600 Fuß als die wahre höchste Warte in den Alpen östlich vom Großglockner an empor.

Es ist wahr, daß die Thatsache, daß sich die höchsten Erhebungen in den Centralalpen in den Seitenästen und nicht im Hauptkamme befinden, nicht vereinzelt dasteht.

Gehört ja der Großglockner selbst einem Seitenstrahle an und eben so ragt die höchste Spitze des Oetzthales, die Wildspitze, es ragen die Kulminationspunkte der Stubayergruppe aus Seitenästen des Centralkammes in die Höhe.

Aus einem Zweigrücken der Zillerthalergruppe baut sich der Olperer auf, der zwar nicht gemessen, doch zu den höchsten Spitzen im östlichen Tirol zu rechnen ist; auf Aesten des Venedigers und Glockners thronen der Rödtspitz, der Schober und das Wiesbachhorn.

Aber doppelt interessant bleibt es, am Hochalpenspitze diese Erscheinung auch dort zu finden, wo die allgemeine Senkung der Tauernkette kaum im Hauptrücken, geschweige denn in einem Seitenaste einen solchen Aufschwung mehr vermuthen läßt.

Jedenfalls ist, wie ich eingangs bemerkt habe, der Hochalpenspitz mit seiner offiziellen Höhenangabe von 8261 Fuß in seiner Lage tief drinnen im wenig gekannten Maltathal bisher eine verkannte Größe, ja die verkannteste aller verkannten Größen unter den österreichischen Bergen gewesen, und wie es mich freut, durch die Messung seiner Höhe und durch die Schilderung meiner Ersteigung diesem für jeden Freund des österreichischen Gebirges hochwichtigen Berge, und theilweise auch dem Maltathale, eine Ehrenerklärung haben geben zu können, so wünsche ich noch viel mehr, daß die Gebirgsreisenden dem Berge und dem Thale durch ihren Besuch gerecht werden. Allen aber, die in das Gebiet der tosenden Malta wandern, möge das beschieden seyn, was mir dort gefehlt hat — schönes Wetter — und treffen sie dies an, so habe ich, sollte ich jemals die Veranlassung dazu sein, daß Jemand seine Schritte dorthin gelenkt hat, sicher nicht den Vorwurf zu befürchten, Alltägliches über Verdienst gelobt zu haben.

Malteiner Geschichten.

10. Der Faschaun.

Wen's nicht verdrießt, bei der Ortschaft Obermalta das Thal zu verlassen, der kann nach einer Stunde scharfen Ansteigens den Maltaberg hinauf zum Faschauner oder Schauner kommen.

Das ist nämlich die höchste Hube am Maltaberg, links davon der stumpfe Waldkegel des „Ballans" und neben diesem das Ende des sogenannten „Faschaun".

Der Faschann aber ist das erste Hochalpenthal im sallenreichen Malteiner-Gebirge. Es hat eine südliche, sanfte Neigung, ist in der Mitte von dem Feistritzbache durchflossen, hat eine Länge von zwei Stunden und wird im Hintergrunde vom Faschaunerberg westlich, vom Faschaunernok nördlich, vom Wandspitz und Stubenock östlich überragt. In diesem ganzen Hochthale stehen nicht tausend Bäume, man sieht beinahe keine Wäde, Alles ist Wiese, oder Weide. Die Meereshöhe des Grundes dürfte sich von 4000 bis 6000 Fuß darstellen. Die Flora ist ausgezeichnet, gibt dem Wolfsbach im Katschthale nichts nach, übertrifft an Mannigfaltigkeit alle andern Malteineralpen und der Graswuchs ist so üppig, daß neben mehreren hundert Henziehen (kleine Fuder) welche daselbst auf den Wiesen jährlich gemacht werden, nach weit über 200 Stück Rinder den Sommer und Herbst hier Weide finden.

Wie gesagt, sieht man im Faschaun beinahe keine Felsenwände. Doch aber sind die Abdachungen des Hintergrundes so steil, daß man ohne Fußeisen darauf keinen rechten Stand hat, und seit Menschengedenken selbst von der an die Gegend gewöhnten Bevölkerung bei der Heuernte drei Menschen trotz Fußeisen durch „Abwalgen" jämmerlich zu Grunde gingen. Es gibt dort nämlich allerdings felsige Vorsprünge,

Digitized by Google

über welchen noch duftende, aber steile Matten sich erheben. Besonders in schlechten Jahren sucht man an solchen Plätzen den Ausfall des Futters einzubringen, da eine kleine Portion solch edlen Alpenheues die größten Rationen gewöhnlichen Futters zu ersetzen vermag.

Von Faschaun aus gelangt man westlich in die Perschitz, nördlich und östlich ins Katschthal.

In die Perschitz führt gleich anfangs ein Hexweg über das sogenannte „Thörl", wo man eine prächtige Aussicht genießt, zu den Alpenhütten der Perschitz. Ein anderer Pfad führt eben dahin durch die Glocknerscharte. Da gibt es allerdings Felsen und Wände im Ueberfluß, sie sind aber dem verborgen, der nicht tief in der Faschaun eindringt. Dieser Pfad ist nicht ohne Gefahr.

Nördlich gelangt man nach beschwerlichem Ansteigen auf die Lasinitzscharte, und von dort in die Katschthaler Lasinitz. Oestlich endlich führt ein viel betretener Gangsteig über das Wolfsbachthörl zwischen Wandspitz und Stubenock nach St. Peter im Katschthal.

Von keinem Alpenthale in Maltein gibt es so viele Uebergänge wie von Faschaun, keines hat diesen idyllischen sanften Naturtypus. Da findet man nichts Erschreckendes, nichts Spannendes. Eine hohe Wiege ist der Faschaun, auf seinem Rasen lagernd im Grunde des Thales sieht man dennoch über hohe Berge in die Niederungen bei Paternion und Kellerberg. Nur etwas geht ihm ab, nämlich das Geläute der Alpenglocken und, wenn man sich länger aufhalten möchte — eine Alpenhütte. Wenn auch Heuschupfen genug zu treffen sind, so mangelt doch eine eigentliche Alpenhütte, wo man zu jeder Zeit wenigstens eine Milch bekommen könnte.

Die Maltaberger lassen ihre Kühe täglich Abends herabtreiben, an den Fuß des Faschauns, wo ihre Kühhütten und zwar viele mit recht zierlichen Kämmerchen ausgestattet — wie ein zerstreutes Dorf hingebaut sind. Dahin kommen allabendlich die Milchmägde zur Versorgung der Milch, von da wird die Sahne täglich in die tiefer liegenden Häuser zur weiteren Prozedur hinab getragen. Man sieht, die Leute feiern nicht, aber die Maltaberger sind dabei gesund und ein schöner, hochgewachsener Menschenschlag.

Die Faschaunerhube ist, wie gesagt, die höchste am Maltaberg. Sie schaut weit hinaus ins Land und ihre Getreidebeeten und Wiesen scheinen trotz der bedeutenden Höhe sehr ergiebig zu seyn. Dessen ungeachtet haust darauf schon seit lange kein Bauer mehr, ja selbst diejenigen, welche sie als Zulehen besitzen, haben damit kein Glück.

Seit eine Schauner-Tochter als Giftmischerin durch das Schwert des Scharfrichters getödtet wurde — ist die dort hausende Familie verschwunden und kein eigener Besitzer mehr aufgestanden.

Eine Schauner-Tochter heirathete nämlich einen Hörlbauer in Untermalta. Derselbe starb und die junge Bäuerin wurde als die Mörderin ihres Ehemannes eingezogen und in scharfes Verhör genommen. Sie hat jedoch nicht eingestanden, bis man zur Folter griff. Auch unter der Folter soll sie noch lange standhaft geläugnet haben, wessen man sie beschuldigte. Endlich sagte sie aus, was man wissen wollte, worauf ihr das Urtheil gesprochen und auch an ihr auf der Richtstätte hinter der „Kreuzbicht" zu Gmünd vollzogen wurde. Zuerst hieb ihr der grimme Scharfrichter die eine Hand ab, dann aber das Haupt und noch erzählt man, daß er hiebei zweimal ausholen mußte, da er beim ersten Hieb das Hinterhaupt bis gegen den Mund durchschnitt, und erst mit dem zweiten das Haupt vom Rumpfe trennte.

Darauf habe der Scharfrichter eine erschütternde Ansprache an das zahllos versammelte Volk gehalten und mit dem blutigen Schwerte herumgefuchtelt, sagend, daß wo Treu und Glauben aufhören, das schneidige Schwert zur Gewalt komme.

So endete die Faschaunertochter. Es sind seitdem hundert Jahre verflossen, aber die Geschichte wird noch allgemein erzählt. Merkwürdig ist noch, daß auch auf der „Hörlhube" kein Bauer mehr ansässig ist, und daß es damit das gleiche Bewandtniß hat, wie mit der Schaunerhube.

P. K.

Schloß Stein bei Oberdrauburg.

(Impromtu.)

Rage Jahrhunderte noch, du der Vorwelt gewalliger Zeuge,
Hoch an der schäumenden Drau über dem Lärchengehölz!
Einstiger Wächterpflicht noch getreu an des Vaterlands Eingang,
Wie mit dem Speer das Gerippe wachet des Legionärs,
Wo aus tausendjährigem Schutt Herkulanum, Pompeji
Römischer Welt Majestät künden dem Enkelgeschlecht!

Friedrich Marx.

Tschabuschnigg' neuester Roman: „Grafenpfalz".

(Erschienen bei Adolf Böchling in Nordhausen.)

Unser Abgeordnete, der im Reichsrathe schon so tapfer manche Lanze gebrochen, hat uns wieder mit einer literarischen Schöpfung erfreut, welche sich in den weitesten Kreisen gerechte Anerkennung aneignen wird. Riehl, der brave Kulturhistoriker, schrieb vor einigen Jahren kulturhistorische Novellen; ich glaube jeder Roman, jede Novelle soll kulturhistorisch sein, soll Zeitrichtungen, gesellige Zustände ꝛc. was immer für einer Periode schildern; ein bloßer Fakteuroman, hat lediglich den Werth augenblicklicher Unterhaltung; von der Spannung, wenn man ihn bei Seite legt, bleibt nichts zurück, als höchstens Unzufriedenheit mit sich selbst, die Zeit so nutzlos vertrödelt zu haben. Tschabuschnigg's neuere Romane haben entschieden die Tendenz, moderne, sociale wie politische Zustände zu schildern, die Erzählung, die Fabel selbst ist ihm Nebensache, ist nur die Form, das Kleid; daß er aber auch diese recht anziehend zu gestalten weiß, hat er wieder in dem vorliegenden Romane gezeigt. Grafenpfalz ist der Name des Schlosses, welches der Schauplatz der meisten hier erzählten Begebenheiten ist; ob er damit noch etwas anderes andeuten wollte, lasse ich dahin gestellt. Die Skizzirung der modernen Adelszustände ist der Vorwurf des Buches, so wie die Zeichnung der industriellen Zustände die Aufgabe seines im Jahre 1853 erschienenen Roman's war. Der Held des Romanes, Graf Faramond, hat ein Verhältniß mit einer Försterstochter; während er sie nur wenige Tage vernachlässigt, weil seine Mutter, die natürlich dagegen ist, die ihm bestimmte Braut, welche jener sehr ähnlich sieht, auf's Schloß geladen, wird sie von der Mutter entführt. Der junge Graf von seinem Taumel genesen, sucht die Geliebte überall — um endlich ihr Grab

Digitized by Google

zu finden. So wurde den hergebrachten Vorurtheilen sein Glück geopfert, er stellt neben dem Sarge seiner Mutter einen leeren Sarg mit der Ueberschrift: Verlornes Leben!

Das ist eine alte Geschichte
Doch bleibt sie ewig neu
Und wem sie just passirte
Dem bricht das Herz dabei.

Und Tschabuschnigg erzählt diese alte oft dagewesene Geschichte mit so warmer, poetischer Färbung, daß wohl wenige Leser diese Kapitel mit trocknen Augen weglegen werden. — Endlich findet der Graf seine natürliche Tochter, die ihm von der Mutter und dem alten Kammerdiener, dem die Ehre des Hauses mehr am Herzen lag, als das Glück seiner Nichte, hartnäckig verborgen ward. Doch ist auch er so in seinen Standesvorurtheilen befangen, daß er ihre Liebe zu einem einfachen Bergmanne nicht billigen und diesen entfernen will. Da wird ihm in einer Nacht, die er bei den Ruinen des Forsthauses, der Stätte seiner Liebe, zubringt, klar, daß er die Tochter glücklich machen, ihr sein eigenes Glück opfern müsse; er verschweigt ihr, daß er ihr Vater ist und ermöglicht die Verbindung mit ihrem Geliebten. Außerdem ist das Liebesverhältniß der Fürstin Ginevra mit Albenich, welches mit dem scheinbaren Tode der Prinzessin und der Vereinigung mit dem Auserwählten endet, eine hübsche Episode des ästhetischen Theiles des Buches. — Mit unbarmherziger Satyre werden aber auch die Auswüchse des modernen Adelthums, wie die Abschließung, die historisch politischen Individualitäten gegeißelt, und die Figuren eines Cimbelin, Greifenklau, Till ꝛc. sind recht drastisch, wir glauben öfters, ihnen im Leben schon begegnet zu sein. Tschabuschnigg hat gewiß mit diesem seinen neuesten Buche einen glücklichen Wurf gethan, er hat nicht nur seinen Namen bewährt, sondern gewiß seinen literarischen Ruf gehoben.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 15.)

Lälla, ein weibliches Halbkretin, unweltläufige Weibsperson.

Lalle, ein männlicher Halbkretin, ein unbehilflicher Mensch. Englisch: to loll. Landschaftlich: **tult**, tulei = sich nachlässig lehnen, oder anlehnen, und das Heraushangen, herausstrecken der Zunge. Hilpert II. Th. 37.

Lampizn, weibliche Schafe, die noch nicht Junge tragen.

Lamplan, die Lämmer.

Lan. 1) Die Lawine; in der vielfachen Zahl **Lauan**.
2) Eine Lehne, z. B. **Lanstûâl**, ântlanen und ântlâânan.
Lehnen ist verwandt mit dem Lateinischen clinare und dem Griechischen: κλινειν, in welchem nur der Gurgellaut vorgeschoben ist, wie ehemals auch im Deutschen es **gilinan**, oder **glinan** lautete. Z. B. Tatian E. 156. 1. Eberh. I. 49.

Läner, der Rad-, oder Achsen-Nagel.

Langas, der Frühling.

Längwidn, die Wagenstange, welche das vordere Radgestell mit dem hintern verbindet.

lanzeln, müssig herumgehen, faulenzen.

Läp, Lapale, läpat. Ein eingebildeter, abgeschmackter Narr — ein Närrchen. — Im Hochdeutschen: **Laffe**. Im Oberdeutschen hat es auch die Faem **Lapp**, woher läppisch (unser läpat) abgeschmackt, kindisch, abstammt.

Lappach, die Ueberbleibsel.

lappen, siehe läâbn.

lappn, das Einsammeln des Laub und Buschwerkes, das Winterfutter für Schafe, Ziegen, — also eigentlich **laubeu**, laubarbeiten. In wie ferne das Englische: lap hieher gehören könnte, will ich nicht entscheiden; denn to lap, französisch: lape, Landschaftlich: **labbe**, Lateinisch: lambo, bedeutet lecken, auflecken, was eben eine Eigenschaft der Schafe ist. Siehe Hilpert II. 13.

Laplach, der Badesatz.

lar, leer. Dieses **lar** kommt schon bei den Alten vor. Bei Notkee Psalm. 160. 9 lesen wir: „Lara sela un de hungerga Knotes, Kesateta: (weil er) die **leere** und hungrige Seele mit Gütern gesättiget. Lar ist das Wurzelwort zu **klar** — und das Lateinische clarus und Griechisch: γλαυρος sind dasselbe Wort, so z. B. ist die Luft klar, wenn sie **leer** ist von Wolken und Dünsten. Im Englischen finden sich daher mehrere Spuren vor: z. B. to stand clear = aus dem Wege treten, Platz machen, to clear the table = den Tisch leer machen, abräumen.

Lärber, larn, (mit ab) entleeren, abladen, **ausleeren**, ein Geschier leer machen. Figürlich bedeutet ablarn, Jemanden mit kurzen Worten abfertigen, zum Schweigen bringen.

Larefare, umsonst, vergebens, unnothwendig. Nach meiner Meinung zusammengesetzt aus **lar**, und dem Italischen fare, oder französisch: faire, Lateinischen facere, machen, thun, also = ein leeres Thun, vergebenes Machen, Arbeiten.

Laschi, = Agio, = Rabath.

Läß, auf die Läß gêbn, bedeutet: z. B. eine Kuh Jemanden ohne Verkauf bloß zur Fütterung übergeben — **überlassen**, mit der Bedingung, daß der Uebernehmer für die Fütterung die Milch, der Eigenthümer der Kuh aber das anzuhoffende Kalb bezieht. Das heißt mit kurzen Worten mit 10 und 12 Prozenten wuchern. Nehmen wie eine Kuh zu 50 fl. im Werthe an, so tragen die 50 fl. jährlich zu 5 Prozent nur 2 fl. 50 kr. Das Kalb aber wird um 10, auch um 12 fl. verkauft.

Läßgas, die Mutziege des Alpenhirten.

lasseln, schrepfen.

Lassing, das Frühjahr, Frühling.

Later. 1. Die Leiter. Englisch: ladder. 2. Hosenträger.

lâtschat, schlaff, schlapp,

langnan, Sagen, daß Etwas nicht sei, verneinen, läugnen. Im Gothischen lautete es: laugnjan = verbergen, verheimlichen. So wird von Petrus, als er seine Verbindung mit Christus zum zweiten Male verneinte, gesagt:

Jth is aftra laugnida.
Ulphilas. Mar. 14. 70.
Und er leugnete abermal.
Luther — daselbst.

Andere nehmen als Wurzel Log oder Lug an, welches eine Höhle bedeutete.

laundln, sich nicht beeilen, zögern, langsam, träge und lässig arbeiten.

lauzallan, lutallan, ganz allein. I bin lauzallan gângan, d. h. ohne alle Begleitung.

Lauterkoch, Siehe Läutert = Hefe, Tröber.

lawekten. 1. Lärmen, schreien. Gehört wahrscheinlich zum Niederdeutschen stabbern, welches in der gemeinen, niedersächsischen Speache **labbern** lautet. Bei den Holländern Labberen, und Labbet = das Plaudermaul.
2. Eine Art Kartenspiel in Kärnten. Z. B. I bin lawet, d. h. ich bin gefallen. — Lateinisch: labor = fallen, hinfallen, fehlen — was ganz obigen Sinn hat.

laxln, mit sich fortziehen, zu Etwas Jemanden verlocken, in ein Unternehmen verwickeln.

Digitized by Google

Läz, ein wendbarer Fleck an der weiblichen Schnürbruſt; vom Alemaniſchen läz, d. h. verkehrt, umgewendet.

latzen, Zeitwort: durch öfteres Umwenden dem Brot-Taig die Laibform geben.

Leadi, Ledi. 1. Ein träger, ſchläfriger Menſch.
2. Der große Schöpflöffel in der Küche. Engliſch: ladle. Landſch: Läble, der graße Läffel, Kochlöffel.

leaggalat, an das Süßlichte zilend, wird beſonders von ſüßen Medikamenten geſagt, mitunter auch ſo viel als lauwarm.

Leäna, Lana, Taufname, für Magdalena, und zugleich für Helena.

Laapra, Lepra, eine dünnflüſſige, geſchmackloſe Speiſe, kraftloſe Suppe.

leapern, laatig, trinken.

Lebazn, die Leſzen.

lachazn, lechzen.

lei, nur, doch, bald, ſchon, z. B. i kim lei, d. h. ich komme ſogleich.

leikai, allſogleich. Karner leikei. Ein Spottausdruck für uns Kärntner.

Le'bl, die Weſte, das Wamms. Engliſch: waist — coat, waist. Wallachiſch: gwase. Gothiſch: wahstus, von verwandt mit Gewächs, wachſen, waist der dünnſte Theil des menſchlichen Körpers, der Theil unter dem Rücken, der Leib, die Taille.

Leich. 1. Das Leichenbegängniß, die Beerdigung des Todten, deſſen Begleitung in den Friedhof.
2. Der Todte ſelbſt, z. B. wir hädn heunt a Leich in Hane, d. h. einen Todten.
3. Eine materiſirende Krankheit.

Le'chte, die Oeffnung in der Stubenmauer, wo für die Spinnerinnen ein Feuer unterhalten wird.

Le'd'ge, der Satan; leidig iſt mit böſe Synanim — und leidig deutet van einem Dinge an, daß es Leid zufüge. Es kommt her nan dem Beiwor.e leid in ſeiner alten und erſten Bedeutnag = mißfallend, Unluſt erregend, womit unter andern das franzöſiſche: laid häßlich, und das Zeitwort leiden in der veralteten Bedeutung: Leid zufügen; das ehedem leidon lautete, zuſammengehört.

„Duat imo widarmuati
Thia jugundlichun guati
Leidunt imo in brust,
Thio ererum gilusti.

Es machen ihm Beſchwerden
Die jugendlichen Genüſſe;
Es quälen ihn in der Bruſt
Die früben Gelüſte.

Otfried V. 23. 283.

Auch das Beiwort leidig kommt bei den Alten in thätiger Bedeutung: Leid zufügend, vor:

Mich hat der leidige Hagene mines gutes ane getan.

Nibel. Lied 1056.

d. h. mich hat der leidige Hagen beraubet meiner Habe.

Leikaf, das Tarangeld bei jedem abgeſchloſſenen Handel, ſelbſt beim Verdingen der Dienſtbothen.

Laikach, Sieh' Lalach.

Leimat, Leinwand. Bei den Alten Wat, das n wurde eingeſchoben.

„Vil der edeln steine die frowen laten in das gold.
Di si mit borten wolten wurchen uf ihr wat
Den jungen stolzen recken.

Nibel. Lied 123.

Viel der edlen Steine die Frauen legten in das Gold,
Die ſie mit Borten wollten wirken auf ihr Gewand
Den ſtolzen jungen Recken.

Büſching.

Schon Kero hat Wat in der Bedeutung eines Kleides, und in dem älteſten niederdeutſchen Bruchſtücke, wa es eben den Sinn hat, lautet es Wet.

Ik mideo dre met.
Ich ſchenke (dir) drei Gewande.

Eckhart. Comm I. p. 864.

In dieſer Geſtalt iſt es übereinſtimmend mit dem lateiniſchen: veatis, ein Kleid und der bloße Ziſchlaut s wurde eingeſchoben. Unſere Weſte trifft noch näher damit zuſammen; auch die Watte, die man zum Unterfüttern braucht, hat vom alten Wat, ihren Namen.

Leinſat, der Leinen-Saame.

leipn, ſieh' lappen = erübeigen.

leiſam, leiſamar, gerne, lieber, leiſamer g'ſchwind, d. h. lieber geſchwind.

leit, liegt.

Leiten, Hügel, Ufer, Abhang.

Leitgeb, der Wirth im Dorfe, der Wein oder Moſt ausſchenkende Bauer. Leitgeben = ausſchenken. In den öſterreichiſchen Urkunden des Mittelalters, teitgebe, lutgebe = der Wirth. Im Nibelungenlied: Untertranch = ein künſtliches mit Wein über Gewürz und Zucker abgezogenes und geläutertes Getränk, nach Hagens Erklärung. Gothiſch: leith, berauſchendes Getränke. Bei Otfrid und Notker lid.

Leitrat, die Stange mit angebundenen Zotten, zum Reinigen des Backofens. 2. Das aus der Butter-Reinigung ſich am Boden der Pfanne niederſetzende Fett — Hefe. Lauterkoch.

lek, ein Ausdruck des Unmuthes — Unwillens.

Lekn, ein bedeutender, meiſtens unheilbarer, körperlicher Schaden. Weſterwäldiſch: Lak. Altdeutſch: Lech.

lampern, lammen, Lämmerweeſen. di Gäaea hat heunt g'tempert.

len, weich, flüſſig, lind, z. B. lene Ålan, weichgeſottene Eier. Figürlich: feig, ſchwach. Schwediſch: len. Lateiniſch: lenis.

Leniar, das Lineal.

Lenz, Taufname = Lorenz.

leſaln, angueiren, die Zukunft und kommenden Lebensſchickſale vorherbeſtimmen, indem man am St. Thomas-Abend Blei in das Waſſer tröpfeln läßt, und aus den entſtehenden Figuren etwas zu entziffern glaubt.

latſchat, weich, feig, träg; daher Letſche ein ſchläfriger Menſch. Von laß = läſſig. Angelſächſiſch: laet. Franzöſiſch: lache. Engliſch: lachess — (ſprich letſchis) die Nachläſſigkeit.

Letfaign, ein feigee, verzagter Menſch — überhaupt Einer, der Gefahren, Anſtrengungen, Schmerzen, mit einem Worte, wer Etwas Unangenehmes mehr ſcheut, als er faßte. Aus dem Angelſächſiſchen: laet = verzagt, und dem alten Baig-Memme, woraus ſich unſer feige gebildet. Feig iſt aber mit weich einerlei Wort; varmals wurde feige für weichlich geſagt. Adelung führt aus dem Otfried an:

Ni si man nihein so feigi
Ther zwei gifang eigi,
und überſetzt: Niemand ſei ſo weichlich,
Daß er zwei Röcke habe.

1. Buch. 24. — 9. 10.

Und Schilten hat das alte feigi mit mollis überſetzt.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 17. Sonnabend, den 24. August 1861.

Der Gebirgspfarrer.

(Heimathliches Lebensbild nach einer Erzählung von Julius von der Traun.

Wir saßen nach einer tüchtigen Gebirgspartie, von der uns Sturm und Unwetter vertrieben, halb durchnäßt und schlotternd am Tische eines Bauernwirthshauses Ausgangs des Waldensteiner Grabens und suchten uns bei Flasche und Imbiß, den wir mitgenommen, für den Entgang der Naturschönheiten möglichst zu trösten. Bald gelangten unsere Leiber wieder zu ihrer Ursprünglichkeit, der Rebensaft löste unsere etwas lahm gewordene Zunge und unsere laut gewordene Klage über den Entgang, den wir erlitten, veranlaßte einen Nachbarsmann, den ein ähnliches Schicksal in diesen Zufluchtsort getrieben haben mochte, sich in unser Gespräch zu mischen. Er schien nach seiner abgetragenen städtischen Kleidung und seiner Aussprache dieser Gegend zu gehören, und war eifrigst bemüht, unsere Erkundigungen zu entgegnen. Die Conversation drehte sich, da der Mann für naturhistorische Studien, außer jenen, die sich zunächst am Tische bothen, nicht geschaffen war, um die Frage: wie lebt man in dieser Gegend? „Es mag angenehm seyn", sprach einer aus unserer Gesellschaft, „so lange es schön Wetter; aber wie im Winter, wenn, wie jetzt, der Schneeschauer ungestüm an die Fenster schlägt, die Wege verweht sind, wie mag es da den armen Kranken und sonst Hilflosen gehen!"

„Lieber Herr" sprach unser Gesellschafter, „das ist das Schlimmste; selbst im kräftigen Alter, wo uns die Krankheit unvermuthet und heftiger überfällt, verderben wir, da der Bader, der viele Stunden von hinnen wohnt, nicht zur rechten Zeit herbeikommt. Alte Leute ergeben sich in ihr Schicksal, wenn nur der Pfarrer mit den Sterbsakramenten erscheint; aber auch dem ist oft der Weg inzwischen durch Schneefall versperrt, wenn man ihn auch zeitig ruft."

„Geschieht das nie" — fragte einer von uns — „daß der geistliche Herr sich durch solche Hindernisse abhalten läßt, es auch nur zu versuchen?"

„Nicht leicht" — war die Antwort — „unsere Seelsorger sind stets bereit und für den Lässigen geht bei uns im Gebirge eine Sage von einem Warner herum."

„Und diese wäre?"

„Wollen sie es hören, was davon mein Oheim Pater Blasius schrieb", versetzte der Mann, zog aus der Seitentasche ein Papierheft hervor und las:

„Vor achtzig Jahren sah man in dieser Gegend schon zu Anfang Oktober Wildgänse fliegen und zeitig fiel das Laub der Buchen ab. Frühe Wildgänse und früher Blätterfall bedeuten aber einen strengen Winter und der stellte sich damals auch bald ein. Die Christnacht hatte unter Sturm und Gebraus frischen Schnee gebracht; als der heilige Christtag anbrach, trieb der Wind die fallenden Flocken noch lustig durcheinander. Der Pfarrer trat im Mantel und Pelzwerk aus dem Pfarrhof und huschte in die Sakristei. Als er auf die Kanzel trat, fand er die Kirche dunkel, denn die Fenster waren zur Hälfte von Schnee verweht, die Wachslichter des Altares brannten düster in dem von Menschen erfüllten Raume. Das Alles aber konnte nicht die Seele des Pfarrers verdunkeln, die von der Bedeutung des hohen Festes erheitert war. Er predigte über den Text: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Laßt euer Herz nicht im Kampfe seyn mit eurem Nächsten, euren Willen nicht im Kriege liegen mit eurer Arbeit. Seyd mit Allen in Frieden! Heiter sei die Welt! Erfreuet Euch: der Heiland ist geboren!"

Während die Gemeinde horchend zum begeisterten Lehrer hinaufblickte, war der Himmel wolkenlos geworden; als wollte er, die Worte des Pfarrers befolgend, den Menschen mit einem guten Beispiele vorangehen, sendete er einen heitern Sonnenblick in das Gotteshaus herab.

Der Schullehrer hatte bereits die Kirche geschlossen, und kroch in sein Häuschen, der Pfarrer aber stand noch wie bezaubert von der Winterlandschaft, die sich vom seinen Blicken entfaltete, vor der Thüre seiner Wohnung; es deuchte ihm, sie nie so schön als heute gesehen zu haben. Während er so sinnend vor sich hin blickte, flatterte eine Schaar hungriger Spertinge herbei, und pickte aus dem fast zertretenen Schnee vor der Kirche die Brosamen und Aepfelreste, die genäschige Kinder und Große hatten fallen lassen. Vor Freude zwitschernd und mit tausend Possen verzehrte das Federvolk seine schmalen Bissen. Der Pfarrer lenkte seinen Blick voll Wehmuth auf die Schlittenbahn, die sich vom Thale herauf wand, und seufzte: „Es kommt Niemand, den Einsamen zu besuchen; Bernhard hat es mir freilich versprochen, sobald Ferien seyn würden; aber wenn er heute bei der Frühmette in die kalte todte Landschaft hinausblickte, mochte ihm wohl das festtägliche Treiben des warmen Klosters zusagender geschienen haben, als eine Fahrt durch Sturm und Schnee in's arme Theisenegger Pfarrhaus. Jenes Hänflein Spatzen ist glücklicher als ich. Lustig quillt der blaue Rauch aus meinem Schoenstein — er ruft mir keinen willkommenen Gast; süß duftet in meinem Hause der Geruch des Mahles, das bereitet wird, traurig und allein werde ich es verzehren müssen. Gott dürfte nur wollen und ein Schlitten voll guter Freunde klingelte heran; aber leider dem Gebirgspfarrer ist so was nicht beschert. Eben ergriff er mit gesenktem Auge die Klinke seines Thores, als von ferne her der langgezogene Ton eines Posthorns an sein Ohr schlug — er horchte — Stille

weit und nah — die Sperlinge flogen auf den Baum und eine Menge Eisvadeln rieselten herab. — Da klang es von ferne wie das leise Schrillen des Windes — näher — lauter — immer lauter — wie Metall — lling — kling — es sind Schellen, beflügelter Hufschlag — Peitschenknall — ein Schlitten — er gleitet und klingelt heran. Ein Schlitten voll guter Freunde hält vor dem Pfarrhofe. Der Pfarrer eilt hinzu, kann aber niemand erkennen, denn alle Pelzmützen, jede Wildschur und alle Gesichter sind über und über bereift; endlich kletteet ein dickes Männchen heraus und spricht lächelad: „Grüß dich Gott Malachias."

„Willkommen, willkommen Bernhard", jubelte der Pfarrer, dem die wohlbekannte Stimme des Kellermeisters vom Stifte St. Paul ans Ohr schlug.

„Der Prälat und das ganze Convent grüßen ihren Bruder" sprach Bernhard.

„Gott segne unsern hochwürdigsten Abt und alle Jünger des heiligen Benediktus", erwiederte Malachias, vnd nöthigte seinen Gast in die Wohnstube.

Mit den beiden trat ein Dritter ungebeten ein, befreite ein wohlgepudertes Köpfchen von der Bibermütze, warf die Wildschur ab und zeigte einen braunen Staatsfrack mit silbernen Knöpfen, die goldgestickte Weste und das Spitzenhalstuch in jenen anmuthigen Knoten verschlungen, der unter dem Namen: Der Wasserfall, damals Mode war. Zuletzt zog unser Elegant aus mächtigen Pelzstiefeln zwei kleine Beinchen, die in seidenen Strümpfen und Schuhen mit brillanturten Schnallen steckten, langte eine goldene Tabatiere aus der Tasche und präsentirte dem Pfarrer Malachias eine Prise Rapée.

„Was seh' ich, Herr Hofrichter?" rief der erstaunte Pfarrherr und schnupfte hastig.

„Unverhofft kommt oft" lächelte der Jurist, „wäre fast übersehen worden. —"

„Mein Gott", entschuldigte sich Malachias, „ich erblindete schier vor Freude an meinem Bruder Bernhard! Welche Ehre; aber sah ich nicht einen dritten Gast?"

„Richtig, Burkhardt der Förster" — erwiederte Bernhard. — „Wo bleibt er?"

„Hat einiges in die Küche zu tragen", flüsterte der Hofrichter, „eine Bramhenne und einige Krametsvögel."

„Ich hätte meinen verehrten Gästen schon selbst ein Paar Gerichte vorsetzen können, doch keine solchen Delikatessen."

Während dem trug der Kutscher einen Flaschenkeller herein, den er eben von Banden befreit hatte.

„Das ist zu viel", deprezirte Malachias mit der freundlichsten Miene. Das erste, was der eben mit einem „gelobt sei Jesus Christus" eingetretene Förster, nachdem er eine zierliche Reverenz gemacht, die Malachias freundlichst erwiederte, davon herauslangte, war eine tüchtige Flasche, die Bernhard, als echten „Kerschbacher" anländete. Daraus wurde sogleich ein fröhlicher Willkomm getrunken. Der alte Förster entfernte sich, um die Küche ab des Bratens aus seinem Revier zu berathen, indessen die drei die Klasterneuigkeiten besprachen. Bernhard versicherte seinem Mitbruder hoch und theuer, daß er nächstens als Küchenmeister werde berufen werden. Malachias, der sich kurz ehevor darüber verlauten ließ, daß ihn seine bereits zehnjährige Dienstleistung an diesem beschwerlichen Orte auf den Gedanken habe kommen lassen, man habe seiner im Stifte vergessen, fühlte sich durch diese doppelte Ueberraschung wie beschämt, ob der Vorwürfe, die er ausgesprochen.

Die Tafel war mit Hilfe des Försters fertig geworden und da auch Malachias' Barrathskammer ihr Bestes dazu gespendet, war es ein Mahl, wie man es schon lange nicht in diesem Pfarrhause gesehen.

„Heute übers Jahr" — rief Bernhard, „essen wir mitsammen im Refektorio."

„Gott gebe es" versetzte Malachias — „denn wenn ich hier auch im Sommer bei der Pflege meines Gärtchens und im schattichten Hein mit einem Buche mir die Zeit verkürze und bei vorfallenden Speisgängen mich als Himmelsbote fröhlich hinaus begebe, ist es im Winter, wa der Tag so kurz bemessen, die Nacht so lang und schauerlich ist, wo von außen Kälte und Sturm, von innen, bei fehlender Ansprache, Langweile nad Abspannung einen befällt und man sich aa Geist und Leib kraak fühlt ganz anders." Da tritt der Meßner ein: „Herr Pfarrer!"

„Was gibt's?"

„Ein Bote ist da."

„Was will er?"

„Der Herr Pfarrer soll das heilige Sakrament der letzten Oehlung tragen."

„Wohin? Gewiß wieder drei, vier Stunden weit, und wenn ich komme, ist's auf die letzt zu spät! Nun ergreife ich meinen Bergstock und hinaus über Stock nnd Stein, Glatteis und Abgründe, in Frost und Kälte, wo man noch froh seyn muß, wenn mav nicht den Weg verliert und in eine Kluft bei finsterer Nacht hineinfällt, wo niemand einen hört."

Die drei hatten aufmerksam und mit Theilnahme zugehört und nur der Förster fand sich versucht auszurufen: „So wars, als ich weiland auf die Hahnpalz ging".

„Heute wird man Sie doch nicht auf solche Art von uns hinausholen" bemerkte, sichtbar besorgt, der Hofrichter.

„Ich meine nicht" — erwiederte Malachias „denn ich weiß keinen Kranken, vnd gäb es einen, er hätte doch nicht auf heute gewartet. Meine Gäste sollen leben!"

So gings fort und die Zeit eilte mit Flügeln, daß es dunkelte im Zimmer, während es helle gewarden war in den Köpfen.

Bernhard war an das Fenster gegangen, um hinab zu schauen ins Lavantthal und wo möglich das majestätische Stift St. Paul zu erspähen. Der Pfarrer, der darin eine Mahnung zum Aufbruch nahm, rief beschwichtigend: „Ihr könnt an meinem Tische bei Wein und Backwerk abwarten, bis der Mond wieder scheint oder schlafen, bis es Tag wird; es ist schon dafür gesorgt".

„Ich wollte wohl", versetzte der Hofrichter, „aber leider sind auf Morgen schon Herren von der Regierung aas Klagenfurt angesagt und da darf ich nicht fehlen! und Sie?"

„Ja um neun Uhr fahren wir, „unterbrach ihn Bernhard, auf seine Uhr sehend, „da geht der Mond auf, jetzt ist es sechs.

„Noch drei Stunden"! jubelte der Pfarrer, „noch drei Stunden erfreu' ich mich so lieber Gäste. Na, das ist ein Tag, von dessen werther Erinnerung ich den ganzen Winter zehren will. In dulci jubilo will ich heute meinen Gott loben, ins Bett steigen, die Schlafmütze über die Ohren ziehen und in den warmen Federn träumen, wie ihr ins Kloster hineinklingelt. Heute bringt mich keine Gewalt vor neun Uhr von diesem Sessel", sein Glas wieder voll schenkend, „es ist nicht alle Tag so wie heut, ein Tag, den der Herr gegeben hat, damit sich der Traurige an seiner Gabe erfreue." — Da erschallte der Klang der Hausglocke. Todtenstille im Gemache. „Ein Speisgang"! stammelte der Pfarrer.

„Was fällt ihnen ein, Hochwürden"! sprach Babi die Haushälterin, die neben eine Torte servirte, „weiß ich doch keinen Kranken; gewiß ist's die alte Meßnerin, die ihre Tabaks-

Digitized by Google

dose oder dergleichen vergessen hat, ich will hinabgehen und sehen. Es läutet wieder und heftiger."

„Das wäre ein boshafter Streich des Schicksals, wenn Sie jetzt fort müßten", klagte der Hofrichter, „als gönnte der liebe Gott dem Heren Pfarrer die fröhliche Stunde nicht."

Plötzlich sprang der Pfarrer auf und mit den Worten: „Bleib da Babi und unterhalte dir Gäste", eilte er zur Hausthüre hinab und öffnete sie:

„Wer da?"

„I bins", schluchzte Babi's Neffe, ein zwanzigjähriger stumpfsinniger Bursche, der beschneit und fröstelnd sich die Hände rieb.

„Was willst du?"

„D'Muata läßt den Herrn Pfarrer um Gotteswillen bitt'n, er soll mit unsern Herrgott zum Vater kuman".

„Ist ihm ein Unglück begegnet?"

„Na, aber sterben thut er".

„War heut noch in der Kirche".

„Ja, er is halt schon a alter Mann und die Schwachheit hat ihn überfallen; wie i fortgang'n bin, hat er schon zog'n. I hab glei zur Muata g'sagt, der Pfarrer bekimmt ihn nimmer dan Leben, aber die Muata hat gsagt: „Franz laß, laß was da kannst, wann nur sein letzter Blick unsern Herrgott sieht, stirbt er leichter und gsög'nt." Und da bin i halt hergrennt, in 3 Stunden man i, und hab nicht g'acht, daß der Weg schiach ist voll Schnee und Klüft. Aber na, mi deuchts, der Vater ist schon g'storben!"

„Glaubst du's wirklich?"

„Fraila — hat die Aug'n schon verdraht, wie i fort bin. Aber der Herr Pfarrer soll dena kummen, der Vater könnt no leben und die Muata!"

„Lauf nach Haufr und schau nicht um, ich komm schon nach. Was weinst du so laut, sey still".

„Der Mamle möcht is sagen!"

„Die wird's von mir erfahren! Nun so lauf".

So befahl der Pfarrer und der Bursche rannte fort. Der Pfarrer trat spähend auf den Weg hinaus und aufgeregt wie er war, erzitterte er bei dem heranstürmenden Nord, der ihm eisige Schneekörner in das Gesicht trieb. Verhüllt in schaurige Nacht lag vor seiner Seele das Gebirge und seine Einbildungskraft ließ ihn die klaffenden Schründe und Abgründe sehen, während seinem Auge aus ein Paar warmen Stuben der Nachbarschaft noch Lampenschein entgegenschimmerte. Dieser Gegensatz verwirrte sein Gemüth noch mehr und er eilte sichtlich ergriffen in das Haus zurück, wo ihm auf der Stiege Babi mit dem Lichte und den Worten entgegen kam: „Gott wie sehen Eurer Hochwürden aus — Sie zittern, was ist Ihnen?"

„Nichts gibts" sprach er, „ich habe Wetter geschaut, da braußt's und tobt's, daß man keinen Hund vor dir Thüre jagen soll, viel weniger einen Menschen, der zu Hause gemächlich seyn und sich wohl thun kann".

„Also doch ein Speisgang", rief sie aus.

„Was dir einfällt. Ein geschwätzig Ding, die Meßnerin. Das Suchen und Wimmern um die schlechte Dose".

„Also doch die Meßnerin; Hochwürden können also bei den Herrn bleiben, die so lustig sind".

Als er wieder in das Zimmer trat, wie war es da so traulich. Angenehme Wärme und Wohlgeruch wehte zwischen den blauen bildergeschmückten Wänden. Ueber Backwerk, Weinflaschen und Gläsern glänzte das lachende Gesicht des guten Kellermeisters, der dem Eintretenden zurief: „Also doch keine Amtspflicht, weil du so fröhtich bist. Es hätte seyn müssen. Gut, daß es unterbleiben kann".

„Gut, daß es unterbleiben kann", wiederholte Malachias. „Laß uns ein geselliges Lied anstimmen".

Alle waren zufrirden und der Hofrichter begann den schönen Rundgesang:

„Wir wünschen allen Nationen
Ein solches Band wie unser Band
Dann gehen endtich Millionen
In Frieden selig Hand in Hand."

Bernhard stimmte das alte Lied an:

„Mihi est propositum."

Malachias, der seit seiner Rückkunft jeden Scherz steigerte, sang:

„Ecce quam bonum
bonum et jucundum"

mit ergötzlichen Zwischenstrophen aus verblühten Studententagen. Und als er eben im Vortrage eines drolligen Verses sich selbst mit einem hell aufschlagenden Gelächter unterbrach, tönte wieder die Hausglocke, der Pfarrer entfärbte sich und verstummte.

„Ist Dir was?" fragte Bernhard.

„Nichts, die Glocke hatte einen schrillernden Klang".

„Du bist ja blaß?"

„Nun ja vor Schreck. Ich singe meine Schwänke und dann gellt die Sturm- und Nothglocke".

„Nothglocke", welcher Unsinn"! lachte Bernhard.

„Nothglocke", wiederholte Malachias und versank in ein dumpfes Schweigen.

Jetzt nahten sich schwere Männertritte von außen der Zimmerthüre. Dem Pfarrer stand der Angstschweiß auf der Stirne: Freunde, sprach er, jeder ist ein Mensch und kann fehlen und Jedem von Euch würde ich verzeih'n, wenn er an meiner Stelle" — da öffnete sich die Thüre und Babi trat ein, hinter ihr des Hofrichters Kutscher.

„Gestrenger Herr, sprach der Knecht, es hört nicht auf zu schneien. Ist das Beste, wenn wir jetzt fahren, ehe die Wegr gefährlicher und unkenntlicher werden".

„Hat Recht", sagte der Hofrichter, „hat Recht, aufgesessen!"

„Einmal muß es seyn", stimmte Bernhard bei".

„Wollt Ihr mich schon verlassen", sprach der Pfarrer aufathmend und in sichtbarer Aufregung. „Das Haus wird mir schrecktich öde seyn, wenn Ihr geht".

„Sey ruhig Malachias", tröstete der Kellermeister, „im nächsten Winter bist du bei uns im Kloster, dann sitzen wir beisammen und bringen das Versäumte ein".

„Versäumtes läßt sich nie wieder einbringen", entgegnete der Pfarrer heftig, „nie wieder! wer weiß, wo ich im nächsten Winter bin, bis dorthin bringt mich vielleicht die Einsamkeit um, die Todesangst".

„Du wirfst heute alle möglichen Affekte durcheinander, wie ein Komödiant", sagte Bernhard dem Klagenden die Hand schüttelnd, „Lebe recht wohl, bis wir uns dereinst wiedersehen".

Der Schlitten war vorgefahren, bald war er mit den Freunden fort und seinen Augen entschwunden. Noch einen starren, langen Blick sendete Malachias der entgegengesetzten Seite, dem Gebirge zu und kehrte, tief aufseufzend, in das Verließ seiner Wohnung, wie er sie genannt hatte. Bereits war es neun Uhr, und indem er von den Seinen anscheinend heiter Abschied nahm, ging er noch eine Zeit in großen Schritten im Zimmer auf und nieder und redete mit sich selber: Jetzt ist er sicher schon todt. Was hätte es auch genützt, wenn ich mich auf den Weg gemacht hätte. — Aber morgen, wenn man es erfährt, daß ich trotz meines gegebenen Wortes, nicht

Digitized by Google

ging, und was mich in meinem Hauſe davon abhielt! — doch man kennt mich ja, ich habe ſtets meine Pflicht gethan, eine Unpäßlichkeit hielt mich ab".

Vom Winde getriebene Schneewolken ſtießen klirrend an die Fenſterſcheiben. „Ja krank bin ich, ich zittre am ganzen Leibe, in's Bett, in's Bett!" Er ging in ſein Schlafzimmer, entkleidete ſich haſtig und vergrub ſich in Polſter und Decken. Anfangs hatte er ein Gefühl, als müſſe er gleich einſchlafen, da krachte es im Speiſezimmee, er fuhr auf, horchte, alles blieb ſtill. — Es war bloß das Knarren der Dielen und Meubel im ſonſt ungeheizten Zimmer. Er belächelte ſein Erſchrecken und wollte wieder einſchlafen. Da trappelt es auf dem Gange, er horcht, die Katze iſt's. Ee fängt an leiſe zu bethen, bald iſt er wieder eingeſchlummert und in dünnen Fäden ſpinnt ſich ein Traumgewebe an. — „Es klirrt und klingt. Das ſind die Schellen der Roſſe, welche die Gäſte nach St. Paul ziehen, kling, kling, kling — bim bam — die eine Schelle hat einen ſtarken Klang — oder iſt ein Glas umgefallen — bim bam! Die Hausglocke iſt's nicht — bim bam — bim bam. Das ſchallt von dem Kirchthurm! das Zügenglöcklein! das Zügen — Glöcklein! es läutet von ſelbſt! O Gott, Licht!" Er zieht ſeinen Pelz an und rennt aus dem Hauſe, der Meßner ſtüezt eben auf die Kirche zu.

„Um Gotteswillen, Heer Pfarrer, wer läutet?"

„Ich", rief der Pfarrer, „fort, ein Speisgang".

„Wohin?"

„Ins Geränt! — Marſch fort!"

„In dieſem Sturme, in dieſem Geſtöber, wir kommen nicht hinauf?" —

„Iſt's nicht unſere Pflicht?" —

„Da haben Sie recht, Heer Pfarrer, Sie haben es heut gepredigt: Euee Wille ſey nie im Kriege mit Eurer Arbeit". Haetig holte er die Laterne und ſpeerte die Kirche auf; mit zitternden Händen nnd niedergeſchlagenen Augen nahm der Pfarrer das Ciborium aus dem Tabeenakel, verſah ſich mit der heiligen Wegzehrung und eilte mit verdeppelten Schritten hinaus in das Schneegeſtöber. Der Pfaerer erſtieg die erſte Höhe in ſtummer Haſt, nur einen Gedanken denkend: „wenn nur dee Alte noch lebt!" der Meßner unverdroſſen voran leuchtend und von Zeit zu Zeit mit ſeinem Glöcklein läutend. Immer höher gings und damit ermüdete auch der Pfarrer und es befiel ihn die frühere Unruhe.

„Des Bauers Bube, welcher mich herauf berief, ſagte ſelbſt zu mir: „„er könnte wohl ſchon geſtorben, ſeyn, während ich herablief"".

„Was verſteht der dumme Franzl", verſetzte der Meßner, „ich will ein Gſetzl des ſchmerzhaften Roſenkranzes beten".

„Thue das mein Sohn", ſprach der Pfarrer, und verſank, während der Alte das Gebet ſprach, in den ſchlummerähnlichen Zuſtand, in dem man oft bei Nacht auf ebener Straße wandelt. In der eiskalten Bergluft hatte ſich ſein Todesſchreck, den er beim Klange der Zügenglocke empfunden hatte, allmählich verloren; ſein Blut war abgekühlt, dabei tönten die Scherzreden ſeiner Freunde in ſeinem Gemüthe wieder.

„Meßner?"

„Herr Pfarrer!"

„Sind wir bald an Ziele; ich wollte wir wären ſchon wieder zu Hauſe, da würde ich dich mit dem heerlichen Weine bewirthen, der uns geblieben".

„Wohl ſchön; aber geben Sie obacht, daß Sie nicht ausglitſchen, hier iſt's gefährlich, Sie gehen ja ſo unſicher, Sie tanmeln".

„Ich ſage dir Meßner, der Alte iſt ſchon lange todt, wir gehen umſonſt. Ich zittere, mir brechen faſt die Knie, kehren wir um!"

Der Meßner dachte ſich: „Du willſt mich prüfen, ich gebe dir keine Blöße". Ohne dem Pfarrer eine Antwort zu geben, begann er mit lauter Stimme ein Vaterunſer zu beten und mit ſeinem Glöcklein zu läuten. Der Pfarrer ließ ſich nicht weiter vernehmen, jammerte und haderte nicht mehr. — Nach einer Weile endete der Meßner ſein Gebet, und ſchaute ſich nach ſeinem Herrn um, erblickte abee hinter ſich nur Flockengewimmel und weiße abſchüſſige Wege. Er lief eine Strecke zurück, leuchtete mit der Laterne — rief umſonſt. Ringsum nur der brauſende Wind und dee ſtumme Schnee.

Da war es dem Alten, als erblicke er vor ſich eine dunkle Geſtalt, die ſich aus dem Schnee aufwühlte und fortrannte. Ee eilte ihr nach, verlor ſie bald aus den Augen, bald kam ſie wieder, immer ſchneller laufend zum Vorſchein.

Der Meßner keuchte ihr nach, ſo ſchnell er es vermochte, endlich gewahrte er friſche Fußſtapfen in unbegreiflich weiten Zwiſchenräumen — im beſchneiten Boden einen Blutstropfen — wieder einen — noch einen, ſein Haar ſträubte ſich, in ſeiner zitternden Hund läutete das Glöcklein, ohne daß er es wollte — er folgte den Blutſpuren auf dem Wege nach, ohne daß er in ſeinem beſinnungsloſen Zuſtande die Richtung ſeines Ganges beſtimmte.

Der blödſinnige Franz war unterdeſſen nach Hauſe gekommen, mit der Nachricht von dem Vorgefallenen, mit der Erzählung von der Antwort des Pfarrers. Während er ſich auf der Bank niederkauerte und in ſeinem Hunger, über den er fortwährend klagte, ein hartes Stück Käs benagte, blickte die Mutter bald ſehnſüchtig ſpähend beim Fenſter hinaus, bald ſuchte ſie den ſterbenden Gatten zu laben und freute ſich ſeines noch wahrgenommenen Athems.

„Um Gottes Willen, wo bleibt denn der Pfarrer, ich ſeh' nnd höre nichts von ihm, kein Licht, kein Glöckel".

„Ich glaub er ſitzt denna noch z'Haus, da ſah ich viel Lichter und hörte viel Stimmen, der teinkt ſeinen Wein und ißt ſeinen braunen Rudel".

„Du Talk, denkſt alleweil auf's eſſen, ſigſt, daß dee Vater nit ſterben kann. O wenn nur der Pfarrer kam', Jeſus Maria und Joſeph, wie mei Mann zieht, ach i halts nimmer aus, und er ſoll ohne unſern Hergott nnd ungſögnt aus der Welt geh'n. Wenn der Pfaerer daham bliebeu wär, ſo ſoll er ihm in Grab kein Ruh laſſen, nnd ihn fortziehn auſn Berg, es ſoll ihm gehn, wie meinem armen Mann".

Da flog es wie ein Lichtſchein an dem Fenſter vorüber, die Stubenthür ſprang auf, und der Pfaerer ſtand auf der Schwelle. Er gab mit dem Verſehbeutel den Segen, trat an das Bett des Sterbenden, ſpendete ihm die Geueralabſolutien und letzte Wegzeheung, ſalbte ſeine Glieder, und unter dieſem Beginnen ſtarb der Greis".

„Nu ſo ſchlaf lieber Alter, weinte die Bäuerin und wie er ſo gut ſchlaft, weil er den lieben Herrgott genoſſen hat. Gelts God, gelts God, lieba Heer Pfarrer!" Sie wollte dem Pfarrer die Hand küſſen, der machte aber eine veeweigernde Bewegung. Die Bäuerin ſchaute ihm in's Antlitz und ſchauderte zurück vor deſſen Bläſſe. In ſeinem Blick lag der tiefſte Schmerz, ſein Auge war thränennaß, ein heißer Tropfen fiel auf die Hand der Bäuerin herab, und als ſie darauf ſah, war es Blut, „Pfaerer, was iſt öng"? rief ſie. Der, aber ſtumm, wie er früher nur mit Bewegung ſeiner

Digitized by Google

Lippen gebetet, faltete seine Hände, wies damit gegen Himmel und verschwand lautlos aus der Stube.

Ehe sich die Zurückgebliebenen von ihrem Schrecken erholt hatten, stürzte schon der Meßner athemlos und beschneit herein und rief: „war der Pfarrer hier?"

„Ja Meßner!"

„Ja, ja, ich sehe seine Blutspur. Betet, betet, der Pfarrer ist todt."

„Was is ihm denn geschehen?"

„Betet, betet — und damit rannte der fromme Kirchendiener wieder fort — zurück an die Stelle, wo er den Pfarrer zuerst vermißt hatte, und grub in dem Schnee, dann trachtete er zur Kirche zurück zu kommen, verirrte sich im Tannenwalde, fand wieder den rechten Weg und kam so erst dahin, als man bereits zum Gottesdienste am St. Stephanstage geläutet hatte. Da war er nun allein, schweißbedeckt und sinnenverwirrt unter der aufs höchste gespannten Menge der Pfarrleute und brachte ihnen die schauerliche Kunde vom Verschwinden des Pfarrers, von seinem muthmaßlichen Ende. Da kam auch Franzl und erzählte seine Unterredung mit dem Pfarrer am Thore und seinem Erscheinen am Bette des sterbenden Vaters. Es war ein allgemeiner Schreck, ein furchtbares Heulen und Weinen am Friedhofe und im Gotteshause statt Amt und Predigt, denn der geliebte Pfarrherr kam nimmer, dafür suchten die Leute mit Hauen, Seilen und Leitern im Gebirge in den Abgründen, aber sie kamen Abends heim, wie sie ausgegangen waren.

Auch im Frühlinge, als der Schnee abgenommen, aufgesaugt, von dem Waldensteinerbache in die Lavant geführt worden war, fand man in den Schluchten keinen Leichnam, sondern nur würziges Alpenkraut und schöne Blumen, die vor den Suchenden ihre duftenden Häupter schüttelten, als wollten sie sagen: „Was wissen wir, von der traurigen Geschichte!" Ohne Spur ist aber der Pfarrer nicht aus der Gegend verschwunden. Leute, die Nachts seine Nachfolger in der Seelsorge zu einem Kranken holten, wollen, wenn sie am Thore ihre Anliegen ausgesprochen, ein flatterndes Licht, einen Schatten, ein leises Pochen an dem Fenster, trippelnde Schritte, kurz eine wesenlose und doch wahrnehmbare Unruhe in der Nähe des Pfarrhofes bemerkt haben, welche erst, nachdem sich der Pfarrer auf den Weg gemacht hatte, verschwand. Selbst wenn sie dem Meßner und dem Priester voran schon in den Bergen gingen, bemerkten sie an schmalen Stellen einen Vierten, der den Zug schloß und die Arme ausbreitete, als wolle er den Rückweg versperren.

Wenn es in den Winternächten weht und stöbert, oder in Sommernächten donnert, blitzt und Regenströme niedergießt, schwankt noch heute im Gebirge von einer Hütte zur andern ein einsames Licht; und liegt irgendwo eine schwache Wöchnerin, ein sieches Greis oder ein krankes Kind, so schaun nicht selten, voll Besorgniß, ein blasses, fremdes, aber freundliches Gesicht durch's Fenster in die Kraulenstube. Alte Leute sagen: „das sey der Pfarrer Malachias".

H.

Ueber entomologische Reisen in die Alpen.

Mit dieser Ueberschrift theilt C. E. Venus in Dresden in dem „Correspondenzblatt für Sammler von Insekten, insbesondere von Schmetterlingen" (Druck und Verlag von G. J. Manz in Regensburg) eine seiner Alpenreisen mit, aus der wir hier den Lesern dieses Blattes im Folgenden einen Auszug liefern.

„Am 17. Juli 1860 Vormittags 10 Uhr" — schreibt er — „brach ich vom Wildbade Gastein auf, um von hier aus meine Reise über das Naßfeld und den Mallnitzer-Tauern bis Heiligenblut fortzusetzen. Ich wollte an diesem Tage wo möglich noch Mallnitz erreichen, allein ein heftiges Gewitter, welches mich Nachmittags überraschte und erst bei eintretender Dämmerung nachließ, nöthigte mich, schon in der Moserhütte Schutz und Nachtquartier zu suchen. Von hier aus war nun der Weg nach Heiligenblut über den Mallnitzer-Tauern nicht mehr in einem Tage zurückzulegen, und da mir meine Zeit knapp zugemessen war, so ließ ich mich von der Sennerin bewegen, den näheren aber gefährlicheren Weg über den Goldberg zu wählen. Ein Hirt der Moserhütte diente mir als Führer und brachte mich am 18. Juli Vormittags über den steilen Kolben (wohl richtiger Kulmen, d. h. Gipfel) bis nach dem unteren Goldbergwerk. Auf der kahlen, felsigen Nordseite des Kolben's ist der schmale Weg sehr beschwerlich und führt nur über Steingeröll und Schneefelder, doch ist die Aussicht in das Rauris-Thal und auf die nahe gelegenen Gletscher des Rauriser-Tauern großartig und schön, und entschädigt den Wanderer für seine Mühe. Vom unteren Goldbergwerk führte mich ein Bergknappe desselben über die Schneefelder nach dem oberen, welches nur eine halbe Stunde vom ersteren entfernt liegt. Es war Mittag, als ich mit meinem Führer in das Huthaus des oberen Bergwerks eintrat; gegen fünfzig Bergknappen standen hier in ihrer Arbeitstracht an dem Feuer eines langen Herdes und bereiteten sich Jeder seinen Mehlschmarrn. Auf einer finsteren Treppe gelangt man in die obere Etage, wird aber dabei durch den von dem großen Holzfeuer aufsteigenden Rauch so belästigt, daß man genöthigt ist, die thränenden Augen zu schließen. Ein Stück Schwarzbrod und ein Glas Bier ist alles, was der ernste wortkarge Schichtmeister dem erschöpften Wanderer reichen kann und welches dieser in Gesellschaft der schmutzigen und zerlumpten Bergarbeiter, von deren schlechtem deutschen Dialekte er kaum ein Wort versteht, verzehren muß. Für zwei Gulden ward hier ein neuer Führer nach Döllach in der Person eines der Knappen gedungen. Nachdem wir mehrere Schneefelder überschritten hatten, begann die Ersteigung des sehr steilen Kammes des 7600 Fuß hohen Goldbergs. Der Führer stieg voran und ich benutzte im Nachsteigen die Löcher, die er mit den breiten Spitzen seiner Bergschuhe einhieb. Wir hatten wegen des tiefen Schnees wohl eine Stunde lang zu steigen, wobei ich gar oft das Gleichgewicht verlor, da ich mit meinem Reisestocke keinen Grund fand. Die ermüdende Arbeit nöthigte uns öfters anzuhalten, und, endlich auf der Spitze angelangt, beim Genusse einer schönen Aussicht wenigstens ganz kurze Zeit auszuruhen, denn nach Mittag zu wurden wir jetzt die tief schwarzen Wolken eines schweren Gewitters ansichtig und das ferne Grollen des Donners mahnte zur Eile. Das groteske Zirknitzthal, zunächst des Goldbergs eine förmliche Steinwüste und von hohen schroffen Felsen eng umgeben, lag jetzt unter uns, und eben so steil, wie wir aufgestiegen, ging es in gerader Richtung bergab. Mit den breiten Absätzen seiner Schuhe bahnte mir der Führer wieder den Weg, aber nur zu bald wurde der Schnee hart und wenige Schritte von uns, an der linken Seite des Berges, war er zu glattem spiegelnden Eise gefroren. So sehr ich mich auch mühte, die Absätze meiner Stiefel tief einzuhauen, so hatte ich doch keinen festen Stand mehr in den von dem Führer eingetretenen

Digitized by Google

Fußtapfen, und fing an auszugleiten. Dreimal schon hatte mich derselbe glücklich aufgehalten und schmerzlich vermißte ich Bergstock und Steigeisen, weßhalb ich ihm Vorwürfe machte; plötzlich glitt ich wieder ab und indem mich der Knappe noch beim Rocklragen erfaßte, kam er selbst zum Fallen und mußte mich loslassen. Pfeilschnell ging es nun den steilen Berg hinab, immer schneller und schneller je weiter ich kam. Diese unfreiwillige Rutschparthie hätte nun nichts auf sich gehabt, aber ich schoß einem großen Felsenblocke entgegen, an welchen ich mit Gewalt anprellen mußte, und ich sah meinem Tode oder doch einer bedeutenden Verstümmelung meines Körpers entgegen, der sich während der schnellen Fahrt auch noch seitwärts wendete. Meine Angst stieg auf das höchste und eine kurze Strecke vor dem Felsenstücke trommelte ich unwillkürlich mit Armen und Füßen auf den Schnee, wodurch auch glücklich der schnelle Schuß aufgehalten wurde, so daß ich unversehrt unten anlangte. Mein Führer hatte sich noch oben erhalten, und kam, indem er unterwegs meinen Ueberrock, die Brieftasche und die aus derselben herausgefallenen Effekten zusammensuchte, langsam herabgestiegen.

Gott für die glückliche Rettung dankend setzte ich meinen Weg fort, der jetzt durch ein wahres Labyrinth von großen Steinblöcken hindurchführte. Bald ging es über Steingeröll und Felsenstücke hinweg, bald über das wild daherbrausende Wasser der Zirknitz, dessen Tosen zeitweilig vom Donner des herannahenden Gewitters übertönt wurde. Wir waren noch nicht weit gekommen, so machte mich mein Führer darauf aufmerksam, daß wir noch einer anderen großen Gefahr glücklich entgangen waren. Hinter uns auf dem Goldberge lag jetzt ein dicker schwarzer Nebel, in welchem wir den Abweg kaum gefunden hätten. Bald fing es an zu regnen und der Knappe bedauerte, daß ich „ka Daach" (Schirm) bei mir hatte, da Döllach noch drei Stunden entfernt war, ich aber beklagte schmerzlich, daß mir dadurch die Möglichkeit genommen wurde, Bekanntschaft mit der Fauna des so hoch gelegenen, mit einer schönen alpinen Flora geschmückten, und äußerst wildromantischen Zirknitzthales zu machen; allen Wanderern aber, die vom Norden her nach Heiligenblut reisen, rufe ich mahnend zu, den von mir eingeschlagenen Weg nicht zu gehen, oder doch nicht ohne Bergstock und Bergschuhe, und diese Hilfsmittel vom Führer zu verlangen, denn ein einziger warmer Regen und darauf folgende Kälte wandelt hier oft in kurzer Zeit die weichsten Schneemassen in harte Eiskrusten um.

In Heiligenblut erhält man durch die freundliche Fürsorge der Wirthsleute Entschädigung für die überstandenen Mühen. Herr und Frau Schober sind bescheidene Leute, die alles möglich zu machen suchen, was der Fremde wünscht, obgleich die meisten Bedürfnisse, selbst das Weißbrod, aus Döllach und aus noch größeren Entfernungen herbeigeschafft werden müssen. Frau Schober ist ängstlich besorgt um den Touristen, wenn er des Abends zu lange ausbleibt, und mahnt ihn dringend, von seinen Ausflügen nicht zu spät heimzukehren, da in der Dunkelheit und selbst beim trügerischen Lichte des Mondes schon mancher Unglücksfall vorgekommen ist. In dem Pfarrer von Heiligenblut, Herrn Wenzel Urschitz, findet der Fremde einen zuvorkommenden liebevollen Rathgeber und einen angenehmen gebildeten Gesellschafter. Er hat im Auftrage der Behörde (?) die meteorologischen Beobachtungen am Orte anzustellen und weiß immer mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen, was für Wetter eintreten wird und ob es rathsam ist, die Alpen zu besteigen und die Excursionen weit auszudehnen. Eine in seiner Verwahrung befindliche, von Herrn Franz Keil sauber und genau ausgeführte Relief-Karte, so wie die von demselben Herrn gefertigte und im 3. Hefte von Petermann's geographischen Mittheilungen 1860 erschienene, auf achtjährige Forschungen und Untersuchungen gestützte orographisch-physikalische Karte des Großglockners und seiner Umgebung, welche ich bei mir führte, haben mir zur Orientirung treffliche Dienste geleistet, und mit der letzteren sind alle dem Entomologen interessanten Punkte, der Heiligenbluter-Tauern mit dem Hochthor, die Pasterze, Pfandelscharten-bach-Thal, die nächsten Umgebungen der Pfandelscharte selbst, das Gutthal, die Leiter-Alm, die Gößnitz-Alm; (auf dieser ist der eigentliche Tummelplatz von Colias Palaeno u. s. w), bei gehöriger Vorsicht an gefährlichen Stellen, auch ohne Führer zu besteigen. Doch ist es immer gut einen Reisegefährten zu haben, es läßt sich dann manches Ungemach, von dem man betroffen wird, leichter ertragen. Ich fand einen täglichen Begleiter auf meinen Excursionen in Herrn Veit Kahr aus Fürstenfeld, der trotz seines Alters immer noch rüstig und thätig ist. Mehr als einmal haben wir auf den höchsten Stellen, vom dichtesten Nebel umgeben und vom Regen bis auf die Haut durchnäßt — entweder unter freiem Himmel an einem Bache stehend, der das nöthige Trinkwasser lieferte, oder im glücklichsten Falle in einer Hütte, in den nassen Kleidern vor Frost an allen Gliedern zitternd, — aber immer guten Muthes und guter Laune — unser Mittagsbrod eingenommen, hoffend der Himmel werde sich wohl bald aufklären und uns wenigstens noch eine kleine Ausbeute zu Theil werden lassen.

Auf der Rückreise über den Heiligenbluter-Tauern begleitete mich Herr Kahr bis zum Tauernhaus; das Aufsuchen der Raupen von Enprepia Quenselii sollte die Hauptarbeit dieses Tages ausmachen, da zwei frühere Excursionen nach dem Pfandelscharten-Kees, wegen Schneefall und stürmischen Wetter erfolglos geblieben waren. Aber auch diesmal war uns das Glück nicht günstig. Schon eine Stunde vor dem Hochthore, auf den schönsten Flugplätzen, lag tiefer Schnee und dichter Nebel und Schneegestöber erschwerten uns das Auffinden des Weges. Am Hochthore selbst sanken wir bis über die Kniee in den Schnee und nur mit großer Mühe konnten wir uns über dasselbe hinwegarbeiten, wobei mein bejahrter Begleiter mehreremal den Entschluß faßte, wieder umzukehren, weil wir nicht ganz sicher waren, ob wir auch den rechten Weg hatten. Mit einem lauten Jubelrufe wurde deßhalb das auf der Höhe stehende, mit Eiszapfen geschmückte Heiligenbild begrüßt und von hier an wurde der Weg bis zum Tauernhaus immer besser. Der nächste und unbeschwerlichste Weg nach Heiligenblut führt jedenfalls durch das Fuscherthal, man mag nun über Reichenhall oder über Lend und Taxenbach dorthin gelangen.

Die Aussicht.

Erklommen der Hügelt
Es tadet zur Rast
Der schattige Gipfel
Den glühenden Gast;
Hinab die Tiefe,
Hinan die Höh'n,
Wo bist du o Heimath
Nicht prächtig und schön!

Digitized by Google

Zu Füßen sich breitet
Manch heimliches That,
Mit Feldern und Häusern
Und Schlössern zumal;
Ruinen drüben,
Hier Dorf und Fluß
Der See in der Ferne
Als schimmernder Schluß!

Und schwellende Wälder,
Mit dunkelndem Grün!
Und drüber die Berge
Gar zackig und kühn!
Wie webt und kleidet
Um Felsengrau
Der sonnige Himmel
Sein sommerlich Blau!

O farbiges Wogen!
O zitternder Glanz!
Empfindung des Lebens
Durchglühet mich ganz;
O Sonne, senge
Die Wange nur!
Mag gerne ihn fühlen
Den Kuß der Natur! —

Als Vogel zu schweben
Im Aetherchristall!
Als Fisch zu durchschwimmen
Den silbernen Schwall!
Als Gemse zu springen
Von Stein zu Stein!
Wär alle die Seele
Der Schöpfung doch mein!

So endlos die Fülle!
So enge der Sinn!
Zur Rechten? zur linken?
Wo blick ich denn hin?
Hinab in die Tiefe?
Hinan die Höh'n?
Bist üb'rall o Heimath,
So prächtig und schön!

Ernst Ranscher.

Neue Schöpfungen Hanns Gasser's.

Nicht weit von den kärntnerischen Grenzen, nahe am Eingange in's romantische Sulzbacher-Thal, unter dem schöngelegenen Kapuzinerkloster Nazareth, im reizenden Sahnthale liegt der freundliche Markt Peasberg. Dahin bitte ich den Leser mir zu folgen. Er kann auf 3 verschiedenen Wegen, die alle drei sehr angenehm sind, der beschwerlichen Alpenübergänge nicht zu gedenken, dahin gelangen. Entweder nehme er seinen Weg über Laibach nach Cilli und fahre Sahn aufwärts an den vielen einladenden, recht koketten Schlöffern und Schlößchen vorüber, oder er fahre von Unterdrauburg über Windischgratz durch die Huda-Lukna oder das böse Loch, nach Wöllan und durchs liebliche Schallthal nach Prasberg; oder wenn er gut zu Fuße ist, so wandere er von Fellach oder Schwarzenbach, nach Sulzbach und dann Sahn abwärts. Prasberg hat außer seiner freundlichen Lage ein schönes Denkmal der Kunst aufzuweisen. Unter dem Markte eine Viertelstunde entfernt steht die neue Filialkirche St. Nikolaus in Liffai, ein hübsches, gothisches Kirchlein. Das Verdienst der geschmackvollen Herstellung gebührt fast ausschließlich dem liebenswürdigen, gebildeten Pfarrer Peasberg's dem hochwürdigen Herrn Ignaz Orozen. Wir finden darin sehr ansprechend geschnitzte Stühte, eine gothische, nach Gasser's Zeichnung schön geschnitzte Kanzel und am Hochaltare die aus Holz gearbeitete, aus Gassers Attelier hervorgegangene Statue des heiligen Patrons der Kirche. Der besonders schöne Kopf ist von seiner Meisterhand geschnitzt, der untere Theil der Figur wurde von seinen Schülern vollendet; wir bewundern daran den besonders schönen Faltenwurf. Die beiden andern rechts und links angebrachten Statuen, in Laibach gemachte Holzstatuen, paßten wohl besser wo anders hin, z. B. in Nischen in oder außer der Kirche; der Eindruck der Hauptfigur würde dadurch sehr gewinnen, wenn sie allein stünde.

Die zweite Schöpfung, auf die ich hier aufmerksam machen will, braucht der kunstsinnige Leser nicht so weit zu suchen. Ich meine den Ritter, welcher die freiherrlich Sterneck'sche und Göschen'sche Gruft in Krastowitz, eine Viertelstunde von Klagenfurt, schmückt. Oskar Göschen, k. k. Hauptmann, ließ das so reizend gelegene Kirchlein in Krastowitz passend restauriren, mit Glasmalereien zieren und die Gruft herstellen, in welcher er die irdischen Ueberreste seiner Eltern, seines Onkels des verstorbenen Landeshauptmannes Baron Sterneck und mehrerer Verwandten, vereinigte. Auf dem flachen Dache der Gruft außer der Kirche plazirte er einen Ritter mit geschlossenem Visir, Sperr und Wappenschild, der von Gasser in Bronze ausgeführt wurde, eine heerliche, imposante Figur. In eine nähere Beschreibung gehe ich nicht ein, da es so leicht ist, die Statue persönlich in Augenschein zu nehmen.

Eine dritte sehr gelungene Arbeit ist das Medaillon in St. Ruprecht, den verstorbenen Edmund Freiherrn v. Herbert mit frappanter Aehnlichkeit darstellend.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 16.)

Lex, Taufname Alex.

liadarla, ausschweifend, von schlechter Aufführung, **lüdertich** = die Gesetze der Mäßigkeit überschreitend. Woher lüdertich stamme, ist nicht klar. Wachter und Frisch leiten es von Ludee her; Adelung verwirft dieses. Maas nimmt das alte Lüd an, welches sich schmiegend, aus Schwäche nachgebend bedeutete und von welchem das angelsächsische: Hlutan, sich schmiegen, biegen, und das niedersächsische: Lüd oder Lüt herkommt, da das Schimpfwort von einem dummen, an Verstande schwachen Kinde gesagt wird. Lut oder Lüt ist auch die Stammwurzel von Luder. Eberh. I. 317.

Liachtleiten, das Abendgebeth - Läuten.

Liachtmanle, das Irrlicht, Irrwisch, Tückebote. Im Niederdeutschen: Tükke - Bode. Tückebote sagt Campe ist ein Ding, welches aus Tücke eine falsche Anzeige macht. Dieses Wort ist ein Erzeugniß des rohen Aberglaubens, der die Irrlichter als Erscheinungen böser, tückischer Geister betrachtete, die ihr Vergnügen daran finden,

Digitized by Google

den Wanderer irre zu führen und in einen Sumpf zu locken. Hierauf deutet Voß hin:

Wie er dort und da
Des Tückebalds Irrlichter sah.

Und bei Wächter lesen wir:

Als hättest du mit einem Tückeboten im Schlamme gebalgt.
Eberh. III. 508.

Liachtpuzer, die Lichtscheere.

lianan, das Muhen der Kühe.

liftig, schnell, behend.

Lipp, Taufname: Philipp.

Liser, ein Fluß in Oberkärnten. Mag sicher Eine und dieselbe Abstammung haben, wie die Iser in Baiern. Die bairische Iser wird aber in den ältesten Urkunden Isura, oder Ysura geschrieben. Dieses zusammengesetzte keltische Wort bezeichnet einen schnellen um sich fressenden Fluß. Im Dictionaire celtique bedeutet Ys = vite; Ysu = devorer; und Ura = eau, riviere; womit auch die Eigenschaft der kärntnerischen Liser treffend bezeichnet ist, nur daß der Lippenlaut L vorgesetzt wurde.

lisnan, horchen; besser gegeben: lauschen. Es ist ein Unterschied zwischen lasen und lisnan. Das Englische: to listen (sprich: lisen) entspricht hier ganz und bedeutet lauschen; aber freilich auch horchen.

Lodn, das grobe, von Bauern selbst erzeugte Tuch, worin sie sich zu kleiden pflegen.

Lokerin, die Kindswärterin, eine eigene dazu bestimmte Person.

lokn, Kinder warten, heben, legen, pflegen; im engsten Sinne auf den Händen tragen.

Lonner, Luner, jeder der 4 Nägel an den Wagenrädern.

longalat, longgalat, länglicht. Lateinisch: oblongus. Englisch: oblongly.

Lögge, ein Staß aufgeschichteten Holzes.

Lörgat, das Pech-Oehl, als Wagenschmier verwendet.

losn, ein veraltetes Wort, das einst hoechen, lauschen bedeutet hat und bei uns noch vollends üblich ist. Es kommt bei Otfried vor:

„Er losata ero worte"
Er horchte auf ihre Worte.
I. 22. 69.

Hloso — gibot des meistres indi
Kehneige oora des herzin dines. (Kero.)
Höre das Gebet des Herrn, und neige das Ohr des Herzens.
Eberh. III. 257.

Lotter, ein nichtswerther, verächtlicher Mensch, der dem Nichtsthun sich hingibt. Englisch: to loiter = lottern, zögern, zaudern, faulenzen. Im Niederdeutschen Lodder. Als Stamm nehmen Einige Lat, welches von Lüd, wovon unser liederlich stammt; Andere das Wort las, lose; denn die Vertauschung des S mit T ist nicht selten.
Eberh. IV. 305.

Löthige, der Teufel.

löz, schlecht, schwach, übel, krank, verderben, löze Menschen, d. h. Böser, Lasterhafter. Bibelsprache.

Lözelter, Pfefferkuchen - Erzeuger.

Luader. 1. Ein freches, ungesittetes Weibsbild. Altdeutsch: Lud, Lüd = ausschweifend, liederlich, unzüchtig, geil. Englisch: lewd. 2. Die Ueberbleibsel vom todten Leichnam eines Thieres — das verstärkte und unedlere: Aas.

lndeln, in Singweise unartikulirte Töne von sich geben, =

Lnegen, schauen in die Ferne.

Luk, (das) der Deckel.

lukat, wird von einem Gefäße und überhaupt einem Gegenstande gesagt, welcher ein Loch, eine Oeffnung, eine Spalte, eine Ritze hat. Gehört zu Loch = Oeffnung, offen, welches im Niederdeutschen: Lock lautet, und mit Luck und Lücke verwandt ist.

Lukn. 1. Eine Oeffnung, z. B. die Oeffnung eines Zaunes. 2. Eine Grube.

luln, pissen, Urin lassen. Kindersprache.

luppat, luppig, klein, winzig, ohne Wachsthum, schlecht, werthlos.

Luppegädl, Luppagreis, sehr Weniges.

Lupparückl, eine kurze Strecke Weges. Eine kleine Weile.

lurin, lnedeln, wiedeln, das Trillern der Hirten in wirbelnden Tönen, ohne Textbegleitung, wie jodeln, almen.

lurn, auf Etwas Acht haben — im Allgemeinen. Im engern Sinne: scharf worauf merken. Im Niederdeutschen hat es die Form Luren, welches ein Verstärkungswort von Lugen = sehen ist, und bedeutet also eigentlich: scharf worauf hinsehen und davon dann: scharf auf Etwas merken — gehört somit zu: lauern.
Eberh. I. 266.

lnspern, sehr leise sprechen — von den Vögeln auch sehr leise singen. Gehört zu flüstern und lispeln. Wenn Maaß das Wort lispeln (Eberh. VI. 270) erklärt, so glaubt er, es mag Anfangs die fehlerhafte Aussprache auch im lauten Reden bezeichnet haben, wobei die Zunge zu oft an die Zähne anstößt. Die Aussprache bekommt dadurch etwas Dünnes und Spitzes, und verliert das Volle und Runde des Klanges, was sie haben sollte. Daher wurde diese fehlerhafte Aussprache schon bei den Griechen: γλωσσα λεπτα genannt, und λεπτος war eigentlich so viel als λεπτος = dünn, mager, spärlich. Wenn also lispeln — oder unser kärnt. lnspern leise speechen bedeutet, zielt es dahin, daß die vorgebrachten Laute spitz und dünn und dem Laute des S ähnlich sind, oder diesen auch wirklich oft hören lassen.

lntsremd, ob nicht landfremd, d. h. ganz und gar Fremdling? Herr Pallhausen in seiner Urgeschichte der Baiern gibt zwar auch ein Luath an. Pag. 109. Er ist ein Luath-Mensch, d. h. ein feindseliger, zankstichtiger Mensch. Im stärkern Ausdrucke sagt man auch: Er ist ein Luath-Hund. In der Keltensprache hieß Luath so viel als bissig, reißend. Dict. Celtiq: Luaith = rapide und er bemerkt, daß bei Ossian im Fingals I. und VI. Buche, Seite 37 und 11 (Ausgabe von Denis) Cuthulins großer mürrischer Hund eben so, nämlich Luath, hieß. Man lese daselbst Macpherson's Anmerkung.

lnwinzig, sehr klein, kleinwinzig.

Luza. 1. Eine Pfütze. 2. Taufname: Luzia.

luzeln, gerne, viel trinken, schlemmen. Im Windischen bedeutet Luza = eine Pfütze.

M.

maad, rein, unbefleckt.

Mâum, Mum, die Base, Muhme. In den Mundseeischen Glossen Muoma; bei Fritsch: Momo, Mümmel. Altoberdeutsch: Mümmey.

Mâar, der Meier, d. h. der erste, die Stelle des Gutsbesitzers vertretende, alle Geschäfte leitende Knecht. Englisch: major (altfranzösisch: mayeur, maieur, maier = Meier. Französisch: maire. Lateinisch: major, verwandt mit dem Griechischen: μεγαρ. In Landen und York ist der Lord-Major die erste magistratliche Person, Bürgermeister. Hilpert II. 62.

muchtig, muhtig, früh, tüchtig, wohlbehalten, stolz, hochmüthig, mechtig aber mächtig wird auch andern Beiwörtern nachgesetzt, und bedeutet und bildet dann den Superlativ, z. B. hâamechtig, d. h. sehr hoch, valde altus, grâas aber grosmechtig, dikmechtig.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigſter Jahrgang.)

№ 18. Sonnabend, den 7. September 1861.

„Am Vorabend.“

Feſtſpiel in Einem Act.

Zum 18. Auguſt 1861.

Von

Ernſt Rauſcher.

Perſonen:

Der Gutsherr.
Seine Tochter.
Ein Landmädchen.
Jäger.
Ein Wanderer.

Landleute beiderlei Geſchlechtes. Sängerchor. Ort der Handlung: Eine öſterreichiſche Gebirgsgegend. Zeit: Der Abend des 17. Auguſt.

1. Scene:

(Gebirgsgegend. Im Vordergrunde rechts führen mehrere ſteinerne Stufen auf die Terraſſe vor des Gutsherrn Landhauſe, deſſen Facade ſichtbar iſt. Gegenüber links kleines Jägerhaus. In der Mitte der Bühne ein großer Baum, darunter auf einem Piedeſtal die Büſten des Kaiſers und der Kaiſerin. Den Hintergrund ſchließen Berge; von einer Höhe links führt ein Pfad herab. Abendbeleuchtung.)

(Die Tochter des Gutsherrn und ein Landmädchen ſitzen auf den Stufen rechts und winden Kränze. Ein Körbchen ſteht zwiſchen ihnen.)

Landm.

Wie Schade, daß ich bald zu Ende bin
Mit meiner lieben Arbeit! ſieh' es fehlt
Nur Eine Knoſpe noch — (nimmt ſie aus dem Korb.)

Tochter d. G. (in den Korb blickend.)

Es iſt die letzte!
Der Korb iſt leer; die Blätter und die Blumen,
Sie reichten eben hin. Auch ich bin fertig!

Landm. (ihren Kranz emporhaltend.)

Der ſchöne Kranz von Roſen, roth und weiß!
Und wie er duftet! nur zu voll beinahe!
Zu enden konnt' ich nimmer mich entſchließen,
Und fügte fort und fort was Neues bei,
Um würdig ihn und würdiger zu machen:
Das anmuthsvolle Haupt der Kaiſerin
Zu ſchmücken.

Tochter. (Ebenſo.)

Wie? iſt meiner minder ſchön,
Vielleicht? weil aus dem ſchlichten Grün allein
Des Eichenlaubs, einfärbig nur gewunden?
Es ziemt der männlich kräft'ge Schmuck ſich beſſer
Für die erhab'ne Stirne unſers Kaiſers;

(Beide legen die Kränze in den Korb.)

2. Scene:

(Jäger, in jeder Hand einen Böller, kommt eilig aus dem Häuschen; ein Burſche trägt ihm einen Korb, mit grünen Guirlanden angefüllt, nach.)

Jäger:

Da habt ihr grüne Reiſer und Gewinde
Vollauf, ihr Mädels! um das Poſtament
Von allen Seiten ſauber zu verdecken,
Daß nicht das Holz hervorſchaut —

Landm. (nimmt dem Burſchen den Korb ab, und ſtellt ihn auf den Boden.)

Gib nur her!
(Zum Jäger.) Verlaßt Euch ganz auf uns —

Tochter:

Wie freu' ich mich!
Nun haben wir doch wieder was zu thun!

Landm. (auf die Kränze zeigend.)

O ſchaut die ſchönen Kränze, Bruder! —

Digitized by Google

Jäger (geſchäftig.)
Ei!
Hab' keine Zeit, muß auf dem Raine drüben
Aufpflanzen unſer ländliches Geſchütz,
Damit es krachend durch das ganze Thal
Des morgigen Tages Feſt vorausverkünde!
(Zum Burſchen.): Komm', komm'! das ſoll ein luſtig Echo geben!
(Geht mit dem Burſchen nach hinten ab.)

3. Scene:

(Während die Mädchen um das Piedeſtal ſich zu thun machen, ſteigt der Wanderer mit Stock, Ränzchen und Zeichenmappe vom Gebirgspfad herab; er macht in der Mitte desſelben auf einem Vorſprunge des Berges Halt und ſpricht, hinabſchauend.)

Durch Wälder und Geröll und Felſenwände
Klomm ich herauf, o wunderlieblich Thal!
Du meiner heut'gen Wand'rung Ziel und Ende!
Sei herzlich mir gegrüßt zum erſten Mal!
Die Wieſen ſchimmern und die Berggelände,
Der Fluß erglänzt im letzten Sonnenſtrahl —
Und nah' und ferne lacht ein reicher Segen
Entzückend, paradiſiſch mir entgegen! —
Wie freundlich von der Alpe durch das Schweigen
Der Heerdenglocke Ton zu mir erklingt!
Indeß vom Dorfe blauer Wölkcheneigen,
Ein Friedensopfer, ſich zum Himmel ſchwingt;
Mir iſt ſo weihevoll zu Muth', ſo eigen!
Wie am Vorabend eines Feſtes — (Wiederholte Böllerſchüſſe.)
horch! —
Ein Schuß! und wieder einer! prächtig rollt
Das Echo in der Tiefe, und der Bach
Rauſcht feierlich dazwiſchen — (kurze Pauſe.)
Ich will hinunter, lauſchig zwiſchen Bäumen
Winkt dort ein ſtattlich Haus mit rothem Dach! —
Dasſelbe iſt es ſicherlich, wohin
Der junge Jäger eilig mich gewieſen,
Dem ich begegnete — (Er ſteigt ganz herab.)

Landm. (ihn gewahr werdend.)
ein Wandersmann! —

Wanderer (hinten.)
Zwei ſchöne Mädchen unter jenem Baum —
Und wie ich ſeh' recht mädchenhaft beſchäftigt!

Tochter:
Er nähert ſich, gut, daß wir fertig ſind!
(Die Mädchen kommen nach vorn im Begriffe, ſich zu entfernen. Das Landmädchen nimmt das Körbchen, worin die Kränze, auf den Arm.)

4. Scene:

Wand. (raſch vortretend.)
Nicht ſtören will ich euren Fleiß, erlaubt
Nur eine Frage mir, ihr guten Kinder!
Unkundig bin ich dieſer Gegend, ſagt:
Wohnt hier der Mann, von dem der Ruf erzählt,
Daß höher noch, als Rang und Geld und Gut
Vielebie Gaſtlichkeit ihn ziert? — den Namen
Vergaß ich —

Tochter:
Freilich wohl! mein Vater iſt's
Ich rufe ihn, Ihr mögt ihn ſelber ſprechen!
(Sie geht in's Landhaus, Landm. will folgen, wird aber von den Worten des Wanderers zurückgehalten.)

5. Scene:

Wand.
Noch Eines wüßt' ich gern, du gibſt gewiß
Mir Auskunft, was bedeuten jene Schüſſe,
Die, nacheinanderfolgend, weithinaus
Ein froh Ereigniß mitzutheilen ſcheinen? —
Wohl eine Kirchweih', oder eine Hochzeit,
Gemäß dem alten Brauche hier zu Lande? —

Landm. (ſchnell einfallend.)
So kennt Ihr dieſes Land? —

Wand.
Geraume Zeit
In ſeinen Bergen irr' ich ſchon umher.
O kennte Jeder es in ſeinem Glanze!
Die ſchönſte Blume iſt's im Länderkranze
Des weiten Oeſterreich, der hellſte Stein
Im Kronenſchmuck, obgleich verſteckt und klein!

Landm. (freudig.)
Das hör' ich gern! ſo kennt Ihr dieſe auch?
(Sie zeigt nach den Büſten.)

Wand.
Das edle Herrſcherpaar von dieſem Reiche
Erblicke ich, (nach des Mädchens Korb ſchauend) und Kränze hier
im Korb —
Gewärtig einer herrlichen Beſtimmung!
Aus welchem Anlaß weiß ich nicht —

Landm.
ja wißt:
Nicht eine Kirchweih' oder eine Hochzeit;
Ein größ'res Feſt begeh'n wir, einen Tag
Des Glücks für alle Gauen unſ'rer Heimath,
So wie für's ganze, große Vaterland! —
Wir feiern den Geburtstag unſer's Kaiſers!
(Der Gutsherr tritt aus ſeinem Hauſe.)

Wand.
Da kommt des Hauſes Herr! Hab' Dank indeſſen!
(Landm. rechts in's Haus ab.)
(Die Böller verſtummen allmälig.)

6. Scene:

Gutsherr (die Stufen herabkommend.)
Sei mir willkommen! freudig bin ich dir
Mit Allem, was in meiner Macht, zu Dienſten;
Du bleibſt mein Gaſt, ſolang du bleiben willſt,
Und Haus und Garten ſteht dir offen!

Wand.
Dankbar,
Was du freigebig bieteſt, nehm' ich an
Für dieſe Nacht.

Gutsherr:
Wo führt der Weg dich her?
Durch welche Städte ging die Reiſe, bis
Dein Fuß in dieſe Beege ſich verirrte?
Was bringſt du Neues aus der großen Welt?

Wand.
Schon viele Monde ſind's, daß ich den Rhein
Verließ, wo ich zu Hauſe; ausgerüſtet
Mit Stock und Ränzchen und mit dieſer Mappe

Digitized by Google

Eilt' ich den Alpen zu, um der Natur
Und meiner Kunst zu leben festentschlossen,
Ach! allzuselten wird uns das gegönnt!
Von Berg zu Berg auf einsamstillen Pfaden,
Die Straße meidend, zog ich munter fort.
Kein Gipfel war zu hoch, kein Weg zu steil,
Durchschweifen mußt' ich jegliches Revier!
Und wo es mir behagte, hielt ich Rast,
In abgeleg'nen Dörfern, Sennerhütten
Durch Wochen schlug ich meine Wohnung auf.
So lockte mich die Abgeschlossenheit
Denn auch in dieses kleine Alpenland,
Von dem man kaum den Namen bei uns kennt,
Und das so reich den Fremden doch belohnt!
Was draußen in der Welt indeß geschah,
Wie sich der Dinge Lauf gestalten mochte,
Mir ist es völlig fremd, zu lange schon
Von ihrem Treiben halt' ich mich entfernt!

Gutsh.

So siehst du auch die Stadt, nach der gespannt
Erwartungsvoll sich alle Blicke richten?

Wand.

Schon lange sah ich keine, welche meinst du?

Gutsh.

Die große Kaiserstadt am Donaustrande,
Wo dieser Länder vielgeprüfter Fürst
Voll Milde herrscht, des Rechtes treuer Schirm,
Der jungen Freiheit Hort!

Wand.

Ein neues Wort,
Ein ungewohntes, sprichst du!

Gutsh. (mit Begeisterung):

O vernimm:
Der Kaiser sprach's aus warmen, liebevollen
Bewegten Herzenstiefen, dieses Wort!
Er sprach's — und Thränen der Begeisterung quellen
Aus Männeraugen, zu der Stunde dort,
Und stürmisch, als das lichte Wort erklungen,
— So wie der Donner folgt des Blitzes Strahl' —
Hat grenzenloser Jubel sich entrungen
Den Lauschenden, und dröhnte durch den Saal!
Er sprach's! — und wie ein Funke flog es fort,
Ein Wärmeweckender, ein Neubeleber,
Und jede Brust entzündete dieß Wort
In Dankesgluth dem kaiserlichen Gebee!

Wand.

So ist das Langersehnte euch beschert?

Gutsh.

Des höchsten Gutes hielt Er Selbst uns werth!

Wand.

Der Grundstein ist gelegt zum stolzen Bau?

Gutsh.

Von seiner Zinne hält der Enkel Schau!

Wand.

Ihr Alle seid zum großen Werk berufen?

Gutsh.

Der Bauherr sprach's von seines Thrones Stufen!

Wand.

Und eurer Feinde Trachten wird zu Schanden?
Gerettet kommt das Schiff im Hafen an?

Gutsh.

Das sturmgepeitschte, glücklich wird es landen!
Am Ruder steht ein kühner Steuermann!

Wand.

Der wunde Aar entfaltet neu die Schwingen?

Gutsh.

Um Phönix gleich zur Sonne vorzudringen!

Wand.

Das alte Reich wird nicht in Trümmer gehn?
Es hebt sich neu aus Nöthen und Beschwerden?

Gutsh.

Aus jedem Falle wird's verjüngt erstehn,
Und wird der Reiche letztes sein auf Erden!

Wand.

O Freudenbothschaft! süße Trosteskunde!
Es beicht ein neuer Tag den Völkern an!
Dem Oesterreicher beut zum Friedensbunde
Die Hand der Deutsche, daß sie auf der Bahn
Des Fortschritt's künftig ebenbürtig wandeln,
Vereint zu ernstem Denken, raschem Handeln! —

(Man hört die erste Strophe des folgenden Chores vom Hintergrunde her.)

Doch still! es trägt des Windes weicher Flügel
Zu uns herüber holde Melodie'n! —

(Er blickt nach hinten.)

Geschmückte Schaaren seh' ich dort vom Hügel
Mit hellem Liederklange niederzieh'n. —

Gutsh. (ebenfalls zurückblickend.)

Die Sänger sind es aus der nächsten Stadt
Umringt vom bunten Schwarm der Thalbewohner.

7. Scene:

(Der Sängerchor, Landvolk hintendrein, nähert sich unter Gesang vom Hintergrunde, und kommt allmälig bis zum Piedestal, um welches sich alle in einer hübschen Gruppe aufstellen.)

Chor der Sänger:

1. Strophe.

Jubel tönt auf allen Auen,
Freude herrscht in Stadt und Land
Muth und Friede und Vertrauen
Schreiten wieder Hand in Hand.

2. Strophe.

Mag der alte Tag versinken,
Seine Arbeit ist vollbracht —
Gold'ne Hoffnungssterne blinken
Durch die ahnungsvolle Nacht.

3. Strophe.

Bald — o Wonne dem Gemüthe!
Oeffnet sich des Morgens Thor,
Und in jugendlicher Blüthe
Strahlt der neue Tag hervor!

Landvolk:

Es lebe der Kaiser! Hoch! —

(Während der letzten Worte des Chors, und dieser und ähnlicher, beliebig wiederholten Rufe, und Aller Aufmerksamkeit den Büsten Ihrer Majestäten zugewendet ist, sind auch vom Garten her auf die Terasse getreten, und bleiben Hand in Hand auf der obersten Stufe stehen: Die Tochter des Gutsherrn als Genius der Freiheit, weißgekleidet, einen Eichenkranz in der Hand, und das Landmädchen, als Genius des Lebens, im Rosakleide, einen Kranz von Rosen tragend.)

Wanderer (erblickt sie zuerst und ruft staunend.)
Bezaubernde Erscheinung! Freunde — seht!
Das schöne Paar, von Blüthenduft umweht! —
Er naht, der Genius der neuen Zeit —!
Und Lebenshoffnung gibt ihm das Geleit! —

(Alle weichen etwas zurück. Die Genien steigen langsam die Stufen nieder, und gehen den Büsten zu.)

8. Scene:

(Das Arrangement dieser Schlußscene wird ganz dem Geschmacke des Arrangeurs überlassen, dessen Sorge es sei eine möglichst wirksame und bedeutende Gruppirung zu Stande zu bringen. Der Raum um das Piedestal bleibt zunächst für die Genien frei. An den äußersten Enden der Gruppe kommen, je an eine Seite, der Gutsherr und der Wanderer zu stehen.)

Genius der Freiheit (die Büsten des Kaisers bekränzend.)
In eines Eichenwaldes dunklen Hallen
Umhüllte mich der Schlummer, tief und dicht,
Da hört' ich plötzlich deinen Ruf erschallen,
Und wie ein Nebel fiel's vom Angesicht;
O faß' die schlichten Zweige dir gefallen,
Die meine Hand um deine Stirne flicht! —
Dein schaffend Wort erweckte mich zum Leben,
Und Leben will ich deiner Schöpfung geben!

Heil dir! o Fürst, es sprach das ernste Mahnen!
Der großen Zeit, zu deiner Seele groß!
So leite Glück dich auf den neuen Bahnen,
Den segensreichen, die dein Wort erschloß!
Im Kampfe sei der Sieg mit deinen Fahnen —
Doch nein! ein neidenswürdigeres Loos,
Ein Ruhm, der nimmer welkt, sei dir beschieden
In deines Volkes Liebe, — herrsch' in Frieden!

(Tritt zurück.)

Genius des Lebens (vortretend und die Büste der Kaiserin bekränzend.)
Noch Einmal in die südlichen Gefilde,
Zog unser Wunsch dir nach, durch Wogenblau!
Auf daß du lang, in Lieblichkeit und Milde
An Seiner Seite blühest, hohe Frau!
Du Rose zart in Habsburgs Wappenschilde!
Erquickend netze frischer Lebensthau
Die Wange dir, durchdringend all' dein Wesen
Mit Jugendkräften! Heil dir und Genesen! —

(Tritt zurück.)

Gutsherr (in die Mitte tretend.)
Heil Oesterreich! es breite durch Aeonen
Ein mächt'ger Baum, die Arme schirmend aus!
In seinem Schatten laßt uns Alle wohnen,
Wie Brüder, die umschließt Ein Elternhaus!
Es schüttelt majestätisch seine Kronen
Der Freiheit Hauch, wie Lenzessturmgebraus,
Daß frische Triebe schwellend sich entfalten
Und froh gedeih'n, — deß mag der oben walten! —

(Alle stimmen die letzte Strophe der Volkshymne an. — Der Vorhang fällt.)

Ende.

Dieses Festspiel wurde am Vorabend des kaiserlichen Geburtsfestes, von Freunden dramatischer Kunst, unterstützt von der Kapelle des Regimentes Erzherzog Wilhelm, deren Mitwirkung das hochverehrte Regimentskommando gütigst gestattet hatte, und von der Wolfsberger Liedertafel, im Wolfsberger Stadttheater vor zahlreichem Publikum zum Besten der Armen zur Aufführung gebracht und enthusiastisch aufgenommen.

Den ersten Chor: „Jubel tönt auf allen Auen", hatte Kapellmeister Seifert trefflich komponirt. Darauf folgte eine musikalisch-deklamatorische Akademie, bestehend aus folgenden Nummern:

1. „Ein deutsches Frühlingsfest im Jahre 1184", von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. (Carinthia Jahrg. 1859, Nr. 12.)
2. „O bitt euch liebe Vögelein". Lied von Gumbert.
3. „Fantasie" aus der Oper „Sonambula", für die Violine.
4. „Die Liebe", Lied von Küken.
5. „Fantasie" für das Violoncell aus „Lucia von Lammermor".
6. „Mädchen Hopp! Hopp!" Chor-Galopp von Kunze.

Dem Festspiele ging vor die österreichische Jubelouvertüre, von Haslinger.

Der Ameisenlöwe.

Es flattert im nicht allzu raschen Fluge am Saume von Wäldern und Wiesen um die Mitte Juni eine ziemlich große Landflorfliege, jedoch nur in wenigen Exemplaren und in den spätern Abendstunden umher, der Ameisenlöwe, Myrmeleon formicarius genannt, manchmal auch wohl die Spezies M. tetragrammicus. Weil die „Imagines" nur Nachtthiere sind, so kann man sie auch nur schwer auffinden. Das Klopfen auf Sträucher führt noch am leichtesten zum gewünschten Ziele.

Der Leib dieser Fliege ist über 1 Zoll lang, graulichbraun mit gelblichten Fugen, die Fühlhörner gegliedert und keulenförmig, die Flügel fast weiß und durchsichtig wie Gaze, mit schwarzen Adern durchzogen, gleich denen des goldäugigen Blattlauslöwen, mit 1½ Zoll Länge, den Körper beim Gehen dachförmig bedeckend. Besonders schön nehmen sich die großen, hemisphärischen, stark aus dem Kopfe hervortretenden Augen aus. Der ganze Bau dieser Landflorfliege mit ihrem schlanken Körper, netzförmigen Flügeln und großen Augen erinnert überhaupt unwillkührlich an den Typus der Wasser-Jungfern oder Libellen.

Die Larve dieser Fliege aber, der eigentliche Myrmeleon formicarius, ist eben so unansehnlich als reich an Kunsttrieben, und nur von ihm will ich eigentlich reden in der Absicht, dem mit der Naturgeschichte dieses Insektes nicht Vertrauten eine kleine Erheiterung zu bereiten, keineswegs aber, um etwas Neues zu sagen, was in unseren Tagen bei allseitiger Pflege der Wissenschaften und ihrer unzähligen Jünger natürlich auch sehr schwer hält. Ueberdieß wurde das sonderbare Treiben und die höchst merkwürdige Lebensweise dieser Larve schon im Jahre 1697 von Vallisnieri zuerst entdeckt und beschrieben, seine Lebensgeschichte aber vom Reaumur 1742 vollendet. Rösel endlich gab im Jahre 1755 die besten Abbildungen davon. Man findet das gedachte Insekt in ganz Europa mit Ausnahme des Nordens an sandigen Stellen.

Der eigentliche Ameisenlöwe, nichts weniger als graziös gebaut, sondern dick und kurz, mißt in der Länge 8 bis 9 P. Linien, in der Mitte des heezförmigen Rumpfes 5 – 6‴ in der Breite und ist weich und bräunlichtgrau. Der Unterleib ist beiderseitig mit kleinen, schwarzen, borstenförmigen Haarkränzen versehen und besteht aus 10 Ringeln; Kopf, Hals und Rumpf sind deutlich geschieden; der letztere macht aber den größten Theil des Körpers aus, ist unten flach und etwas lichter, oben ziemlich convex mit tiefen Querfurchen und 3 Reihen dunkler Flecken, weich und sehr elastisch. Von den 3 Halsringeln kann er das erste stark vorschieben, wodurch der Kopf eine außerordentliche Beweglichkeit erhält. Dieser ist

Digitized by Google

platt, vorne breiter faſt wie eine Schaufel mit einem ſchwachen Ausſchnitt. Die zangenförmigen und ſich kreuzenden Kiefer ſind gegen 1½ Linie lang, ſehr ſpitz und an ihrem inneren Rande mit 3 ſcharfen Dornen bewaffnet, wodurch ſie den Kiefern des Hirſchkäfers, lucanus cervus, nahezu ähnlich werden. Was er damit erfaßt, kommt nicht mehr los, mag es auch aus allen Kräften ſich wehren und ſtrampeln. Seine 3 Paar Füße ſind von ungleicher Länge und ſo gebaut, daß er ſich nur rückwärts bewegen und nicht die geringſte Beute im Laufe erhaſchen kann. Er wendet daher eine bemerkenswerthe Liſt an, um ihrer habhaft zu werden. Er gräbt ihr nämlich — als ächtes Vorbild eines tückiſchen, hinterliſtigen Menſchen, — eine Grube, einen Trichter, in welche ſie jählings hinabrollt, und von dem unten Lauernden blitzſchnell ergriffen und ausgeſogen wird. Zu dieſem Behufe, zur Ausfangung nämlich, iſt an der Unterſeite ſeiner Beißzange eine ungemein feine Rinne angebracht, in welcher eine Borſte wie der Kolben einer Pumpe ſpielt, der aber mit einer Glaslinſe deutlich zu ſehen iſt und mit einer feinen Nadel leicht ausgehoben werden kann.

Dieſe Wolfsgrube nun, 1 bis 1½ Zoll breit, oder auch kleiner, je nach dem Alter und der Größe des Inwohners, und nicht ganz 1 Zoll tief, legt er unter den Wurzeln verfilzter Heidelbeeren, unter Bäumen, hervorragenden Steinen in Hohlwegen und ſonnſeitigen Rainen an, aber immer nur im loſen Sande und an gegen Regen geſchützten Orten. Man kann wohl nicht läugnen, daß dieſe geſchickte Wahl des Terrains, wo immer Inſekten ſich anhaken, ihm zur vollen Ehre gereichen würde, wäre der damit verbundene Zweck nicht gar ſo verzweifelt malitiös, nur auf Mord und Verderben gerichtet. Man darf ihm indeſſen ſeinen Kniff doch auch nicht gar zu ſehr verargen; denn offenbar thut er es nur deßwegen, um ſein Leben zu erhalten, indeß das Ebenbild Gottes auch bei Ueberfluß von Nahrung fortwährend eifrig bemüht iſt, die gräßlichſten und unheilvollſten Kriegswerkzeuge zu erfinden, um das Lebenslicht von ſeinesgleichen in Maſſe auszublaſen.

Am 16. d. M. nun fand Schreiber dieſes, nach kurzem Suchen, mehrere dieſer Mördergruben. In den erſten Trichter warf er eine der gewöhnlichen braunrothen Waldameiſen. Kaum aber hatte ſie den Grund, die Spitze der künſtlichen Sand-Düte erreicht und machte die erſten ängſtlichen Bewegungen, um ſich aus der Grube heraus zu arbeiten, ſo ſtieß er mit ſeinem Kopfe 4 bis 5 Mal ſehr heftig und energiſch gegen die untere Seitenwand des Trichters, um ſein Wildbret mit etwas Sand zu bedecken und deſto leichter zu fangen, was ihm auch vortrefflich gelang. Gerade war er beim 2. Trichter angekommen, als ein großes und kräftiges Exemplar der gleichen Ameiſen-Art von ſelbſt unvorſichtig hinunter purzelte, aber auch eben ſo ſchnell mit äußerſter Anſtrengung aller Kräfte zum Rande der Grube wieder hinauf lief. Jetzt entwickelte er jedoch ſein eigenthümliches, bewunderungswürdiges Kunſtſtücklein, worüber er als letztes Mittel verfügen kann, ſoll er nicht dem Hungertode verfallen: er ſchanfelte nämlich mit einer Geſchwindigkeit, welche Nichts zu wünſchen übrig ließ, mittelſt ſeines breiten, ſehr beweglichen Kopfes ganze Lagen von Sand der eiligſt davon eilenden Ameiſe nach, daß er wie ein Regen auf das arme Schlachtopfer fiel, und dasſelbe in Folge deſſen kopfüber abermals in den Grund des Trichters ſtürzte. Mit des Gedankens Schnelligkeit ſchlug er jetzt ſeine Hauer ein, zerrte es unter den Sand, warf es einige Mal hin und her, um es zu betäuben und zog es dann gemächlich aus, indem er es einigemal hin und wieder drehte, um alle Theile ſeiner Beute gehörig zu bearbeiten. In der Zeit von einer kleinen Viertelſtunde war nur der leere Balg übrig ohne die mindeſte Feuchtigkeit, obgleich die äußere Form der Ameiſe vollkommen erhalten war. Er ſaugt alſo nur die feinſten Säfte aus, darum iſt auch in ſeiner Höhle wenigſtens kein ſichtbarer Unrath anzutreffen. Einſender dieſes nahm hierauf etliche dieſer Naturkünſtler mit nach Hauſe, ſetzte ſie in kleine Schachteln und Käſtchen mit Sand gefüllt, fütterte ſie mit Fliegen, Schnaken, Spinnen u. dgl. und hatte in den darauf folgenden Tagen die Freude, ſie in ihrem neubereiteten Trichter beſſer und bequemer zu beobachten und zu ſehen, wie ſie beim geringſten Sandkorn, welches in ihre Grube hinab kollerte, ſchnell und ſo weit als thunlich ihre Fänge öffneten um ihre Beute ſchleunigſt zu ergreifen und zu durchſtechen; wie ſie dann den ſich eiligſt aus dem Trichter ſalvirenden Fliegen, wenn ſie ihnen doch entkamen, eine Schaufel voll Sand nach der andern nachwarfen über die Wand der Schachtel hinaus, manchmal 2 bis 3 Zoll weit über den Tiſch hin mit unübertrefflicher Genauigkeit in der Richtung und bemerkenswerther Geſchwindigkeit. Alle ſeine Bewegungen ſind überhaupt wild und burtig und legt man einen auf den Rücken, ſo dreht er ſich ſo ſchnell um, daß der Blick der raſchen Bewegung nicht zu folgen vermag. Er ſieht außerordentlich gut und hat es nicht gerne, wenn man ihn bei ſeinen Operationen beobachtet, denn er hält dann plötzlich inne und fängt erſt nach einiger Zeit wieder ſeine Arbeit an. Auch wäre allen mit des Lebens gemeiner Noth Ringenden wohl aufrichtig zu wünſchen, daß ſie ſo lange, unbeſchadet ihrer Geſundheit, Hunger leiden könnten, wie unſer Ameiſenlöwe, dem es auf ein paar Wochen der ſtrengſten Faſten gar nicht ankommt! Höchſtens wird er dabei ein Bischen magerer und zahmer, daß er dann eine ihm vorgehaltene Fliege ſchon in der Hand anzuſpießen kein Bedenken trägt, während er, wenn er nicht beſonders vom Hunger gepeinigt wird, die Gegenwart des Menſchen ſcheuet und ſich eilig rückwärts gehend unter dem Sande zu verbergen pflegt.

Zur Verpuppung, vom Mai bis Auguſt, geht er nur etwas tiefer in den Sand und bereitet ſich aus einem ſeidenartigen weißglänzenden Faden, der einer am untern Leibende angebrachten Spinnröhre entquillt, ein kugelartiges 4 bis 5‴ im Durchmeſſer haltendes, an der Außenſeite mit Sandkörnern umgebenes Geſpinnſt, aus welchem nach etwa 4 Wochen die Eingangs erwähnte, anſehnliche Fliege ſchlüpft. — Auch unter den Landleuten iſt der Ameiſenlöwe und ſeine beluſtigende Kunſtfertigkeit im Inſektenfange nicht ganz unbekannt; er führt unter ihnen den Namen: „Ameiſenbär.“ Und in der That iſt die Farbe desſelben, zumal in ſeinem Atelier-Kleide, wo er ganz mit grauem Sandſtaube bedeckt iſt, der eines Landbären weit mehr als der eines Löwen ähnlich.

Ende Juni 1861.

R. K.

Aus der Nachbarſchaft.

Vom Miſtling- ins Lavantthal und zurück.

(Eiſenbahnbau und Hoffnungen — St. Paul und ſeine Sehenswürdigkeiten — Erinnerungen im Lavantthale — Schloß Wolfsberg — Lavamünd.)

Oft unbedeutende Begebenheiten im Ganzen werden für den einzelnen zu ungeahnter Bedeutung — ſo waren für mein Leben und meine Erinnerungen vor kurzem zwei Tage ein Stückchen „Weltgeſchichte“ — weil ſie aber für die übrige Menſchheit nur gewöhnliche Tage waren (höchſtens notirt ſie der Landmann als warme Maitage im Jahre 1861), ſo ſey auch nur das aus den Erinnerungen hier bemerkt, was allgemein intereſſiren dürfte.

Digitized by Google

Ein Geschäft (eigentlich das meines liebenswürdigen Begleiter's) führte mich vor kurzem aus dem Mißlingthale ins Lavantthal, zwei — weil vielleicht einzig in ihrer Art — jedem österreichischen Geognosten, immerhin aber auch für den Naturfreund oder Landschaftsmaler, ungemein interessante Thäler, die sich unweit von einander in's Drauthal münden.

Hier scheint es nach bekannt langen Debatten betreff der Eisenbahn (Marburg-Klagenfurt) doch endlich damit Ernst werden zu wollen, denn schon hört man knarrende Schubkarren in großer Menge, sieht allerorts die wohlbekannten braunen Gesichter und beweglichen Gruppen der Arbeiter unter lautem Kommando ihrer Führer. In Kürze soll der Stand derselben noch vermehrt werden, der Unterbau aber bis September künftigen Jahres fertig seyn, wie ich von dem Ingenieure in Drauburg selbst hörte. Eben bei diesem Orte trennt sich die von Marburg westlich ziehende Trace von der Drau und geht südlich ins Mißthal und nach Prävali, um erst wieder bei Eberndorf in Kärnten zur Drau und diese überschreitend westlich fort nach Klagenfurt zu kommen, dessen Bahnhof ein Correspondent in der „Tagespost" einst treffend „ein fertiges Couvert zu einem unvollendeten Briefe" nannte. Nun, was nicht ist, kann noch werden, sagt das Sprichwort und so wollen wir Anwohner und Nachbarn dieser ganzen Trace dasselbe uns indeß zum Troste nehmen und (wie seit vielen Jahren zwar schon — aber immer noch geduldig) der Vollendung harren.

Wird diese Linie aber einmal befahren und das Drauthal einmal so der Welt bekannt, ist auch kein Zweifel, daß sich bald Reisende und Naturfreunde einfinden werden. Es scheint kühn ausgesprochen, daß diese Trace an Großartigkeit der Bauten und Bilder, an Abwechslung und Stoff für den Zeichner und dergleichen der „Semmering-Bahn" nicht viel nachgeben dürfte, aber die Berichte in der Folge und kompetente Aussprüche werden seiner Zeit vielleicht diese Zeilen rechtfertigen. So langweilig dem Fuß- oder zu Wagen Reisenden das tiefe Thal (besonders die gegenüber liegende Schattenseite) erscheint, so wird selbes als linkes belebtes Ufer bei den schnellen Wendungen des Zuges Abwechslung bieten. Die Folge wird es lehren.

Von dem südlich gelegenen mit Schlössern und Kirchen auch geschränkten Windisch-Grazerthale kommend, überschreitet man nächst Drauburg diesen Fluß und die Landesgrenze und betritt die von Kroatien nach Kärnten (und Tirol) führende Poststraße, welche auch wir, aber nur auf kurz aufwärts einschlugen, denn schon in Lavamünd verließen wir, rechts ins Lavantthal einbiegend, selbe wieder, aber nicht dem Flusse entlang, sondern über einen hohen Berg, dessen lebensgefährliche Straße mir aus alten Zeiten noch wohl erinnerlich war, um bergab dann erst wieder zur Lavant zu gelangen — das Thal also verlassend auf der andern Seite erst wieder zu suchen, gewiß ein ganz eigenthümliches Straßenbausystem!

Ist diese Straße nun allerdings seither in — fahrbaren Stand hergestellt, dürfte der Unsinn in der Hauptsache doch kaum gerechtfertigt erscheinen.

Ein zweiter auch ehedem eigens aufgesuchter Berg (da nicht einmal eine oben liegende Ortschaft diesen Umweg rechtfertigt) ist seitdem, d. h. meiner Erinnerungen, doch umgangen worden und wir erreichten, da die schöne Straße einen scharfen Trab zuließ, noch zeitlich St. Paul, nicht ohne Vergnügen die schönen Obst-Alleen und allseits reichen Pflanzungen der Gründe dieses Stiftes im Thale — wie alle Culturgattungen bis zur Alpenregion im buntesten Farbenwechsel hinauf vertreten zu sehen, ein Bild in der Abendbeleuchtung, das nur selbst gesehen und bewundert, aber nie beschrieben werden kann. Wohl trug der „Speikkogel" der Choralpe (auch jenseits die Kanten der Sanalpe) noch weiße Perücken, aber eben das üppige Grün der Fluren und dazwischen wieder die Schwarzwälder vermehrten die Abwechslung und hohe Schönheit des Bildes und ich dachte der Worte eines Freundes, den ich vor Jahren mit Empfehlungen ins Lavantthal schickte, als er mir darüber schrieb: „Ich habe nach Ihren Berichten viel erwartet, „hätte ich mir aber auch noch mehr vorgestellt, es würde jede Er„wartung übertroffen worden seyn — meine Bewunderung „findet keine Worte, wenn ich stundenlang im Garten der „(dermal bischöflichen) Residenz im stummen Anschauen der Alpe sitze" und er hatte doch sonst auch die Welt gesehen.

Was soll ich vom Stifte St. Paul selbst erzählen, dessen Kunst- und Alterthumsschätze von In- und Ausländern schon beschrieben, dessen Inkunabeln und Unikeln die Bewunderung der Kenner und den Neid sogar größerer deutscher Bibliotheken genießen, dessen Münster mit seinen Sarkophagen der österreichischen Culturgeschichte angehört, dessen Sammlungen auch jeden Laien interessiren und dessen rationeller Wirthschaftsbetrieb allseits wohl bekannt ist, unter dessen verehrten Bewohnern ich einst meine Lehrer und noch Bekannte aus jener Zeit zähle, wo das Leben schön und groß zu werden versprach und dessen geistliche Räume mich schon damals so anzogen, daß es mir seit mehr als einem Vierteljahrhunderte lieb und werth ist. Mit eigenen Gefühlen betrat ich daher all' diese mir wohlbekannten Räume wieder und genoß als Kunst-, Natur- und Geschichtsfreund die wenigen Stunden meiner Anwesenheit hier und überhaupt im Lavantthale, und darin liegt für mich die kleine Portion Weltgeschichte! Nach beendetem Geschäfte wurde auf Nachmittag eine Parthie nach Wolfsberg beschlossen, um das schöne Schloß zu besehen, woran aber mir weniger lag, als an der schönen Aussicht dort und am Besuche alter Freunde und damit Erweckung theurer Erinnerungen aus längst entschwundener Zeit.

Aus aller poetischen Extase aber bringt die heillose Straße von St. Paul nach St. Andrä, welche wieder statt sich längs dem Ufer der Lavant fortzuziehen, weit westlich ein paar Berge suchte, so daß mir das Schütteln der Mähnen und Wihern der Pferde auf diesen dazu steilen Straßenstrecken als eine Mißbilligung dieser Anlage vorkam — unbegreiflich aber erscheint die Beibehaltung dieser Linien jetzt: in einem Lande, wo für Verbesserung und für Cultur aller Art so viel geschieht, dessen sämmtliche Vereine so viel leisten und zu einer Zeit, wo allerorts für Straßenbau so viel geschah! —

Nicht minder zweckwidrig ist die Anlage und Beibehaltung der Trace von St. Andrä nach Wolfsberg — ja man erweitert eben und verbessert diese beispiellos schlecht angelegte Straße, statt sie zu kassiren; hätte man dem Erfinder dieser endlosen Schlangenlinie in der Mitte derselben ein Denkmal gesetzt, ich würde mich vielleicht weniger darüber gewundert haben, als über das neue schöne Hotel beim „Kegelwirth" wo wir uns seiner Zeit am Wiesplatze vor dem hölzernen Hause auch gut unterhielten. Zum Glücke schufen die Berge zu beiden Seiten mit ihren Schlössern und Ortschaften Zerstreuung, worunter Thürn als Schöpfung meines verklärten väterlichen Freundes T. F. natürlich mich besonders anzog. Auch Wolfsberg war mir nur interessant ob seiner, reete meiner Erinnerungen und so eilte ich nach Bayerhofen, das (durch seinen nun verklärten Gutsherrn zu einer Musterwirthschaft geschaffen) im Kreise der Rückge-

Digitized by Google

bliebenen solche mir wieder im reichen Maße bot. Wohl fand ich das Portal der Stadtpfarrkirche durch die Stiegen-Terasse verschönert, was allerdings deren Werth auch nach Außen erhöht.

Mein verehrter Führer und ich hatten uns beim Schlosse oben zusammenbestellt und ich wollte, wie einst: dort auf der Terasse vor selbem noch einmal Rundschau und Rückblick pflegen, allein es war Alles versperrt und der Schloßherr abgereist — nun, so lächerlich es scheinen mag, wär' es mir beinah' doch jetzt angenehm gewesen, wenn auch hier wie in der Schweiz hie und da schöne Aussichtspunkte oder dergleichen mit Sperrsitzen versehen oder verpachtet sind, diese Terasse auch so zu haben gewesen wäre. Wohl rieth man uns, zum Mausoleum zu gehen, wo die gleiche Aussicht, allein unser Aufenthalt war zu kurz bemessen und so begaben wir uns auf den Rückweg.

In St. Andrä, wo das Thor der einst mir so werthen bischöflichen Residenz geschlossen war, weil nun andere Herrn dort wohnen (als Weiland Zimmermann ꝛc.) wollte ich im Friedhofe einige Blumen von den Gräbern meiner dort ruhenden Lieben pflücken, um sie als Andenken mitzunehmen, allein das Thor war verschlossen (eine sonderbare Sitte hier) und so mögen die Verklärten meine Thräne bitterer Erinnerung wohl durch das Gitter oder frei von oben herab bemerkt haben —?

Da wir erst spät in St. Paul eintrafen, war eine Weiterreise nicht mehr angezeigt, sondern wir blieben wieder in unserm Hotel (beim Fischer) das, wie überhaupt alle neue Bauten hier stattlich anzusehen und dem Markte wie die schönen Terassenförmigen Gartenanlagen und die schönen Meiereigebäude des Stiftes zur Zierde gereichen; sämmtlich erst aus neuester Zeit.

Der Morgen des andern Tags rief mich früh wieder auf und ich begann, da meinen Begleiter noch Geschäfte festhielten, eine Fußwanderung gegen Lavamünd zurück, um auch dort einen Freund aus guter alter Zeit zu besuchen, den ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Ich wollte einmal wieder Tourist seyn, so sonderbar es den Alten ansteht, jung seyn zu wollen — um auch damit alte Erinnerungen und Gewohnheiten zu pflegen, so frag ich z. B. gleich ein Mädchen, das Kühe vor sich hertrieb, allein mit gehöriger Crinoline sammt Anhang ausgestattet, jedem Salon zur Zierde gereicht hätte, ob der von mir bezeichnete Weg nicht die alte Fahrstraße? — „Ja" — erwiederte sie mir, „über gehen's lei unten, oben können's ihnen ja irren!" — dankend meiner schönen Rathgeberin folgte ich doch nur meinem Vorsatze, weil eben die alte Straße zu wandeln mein Zweck war, die aber wirklich theilweise schon unkenntlich geworden ist, daher ich nochmals zu fragen genöthiget war — dießmal ein altes Mütterchen, die mich anwies, so lange mich rechts zu halten, bis ich des „Vaters Josephs Haus" im Rücken hätte. Es ist dieß die Kirche St. Josephi am gleichnamigen Berge oder St. Paul, ein Punkt, dem Touristen und Landschaftszeichner nicht minder interessant, als dem Geognosten — wird jener sich kaum an der reichen Rundschau sättigen können, so biethet ebenso der heterogene Anblick zweier Gebirgsformationen, dem Letztern reiche Studien, wie es die Lage schon auch dieses weitgesehenen Berges vermuthen läßt.

Endlich wollte ich auf gut Glück einen Weg längs der Lavant einschlagen, statt den Berg vor Lavamünd zu überschreitrn, aber ein deßhalb befragter Bauer meinte, daß ich selben, da die Ingenieure keinen solchen fanden, wohl noch weniger finden würde — „ich möge lieber nur schön auf der Straße bleiben!" Nun wenigstens wußte ich doch, daß man schon was thun wollte und war getröstet, denn was nicht ist — kann noch werden —?"

In Lavamünd, dessen Wasserhöhebezeichnungen 1823, 1827 und gar 1851 wirklich schaudererregend, war übrigens meines Bleibens nicht lange, da mich mein verehrter Führer dort bald ein- und abholte, um mich südöstlich fort wieder meiner Heimath zuzuführen. Ueber Drauburg, wo ich zufällig mit dem vielverdienten emeritirten Bürgermeister von Marburg zusammentraf, der mir angenehmr Kunde vom Unterlande brachte, womit die Besorgnisse ob der Folgen der heurigen Witterungsverhältnisse schwanden — nur noch die Bemerkung, daß es fast scheint, als ob man hie und da zum Schlusse von den armen Reisenden, ehe sie vom Waggon aus nur mehr herüber winken werden, (besonders in Wirthshäusern) noch den möglichst größten Nutzen und Ertrag en detail herausbringen möchte! Genau in der 48. Stunde nach Betreten des linken Drauufers verließen wir selbes wieder, um über dir schönr neue Brücke wieder nach Steiermark überzutreten, nicht ohne meinem lieben Kärnten und seinen biedern Bewohnern noch einmal ein herzliches Lebewohl zuzurufen.

J. C. H.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 17.)

Mädl, Taufname: Magdalena.

Madrâzn, ein mit Pferde- oder Ziegenhaaren vollgefülltes Stück Zwilches, als Bettgewand verwendet. Englisch: mat-bep.

Mâgn. 1. Der Magen. 2. Der Mohn.

Mâidt, Mâidrle, Mâizele, Taufname: Maria.

Mal, Mâal, matn, ein Matel, ein Flecken. Z. B. s'Nâtermal. Er hât a Mat in sein Rock gebeacht, d. h. einen Flecken, eine Matel oder, er hat seinen Rock beschmutzt.

„Nechein meita ist an dir".
Willeram c. IV.

(Ein Schwert) — „ane Mat und ane Scharten" Styker.

„Noch hat ohn alles Mail
Die Räth den meisten Thail" —

(Görres altdeutsche Volks- und Meister-Lieder, Pag. 21), daher matn = Flecken hinterlassen. — Das lateinische macula, das Altbritische: magl (bei Boxhoen) das deutsche Makel. Holländisch: Mark, und Englisch: mole haben mit unserm Mal genaue Verwandtschaft, — und sind Eins mit dem Französischen: macule — und Griechisch: φαχος.

Malle, ein kleiner Theil von irgend einem Almosen, von Brod, Speck, Mehl, den Armen gereicht; oft bedeutet es auch das Mittagmahl des Armen und Bettlers selbst, oder im allgemeinen Eßwaaren, die Mallen.

Malter, der Mörtel.

manan, mähen, z. B. i hân heunt Heu g'mat. Engtisch: math = Mahd, das Mähen.

manggazn, munggazn, halbleise, abgebrochene Töne hervorbringen.

Manazle, eine vom Alter gebeugte, zu Boden gekrümmte Mannsperson.

Monat. 1. Der Monat. 2. Der Mond.

Mândl, Taufname: Monika.

mâr, mârb. mürbe, z. B. s' Kipfl is mâr. Im Niedersächsischen: möe. Gehört ohne Zweifel zu Moder, madern, Momast. Die tiefste Wurzel dazu ist vielleicht das Keltische Mwyd = Feuchtigkeit, oder mwyth = weich.

Digitized by Google

Mariaſchn, ein Kartenſpiel unter zweien. — Engliſch: marriage. Franzöſiſch: mariage. Im Mittellatein: mariatagium, Lateiniſch: maitus = Heirath — Ehe.

marig, bekannt, offenbar werden; **lautmärig** ſagt man von einer durch längere Zeit geheim gehaltenen und nun unter viele Leute verbreiteten Sache.

marn, etwas im Detaile, mit Umſchweifen, in die Länge hinein erzählen, auf mehr vertrauliche Weiſe verſchiedene Gegenſtände beſprechen und auch Märchen erzählen.

marizeln, marizin, ſterben, crepiren, verenden. Lateiniſch: mors — moriri.

maekkn, einen Markt beſuchen, dort kaufen und verkaufen. Engliſch: to market. Franzöſiſch: marché. Lateiniſch: mercor, mercatus, auf einem Markte kaufen und verkaufen, markten = Handel treiben.

Marml, der Marmor.

marode, kränklich, ſchwächlich, unwohl ſeyn, abgemattet, entkräftet, müde. Marodérr (Marodeur) ein Kranker, Nachſchleicher.

Marende, die Jauſe.

Marſchn, Marſchaian, die Grillen.

Maſch, das Gemiſch, der Miſchmaſch, das Mengſel. Bei den Bierbeanern das geſchrottene mit heißem Waſſer gemengte Malz, welches die Grundlage des Bieres iſt. In Oberkärnten heißt auch das Futtermehl, das Lek für das Vieh, Naſch. Der Meiſch — Möſch; Stammwort miſchen.

Maſchn, die Maſche, z. B. an einem Netze, am Halstuche. Engliſch: mash, gewöhnlich mesh. Wallachiſch: magl. Franzöſiſch: maille. Lateiniſch: macula. Griechiſch: μασκάλη, die Maſche. Stammwort: machen.

Maſchanzger, die Bersdarfer Aepfel.

Maßling, eine Gattung Weiß- oder Leberwurſt, aus Weißbrod, Fleck, Fleiſch, Blut und das Bauchnetz der Schafe daran.

Maſen. 1. Die Meiſe, parus, der Vogel.
2. Ein Stück Butter, z. B. Buttermaſn. (Maslenica = heißt in ſlaviſcher Sprache die Buttermache) Sieh' Wanderer 1858. Nr. 26.

Mäſn, die Narbe, blattermäſat, d. h. narbig, von den überſtandenen Blattern.

Matſch, ein Ausdruck der Spieler, falls Einer mit ſeinen Blättern keinen Stich macht. Engliſch bedeutet mash unter andern auch matſchen.

matſchgn, mit Fingern, auch wohl mit der ganzen Fauſt irgend einen weichen Gegenſtand zerdrücken, zerquetſchen. Engliſch: to mash. Franzöſiſch: macher. Landſchaftlich; matſchen = zerdrücken, zu Matſch machen, matſchen.

Mänchaian, die Stachelbeere.

Mandl, der Wall.

mandarat, trüb, unbeſtändig, wolkenumzogen, regneriſch, vom Wetter. Figürlich: unwohl ſeyn, ſich kränklich fühlen, und ausſehen.

Mauf, der Boden ob der Hausflur, Laube — wahrſcheinlich entſtanden aus: Oben — auf.

Maurachn, die Marche, Maurukel, ein eßbarer Schwamm.

Maulreißr, ein Großſprecher, Prahlhans.

maunin, zaudern, zögern, träge, langſam arbeiten.

manſcheln, mankeln, mit einer Sache heimlich thun, heimlich verſtecken. So nennt man auch ein verbotenes Spiel mit vier Kartenblättern.

manſn. 1. Sich Federn, von Vögeln. Mauſern — Mauſtern — iſt nur die hochdeutſche Form von müttern. Engliſch: to moult. (ehemals to mout oder to mowt = mutern, müttern, mauſen, ſich mauſen, federn.
2. ſtehlen, Kleinigkeiten entwenden.

manstäat, gänzlich todt, ohne Lebenszeichen.

Maxn, Geld, die hät Maxn = reich.

Meama, die Baſe, Muhme. Sieh' Mäam.

meggazn, in Folge eines Druckes oder eines Stoßes einen ächzenden Laut von ſich geben, z. B. i hän eam gwärfn däß er gmeggazt hat.

megget, verbogen, eingebogen (ſieh' wenggat oder Wenn, der Bug in einer Pfanne, maculatum.

Meggen = macula.

meizmei, ein Ausdruck der Verwunderung, wie auch der Verneinung, ſo viel als nein, das geht nicht an, was nicht noch.

mei Menſch, bedeutet: meine Geliebte.

mei Meutſchin, meine Geliebte.

meidern, maudeen, maudarat, kränkeln, den Anfall einer Unpäßlichkeit bei ſich ſpüren. Popowitſch glaubt, daß dieſes Wort von dem ungebräuchlichen Zeitworte meuten entſtanden ſey, wovon das abgeleitete Meuterei = seditio vorhanden iſt. Die Meuterei iſt ein Aufſtand, oder Aufruhr der Säfte in den belebten Körpern.

meichaiat, kränklich ausſehen, ſich unwohl fühlen, gehört zum Vorigen.

meiskſtill, mäuschenſtille.

Meiſchgi, die Stachelbeere.

meizaiat, kränklich ausſehen, eigentlich Spuren einer überſtandenen Krankheit tragend.

Melauner, die Melone.

Melzn, die = die Schaufel, das Brot in den Ofen zu ſchießen — zu bringen.

Meutſch, die Magd, die Dirne. Engliſch: wench.

Meute, Taufname: Klement.

Meeian, die gelben Rüben.

Meſer, der Mörſer.

mi, ſtatt: mich.

miade, ſtatt: müde.

Miadr, ein Buſenkleidungsſtück der Frauenzimmer.

Miadeie, Miadl, Mariechen, Mari, Taufnamen.

migia, ſtatt möglich, z. B. däs is nit migla, d. h. das iſt nicht möglich. Nit migla iſt ein allgemeiner Ausdruck des Staunens und Verwunderns.

Mimele, Membrum virile vel hasta puerorum.

mimmeln, ſieh' mummeln.

Minggele, ein Ueberbleibſel von einem Stückchen Brod, miki.

miſiſichtig, kränklich. Im Mittelalter hieß die Seuche des Ausſatzes: Maſel oder Miſelſucht. — Miſelſucht, Miſalſucht in den Gloſſen. Miſilſucht im Gedicht vom heiligen Anno; und die Spitäler für Ausſätzige im mittlern Lateine: meselaria, misellaria. Sieh' Ziska. Pag. 7. Ich glaube hieher ſetzen zu ſollen, das Hilpert II. Pag. 63 hat: Engliſch: measle (Miſſel, Maſel. Altfränkiſch: mesel, mesel, mezeau. a) Mittellatein: mesellus) = der Ausſatz, die Miſelſucht, Maſelſucht. b) (Eine Art Hautausſchlag, der mit einem Fieber verbunden iſt) die Maſern, Maſeln, Maſſeln, Meſſeln.

miśla, elend, ſchlecht, von Zeitumſtänden, Verhältniſſen gedrängt. Gehört zum Vorigen.

mitterig, halbverdorben, von irgend einem Gegenſtande.

Mitterling. 1. Ein in der Mitte liegendes Grundſtück.
2. Ein Inſelchen in einem Fluſſe.

Miza, Mizele, Maria, der Taufname. Mariechen.

Modie, ein betagtes Männchen.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 19. Sonnabend, den 21. September 1861

Biographien aus Kärnten.

(Auf Grundlage des „Biographischen Lexikons" von Dr. Constant von Wurzbach.

Wir haben mit diesem stehenden Artikel unseres Blattes bereits in Nr. 20 vom Jahre 1857, dann Nr. 13 dieses Jahres begonnen und kommen der Reihe nach auf

Crantz Heinrich, Johann Nep. von (Arzt und Naturforscher). Wir sind im Begriffe, über die Lebensgeschichte dieses in unserm Kärnten vorhin begüterten und als Baron immatrikulirten Herrn und Landmannes bestimmtere Nachrichten einzuziehen und wollen die biographische Schilderung desselben, wie seines, dieses Geschlecht bereits schließenden Sohnes, später nachholen.

Dickmann Secheran Johanna Edle von. Geboren zu St. Veit in Kärnten den 24. Mai 1768, gestorben zu Wien den 30. Oktober 1835. Sie stammte aus der von Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhobenen Familie Schwern von Schwernfeld. Ihr Vater, welcher diese Auszeichnung erhielt, besaß unter andern die Papiermühle zu St. Veit und war der erste, welcher in Innerösterreich die feinsten Sorten Büttenpapier erzeugte und daher deren Einfuhr aus dem Auslande, so weit seine Fabrikation ausreichte, überflüssig machte; ein Verdienst, welches der für die heimische Industrie so sehr eingenommene Monarch gerecht zu lohnen wußte.

Johanna von Schwernfeld war ebenso ausgezeichnet durch körperliche als durch geistige Vorzüge. Seit 25. Juli 1786 vecehelicht mit Johann Nep. Georg von Dickmann fand sie bald Gelegenheit, letztere Eigenschaft im höhern Grade zu entwickeln. Ihr Gatte erwarb sich, nach erster kinderloser Ehe mit Eleonore von Secheran und nach Beerbung ihres Bruders Martin Benedikt von Secheran, am 2. April 1787 die Bewilligung, den Adoptivnamen von Secheran fortzuführen und zu vecerben. Johann Georg hatte für seine Verdienste während einer mehrjährigen militärischen Laufbahn, namentlich wegen seines ausgezeichneten Verhaltens bei Liegnitz und Glatz, den Ritterstand erhalten. Im Secheran'schen Hause Geschäftsführer, besaß er dessen volles Vertrauen; die Hand der nachmaligen Erbin der später Dickmann'schen Güter, zu welchen insbesonders die vormaligen Stadt St. Veiter und Unions-Hochöfen zu Urtl und Lölling gehörten, und ingleichen die Werthschätzung seiner Mitbürger waren die Folgen davon, so daß Dickmann zum Bürgermeister dieser k. k. Kammerstadt erkoren wurde, welchem Amte er 11 Jahre vorstand. Als er es im Jahre 1787 niederlegte, wendete er seine ganze Thätigkeit der Verwaltung seiner eigenen, so wie der seiner Oberleitung anvertrauten Bergwerksbetriebe zu. Im Jahre 1809, wo er starb, hinterließ er den bedeutenden Werkercomplex, der jedoch aus dem Grunde großer Erwerbungen und Umstaltungen mil sehr bedeutenden Passiven belastet war, seiner Witwe Johanna, welche das Erbtheil ihrer sieben unmündigen Kinder*) erhalten und vecmehren sollte; eine Doppelaufgabe, welche sie wacker gelöst. Nähere Nachweisungen, wie sie es that, gibt das Werk Joseph Bergmanns „Medaillen" **), welches, solche beschreibend, über Oesterreichs Geschlechter, denen diese gewidmet sind, werthvolle Aufschlüsse liefert. Man denke Kärntens Theilung mit Frankreich, die Finanzkrise von 1811, die Handelsstockung bis 1815, und man mag es ermessen, mit welchen Hindernissen und schweren Sorgen die Frau, Witwe und Mutter zu kämpfen hatte, um jene Schulden zu tilgen und das ererbte Eigenthum nutzbringend zu machen. Noch ist es in unserer Erinnerung, welche trene und erfahrene Männer unsere Jo-

*) Eugen und Friedrich; dieser wie ein jüngerer in der Kindheit verstorbener Bruder Karl überlebten ihre Mutter nicht. Von den Töchtern wurde Manasse Gräfin von Matzahn, Johanna Frau Edle von Henikstein, Maria Frau von Heinen, Emilie Frau von Schmidt. Frau Johanna E. v. Henikstein war die Erbin des Vornamens ihrer Mutter, ihres Geistes und Sinnes für Kunst und Wissenschaft.

**) Bergmann in seinem Werke: „Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österreichischen Kaiserstaates vom XVI. bis zum XIX. Jahrhundert" II. Band, S. 437—443 führt zwei Medaillen an, die erste zu Ehren beider, die zweite der Frau und Witwe gewidmet: 1) zeigt im Felde zwei von einem Myrthenkranze umwundene Hochzeitsfackeln mit der Umschrift: Joh. Nep. Ritter von Dickmann-Secheran, Johanna Nep. v. Schwernfeld. Die Reverseite: Beider Wappenschilde aneinander gelehnt. Darunter: 25. Juli 1786. Diese Medaille ließ Leopold Welzl v. Wellenheim, der berühmte Numismatiker, anfertigen und verehrte ihr dieselbe, zugleich mit dem Stämpel zur Jahresfeier ihrer Vermählung. Der Stämpel befindet sich im Besitze ihres Sohnes, des Freiherrn Eugen von Dickmann-Secheran, von dem ein nachfolgender Artikel. 2) Die Gedächtnißmedaille. Vorderseite: Das Brustbild Beider (capita jugata). Die Unterschrift: Alter idem ac ego (der lateinische Wahlspruch ihres Gatten: „Der Nächste ist Mensch wie ich") und Macte animo. Unten der Namen des Künstlers: J. Bernfels. — Reverseite: in 7 Zeilen: Parentibus Joh. Nepom. Equiti a Dickmann-Secherau, nato 1740. mort. 1809. Et Joh. de Schwernfeld, natae 1768, mort. 1835, Pietas filialis. Diese Medaille ließ zum Gedächtniß ihrer Eltern deren älteste Tochter Johanna Edle von Henikstein im Frühling 1837 prägen.

Digitized by Google

hanna in dem Gewerksinspektor Paul Hauser*), dem Bergverwalter Neumayer und in so manchen andern, wenn auch Subalternen aber ebenso geschickten als beflißenen Dienern hatte. Außer dieser praktischen Richtung wußte die edle Frau auch den Sinn und Trieb für Kunst und Wissenschaft in sich zu erhalten. Sie war es, welche, hauptsächlich durch Direktor von Steinbüchel für das historisch-antiquarische Studium begeistert, vor ungefähr 40 Jahren eine umfassende und gut geleitete Ausgrabung auf dem Saalfelde verfügte und bestritt, wir sahen damals in ihrem Hause zu St. Veit ein Zimmer voll mit Statuen, Torsos und andern Bruchstücken römischen Ursprungs aus Virunums Ruinen, wovon ein großer Theil unser historisches Museum schmückt. In Wien, wohin sich Johanna nachhin zog, war die Numismatik ihr lohnendes Nebensach, wenn die Besorgung ihrer ausgedehnten Geschäfte, bei dem ihr ein Sekretär an die Hand ging, Zeit ließ, in ihrem Cabinette die Laden und Fächer ihrer Medaillen- und Münzensammlung zu öffnen. Zwei Jahre nämlich nach dem Tode ihres Gatten (1811) hatte sie eine kleine Partie Münzen ererbt und seit dieser Zeit 25 Jahre, selbst die schweren hindurch, wo sie erblindet war, sammelte sie fort und fort und brachte, in einem ausgedehnten Briefwechsel mit dem Auslande begriffen, eine höchst werthvolle und ausgezeichnete Sammlung zu Stande. Dieselbe bestand jedoch fast nur aus Münzen der neuern Zeit und Schreiber dieses, dem sie zu besichtigen frei stand, fand besonders Behagen, die so äußerst seltenen Spott- und Nothmünzen zu betrachten, in denen sich der Witz der verstoßenen drei Jahrhunderte, der Nothbehelf in belagerten Festungen, wie Barcelona, Turin, Mainz ꝛc., so wie die Kunst und Erfindungsgabe der Medailleurs zu schauen gab**) Frau von Dickmann versammelte aus diesem Grunde eine Zahl ausgezeichneter Männer, besonders die Numismatiker der Residenz, um sich, so: Appel, Bergmann, Bretfeld, Ritter v. Frank, Dr. Franz Sales Frank, Maler Herbst, Hendl, Steinbüchel, k. k. Feldmarschall-Lieutenant Ludwig De Traux, Hofrath Welzl von Wellenheim. Wir nennen außer diesen Freunden ihrer Muse die Mitglieder des Hofrathes für Münz- und Bergwesen: Hofrath Lindemann, der noch immer auf den Münzscheinen vielgelesene Landsmann Johann Hasenbauer, Ritter v. Schiller, ferner Ritter v. Farro. Ebenso war einer ihrer liebsten Gesellschafter unser Landsmann, der nachmalige Justiz-Hofrath Aichwalder, dann der Numismatiker, Banquier und nun als Herausgeber eines vorzüglichen Werkes über Persepolis Keilschrift, Mitglied der Pariser-Akademie, Isidor Löwenstern, seit 1841 nach Frankreichs Hauptstadt übersiedelt, ferner Präsident v. Hauer. Schreiber dieses genoß in diesem Kreise viele der schönsten Stunden seines Lebens und wird es nie vergessen, mit welchem Geiste und welcher Freundlichkeit diese so hoch begabte Frau ihre Gäste zu empfangen und zu behandeln wußte. Mit dem Verstande und den Kenntnissen eines Gelehrten und Geschäftsmannes verband sie die Innigkeit und Theilnahme des weiblichen Herzens; sie trat mit einer Geradheit in Manieren und Sprache auf, die besonders den stärkern Theil des einen Geschlechtes für sie interessiren mußte. In den Jahren, wo sich ihren erblindeten Augen die Außenwelt verschloß, hatte sie den Reichthum, die Tiefe, die Ueberschwenglichkeit des Geisteslebens kennen gelernt. Ohr und Geist waren in den Tagesstunden, die ihr das Geschäft übrig ließ, dem Ersatze all des Glanzes der Residenz, den Vorlesungen und Mittheilungen seiner Elite gewidmet und dabei blieb es, als sie wieder genas. So sahen wir sie in den Jahren 1829 und 1832, wo, sie von ihrem Staare hergestellt, sich der Brillen bediente. Wie sie gelebt, endete sie; stark und gefaßt sah sie ihrer Auflösung entgegen, die ein Brustleiden und eine dazu geschlagene Gelbsucht beschleunigten Mit den Tröstungen der h. Religion versehen, ward ihr ein leises schnelles Ende. Ihr Leichnahm ruht zu Döbling in der Familiengruft.

Dickmann-Secherau Eugen Freiherr von; kärntnerischer Landstand und Industrieller, geboren Wien 1793). Sohn der Vorstehenden. Die Verwaltung des Vermögens, welches durch einen sorgfältigen Betrieb der Mutter auf eine bedeutende Höhe gebracht worden, übernahm, als die Mutter starb (1835), mit der ausgedehntesten Vollmacht der übrigen Miterben ausgestattet, ihr Sohn Eugen, der einzige, der von drei Söhnen die Mutter überlebte. Im Geiste derselben vorgehend, leistete er wirklich Verdienstliches. Er verband das Schmelzwerk Lölling durch eine über 4000 Klafter lange Alpenstraße über die Saualpe mit dem getrennten Thale der Lavant; eine Straße, welche in neuester Zeit selbst in militärischer Hinsicht eine besondere Wichtigkeit gewonnen hat, indem sie jenes Thal mit dem Krapfelde und überhaupt Mittelkärnten verbindet und über die Pack mit der Köflacher-Eisenbahn und dadurch mit Graz die Verbindung vermittelt. Aus den zur Agrikultur minder geeigneten Berggütern der Bauern erwarb er mehrere Jahre nacheinander jedes über 5000 Joch und ließ sie auf Wald kultiviren; durch Auflassung der minder erträglichen Verfeinerungswerke, welche die Walkswerke vortheilhafter ersetzten, verstärkte er mittelst des dadurch bewirkten höheren Kohlengewinnes für das Hauptwerk,

*) Paul Hauser war es, der im Jahre 1793 das erste Kastengebläse bei dem nunmehr aufgelassenen Hochofen in der Urtl aufstellte, welches allenthalben die lohnendste Nachahmung fand. Im Jahre 1802 umstaltete derselbe zu Treibach den dortigen doppelbläsigen Hochofen, indem er zwei Paar massive Kastengebläse, jedes mit einem gemeinschaftlichen Condensator errichtete, den Hochofenschacht erweiterte und erhöhte und so die Erzeugung bedeutend vermehrte, verbesserte und eine ansehnliche Kohlenersparung bewirkte. Er führte an dem Bergbaue in Hüttenberg die Gedingarbeit ein, regulirte den dortigen äußerst verworrenen Erzbau, entwarf dazu eine Universal-Mappe und stellte das so barbarische Tragen der Erze, wodurch die Knappen ihre gesunden Glieder zu Grunde richteten, durch Einrichtung von Stollenläufen ab. Er arbeitete auf die Schonung des Waldstandes hin und suchte die Verbindungswege zu verbessern. Dieses alles leistete Hauser durch die Zeit von 40 Jahren, wo er theils als Direktor der Stadt St. Veiter Eisenwerke, der Löllinger Union, theils als Berg- und Hüttenverwalter zu Treibach und zuletzt als Inspektor der R. v. Dickmannischen Gewerkschaften wirkte.

Die von uns beabsichtigte Erinnerung an die Verdienste eines Mannes, der in entfernter Zeit, wo das Eisenwesen, diese Lebensquelle des Landes, noch so zu sagen in seiner Kindheit lag, alles dieß leistete und zu Stande brachte, ist eine Gebühr der Gerechtigkeit, eine Anerkennung, welche oft das Einzige ist, womit die Welt das Wirken solcher Männer lohnt, welche daher das Lob derjenigen nicht schmälern kann, die in der, durch die rasch fortschreitende Zeit gebotenen Verbesserung dieses Faches Ungemeines geleistet haben. A. d. V.

**) Der Katalog über ihre Sammlung, welcher 4328 Stücke aufzählt, erschien unter dem Titel: „Dickmanns Münzensammlung in Wien. Verzeichnet, zum versteigerungsweisen Verkaufe, welcher vom 16. November 1836 zu Wien anfangen wird." Beschrieben von Karl W. Wotzyka. (Wien 1836. Gerold 8.) Der Verkauf brachte den Erben 25.996 fl. C.M. ein.

Digitized by Google

dessen Produktion, erbaute 1838 einen zweiten Hochofen in der Lölling, dem bald ein dritter folgte, führte die heiße Gebläse-Luft ein und arbeitete mit dem gering möglichsten Kohlenaufwande, so wie er auch sonst alles aufbot, um seine Gewerkschaften im Verhältniß auswärtiger zu heben, indem er z. B. seinen Erstgebornen, Albert Freiherrn von Dickmann, in dieser Absicht selbst nach Schweden entsendete. Die Roheisenerzeugung, welche in den Jahren 1836—1845 auf 100.000 Centner im Durchschnitte gestiegen war, hob sich 1846 auf 174 000, im Jahre 1847 auf 197.000 Centner, wodurch dem gefürchteten Roheisenmangel begegnet und allen noch so starken Nachfragen entsprochen wurde. Die Beurtheilungskommission der Wiener Industrie-Ausstellung 1845 zeichnete diese großartigen Industrie-Bestrebungen durch Verleihung der goldenen Preismedaille und Kaiser Ferdinand den Besitzer Eugen von Dickmann, der sich dadurch so große Verdienste um die Förderung des Wohles des Landes erworben hatte, im April 1847 durch die Erhebung in den Freiherrnstand aus. Außer dem Betriebe der eigenen Gewerkschaften betheiligte sich Freiherr von Dickmann seit 1844 mit Rosthorn zur Hälfte beim Steinkohlen-Puddlings- und Eisenwalzwerke zu Prevali, dessen Erzeugung im Jahre 1843 30.000 Ctr., im Jahre 1847 aber bereits 100.000 Ctr. betrug, und zwar mit ausschließlicher Benützung eines zur Verwendbarkeit beim Eisenwesen höchst zweifelhaft gehaltenen Brennstoffes, nämlich der Braunkohle. Wie sehr sich seitdem Prevali noch gehoben und seine Erzeugung vervielfältigt hat, ist bekannt.

H.

Einiges aus den Bemerkungen eines französischen Generals über Kärnten.

Mitgetheilt von Dr. Ignaz Tomaschek.

Hiezu wurde ein in französischer Sprache im IX. Jahre der Republik (1800) zu Paris und auch zu Leoben gedrucktes, wohl selten sich vorfindendes Werkchen: „Vertraute Briefe über Kärnten und Steiermark gerichtet an die Madame Bianchi in Bologna von einem in Oesterreich (bei der Blokade von Mantua) gefangenen französischen General (Latour Foissac?) benützt, welche dem Verleger derselben durch Zufall im Manuskripte in die Hand kamen.

I.

Auszug über seine Reise bis Klagenfurt.

Plez, den 19. und Tarvis den 21. August 1799.

„Ich begrüßte mit Ehrfurcht die julischen Alpen, diese Greise der Natur, diese Grenzscheide vom immerwährenden Frühling und den ewigen Fröſten des Nordens, dessen Spur sich uns bereits in dem schaudervollen Abgrunde des Raibler-See's, einem wahren Bilde der stygischen Gewässer zeigte. Unwiderstehlich drängte es mich noch einmal zurückzublicken auf die schönen Gefilde Italien's, Lebewohl sagend der Sonne von viel reinerem Golde, der immer blumenreichen Flur. Und dieses Land, so theuer erkauft mit dem Blute von Montenote, Arcole und Rivoli, gehört nicht mehr uns! O Himmelsbote fliege nach Egypten und melde dem Bonaparte, daß du uns gefangen und unglücklich gesehen hast auf den Gipfeln der Alpen! —"

„In Raibl machten wir einen Augenblick Halt, um uns von dem heftigen Regen, welcher uns an der Höhe der Berge beschert ward, zu trocknen. Dieser Ort ist berühmt durch sein Bleilager, dessen nicht so leicht schmelzbares Blei, wie das in der Umgebung von Villach gewonnene, dem Kaiser jährlich 300.000 Livres Reinerträgniß abwirft."

„Wir hatten nun noch einen zweistündigen Weg zurückzulegen, um nach Tarvis zu gelangen, welcher uns sehr langweilte, indem die Bewaldung an beiden Seiten der Straße uns jede Aussicht raubte. In Tarvis selbst ist nichts bemerkungswerthes, als eine ungemein ausgebreitete, mehr als 500jährige große Linde *), unter welcher die Einwohner dem Vicedom des Bischofes von Bamberg, welchem diese Ortschaft bis zur Ablösung von Seite der Kaiserin Maria Theresia gehörte, den Schwur der Treue zu leisten pflegten. Zum Schutze gegen häufige Türkeneinfälle umgürtete Barbarossa die Kirche mit einer festen Mauer, welcher auch die Venetianer bei dem nahen Saijniz dergestalt schlug, daß sie dem Schlachtfelde den Namen „Caporesso" beilegten, welche Benennung sich noch heut zu Tage erhielt."

„Hier war es auch, wo Massena vor zwei Jahren einen ebenso glänzenden als entscheidenden Vortheil errang *). Die Oesterreicher hatten ihre Vorposten von Saijniz am Eingange des Thales, eine Gegend, deren strategische Wichtigkeit sie in der Folge so erkannten, daß sie von der Unterzeichnung der Präliminarien an bis zum Frieden von Campo Formio ununterbrochen an der Befestigung derselben arbeiteten. Es entspann sich nun zwischen ihnen und unsern Plänklern ein heftiges Feuern; den Umstand benützend, daß die Oesterreicher den „Sattel" zu besetzen versäumt hatten, ließ Massena unbemerkt ein Korps leichter Infanterie denselben überschreiten, welches gegen Saijniz operirend eine drohende Stellung im Rücken des Feindes einnahm, in Folge dessen sich letzterer zurückzog, und Massena mit seiner Division sogleich in das Thal einrücken konnte. Dieses erste Gemetzel hatte um 9 Uhr Früh begonnen, und erst gegen Mittag verließ der Stab Tarvis, nachdem er bequem das Mittagsmahl beendet hatte, um mit einer etwa 4000 Mann starken Mannschaft dem Massena entgegenzuziehen."

„Die Oesterreicher schlugen ihre Schlachtlinien hinter einem kleinen, sonst gewöhnlich ganz ausgetrockneten Gießbach auf, rechts begünstigt durch einen sehr schmalen in das Gailthal führenden Engpaß, wo sie eine kleine Anhöhe zur Aufpflanzung von Kanonen benützten, die die Gegend weit hin bestrichen. Um die minder unterstützte linke Seite zu bedecken, stellten sie auf einem kleinen, vor dem erwähnten Bache gelegenen Hügel ein Bataillon Kroaten auf, das hernach ganz gefangen wurde, wie sie auch zur Abwehr der feindlichen Annäherung ihre besten Plänkler in dem an den Regenbach sich hie und da vorfindlichen Gehölze vertheilten."

„Massena, diese von den österreichischen Generalen getroffenen Dispositionen genau durchschauend, warf sich auf den erwähnten schwächeren Flügel, welcher sofort in Unordnung gerieth, worauf er sogleich zum Hauptangriffe blasen ließ, und sich selbst an die Spitze seiner Reiterei stellte. Diese

*) Dieselbe soll nicht mehr existiren.

**) Indem wir dieser seiner Schilderung des 25. März 1797 getreu folgten, fanden wir es für überflüssig Gegenbemerkungen zu machen, da das Animose in derselben sich ohnehin als solches selbst ankündigt, und eine Wiedererzählung einer so bekannten Affaire eben nur durch das Intresse des entgegengesetzten Standpunktes gerechtfertigt erscheint. (Vergleiche im Entgegenhalte, z. B. die Darstellungen von W. Riedler „Carinthia" Jahrgang 1812, und im Handbuche der Geschichte Kärnten's III. 1. S. 122 u. f. f.)

Digitized by Google

Bewegung wurde trotz der damals gefrorenen Erde so entschieden ausgeführt, daß das Centrum des Feindes, welches bisher heftigen Widerstand leistete, gesprengt, der Bach überall überschritten wurde und aller Kampf aufhörte."

„Prinz Karl kam gerade am Schlachtfelde an, um Zeuge der Niederlage seiner Truppen zu seyn. Kaum in größter Eile in Tarvis angekommen, ließ er, als er hörte, daß der Feind mit aller Gewalt aufstürme, seinen Wagen daselbst und schwang sich auf das erste nächste Pferd. Es war keine Zeit mehr zu veelieren, alles war schon im großen Wirrwarr. Vergebens bemühte er sich seine Truppen zu sammeln, sie durch seinen persönlichen Muth aneiserud, er selbst ward jedoch von unserer Reiterei umrungen. Einer aus ihr, ihn nicht kennend, zerhieb mit dem Säbel schon beim Einrücken in den Ort, die rechte Hüfte seines Pferdes, ward jedoch von einer Ordonnanz des Prinzen getödtet, die ebenfalls fiel. Es wäre nun um den Prinzen geschehen gewesen, wenn nicht eine Abtheilung der Kavallerie Czaetorysti, benachrichtigt von der Gefahr, einhergesprengt wäre, um ihn zu retten."

„Man hat in der Folge dem General Bajatich schwere Vorwürfe gemacht; indessen hätte die aus Tirol beorderte Verstärkungstruppe anstatt die kommede Fahrstraße nach Villach zu verfolgen, oberhalb Paternion auf den ihr von dem Kreishauptmanne in Villach, Baron Schlangenberg, welcher dadurch eine genaue Einsicht in die Lage bewies, genau bezeichneten Wegen das Gailthal durchschneiden und sich so direct auf Tarvis werfen sollen, wo sie dann noch zu rechter Zeit erschienen wäre; so aber hatten die Oesterreicher bereits den Kopf verlorrn. Ohne Zweifel hielt es der Kommandant des erwähnten Bataillons unter seiner Würde, von einem Manne von der Feder einen Wink zu erhalten."

„Um Sie jedoch Madame nicht mit diesen Schlachten-Details, dereu Andenken freilich jetzt unsern einzigen Trost bildet, zu ermüden, werde ich Ihnen noch diese Gebirgsbewohner schildern, die Sie sich ohne Zweifel ebenso gastfreundlich denken werden, wie die Schweizer. Dies sind sie keineswegs, sie sind viel mehr wahre Piraten, die sich vom Ausziehen der Reisenden ernähren. Sie verbinden mit Unverschämtheit nnd Grobheit, die mit ihaen großgezogen zu werden scheinen, alle italienische Verschmitztheit."

„So sind wir behandelt! während die österreichischen Zeitungen lauter an uns ausgeübte Wohlthaten ausposaunen."*)

Villach, den 22. und Klagenfurt den 23. August 1799.

„In eben dem Maße, als wir uns von Tarvis entfernten, verliert die Gegend an Wildheit. Wir ruhten einen Augenblick im Posthause zu Arnoldstein aus, wo wir nicht unwillige Leute trafen, ungeachtet sie durch unsere häufigen Durchmärsche stark hergenommen waren, und welche uns sogar aufrichtig gestanden, daß es in diesen Keiegsjahren Momente gab, wo sie durch ihre eigenen Truppen mehr litten."

„Nachdem wir bei Federaun die hölzerne Brücke über die Gail überschritten, gelangten wir endlich nach Villach, einer ziemlich freundlichen Stadt, die unsere Divisionen Massena, Guieux, Sernrier, Joubert nacheinander beherbergte."

„Es gibt wohl Niemanden unter uas, der sich nicht des dortigen Kreishauptmannes Baron von Schlangenberg mit Vergnügen erinnerte. Ebenso liebenswürdig ist auch seine erstgeborne schöne Tochter, welche an einen österreichischen General verheirathet war, der an einer zu Verona erhaltenen, leichten Wunde starb, auch ein Opfer der Unwissenheit der österreichischen Militärchrurgen, die größtentheils elende Dorfbarbiere mit einer entsetzlich geringen Besoldung sind. Solcheegestalt ist in Oesterreich die Oekonomie des Staates."

Was vermag nicht das Beispiel der Obrigkeit auf die Sitten der Untergebenen! Die Villacher hätten es als eine große Schande angesehen, wenn sich ein einziger von uns armen gefangenen Offizieren über ihee Gastfreundschaft zu beklagen Ursache gehabt hätte."

„Wie groß mußte nicht, Madame, unsee Erstaunen seyn, als wir bei unserer Ankunft in Klagenfurt vernahmen, daß wir diesen uns bestimmten Exilort, ungeachtet des von General Kray uns gegebenen Wortes, bald zu verlassen hätten und zwar auf bloßen Befehl des Interims-Kommandanten von Graz! Der Weg von Villach nach Klagenfurt wurde in einer Stimmung zurückgelegt, wie sie nur immer arme Reisende, die nicht in das gelobte Land ziehen, haben können. Interesse hatte für uns der Wörthersee*), der besonders für jenen einige sehr anziehende Punkte haben mag, der die italienischen Seen nicht kennt. Seine Uferbewohner erzählten uns, daß venetianische Taucher, welche man dereinst kommen ließ, die Vermuthung bestärkten, daß eine alte Stadt unter seinen Fluthen begraben sey," was dem Briefschreiber zu geologisch-historischen Betrachtungen Veranlassung gibt, auf welchem Gebiet wir ihm jedoch nicht folgen wollen.

Nach einer Untersuchung über die Herleitung der Benennung „Kärnten" (es wird hier die am weitesten verbreitet gewesene Ansicht entwickelt, die insbesondere durch Hanfiz, Jordan und Muchar vertreten wurde), und nach einem kurzen Rückblick auf die Klagenfurter Geschichte bis zum dortigen Gefechte vom 29. März 1797, beginnt er die Stadt zu beschreiben, wovon die Eleganz der Plätze, (wie er sich ausdrückt) Regelmäßigkeit dee Straßen und das gute Aussehen der meisten Häuser den häufigen Feuersbrünsten insbesoadere jenen von 1636, 1727 und 1777 zuzuschreiben ist, indem für Verschönerung derselben, wie bei unsern Städten, besonders seit einiger Zeit nichts versäumt wird." Das erste was ihm in die Augen fiel, war der „Lindwurm", gleichwie ältere Topographen Wiens den Stock im Eisen zu erwähnen nicht veegessen, welche beiden Denkmale an Professoe Unger ihren Erklärer in ihrer naturhistorischen Bedeutung gefunden haben, (über ersteres siehe Carinthia, Jahrgang 1841) wogegen unsee Briefschreiber sagt: „Die dereinstige Existenz des Lindwurmes (quatalis) zu bezweifeln, hätte ein einstimmiges Anathema der Klagenfurter zur Folge."

„Ein anderes Monument ist das der Maria-Theresia aus Dankbarkeit insbesondere füe die Errichtung einer Tuchfabrik (?) im Jahre 1764, welche in der Folge eine große Wohlthat für das Land wurde, gewidmet, sie in jenem Kostüme darstellend, welches sie aus Erkenntlichkeit (?) stets trug; es ist jedoch für das Andenken einer so würdigen Fürstin viel zu viel ärmlich."

„Der „Frauen- und Johannes-Statue so wie dee h. Dreifaltigkeitssäule" erwähne ich nur, um die durchgängige

*) Zu dieser gereizten Stimmung mag wohl der Anfang seiner gezwungenen Marschroute, ein zufällig theurer erkauftes, schlechtes Nachtlager, wie er es erwähnt, u. s. w. etwas beigetragen haben, wenigstens finden wir in nachherigen Bemerkungen, die wir ob ihrer Specialität nicht alle mittheilen können, mehr heitere Auffassung.

*) Er hat „Wettersee" verstanden.

Digitized by Google

Gleichheit in der Plätze-Ausschmückung in den österreichischen Erbländern zu zeigen. Auch die Kathedrale wie die übrigen Kirchen bieten nichts künstlerisches, sie sind jedoch besonders an Sonn- und Festtagen interessant wegen des starken Zuströmens der Stadt- und Landbewohner, welche hier ihre melodischen und andachtsvollen Gesänge in ihrer Landessprache anstimmen."

„Unter den Privatgebäuden ist die übrigens in ihrem Aeußern prunklose, bischöfliche Residenz sehenswerth; darin sind sehr angenehme, mit mehr Eleganz als Luxus eingerichtete Appartements, mehrere Uhrwerke von schöner Arbeit, darunter insbesondere eine kunstvolle Spieluhr, gut ausgeführte Marmor-Büsten: Pius des VI., Joseph des II., der Kaiserin, der Erzherzogin Marianna, des Fürstbischofs, und anderer, die ich nicht kannte. Anziehend ist auch eine kleine gewählte Bildergallerie, wo mir besonders ein h. Jakob, (?) ein großes und schönes Bild aus der Venetianer Schule, „das Opfer des Abraham" in der Manier des Guido Reni, eine hübsche Madonna des Raphael aus dem Palast Pitti, verfertigt von dem alten Kneller (von R. Morghen), mehrere Landschafts-, Genre-Bilder, Früchten- und Blumenstücke u. s. w. gefielen. Die meistrn der letzteren mit vielem Geschmack und Kunstsinn gemalt, sind das Werk eines jungen Mannes, den der Fürstbischof auf wahrhaft großmüthige Weise in den besten Schulen heranbilden ließ und der auch verspricht, etwas tüchtiges zu werden, wenn nicht widrige Schicksale und eine leider schon zu sehr begründete Vermuthung dies verhindern."

„Die Tapeterie von Gobelins in Paris, die herrlichen Lüster von böhmischem Glas, ganz geeignet einen brillanten Effekt zu machen, die reich umrahmten Kupferstiche, das Wiener Porcelaine u. s. w. nahmen meine ganze Bewunderung in Anspruch."

„Die Hauskapelle wurde uns zuletzt gezeigt. Ein großer durchsichtiger Vorhang, ähnlich jenen in den Theatern, macht einen ausgezeichnetrn Eindruck, eine neue Idee, die nicht verfehlen wird, zahlreiche Nachahmer auch anderswo zu finden. Die Wände sind mit Fresken (?) von rein gezeichneten und hervorstehenden Figuren geziert, von denen jede Abtheilung allein dreißig Zechinen kostete. Den Hochaltar überragt eine h. Jungfrau von meisterhafter Ausführung, deren Anblick noch durch das kunstvoll benützte Licht gehoben wird."

„Auf die Besichtigung aller dieser Herrlichkeiten hätte ich jedoch gerne verzichtet zu Gunsten einer Viertelstunde der Unterhaltung mit dem Fürstbischofe; ich hatte gute Empfehlungsschreiben an ihn, er war jedoch leider seit mehreren Tagen abwesend, indem er in Begleitung von mehreren Gelehrten die Semmeringkette naturhisterisch durchforschte. Einer seiner Groß-Biläre beschäftigt sich schon seit vielen Jahren mit einer schon lang ersehnten Naturgeschichte der Erbländer, und man schreibt ihm bereits die interessantesten Entdeckungen zu." *)

„Man beklagt sich übrigens hier sehr über den Verfall der Literatur, kein Wunder! Verfügen doch alle öffentlichen und Privatbibliothekrn über sehr bescheidene Summen, und beschränkt sie nicht die Wiener Zensur täglich durch ihren Catalogus librorum prohibitorum!"

„Ich hatte nicht die Zeit, in zwei Tagen genug Häuser von verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu besuchen, um Ihnen Madame ausführlich dieselben zu schildern, ich kann mich daher nur auf allgemeine Züge beschränken."

„Die Noblesse bildet hier ein großer Theil von fremden Familien, dereinst eingewandert aus Franken, Baiern, Schwaben, der Schweiz, Böhmen und Oesterreich. Man schreibt ihr im Allgemeinen viel Stolz zu, wenigstens sondert sie sich ganz ab. Die Hervorragendsten geben Assembleen an bestimmten Tagen; um in denselben erscheinen zu dürfen, fordert man nicht weniger als eine sechzehnzählige Ahnen-Probe oder die höchsten Würden. Ihr Abendvergnügen beschränkt sich da auf den traurigen Spieltisch. Man gebraucht da die in ihrer Art einzige Vorsicht, in Jahren Vorgerückte gegenüber von jungen Fräuleins, und Junge nicht Verheirathete gegenüber von ehrwürdigen Matronen zu setzen, was bewirkt, daß eine solche Aufmerksamkeit im Spiele herrscht, daß man mitten in einer so zahlreichen Gesellschaft eine Maus laufen hören könnte. Schlag neun Uhr endet das Spiel, die Verbeugungen werden gemacht und jeder entfernt sich."

„Der Winter jedoch, welcher schon nach diesem Monate (August) nicht mehr lange auf sich warten läßt, vereinigt diese in der schönen Jahreszeit auf den Landesitzen zerstreuten Gesellschaften, animirt Komödien, Opern, öffentliche Konzerte, glänzende Bälle, Redouten und Maskeraden. Die Noblesse vergißt hier auf ihren Rang, ihre eitlen Prätensionen; das saubere Kammermädchen, elegant gekleidet, mit dem niedlichen Goldhäubchen setzt sich an die Seite ihrer jungen Herrin und wetteifert mit ihr mit der ihr zu Gebote stehenden Fülle von Reizen. Viel lernten sie da von uns Franzosen, seit dem wir dieses Land durchzogen, ein Beweis mehr, wie leicht es ist, unsere Sitten auf die benachbarten Völker zu verpflanzen."

„Unter den hier lebenden höheren Standespersonen nenne ich Ihnen Madame die Prinzessin d'Artois; ich habe sie sehr gealtert gefunden, wohl würde sie niemand mehr erkennen, der sie am Hofe von Frankreich gesehen hat. Sie lebt hier sehr eingezogen in Gesellschaft von vier Damen, empfängt und macht keine Besuche in der Stadt, und zwar mit einer monatlichen Pension von 40.000 Livres, welche ihr der König von Spanien auswirft. Die übrigen hier lebenden Emigrirten vertreiben sich die Zeit mit Spielen in den Kaffeehäusern und erfreuen sich keines besondern Ansehens."

„Schlüßlich will ich Ihnen noch Meldung thun von einem charakteristischen Zuge der Russen, den ich nicht geglaubt hätte, wenn nicht viele Klagenfurter, die Augenzeugen waren, mir dieses einstimmig versicherten. Als man nämlich den Russen sagte, daß sie noch hohe und viele Berge zu übersteigen hätten, bevor sie nach Italien kämen, und daß man da keine Pferde und Wagen bekomme, verkauften sie ihre zusammengeraubte Bagage und mit ihr auch ihre Kinder zu 12 bis 30 Kreuzer an die Landleute. Als ich fragte, warum sie sich nicht lieber ihrer Weiber entledigten? gab man mir offen zur Antwort: Allerdings, allein diese glichen hier einer Waare, welche so in Mißkredit gekommen ist, daß sie gar keinen Kours mehr hat."

St. Veit, den 26. August 1799.

„Die Umgebung von Klagenfurt hat reizende Parthien mitunter geziert mit schönen Schlössern; jenes z. B. des Grafen Kristallnig (doch St. Donat) erfreut sich einer sehr vortheilhaften Lage an der Seite der Straße; seine noch sehr junge Frau zählt zu den ersten Schönheiten von Klagenfurt. Soll ich Ihnen Madame ein anderes und zwar das des Grafen Goëß beschreiben, so kann ich dieses nicht richtiger und zugleich kürzer, als wenn ich es als eine würdige Weihestätte der Freundschaft, der Studien und zärtlicher Rückerinnerungen bezeichne. Nach einer Stunde Weges sahen wir zu unserer Rechten eine gothische Kirche, bekannt unter dem Namen Maria-Saal.

*) Hier spricht er von Sigmund von Hohenwart.

Digitized by Google

Die Unterſuchung, ob der Name von Colonia Solvensis oder von Sala, einer andern römiſchen Colonie herrühre, die Geſchichte, Art und Weiſe, wie die gewonnenen Reſultate der Ausgrabungen am Zollfelde, die Muthmaßungen über das Alter der verſchwundenen Stadt und die ſich daran knüpfenden Betrachtungen wollen wir als Bekanntes bei Seite laſſen.

„Viel wurde ohne Ordnung, ohne Methode gegraben, bis erſt die Erzherzogin Marianna, beſeelt vom großen wiſſenſchaftlichen Geiſte und Liebe, auf ihre Koſten dieſe Arbeiten von aufgeklärten Männern leiten ließ; man iſt nun im vollen Rechte zu verlangen, daß dieſer Eifer Nachfolger finde, oder daß die Regierung ſelbſt bei ruhigeren Zeiten ſich ernſthaft angelegen ſein laſſen werde, dieſe intereſſante reichhaltige Quelle der literariſchen Welt den Wiſſenſchaften und Künſten zu öffnen."

Seinen kurzen Aufenthalt verwendete er eifrig auf Aufſuchung der zahlreichen römiſchen Inſkriptionen, von denen er ſich eine, welche ihm wegen der lakoniſchen und doch ſeelenvollen Sprache gefiel, notirte; ſie lautet mit der Ergänzung der Abkürzungen:

Virginis manibus sacrum.

Durius Avitus et Petronia
Maximillae virgini, filiae suae, & filiae
unicae, Aetatis media anno XVI.
Infelicissimi parentes.

Die folgenden, ſehr weitläufigen Seiten über den Herzogſtuhl, die Geſchichte, Beſchreibung des Schloſſes Oſterwitz, die Sagen von der Maultaſche, können ebenſo überſchlagen werden, und wir begegnen ihm erſt in St. Veit, „welches in Rückerinnerung ſeiner Eigenſchaft als alte Hauptſtadt ſeine Mauern bewahrt, gleich einem entthronten Fürſten, der, ſo lange er nur immer kann, ſeine Miniſter, ſeinen Hof und ſeine Lacaien beibehält."

„Nach Erwähnung der merkwürdigen Aeſculap-Statue am Brunnen, und einer kurzen Geſchichte der Stadt bis auf das Feuer, welches bei Gelegenheit des Durchmarſches der Diviſion Maſſena durch die Unvorſichtigkeit eines Dienſtboten entſtand, und dem nur durch den Eifer der löſchenden franzöſiſchen Mannſchaft Einhalt gethan wurde, fährt er fort: „Ein Reiſender, welcher Kunſtliebhaber iſt, verſäume es ja nicht, in einer iſolirt daſtehenden Kapelle (Kreuze) jener Vorſtadt, wo man nach Tirol geht, ein Freskengemälde zu beſichtigen, welches, obwohl es nicht geſchützt iſt, doch die urſprüngliche Friſche ſeines Colorits erhalten hat. Niemand konnte mir den Namen des Malers nennen, obwohl es eines der ſchönſten und klaſſiſchſten Stücke iſt, welches aus der berühmten deutſchen Schule hervorging, wahrlich eine Perle auf ſterilem Boden."

Judenburg, den 30. Auguſt 1799.

„Nach Paſſirung eines ungeheuren Waldes, (Wolfshard) in dem zahlreiche Räuberbanden hauſen (ſo eben arretirte man eine ſolche von ungefähr vierzig Köpfen) kamen wir zu einem ſchönen und großen Schloſſe, Zwiſchenwäſſern genannt, deſſen Architektur, ohne geſucht zu ſeyn, Eleganz zeigt, und wobei ſich auch ein hübſcher, geſchmackvoller mit kleinen Pavillons, Waſſerfällen u. ſ. w. gezierter Garten befindet, und endlich nach Frieſach," deſſen unglückvolle Geſchichte wie jene der umliegenden Ruinen er weitläufig beſchreibt.

Wir ſcheiden nun von dem Verfaſſer in der Nähe des Einöd-Bades bei einer melancholiſchen Betrachtung über das Schickſal, veranlaßt durch den Anblick einer ſtattlichen Mühle, deren Eigenthümer allgemein als Schuft bezeichnet iſt, im Entgegenhalt der benachbarten elenden, mit Jagd-Trophäen geſchmückten Hütte, die ein kranker Greis, dereinſt durch zahlreiche Erlegung wilder Thiere ein Wohlthäter der ganzen Gegend, bewohnt; wir verlaſſen ihn um ſo mehr, als ſeine weiteren Bemerkungen von Judenburg, dieſem ſeinem neuen *) Exilorte, blos die Steirer betreffen.

Briefe eines Heuſammlers.

Mit dieſem ehrenvollen Titel belegt man jetzt gewöhnlich diejenigen Botaniker, die ſich vorzüglich dem Studium ihrer heimatlichen Flora zuwenden und Herbarien anlegen. Sie ſtehen bei vielen Männern der Wiſſenſchaft in ſehr geringem Anſehen, die die Wichtigkeit dieſes Zweiges der Botanik mit Unrecht unterſchätzen, der jedoch dem Syſtematiker, dem Phyſiologen und vorzüglich dem Pflanzengeografen ſeine Materialien liefert; gewiß iſt es aber auch, daß ſich bei dieſem Zweige einige Uebelſtände eingeſchlichen haben, auf welche aufmerkſam zu machen, mir in einigen kurzen Artikeln gegönnt ſey.

1. Gemeine Pflanzen.

Man ſollte denken, das Pflanzenreich habe eine ganz demokratiſche Verfaſſung, denn jedes Individuum genießt ja der gleichen bürgerlichen Rechte, wie Sonnenſchein, Thau, Regen, alle leiden wieder gleich unter großen Staatscalamitäten, als durch Kälte, Hagel, durch das Eingreifen der ſie bedrohenden menſchlichen Kultur (Finanznoth kennen ſie zum Glücke nicht); und doch hat ſich in ſo vielen Herbarien unbefugter Weiſe eine Ariſtokratie durch die Vorliebe ihres Beſitzers eingebürgert, wodurch leider der Vorwurf vieler Phyſiologen, das Anlegen von Herbarien ſei nur eine nutzloſe Spielerei, ein Zeitvertreib müßiger Stunden, eine gewiſſe Berechtigung erhielt.

Betrachten wir einmal ein Herbarium, wie ſie meiſtentheils zu treffen ſind, ſo wird der Beſitzer desſelben zuerſt mit innerem Stolz als höchſte Ariſtokratie desſelben die Hochalpenpflanzen, wie z. B. Braya alpina, Draba Wahlenbergii, Androsace Fleuril und gewiſſe Seltenheiten, als Daphne, Blagaiana, Wulfenia u. ſ. w. vorführen, dann zeigt er den übrigen Adel, wie die Alpenpflanzen überhaupt, ſo wie, ich weiß nicht aus welchem Grunde, gewiſſe beſonders beliebte Familien, als: Ranunkulaceen, Gentianeen, Primulaceen u. ſ. w.; der Troß der übrigen Pflanzen, die häufig vorkommen, wird kaum eines Blickes gewürdigt, man nennt ſie gemeine Pflanzen, und man hat daraus in merkwürdiger Begriffsverwechslung eine Art Pflanzenproletariat geſchaffen. Während man jenen Arten und Familien, welche ſich des Wohlwollens ihres Beſitzers zu erfreuen haben, in zahlreichen, ſchön ge-

*) Die ganze hier nur im kürzeſten Auszuge gegebene Reiſe- und Landesbeſchreibung charakteriſirt ganz den leichtfertigen und oberflächlichen Franzoſen, der ſeine Notizen jedoch nicht an Ort und Stelle, ſondern nachhin in der lang andauernden Muße der Gefangenſchaft geſammelt zu haben ſcheint. Seine Wahrnehmungen über das Klagenfurter Stadtleben ſind, wie auch die ſpätere auch eines Sartori, überhaupt, indeſſen nicht ganz unintereſſant als die eines Fremden, der doch nur die höhern Cirkel zu beobachten Gelegenheit fand.

Digitized by Google

trockneten Exemplaren von den verschiedensten Standorten, mit allen möglichen Varietäten und Spielarten aufgelegt findet, sind die sogenannten gemeinen Pflanzen höchstens in einem kümmerlichen Exemplar der Vollständigkeit halber, ja manche oft gar nicht vertreten. Sonderbar ist es auch, daß sehr häufig auch die von Natur aus schon hervorragendsten Gestalten des Pflanzenreiches, die Bäume, ebenfalls eine solche oberflächliche Behandlung zu erdulden haben.

Wenn es schon natürlich ist, daß der Florist ein oder das andere schwer zu erringen gewesene, oft mit Lebensgefahr erbeutete Pflänzchen, der Blumenfreund die Schönheit dieser oder jener Pflanze entzückt betrachtet, so glaube ich doch, es soll für den Botaniker jede Pflanze, ob sie an den Gletschern des Glockners oder im Hofraume seines Wohnhauses gefunden, gleichen Werth haben; ja die sogenannten gemeinen Pflanzen sind meist unstreitig von größerer Wichtigkeit, als jene hochgeborne Species, welch' letztere es gewiß nicht sind, die die Physiognomie einer Gegend, die Charakteristik eines Florengebietes bestimmen.

Auch bin ich der Ansicht, daß sich in unsern, in botanischer Hinsicht schon so gründlich durchforschten Ländern auf den Gipfeln der oft erstiegenen Alpen weniger neue Entdeckungen darbieten werden, als vielleicht in unserer nächsten Nähe, wenn man nämlich die sogenannten gemeinen Pflanzen einer größeren Beachtung würdigen, dieselben von den verschiedensten Standorten in guten Exemplaren zu erhalten trachten und vergleichen würde; ja ich bin überzeugt, daß sich auf diese Art unsere Flora um manche interessante Varietät, vielleicht um manche gute neue Art bereichern würde.

Als Beweis dafür führe ich die Untersuchungen über Bidens radiatus, Thuil. an, welche G. Schweinfurth in den Verhandlungen des botanischen Vereines für die Provinz Brandenburg (II. Heft, Berlin 1861) veröffentlicht hat. Thuillier stellte nämlich zuerst in seiner Flore de Paris eine neue Bidens-Art, die er B. radiata nannte, auf, deren spätere Autoren der Flora von Paris nicht mehr erwähnen, bis dieselbe im Jahre 1845 in den Memoires de la société d'emulation du Doubs unter den ihr von Michalet gegebenen Namen B. fastigiatus wieder auftaucht; unter einer dritten Benennung, B. platycephalus, erscheint sie endlich von Oersted im Samenverzeichnisse des botanischen Gartens von Kopenhagen im Jahre 1859, als der dortigen Umgebung angehörend, beschrieben. Dr. Körnicke weist in seinen Untersuchungen über Bidens-Arten (Bonplandia 8. Jahrgang, Nr. 14, 1860) die Synonymie dieser 3 Species nach und theilt auch ihr Vorkommen in der Petersburger-Flora mit. Schweinfurth nun sammelte dieselbe Art im August vorigen Jahres auf der sandigen mit Weidengebüsch, Wiesen und Kohlfeldern bedeckten Wolga-Insel gegenüber der Stadt Nischnei-Nowgorod neben dem B. tripartitus, und vermuthet, daß sie, da man dieselbe nun von 5 Stellen kennt, deren äußerste Entfernungen $^3/_4$ der gesammten Längenausdehnung unseres Erdtheils betragen, auch an manch' anderen Orten, besonders im nördlichen Gebiete anzutreffen seyn möchte, und fordert daher die Botaniker auf, den gewöhnlichen B. tripartitus einer genauern Beobachtung zu würdigen, mit dem sie im ganzen Habitus die größte Aehnlichkeit zeigt, von ihm sich aber hauptsächlich durch die flachen, sehr blüthenreichen Köpfe, durch die vielblättrige Hülle des Außenkelches (10—14 Blättchen, bei B. tripartitus nur 5—8) und durch die hellere, mehr gelbliche Färbung der ganzen Pflanze, besonders aber des Stengels unterscheidet, und hofft sie auf diese Art auch bald als Bürgerin der deutschen Flora begrüßen zu können.

Wer es sich also nicht verdrießen läßt, seiner Wissenschaft zu Liebe die Gipfel der höchsten Alpen zu erklimmen, oder wieder den Schlamm der Sümpfe zu durchwaten, der welle auch nicht auf die Wiese, das Brachfeld und den Niederwald vergessen, denn: das Gute liegt ja oft so nah', und wie jetzt in unserm großen Vaterlande, sei auch im kleinen Kreise der Floristen die Devise: „Gleichberechtigung".

Literatur.

Wir empfingen von unserem verehrten Landsmann, dem Professor am k. k. akademischen Gymnasium in Wien, Herrn Alois Egger den „Jahresbericht über dasselbe für das Schuljahr 1860—1861, dessen Hauptinhalt sein Aufsatz: „Geschichte der Glocknerfahrten" bildet. Man könnte vermeinen, über diesen, in unserm heimischen Blatte so oft besprochenen Gegenstand nur was Altes und Wiedergekäutes zu erfahren, eine Zusammenstellung der aus Schultes, Hohenwart, Moll, der „Carinthia" u. s. s. geholten Nachrichten; doch wir müssen bekennen, daß, so sehr wir sonst schon an der Aufschrift, die uns eine dergleichen Besteigung anländet, mit dem heimlichen oder lauten: Schon wieder! vorübergleiten, wir dermalen diese 24 Quartseiten fassende Abhandlung mit vollkommener Befriedigung durchlasen und niederlegten. Schon auf der zweiten Seite entgegnet uns eine Aufzählung der alten und neueren Landkarten Kärntens, die wohl nur der in Wien, an der Quelle der Wissenschaft lebende Autor, beholfen durch die k. k. Hofbibliothek, auffinden konnte, mit der Angabe, in wie ferne der Glockner dort vorkomme, den jedoch unter so vielen gleichen Ausgaben einzig die Karte von Holzwurm (1649) mit der Bezeichnung: „Glöckner mons" und seine Umgebung als „glacies perpetua" bemerkt, alle andern aber ignoriren. Homan in seinen Atlanten (1710—1733) und Anich's Karte von Tirol (1774) folgten ihm nach; indessen bei der früheren so geringen Vorliebe für Bergbesteigungen nahm die Wissenschaft von unserem Glockner keine Kenntniß. Erst Haquet, Hohenwart, und Reiner thaten es; aber vor einer Besteigung schrack man zurück, bis sie Fürstbischof Salm möglich machte und ausführte.

Nun folgt die Geschichte davon, die aus allen den bekannten Quellen mit Sorgfalt und bündiger Kürze dargestellt ist, und auf dem nun geebneten Pfade bis zur neuesten Zeit fortschreitet, indem sie alle jene Besteigungen erwähnt, die durch ihre Sonderlichkeiten und wissenschaftlichen Ausbeuten einen höhern Grad von Interesse erwecken. Der Verfasser nimmt aus der Reichhaltigkeit des sich ihm bietenden Materials Veranlassung zu Vergleichungen, und wir erhalten aus den Aufzeichnungen, die uns Prettner aus dem Glocknerbuche lieferte, eine Art Statistik über diese Gattung menschlicher Forschung und der darin Beflißenen nach nationalen Kathegorien. Daß auch die Kaiserreise vom Jahre 1856 als die einzige ihrer Art nicht unerwähnt bleibt, ist selbstverständlich. Dem Geschichtlichen folgt nun eine eingehende Beschreibung des eigentlichen Terrains der Glocknerfahrten, mit allen dabei vorhandenen Hilfsmitteln, zu beobachtenden Vorsichten und Anstalten. Hoppe's botanisches Taschenbuch und Stampfer's Reise auf den Glockner liefern dem Autor des Stoffes noch mehr, besonders über Ersteren, den eigentlichen „Allen vom Berge". Keils Relief der Glocknergruppe findet hier seine verdiente Würdigung wie Pernhart's,

Digitized by Google

neben andern verdienstvollen Leistungen von Künstlern erster Klasse, einzig dastehende Glocknergemälde, als Frucht einer Reihe von Besteigungen, Wagnissen und Gefahren. Unser Autor beschreibt nach Schaubach und Stur das Panorama, welches Peenhart im Bilde versinnlicht. So haben wir damit etwas Ganzes, Vollständiges, wie bisher noch nicht, und dieses von einem vaterländischen Gegenstande erhalten, welcher erst in neuester Zeit seine getreue Bestimmung, seine Voranstellung unter Oesterreichs Bergspitzen errungen und selbst in seiner Geschichte ein unvergängliches Blatt sich verschafft hat.

H.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 18.)

mögn, gehört zu mag, möglich, Macht, mächtig. Lateinisch: mactus. Griechisch: μαω. Englisch: may = mögen. In Kärnten hat dieses mögn eine Doppelbedeutung, nämlich: können und wollen, z. B. i mâg amâl nîamer, d. h. ich kann nimmer, oder ich will nimmer, welches von Vorgesetzten, besonders beim Militär in Betreff der Rekruten irrig verstanden, den Untergebenen manche Strafe zuzieht.

mokn, sich trotzig, mürrisch, verdrießlich geberden, z. B. wâs er fiar a molats G'sicht mâcht. Englisch: moky = trübe, düster vom Wetter. Französisch: se moqeur = das Maul ziehen. Gehört zum Lateinischen: mueidus, mungo. Wallachisch: mygn. Im Dict. franc. vom Frisch: stehl bei se moqeur = das Maul ziehen, auch das Lateinische: subsanno.

molat, mollicht, weich, zart anzufühlen, locker, z. B. vom Erdreich. Im Westerwalde: Möll. Lateinisch: mollis. Französisch: mol. Holländisch: mollig. Im Englischen bedeutet mole = Maulwurf.

Moln, das innere Weiche am Brode, die Schrolle. Englisch: mellow. Französisch: mol und mon. Lateinisch: mollis. Griechisch: μαλος, μειλιος = a) milde, weich vom Erdreich; b) weich, reif, mürbe vom Obst; c) weich, sanft, zart von Tönen.

Monger, mongan, der Glätter, eine hölzerne Verrichtung für Nähterinnen, Schneider, die Wäsche, Kleider zu glätten. Adelung hat mandeln, mengan, der technische Ausdruck der Färber.

Monhof, die Unterlage zum Holzspalten, ein Holzblock.

Möntscher, allgemein für Mägde und weibliche Domestiken.

Mörchn, ein schlechtes Pferd. Marha kommt schon bei Titian XIV. cap. 11 und 12 vor. Es bezeichnet ein schönes Pferd, ein Kriegs- oder Reitpferd. Schon Pausanias bemerkte, daß die Kelten ein Pferd μαρχαν genannt haben. Es verschlägt also nichts, wenn auch die Deutschen dieses Wort sich später zueigneten. (Pallhausen). In diesem Sinne hat also marha oder μαρχαν ein schönes, oder doch ein Pferd überhaupt bedeutet. Woher bei uns der entgegengesetzte Begriff? — Maas scheint hierüber (Eberh. und Maas IV. 325 richtige Auskunft zu geben, er sagt: die Stammwurzel Mar war schon im Keltischen, wo Murka ein Pferd bedeutete, gebräuchlich; und dieser letzte Umstand könnte auf die Vermuthung führen, daß das Wort zu dem Geschlechte des Griechischen: μαραινω, = dürr, mager machen, gehöre, und ursprünglich ein dürres Pferd ausgedrückt habe. Dieses bestätigt auch der Zusatz, den man zu machen pflegt, z. B. Schindmörchn. Im Cymb. und Gael. marc, marsa = Pferd, Mähre.

moppeln, sich überschätzen. — Vielleicht: mea oppinio? mea appellatio? Ueberfelder.

mordsjonisch, drückt den innern Grad der Stärke des Redetheiles aus, mit welchen es verbunden ist; es bildet den Superlativ, z. B. Heunt is mordsjonisch kâlt, d. h. sehr kalt.

Moos, das Moor, der Sumpf. Landschaftlich: Moos Englisch: moos. Mittellateinisch: mussa, das Moor.

Most, der Cider, d. h. der aus dem Obste gepreßte Saft.

mostig, aufgedunsen, fett, aufgetrieben.

Mote, der Montag.

Motn. 1. Ein Lärm, Getöse.

2. Das Matutin-Gebet im Breviario Romano. Im strengsten Sinne die Andacht in der Christnacht.

Mot, Mod, der Widder.

motteln, schimmeln (bei uns schimpeln) nach Schimmel riechen, üblen Geruch durch feuchte, verschlossene Luft von sich geben. Vom Lateinischen: mucere. Englisch: mould, der Schimmel auf Brod und verdorbenen Speisen, mouldy. Landschaftlich: mold = schimmelig.

mozn, zögern, zaudern, lässig arbeiten. Vom Lateinischen: otium?

muacht, muat, mlat, müssen, z. B. i hân mîal, mûat geân d. h. ich habe müssen gehen.

Mûalter, ein hölzernes, länglicht ausgehöhltes Gefäß, welches zu kleinen Backwerken verwendet wird. In der Mondseerischen Gloss Pag. 398 muoltro. Angelsächsisch: mele. Im Niedersächsischen: Molle, Molge, Mölze, Mold, Mulde.

Mûarn, das Maul.

Mûas, der Brei für Kinder, und überhaupt eine Mehlspeise mit Schmalz gefettet; daher unser Schmâlzmûas an Kirchtagen. Englisch: mois = Mus, Brei.

mudeln, weiche Gegenstände drücken, zerdrücken, z. B. eine Zwetschke; daher unser abmudeln.

Mudlach, mudlwaach, Gegenstände, besonders Eßwaaren, die schon mit Fingern oder mit dem Munde berührt, gedrückt wurden.

mufln, nach Schimmel, oder Fäulniß riechen, z. B. das Wildbret.

Muku. 1. Die Mücke; mucca cellaris. Bei Notker mucca. Angelsächsisch: myeg. Engtisch: midge. Böhmisch: Mauscha. Polnisch: Mucha. Lateinisch: musca. Griechisch: μυ. Das Stammwort ist das alte mnen, mouen, muhen = benennhigen, mühen. Sieh' Wachter bei mühen.

2. Launen, Grillen, z. B. er hat Mufn in Kopf, d. h. er wird von Anfällen böser Laune geplagt, er wird gleichsam von Mücken gestochen.

3. Kurze, abgebrochene, kaum vernehmliche Laute von sich geben

„Nicht einen Muk von sich geben."

Adelung.

„Es soll nicht ein Hund mucken."

II. Mos. 11. 7.

In Kärnten: mul di nicht, rühr dich nicht. Auf andern Orten muxn.

mulat, hörnerlos, ohne Hörner seyn, von Böcken, Ziegen, Schafen, z. B. a mulate Gâs. Stammt von hameln, stümmeln, abhauen.

mummeln. 1. Zahnlos kauen. Englisch: mumble. Landschaftlich: mumpeln. 2. Undeutliche Töne von sich geben, mummeln, murmeln. 3. Langsam, beschwerlich kauen, mummeln, muffel.

munggazn, manggazn Munggazr, munkeln, heimlich, leise reden, sich ins Ohr sagen. Munggazr = ein leiser, kaum vernehmbarer Laut. Gehört zum Englischen: mumble in erster Bedeutung. Holländisch: moncken, monkulen. Im Latein bei dem Nonius muginari.

„Sie munkelten, er habe ein Bündniß mit dem Satan."

Adelung.

„Es munkelt sogar auch von Nachteulen,
Daß nicht viel Gutes bedeute ihr Heulen."

N. Feeschmäusler.

Somit hat es mit munkeln die Bedeutung: über bisher geheimgehaltene Dinge heimlich sich besprechen, über Geheimnisse anfangen einiges Licht zu verbreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 20. Sonnabend, den 5. Oktober 1861

Die Freiherren von Cranz in Kärnten.

(Nach dem biographischen Lexikon von Dr. Constantin v. Wurzbach.)

Cranz auch Cranz (später Kranz oder Krantz) Heinrich Johann Nep. nun Freiherr von (Arzt und Naturforscher, geboren den 24. November 1722, gestarben zu Judenburg am 18. Jänner 1797) war ein Schüler des großen Van Swieten, des Reformators der Studien Oesterreich's. Im Jahre 1750 erhielt er die medizinische Doktorswürde. Swieten, die bedeutenden Talente seines Schülers durchblickend, empfahl ihn der Kaiserin, die ihn nun auf ihre Kosten nach Paris schickte, wo er Levret's und Puzza's Vorlesungen hörte. Als er nach Wien zurückkam, erhielt er 1754 die Professur der Geburtshilfe, und da war es, haben wir hinzu zu setzen, wo er seine erworbenen Kenntnisse am Wochenbette seiner Monarchin und Wohlthäterin, durch eine ganz eigene Art die Entbindung zu fördern, geltend machte. Nach einigen Jahren vertauschte er obige Professur mit jener der Physiologie und Materia medica. Cranz besaß zugleich tiefe botanische Kenntnisse, verwendete sein bedeutendes Vermögen zu naturgeschichtlichen Forschungen. Zuletzt wurde Cranz zum österreichischen Medizinalrath ernannt, (wir finden ihn als k. k. Regierungsrath unterschrieben) im Jahre 1774 gedacht, zog sich aber in den letzten Jahren nach Niederlegung seiner Aemter auf sein Gut bei Judenburg (?) in Obersteiermark zurück, wo er bis auf sein Lebensende blieb. Soweit über seine Lebensschicksale Wurzbach, die wir jedoch, so wie die Geschichte seines bereits erloschenen, Kärnten heimischen Geschlechtes weiter verfolgen wollen.

Als Mann der Wissenschaft, als Naturforscher und Arzt behauptet Cranz in der Geschichte seines Faches einen der ersten Plätze in Oesterreich. De Luca in seinem gelehrten Oesterreich I. Band, Seite 80 — sagt von ihm: „Cranz gehört zu denjenigen Männern, die das Wiener medizinische Studium zur möglichsten Höhe brachten. Die Schriften dieses Gelehrten wurden den Ausländern bekannt, man kam von Leiden und von noch viel entfernteren Orten, um Cranzens Schüler zu werden; er bildete uns die geschicktesten Männer. Seine zum Drucke beförderte „Einleitung in die Hebammenkunst" gab den ersten Beweis, wie würdig er seinem Lehramte vorstund. „Van dem Lehrbuche de materia medica", sagt Baldinger in seinen „Biographien jetzt lebender Aerzte und Naturforscher", „daß es das vollständigste sey, so er kenne." Wir glauben hier die Aufführung der bei de Luca vorkommenden und bei Wurzbach weiter ausgeführten äußerst zahlreichen Lukubrationen desselben übergehen zu können und nur noch beisetzen zu sollen, daß er der erste die Heilquellen der Monarchie beschrieb, welches Werk noch häufig benützt und citirt den Titel hat: „Die Gesundbrunnen der österreichischen Monarchie" (Wien 1777) und dann später 1783 in Linz bei Frenner gr. 4.: „Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder der österreichischen Monarchie." Nach Cranz sind mehrere Pflanzengattungen benannt. Sprengel bemerkt von ihm: „Leider schadete Cranz seinem Ruhme durch leidenschaftliche Polemik gegen Linné und Jaquin". Welch ein Universalgenie Cranz war, beweiset, daß de Luca am Schlusse seines Werkes seinen Namen unter den hervorragenden Schriftstellern in der Heilkunst, Anatomie, Pathologie, Therapie, Botanik, Obstetrik, Chemie, Thermatik, Chirurgie und fast durchaus als den ersten in diesen einzelnen Fächern anführt.

Was de Luca im Verfolge seiner biographischen Notizen von Cranz schreibt: „im Jahre 17"" entsagte Cranz seinem aufhabenden Lehramte, und bringt nun seine Tage an der Seite seiner geliebten Gattin auf dem Lande zu," gibt uns den Schlüssel zu seinen fernern Schicksalen, die ihn nach Kärnten führten.

Mit Cranz befand sich in Wien auch seine Landsmännin Magdalena geb. Trem, so wie denn Van Swieten die Vorliebe der Kaiserin für die Niederländer vielfach dazu benutzte, sie in das damals noch wenig kultivirte und industrielle Oesterreich herein zu ziehen; man denke bei uns auf Thys, Schwere, Lenz, Clersait ꝛc. Die Trem war eine Schauspielerin von ausgezeichneter Kunst und Schönheit, welche bald die Augen der Höflinge, die der großen Welt auf sich zog! Indessen war es nur unserem Cranz gegönnt, ihr Herz, und ihre Hand sich anzueignen und in der Residenz an ihrer Seite als Gatte aufzutreten. So unangefochten und ungetrübt sollte jedoch Cranzens eheliches Glück nicht bleiben. Bald verpflanzte sich das Theater in die häuslichen Räume und unter den Acteuren fand sich eine Person ein, die auf dem Welttheater eine zu auffallende Rolle spielen sollte, um nicht bemerkt zu werden. Die Kaiserin, bekanntlich was Sittlichkeit, eheliche Treue und Anstand betraf, im hohen Grade strenge und gebiethend, kam nur zu bald in die Kenntniß des Verhältnisses, welches sich zwischen der Cranz und einer Person angesponnen hatte, welche ihr zu nahe stand, um darüber hinausgehen zu können. Das eheliche Band durfte nach der Ansicht der Monarchin keine Lockerung leiden, daher gab es in ihren Augen kein anderes Mittel, als die Eheleute von Wien zu entfernen. Cranz sollte seine Professur und sonstigen Bedienstungen niederlegen, aber seine Bezüge behalten, die nicht weniger als 6000 fl. jährlich ausmachten, und weit von Wien in ländlicher Einsamkeit ungestört und ungefährlich für andere die Blume hüthen, die er als Forscher aus dem ersten der Naturreiche sich in seinen Garten gepflanzt hatte. Er wendete sich nach Judenburg; doch, da auch da die Besuche sich

Digitized by Google

wiederholten, wurde ihm angedeutet, sich in einem abgelegenen Thale Kärntens sein Asyl zu suchen Für unsere „Mühlbach“, welche aus jener Periode in ihrem „Joseph II. und seine Zeit“ so vieles trefflich erzählt, hätte sich hier ein äußerst interessanter Stoff geboten, würde sie sich desselben haben bemächtigen können; wir indessen halten uns nicht für berufen, mehr als die einfachsten Lineamente anzudeuten.*) So kam Cranz in unser Gailthal, welches ferner von der Poststraße und vereinsamt, unserm Naturforscher ein ganz neues Feld für seine Thätigkeit bieten sollte. Cranz wurde, was er bisher nicht gewesen, Gewerk.

Die Kaiserin war gestorben und Joseph II., der die Ansichten und Wünsche Magdalenens am besten kannte, trug ihrem Gatten an, ob er nicht mit Zurücklassung seiner Bezüge vom Hof und Staat sich mit der Baronisirung begnügen wolle. Wer war zudringlicher als die ehemalige Actrice und Cranz fügte sich.**) Seine Geldverhältnisse waren damals allerdings sehr glänzend, er besaß in Wien sechs Häuser, große Barfonds, das Haus in, und die Gewerkschaften um Judenburg, wahrscheinlich die, so jetzt Mayerisch sind. Im Gailthale, wo Cranz mit dem Fürsten Poreia Kontrakte auf große Waldstrecken abgeschlossen hatte, handelte es sich vor allem am Herbeischaffung der Erze, auf die er nun allenthalben schürfen ließ. Daß Cranz bald nach seiner Auswanderung von Wien in diesen Gegenden, welche in gewerkschaftlicher Hinsicht ziemlich verödet waren und wo wir nur den Gewerken Joseph Ignaz von Marburg belehnt finden, dem Cranz seine Entitäten ablaufte, — seine bergmännische Wirksamkeit begann, finden wir durch eine unterm 10. Dezember 1785 von dem k. k. Berggerichte zu Klagenfurt ausgegangene Concession bestätigt, wodurch dem Herrn Heinrich Baron von Cranz in Erwägung eines zulangenden in dem Thale gegen die Luggau gelagerten Waldstandes, als Waldeisenzewerken zur angesuchten Uebertragung eines Stahlhammers von Thurn in die Gegend des Wetzmannes im Obergailthale, wie auch dort zur Errichtung eines Wallaschschlages mit drei Fenern, zweier Streckschläge, jeder mit einem Feuer, und eines Zainhammers mit einem Feuer, zu seinem Waldeisen-Bergwerke im Gail- und Gutschthale in Folge Gubernial-Verordnung vom 26. November 1785 die Bewilligung ertheilt wurde.

Auf diese und ähnliche Art, worüber uns jedoch aus den mangelhaften, bergämtlichen Akten des vorigen Jahrhundertes die urkundlichen Beweise fehlen, entstanden die Gewerkschaften zu Watschig oder Watschach und zu Grünburg, als Heinrich Baron Cranzisches Eigen, dann jene zu Kühweg, an deren Stelle jetzt eine Mühle steht, und in Seißinggraben von Kirchbach hinein, welche letzteren beiden der Baronin Magdalenn von Cranz zugehörten.

Von dem Daseyn unseres Cranz an diesem seinen neuen Wohnsitze erfahren wir nur wenig; wohl ist es uns aus dem Munde seines nachherigen Sachwalters, des Doktors Wodlei erinnerlich, daß dieser ihm nach der Hand einen wichtigen, mehr als 100.000 fl. betragenden Rechtsstreit wider Baron Egger in Leoben gewann, der, Gegenstände in jener Gegend betreffend, nur mittelbaren Bezug auf unsere Gailthaler Gewerkschaften hatte. Indessen bei allen diesen Glücksfällen litt Cranz an einem Krebsschaden in seiner Haushaltung, da die Baronin sich einem unangemessenen Luxus hingab und außerdem die Gewerkschaften im Gailthale, besonders die zu Watschig, an Stellen angebracht waren, wo die einströmenden Wildbäche und die bekanntlich reißende Gail nach einander ungemeine Beschädigungen anrichteten. Es schien als wollte Vulkan das verzehren, was Galenus in so reichlichem Masse verdient hatte, und dazu fehlte auch die Venus nicht. Die Seligkeit, eine so vielbewunderte und ihm anfangs vielbeneidete Gattin zu besitzen, schwand unserm Cranz Jahr für Jahr und es gab Augenblicke, wo der reiche Mann in Geldverlegenheiten kam. Als er das letzte Mal, erzählt es die Ueberlieferung, von Watschig abfuhr, nahm man dem bereits Creditslosen die Pferde weg und ein Wirth von dort mußte ihn nach Klagenfurt führen. Seine Frau soll ihm damals nachgerufen haben: „Vater, ach bleibe doch!“ Aber der Mann, der von Alter und Sorgen ergraute antwortete: „Ich kenne dich nicht und ich werde dich auf die Bühne zurückversetzen, woher ich Dich genommen habe.“ Die Baronin soll damals zu dem Werksinspektor Ginzl in einem Verhältnisse gestanden haben, welches sie nachhin mit ihm in einen Prozeß verwickelte.

Wie reich indessen Cranz in seinen ersteren Jahren war, ermißt man aus der Rede, welche einst die Baronin erließ, als das Wasser den Wehrschlag zu Watschig durchbrochen und man denselben repurirt und wieder verfüllt hatte. „Jetzt haben wir, sprach sie, den Wehrschlag mit Steinen verfüllt; sollte er noch nicht halten, dann werden wir dieses mit Thalern thun“. Es waren noch silberne Zeiten, die sich aber, wie wir sehen, erschöpften. Welche Verlegenheiten dem alten Herrn seine Beamten bereiteten, entnehmen wir aus einem vom 20. September 1796 datirten Original-Einschreiten desselben, gegeben von Watschig, womit Heinrich Johann Nep. Freiherr von Cranz N. O. Regierungsrath und Hammergewerk zu Watschig und Grünburg an die k. k. Berggerichts-Substitution zu Bleiberg das Ansuchen wegen Vornahme einer Inventur aus dem Grunde ansucht, weil er seinem bei obigen Werkern in Amtirung gestandenen Inspektor Anton Ginzl aus erheblichen Ursachen entlassen und statt desselben den Anton Joseph Klement, Verweser zu Kreuzen aufgenommen habe, um so mehr, da Ginzl, welcher zu jener Zeit bei dem Criminalgerichte zu Wien in Verhaft saß, die ganze Amtirung in große Unordnung und Verwirrung gesetzt habe.

Cranz überlebte dieses Wirrsal nicht lange; bereits den 18. Jänner 1797 starb er zu Judenburg, wohin er sich lebensmüd und altersschwach in seinem 75. Jahre zurückgezogen, seine drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, von denen eine sich mit einem k. k. Offizier vermählt hatte, der andern Schicksal aus aber gänzlich unbekannt ist, der Sorgfalt seiner Gattin hinterlassen und sonst testamentarisch über sein noch übrig gebliebenes Vermögen, welches aus der nachherigen Benehmungsweise seines Sohnes zu schließen, doch noch sehr beträchtlich seyn mußte, verfügt hatte. Daß Cranz sein eigentliches Domizil in Kärnten besaß, beweiset, daß das k. k. Landrecht zu Klagenfurt nach seinem Ableben als Verlaß-Abhandlungs-Instanz das Amt handelte. Auf dessen Veranlassung ließ das k. k. Oberbergamt und Berggericht das Inventar der Cranzischen Werker aufnehmen, woraus sich deren Bestand aus einem Schmelzofen zu Dellach, einem gleichen in der Seißing, einem Wallaschhammer mit zwei Schmieden und einem Rennfeuer, einem Streckhammer mit einem Schmied- und einem Rennfeuer, zwei Stahlschlägen mit zwei Feuern

*) Die Quellen unserer Darstellung außer den bereits angegebenen sind: die bergämtlichen Akten, welche uns mit liberaler Bereitwilligkeit ausgehoben wurden, die Mittheilungen über die noch vorhandenen und schon im Erlöschen begriffenen Traditionen im Gailthale, die Matrikelbücher, ständische Akten, und vielfach unsere eigenen Erinnerungen.

**) Erich und Gruber in der allgemeinen Encyklopedie der Wissenschaft und Künste (Leipzig 1822) führt ihn zuerst als Baron auf.

Digitized by Google

einem Stahlziehhammer mit einem Feuer zu Watschig, wo sich überdieß Drahtzangen und Nagelstöcke befanden, dann für Grünburg an der Göfering vier Hammerschläge sammt ebenso viel Feuer und ein Stuckofen sich ergaben, welche Werker eine Schätzung von 48.046 fl. erfuhren. Ueber die sonstige Verlassenschaft an nicht montanen Realitäten in und bei Indenburg, dann in Wien, so wie über die Passiven erfuhren wir nichts.

Die Vormundschaft über die drei Kinder führte Anfangs Frau Magdalena Freiin von Cranz, oder wie sie sich schrieb, Crantz, indessen wurde sie ihr aus unschwer zu vermuthenden Gründen von den l. k. Landrechten zu Klagenfurt mit Einstimmung des Obergerichtes unterm 11. Juli 1801 abgenommen, an Ignaz Rauscher übertragen, und von dem k. k. Landrathe Grafen von Enzenberg (Sohn des vielbekannten Präsidenten) eine neue Inventur mit Beiziehung eines berggerichtlichen Kommissärs vorgenommen.

Es ist übrigens ein offenbarer Irrthum anzunehmen, daß Doktor Wodlei in den Besitz der noch seiner Familie angehörigen dortigen Gewerkschaften aus dem Cranzischen Verlasse gekommen sey. Bereits unterm 3. März 1790 hatte der Gewerk Mathias Filzmayer von dem l. k. Gubernium in Graz die Bewilligung erhalten, einen Streckhammer mit zwei Feuern an der Göfering statt der früher angetragenen Glashütte zu errichten. Diese Gewerkschaft erkaufte Wodlei, wofür, wie für eine Blechwalzmaschine, er unterm 21. November 1801 von der k. k. Hofkammer die Concession für so lange erhielt, als der erforderliche Waldstand erweislich seyn würde, zu welchem neuerlich der landesfürstliche Traxelwald geschlagen werden war. — Nach dieser Ausschreitung, welche über die vormaligen und noch bestehenden Gewerkschaften im Gaitthale einiges Licht verbreitet, kehren wir zu dem im Jahre 1802 großjährig gewordenen Sohn und Nachfolger des berühmten österreichischen Arztes Heinrich Joh. Nep. Freiherrn von Cranz zurück. Johann Clement Baron von Cranz hatte seine Erziehung meistens unter mütterlicher Leitung vollendet, eigentlich fast keine außer der physischen erhalten. Er war groß und stark gewachsen, aber sein Geist war in der Hülle verkümmert, er konnte kaum zur Nothdurft lesen und schreiben, der Gedanke reich zu seyn, war mit ihm groß geworden und seine Mutter hatte an ihm einen Landjunker im gröbsten Style des vergangenen Jahrhundertes gezogen, der kaum einer Pustha Ehre gemacht hätte. Wie wenig er selbst von seinem Vater, welcher bei seinen ausgedehnten physikalischen und ärztlichen Kenntnissen doch in bergmännischer und praktischer Hinsicht so vieles übersah und außer Acht ließ, an Kenntnissen und Begriffen von seinen Entitäten überkam, beweiset seine unterm 26. Jänner 1807 von Watschig aus eigenhändig gefertigte Einlage an die l. l. Berggerichts-Substitution zu Bleiberg, womit er anzeigte, daß er zur Verfassung des bei dem l. k. Bergamte zu Klagenfurt zu errichtenden Bergbau-Entitäten Buches weder einen Lehenbrief noch eine andere glaubwürdige Urkunde vorzulegen vermöge, außer jener vom vorigen Besitzer, Johann Ignaz von Marburg überkommenen, womit demselben der Eisenbergbau in der Eggeralpe verliehen worden war, daher er sich begnügen müsse, die zur Cranzischen Gewerkschaft gehörigen und besitzenden Gruben anzuführen, um deren Vermessung und Verbuchung er bitte.

Dieser ist der einzige Akt aus seiner Hand; dafür erübrigt uns, als theilweise seiner Zeitgenossen, eine Reihe von Erinnerungen an seine großartige Verschwendung. Er war kaum in den Besitz des, wie gesagt, noch ansehnlichen väterlichen Vermögens gekommen, als er nun um, wie er glaubte, cavaliermäßig sich auszubilden und seinem Namen Ehre und Credit zu machen, in Klagenfurt seinen eigentlichen Aufenthalt nahm. Bei aller Unwissenheit war er ungemein eitel, aber doch nur darauf, als reich zu gelten und die Huldigungen einer Schmarotzerschaar zu empfangen. Er nahm Lektionen bei dem ständischen Bereiter Fakler, welcher, wie wir es sahen, den ungeschlachten Edelmann oft mit unsanften Reitpeitschenhieben traktirte, der auf seinem herrlichen Engländer in Kappenstiefeln, hirschledernen Beinkleidern und sonst eleganter Rennerkleidung nur nichts besser sich ausnahm als seine windischen Nachbarn um St. Stephan, die ihn jedoch durch ihre Haltbarkeit auf ihren Gäulen übertrafen. Er hatte außerdem eine prachtvolle Equipage, einen confortablen Jagdtroß unter Kommando seines Leibjägers Getha und war überall zu sehen, wo es eine Unterhaltung, ein Spiel gab. Da bewunderten wir auf der Schießstätte zu Welzenegg, wie er nicht ermüdete, mit den ihn umgebenden Schützen, einem Leitschacher, Rues, Kolitsch u. dgl. um einen Fünfer-Bankozettel in die Weite zu schießen, eigentlich zu fehlen; denn ein Schwarzschuß war bei ihm eine Seltenheit. Ebenso versuchte er sich auf der Kegelstätte, am Spieltische, wo man ihn auf alle Art dupirte, gewöhnlich an einen Spiegel setzte, was auch sonst an unerfahrenen Krapfelder-Bauern beim Ochsenhandel öfters geschah, und so ganz ungenirt ihm Summen über Summen abnahm, wobei er sich jederzeit zu trösten wußte, so z. B., daß er seine Zwanziger zu 21 Kreuzer anbrachte, nicht minder beschnittene Dukaten. Jeden Tag entwarf man Pläne zu Fahrten oder Fußparthien nach Ebenthal, Krumpendorf rc. und unser Cranz zahlte ganz so, als ob es seyn müßte, für alle Zechfreunde die Zehrung. Man rechnete, daß er in runder Summe 30.000 fl. jährlich bloß in Klagenfurt anbrachte. Damals, wo Triest zur See noch offen war und der schlechte Geldcours den Verlauf an das Ausland erleichterte, gab es für die Gewerken noch Verdienst; doch bei einer so elenden Aufsicht und Administration, wo sich alle mit dem Herrn Prinzipalen in das Einkommen theilten, langten diese Revenüen nur zum kleinsten Theile aus; die Zinsungen der Häuser in Wien, endlich sie selbst, mit dem was dem Baron Klement in Indenburg übrigte, gingen wie lockrer Schnee unter der heißen verschwenderischen Hand unseres Prassers daran, so daß, als er einst von so einer Wienerfahrt, auf der ihn die noch weit raffinirteren Schnapphähne der Residenz auf die elegantiste Weise entfiederten, im ledigen Naturzustande heimkehrte, er in Klagenfurt von seinem Kutscher 5 Gulden, um seine Zeche zu bezahlen, zu Leihe nehmen mußte.

Seine Mutter, von diesem selbst gezogenen Unheile schwer betroffen, suchte sich so weit es ging bei ihrem Eigenthume zu behaupten und es wo möglich durch einen glücklichen Wurf zu vermehren. So erkaufte sie von Kühweg aus in Gemeinschaft mit Maria Lampersberger zu Mitschig ein Grubenlehen auf Blei und Galmei im Tebergraben von Jakob Moser und Compagnie, laut des unterm 7. März 1804 ausgestellten Vertrages.

Noch einmal sollte sich der Stern unseres Cranz hellglänzend erheben, um dann in gänzlicher Nacht unterzugehen. Es war, als er in die Matrikel der kärntnerischen Landstände aufgenommen wurde, worüber man ihm das Diplom unterm 28. April 1808 ausstellte. Cranz fuhr mit einem Viergespann nach Klagenfurt, nahm Besitz von seiner Auszeichnung, Feste folgten auf Feste und bald war unser Herr und Landstand auf Kirchtagen und bei Gelagen nur im rothen

Digitized by Google

Uniforme zu sehen, spendete reichliches Geld und freundliche Blicke. *)

Eine Hauptleidenschaft, welcher unser Clemens bis in die Tage der Noth am längsten fröhnte, war die für Hunde. Einmal hatte er deren sieben in seinem Gefolge, die er besser hielt, als sich selbst. Jedem derselben ließ er Bratwürste auf einem abgesonderten Teller vorsetzen und da widerfuhr es ihm, als es schon sehr bergab mit seinen Finanzen ging, daß ihm ein Hammerarbeiter halb mitleidig, halb zürnend zurief: „Herr Baron, vielleicht werden sie dieses bald selbst brauchen." Im Jahre 1809, dem Kriegs- und Unglücksjahre, welches Kärnten mit französischen Truppen überschwemmte und seine Theilung zur Folge hatte, ergriff Cranz so wie die meisten Obergailthaler die Waffen, um vereint mit den Tirolern gegen die Unterdrücker des Vaterlandes zu kämpfen. Die Uebermacht machte jedoch den Widerstand unwirksam und Cranz alles für sich besorgend floh mit seinem Schildknappen Getha in eine Mühle des Grünburger Grabens, um da sich gleich jenem Wienerbürger zu verbergen, der bei der kurzen Beschießung der Stadt in einem Fasse seines Kellers sich verkroch, nicht ohne die geladenen Gewehre um sich zu stellen. Indessen diese lächerliche Episode hatte in so weit ernste Folgen, als von da an bei mangelndem Roheisen aus dem Unterlande und stockender Ausfuhr die Gewerke still stehen mußten. Diesem traurigen Ergebnisse war Baronin Magdalena durch ihren am 11. Mai 1809 erfolgten Tod ihrerseits zuvorgekommen.

Noch immer, wenn gleich schon eine Sechszigerin, hatte sie die Kennzeichen ihrer ehemaligen Schönheit bewahrt, obwohl die Dame sehr beleibt geworden war. Sie hatte sich in Reisach die sogenannte Tagger-Hube erkauft, ließ jedoch den Kaufbrief und Verehrschein auf den Namen ihres Müllers Andreas Anderwald verschreiben, wie man vermuthet, um jenem famosen Ginzl keinen Gegenstand zur Prozeßführung, wozu sie ihm durch früheres unvorsichtiges Vorgehen Gelegenheit gegeben, zu bieten. Die vorhinige Besitzerin der Realität, Magdalena Oberörg, war nun ihre Hausgenossin und Vertraute. Hier lebte die Freifrau durch 6 bis 8 Jahre und sah zu, wie das reiche Cranzische Erbe verfiel. Um nicht durch die Zudringlichkeit ihres verschwenderischen Sohnes auch noch den Rest ihres, wie man dafür hielt, reichen Habes zu verlieren, wickelte sie ihre Pretiosen in Zwirnknäueln. Als sie dem Tode nahe war, äußerte sie den Wunsch, man sollte ihre Fußsohlen nach dem Verscheiden brennen, um desselben gewiß zu seyn. Pfarrer Joseph Hechenberger von Grafendorf aus gerufen bereitete sie zum Tode; indessen die goldene Repetiruhr, die sie ihm zum Andenken bemeinte, wie jene Pretiosen und vermutheten sonstigen, verborgenen Schätze kamen nach ihrem Tode abhanden. **)

Die Gläubiger unseres Cranz hatten in Wahrnehmung des Verfalls seines Vermögens ihn unter Sequester setzen und ihm jährlich 600 fl. auswerfen wollen, doch er wollte Herr bleiben, so lange es ging. Die Nacht vom 16. auf den 17. August 1810 *) brach ihm vollends den Stab: ein furchtbarer Wolkenbruch verwüstete das Gailthal; alle Cranzischen Hammerwerke und sonstig dazu gehörigen Gebäude waren wie von der Erde hinweggetilgt und was noch zu sehen, trugen die Leute für das ihnen Ausständige: Arbeitslohn, Fuhren u. s. f. hinweg. Die traurigsten Spuren aber hinterließ Watschig. Die Ruinen, wie die einer Ritterburg, zeigten lange Jahre die Stätte, wo die Starken sich des Mal's gefreu't. Wie zur Ironie aber kam in letzter Zeit gerade ob dieser Ruine „die neue Schloißniggstraße" vorbei. Dieß veranlaßte einen unternehmenden Bauer, die Ruinen sammt dem umliegenden Terrain käuflich an sich zu bringen, und was früher das Herrschaftshaus war, ist jetzt der Stall, darauf das Wirthschaftsgebäude, und rechts an der neuen Straße entstand ein stark besuchtes Wirthshaus sammt Krämerei.

Merkwürdig bleibt es, daß man, um aus dem weiten hohen Schutte das viele geschlagene Eisen, welches darin verborgen lag, herauszufinden, den berühmten Markscheider Florian aus Bleiberg sich verschaffte, der über jene Stätte der Verwüstung Schnüre zog, den Magnet daranheftete und so durch seine Anziehungskraft sich die Kenntniß verschaffte, wo jene Eisenvorräthe lagerten.

Baron Cranz war nun ein Bettler, er befaßte sich unter andern mit Kegelaufsetzen; allein sobald er einige Kreuzer im Sacke fühlte, ging er zu den Scheibern über, bis er davon los war, wo er dann seinen früheren Erwerb fortsetzte. Als man ihn eines Tages fragte: Herr Baron, wie würden sie es anfangen, wenn Sie wieder in ihre alten Umstände rückversetzt würden? Ganz lakonisch gab er zur Antwort: „Wie früher."

Mit der Gleichgültigkeit eines Diogenes ertrug er sein Schicksal. Sein einziger Gefährte und Freund war sein Scheck, ein weißer, braungefleckter Vorstehhund, den er wo möglich mit Fleisch fütterte, während er Polenta genoß. Einen Valentin, wie Raimunds Verschwender, hatte er nicht gefunden, obwohl er von Dr. Wodlei, Handelsmann Morokutti und von den Bleiberger Gewerken, wenn er dort vorbeikam, viele Spenden erhielt. Auf diesem Wege sahen wir ihn gewöhnlich alljährlich nach Klagenfurt mit seinem treuen Hunde wandeln, sein Gratiale abzuholen; mit sich selbst redend und philosophirend ging er dahin. In der Sommerzeit machte es ihm ein Vergnügen, den Schnitterinnen die Sicheln zu wetzen und dafür ihr Lob zu empfangen; sonst kauerte er auf den Bänken herum und bereitete sich selbst sein karges Mahl. So fand ihn der Tod in einem Hinterstübchen des Marktes Hermagor in dem Hause beim Drexler. Seine Beerdigung mußte mit milden Gaben bestritten werden. **)

*) Außer dem Feudal- und Patriziatadel besaß und besitzt Kärnten den beiweiten zahlreichsten aus der Klasse der Industriellen, darunter vorzüglich der Gewerken, so die Grafen Egger, Christalnigg, Stampfer, Wittmann, Grattenegg, die Barone Herbert, Dickmann, Kotter, Sitbernagel, Benagtio von Ralenbach, die von Pfeilheim, Ralner, Mitesi, Canal, Mara, Strahlendorf ꝛc.

**) In der Sterbmatrikel der Pfarre Reisach heißt es: Magdalena Freifrau von Cranz, geborne Trem (oder Trom) aus Luxenburg gebürtig, katholischer Religion, 64 Jahre alt, nachdem sie vom Herrn Hechenberger, Pfarrer in Grafendorf das Sakrament der Buße und durch den Ortspfarrer Ulrich Fritz die hl. Wegzehrung und die letzte Ölung empfangen hatte, starb den 11. Mai 1809 am Brande und wurde von obbenanntem Pfarrer am pfarrlichen Friedhofe eingesegnet.

*) Die Schilderung davon in der Notiz der „Carinthia" von Nr. 2, Jahrgang 1858.

**) Das Sterbebuch von St. Hermagor enthält: Am 20. Mai 1843 starb zu Hermagor, Haus Nr. 38, Klemens Freiherr von Cranz, gewesener Besitzer der vormals bestandenen Hammergewerkschaften von Watschig, Kühweg, Grünburg ꝛc., katholisch, (ledig) 65 Jahre alt, an nervöser Lungensucht, wurde am 22. Mai vom Pfarrkaplan Joseph Egger eingesegnet.

Digitized by Google

Kein Leichenſtein deckt ſein und ſeiner Mutter Grab; mögen dieſe Zeilen die Erinnerung an ſie bewahren, wie die an den Vater ſeine gelehrten Werke; es liegt viel Belehrendes in ihren Lebensſchickſalen; eine ſtille Theilnahme und ein frommes Gebet ſey ihrer Aſche!

H.

Ueberm Malnitztauern am 7. Auguſt 1846.

Der Morgen grau't — die Pferde ſind geſattelt —
Im Bügel ruht des freud'gen Reiter's Fuß — —
Schon geht es aufwärts und entgegen ſenden
Die Alpenblumen ihren duft'gen Gruß.

Und immer heller wird es in den Lüften —
Roth färbt ſich ſchon der Wolken Lämmerſchaar,
Und dieſer nähert ſcheinbar ſich in Kreiſen
Der kühne, raubgier'ge Königsaar.

Nur Krummholz wuchert noch zu beiden Seiten
Des Weges, der allmählig bergan geht;
Da winkt zur erſten Ruh' die Manhartshütte, —
Die ferne nicht — einladend vor dir ſteht.

Wer gönnt nicht gern dem Pferd, das ihn getragen,
Die nöth'ge Labung, eine kurze Raſt,
Nach der ſich auch der müde Wand'rer ſehnet,
Der hin zur Höhe ſtrebt mit reger Haſt. —

Noch gilt es manche Strecke zu beſiegen,
Manch' Felsſtück, das zu überſteigen iſt,
Eh' wieder eine Stelle iſt gefunden,
Wo du geſchützt vor Ungewittern biſt.

Dort die Kapelle iſt es, die vor Jahren,
Eh noch am Tauernfirſt das Schutzhaus ſtand,
Ein jüngſt verſtorb'ner Seelenhirt *) erbaute,
Deß Heimath war das ſtille Kärntnerland.

Wohl mehr als vierzig Sommer fand der Edle
Stets friſche Kraft und neuen Lebensmuth
Im Quell' Gaſtein's, daß noch mit neunzig Jahren
Im Greiſe ſollte jugendliches Blut.

Dieß heilige Aſyl wird jeder ſegnen,
Der dieſen Weg zur Wunderquelle geht,
Erteilt ihn da des Sturmes furchtbar Toben,
Und wenn der Schnee die Steige hat verweht.

Von Dank erfüllt für ſolche Menſchenliebe
Führt friſcher Muth dich hin zum neuen Port,
Wo in Gefahr die Glocke laut ertönet,
Dich hinzuleiten nach dem Rettungshort.

Noch wen'ge Schritte und am Wetterkreuze
Stehſt du, der beiden Länder Grenzespfahl,
Dort weiſt du noch, zurück die Blicke wendend
Zu deiner Heimath ſchönen Alpenſaal.

Du ſiehſt den Punkt, wo über die Gewäſſer
Der Drau — bei Villach ſich die Brücke ſpannt —
Und gegen Weſt, erklimmeſt du den Hügel,
Des Glockner's königliche Eiswand.

Und ſiehſt du auf des Schneefeld's weißer Fläche,
Die dieſen Tauernübergang hier krönt,
Biſt du bereits in Salzburg's Alpenkranze,
Wo Sennenlied in's Waſſerrauſchen tönt.

Du fühlſt dich heimiſch bald bei Flur und Menſchen —
Der Alpenſohn iſt überall ſich gleich —
Man kömmt dir offen, brüderlich entgegen,
Wie du begrüßt der Salza ſchönes Reich.

M.

*) Domkapitular und Probſt Leopold Anton Peaskowitz, geſtorben zu Klagenfurt am 28. April 1846.

Vaterländiſche Notizen.

Es gehört zu den bisher nicht beſprochenen Thatſachen, daß, wie es die Klagenfurter Zeitung vom 29. April 1790 anführt, bereits damals in Klagenfurt eine Dilettanten-Geſellſchaft für das Theater beſtand. Es heißt nämlich:

„Eine Geſellſchaft von Theaterfreunden hat ſich anhäuſchig gemacht, dieſen Sommer hindurch, wenigſtens zwei Mal jeden Monats, zum Beſten des hieſigen Armen-Inſtitutes in dem ſtändiſchen Theater Schauſpiele zu geben. Sonntags den 18. dieſes, wurde von dieſer edeldenkenden Geſellſchaft zum erſtenmal aufgeführt: „Der Vicekanzler.“ Zahlreich waren die Zuſchauer, ungetheilt der Beifall, den die Aufführung mit allem Recht verdiente. Dankbare Thränen der leidenden Menſchheit ſind der Zoll, die für die Unternehmer eben ſo reichlich fließen, als für das gutthätige Publikum, ſo die Unternehmung durch ſeinen zahlreichen Zuſpruch unterſtützet.“

Weitere Angaben fanden wir darüber in jenen Blättern nicht. —

Daß es auch damals an Vorſchlägen für das Schulweſen nicht mangelte, die gegenwärtig faſt täglich auftauchen, davon in obiger Zeitung vom 4. November 1790 der Artikel aus Wien vom 21. Oktober 1790, welcher folgendes enthält: „Man ſagt, daß die Studien Hofkommiſſion aufhören werde, dagegen ſollen die Normalſchulen dem Magiſtrat, die Humaniſten den Landrechten, die Philoſophen denen Landſtänden, die Jueiſten der Appellation, die Mediziner dem Herrn Baron von Störk (kaiſerlichen Leibmedikus) und die Theologen Sr. Eminenz dem Cardinal-Erzbiſchof untergeordnet werden.“ —

Dem Zeitungsblatte vom 19. Auguſt 1790 iſt angefügt die „Conſignation deren im Jahre 1790 bei dem Magiſtrat der Hauptſtadt Klagenfurt neu aufgenommenen Bürger:

Namen.	Gewerb.
Hr. Joſeph Allon,	Weißwaarenhändler.
„ Johann Wettich,	Schwabenwirth.
„ Joſeph Quantitſch,	Bäckermeiſter.
„ Martin Bauer,	Weißgäbermeiſter.
„ Leopold Peternell,	Kupferſchmiedmeiſter.
„ Anton Lechner,	Hutmachermeiſter.
„ Johann Unterweger,	Peruquier.
„ Leonhard Prieß,	Kirſchnermeiſter.
„ Joh. Wolfgang Rumpf,	Schneidermeiſter.
„ Adam Schweighart,	Schuhmachermeiſter.
„ Johann Brandſtätter,	Schuhmachermeiſter.
„ Karl Ludwig Schön,	Gelbgießer.

Digitized by Google

Hr. Ferdinand Bader, Tändler.
„ Thomas Bradatsch, Lahnlutscher.
„ Johann Trabesinger, Steinbierbräuer.
„ Simon Felber, Uhrmacher.

Wenn gleich ein Theil dieser Namen den Semiaren der Gegenwart bekannt seyn dürfte, finden wir doch nur einen derselben (Trabesinger) gegenwärtig noch unter den Wahlberechtigten der Gewerb- und Handelskammer der Hauptstadt. Welche Veränderungen haben nicht 70 Jahre unter den Bewohnern derselben herbeigeführt!

(Die Besuche an des Büßers Boleslaus zu Ossiach Grabesstätte.)

Das Benediktinerkloster Ossiach gab bekanntlich dem polnischen Könige Boleslaus Sebri, dem Mörder des hl. Bischofes Stanislaus und nachhinigen Büßer sein letztes Asyl, wo er anscheinend stumm sein Leben beschloß, erst auf seinem Todtenbette seinen Stand offenbarte und mit dem geretteten Habe den Unterhalt einer Zahl Taubstummer stiftete, deren fortdauernde Anwesenheit im Kloster für die Wahrheit obiger Thatsache ein eben so gültiger Beweis seyn mag, als Verbriefungen und Erzählungen von Chroniken.

Das Grab des Königs, welches in neuester Zeit eine mehrere Pflege und angemessene Ausstattung fand, war und blieb ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Verehrung seiner Landsleute, welche in verschiedenen Zeiträumen es besuchten, denen man auch die theuer bewahrte Hinterlassenschaft: seinen Siegelring zeigte. Diesen durch einen ähnlichen nachgemachten zu vertauschen und den echten nach Polen zu entführen, gelang einem dieser Pilgrime und von nun an beschränkten sich nach der Klafteraufhebung die Reliquen des Königs einzig auf den Rest seiner an der Kirche ruhenden Gebeine.

Wir besitzen von den wenigen urkundlichen und sonstigen schriftlichen Nachlässen dieses, wie man glaubt ältesten kärntnerischen Stiftes noch eine Reihenfolge der Miniatur-Abbildungen seiner Aebte bis zum letzten, Roman Zusner herauf, wovon wohl nur die allerletzten eine Porträtähnlichkeit haben mögen und die beiden von Hermann Ludinger und Roman Zusner mit Oel wirklich meisterhaft gemacht sind. Diese Porträte sind in ein Buch mit Schweinsleder-Ueberzug in länglichem Großquart gebunden, und befinden sich als Andenken des letzten Abtes in den Händen seines Neffen Herrn Scheidenberger in Villach. Außer den Porträten zeigen sich darin auch mehrere schriftliche Bemerkungen, worunter die eigenhändigen Einzeichnungen von einigen, dort in letzter Zeit anwesenden, Polen die merkwürdigsten sind, sie lauten:

Josephus Ledria Comes Poninski, delegatus Serenissimae Reipublicae Polonae sub tempore interregni 1763 ad quinque curias Europae, Generalis Major exercituum regni, Capitaneus Ostrecensis, Magni Ordinis Christi et ordinum militarium eques m. p.

En Volski studuit beno do piotate mereri
Sed quid, quid potuit gloria tua, Cbriste tua est.
1768
La.

Dio 26. Aprilis 1784 visitabant monasterium Ossiacum Duns. Comes Klevinski cum socio suo Religioso P. Augustino Frantz scholarum piarum ex provincia Litwana. man. pria.

Der erste dieser Besucher war Graf Poninski, wie er sich nennt, Abgesandter der Republik Polen zur Zeit des Zwischenreiches im Jahre 1763 an die fünf Höfe Europa's; der letzte im Jahre 1784 Graf Klevainski. Die mittlere Inschrift läßt uns über den Autor zweifelhaft, indem der Ausdruck Volski sich wohl eher auf Boleslaus als den Schreiber bezieht.

H.

Meteorologische Stationen in Oesterreich.

Bekanntlich wurden durch das Sparsystem des Grafen Goluchovski zumeist die wissenschaftlichen Anstalten hart getroffen. Die geologische Reichsanstalt wurde von dem ihr zugedachten Untergang durch den vorjährigen Reichsrath gerettet, die meteorologische Central-Anstalt, ohnehin in ihrer Dotation nicht mit dem zehnten Theile dessen bedacht, was jene kostet, mußte ihre Publikationen gänzlich einstellen und ist so in ihren Witterungsübersichten beim Schluß des Jahres 1858 stecken geblieben. Vor kurzem hat die Anstalt ihre Veröffentlichungen in beschränkter Ausdehnung wieder aufgenommen. Wir entnehmen der Uebersicht für das Jahr 1859 folgende Daten. Es sandten bis Ende dieses Jahres 124 Beobachtungsstationen ihre Beobachtungen an die Anstalt ein. Diese vertheilen sich so auf die einzelnen Länder: es waren 19 Stationen in Kärnten, 19 in Ungarn, 14 in Tirol, 11 in Böhmen, 8 in Oesterreich, 8 in Italien, 6 in Steiermark, 5 in Galizien, 5 in Siebenbürgen, je 4 in Schlesien und Dalmatien, je 3 in Salzburg, Krain und Mähren, je 1 in Slavonien, Butowina, Triest, 7 Stationen im Ausland. — Die höchsten Stationen darunter sind: Obir (1048 P. Klft.), Bormio am Stilfser Joch 934, Raggoberg im Möllthal 883, Luschariberg 880, Kalkstein in Tirol 750, Unter-Tilliach in Tirol 740 — Kärnten ist also an Zahl der Stationen noch von keinem andern Kronlande übertroffen und hat außerdem die höchst gelegenen aller.

Aus der Nachbarschaft.

Geologische Streiferelen.

Nicht nur betreff der Vergangenheit gehört Windischgraz dem Nachbarlande Kärnten an, auch die Gegenwart beweiset dieß durch Sprache, Sitten, Tracht und andere Lebensbilder, wie es jeder aufmerksame Reisende, desto mehr Jener, den das Geschick zum Windischgrazer macht, bald wahrnimmt. Aber nicht nur den carantanischen Historiographen und Ethnographen dürfte unsere Gegend interessiren — auch den ganz gewöhnlichen Menschen, der hier (als Einbruchstatien, wie Neumarkt in Obersteier) Steiermark betritt, um auf der kürzesten Linie zur Eisenbahn zu kommen oder (was jetzt ebenso wichtig) nach Sauerbrunn und in unsere Bäder.

Wieder ein Interesse ganz anderer Art biethen die geologischen Verhältnisse, worin sich unser Bezirk (nach Dr. F. Stolle's Berichten) ganz besonders auszeichnet und eben wieder der Vergleich mit dem nachbarlichen Kärnten, d. h. dem nächstangrenzenden. Leider sind dem Schreiber dieser Zeilen die nähern dießfälligen Verhältnisse Kärntens unbekannt und er erinnert sich nur schwach mehr eigener Anschauung aus vergangener Zeit und des Verkehrs hierüber mit dem in allen Kreisen (quibus interest) wohl unvergeßlichen Professor Anker, den Familienverhältnisse manchmal ins schöne Lavantthal führten. Dasselbe und der Speikkogel waren einst

Digitized by Google

und in jeder Beziehung — sit venia verbo — meine schwachen Seiten!

Und eben dieß Thal nun (meine gegenwärtige Nachbarschaft) stellt mit dem Mißlingthale (meiner p. t. Heimath) eine Längenthal-Bildung dar, wie es jede Landkarte zeigt, und es scheinen Beide nicht durch Ausnagung ihrer Flüsse entstanden zu seyn (wie dieß sonst und anderwärts angenommen wird), sondern wenn man das gähe Aufsteigen der Sau- und Choralpe, so wie des Bacher's auf der Westseite, wie die sanfte Abdachung dieser Berge gegen Osten in Erwägung zieht, mit der geologischen Bildungsweise der ganzen Gegend zusammen zu hängen.

Interessant wär's hier, die Seehöhen aller Schlösser genau zu bestimmen, an denen sich die Sage knüpft, daß ihre Mauern sich in den nebigen See'n spiegelten, — allerdings sind es Sagen z. B. im Lavantthale von Hartneidstein, Rabenstein, sogar vom St. Paul u. s. w. im Mißlingthale von Pangratzen, Gradisch, u. a. allerdings zeigen sie eine Verwierung der Zeitrechnung, da solcher Wasserstand offenbar der Vorzeit angehört, während diese Schlösser doch erst aus christlichem (wenigstens historischen) Zeitalter herrühren, aber sie bleiben van hoher Bedeutung für den Natur- und für den Geschichtsforscher, besonders bei ähnlichen Verhältnissen, wie eben hier.

In Folge reichen Auftretens von geologischen Formationen und der klaren Gruppirung derselben zu orografisch von einander abgesonderten Parthien — ja wirklichen Gegensätzen gehört Windischgraz (der Bezirk, wie vorerwähnter Geologe meint) zu den merkwürdigsten Gegenden der Steiermark und gewährt im kleinen Rahmen ein Musterbild der Gebirgsbeschaffenheit von Untersteier überhaupt, was wohl auch vom eben nächst gelegenen Kärnten hier passen dürfte. Neptun und Vulkan sind hier hart aneinander gerathen, aber ein schönes fruchtbares und friedliches Thal hat sich zwischen sie gelagert: es ist das eigentliche Mißling- auch Windischgrazerthal genannt, welcher Fluß den westlichen Abhängen des Bacher's entströmend nach kurzem Laufe gegen Nordwest (wie die Lavant gegen Südost) bei Draubnrg, vereint mit der aus Kärnten kommenden Mieß sich in die Drau ergießt.

Die chrystallinische Central-Zone der Alpen, denen auch die Sau- und Choralpe angehören, tritt hier dicht heran an die Zone der südlichen Kalkalpen, denen die Petzen angehört, und an einigen Punkten lagern Glieder der Letztern unmittelbar an solchen der Erstern, wie dieß aus Stolle's Erhebungen, der Verfasser (Karl F. v. Czörnig) der unlängst erschienenen „statistischen Darstellung der Verhältnisse des Grundbesitzes" in diesem Bezirke bildlich (in einem Profile vom Urfulaberge zum Bacher) darstellt. Wie schon die äußern Formen der Urgebirge, z. B. Bacher, Choralpe gegenüber den Kalkalpen, z. B. Caravanken, Sulzbacher u. a. m. auf den ganz verschiedenen innern Bau schließen lassen, so zeigen meist auch ihre Rundschauen ganz verschiedene Bilder, deren Charakteristik hohes Interesse und einen Genuß nicht nur für den Naturforscher, sondern auch für den Zeichner und Naturfreund, ja jedem denkenden Menschen — gewährt, der selbst empfunden werden muß, mit Worten aber nicht beschrieben werden kann.

Ein Geschäft führte mich unlängst von Windischgraz dem rechten Drauufer entlang, eine wunderliebliche Parthie zwischen Obstalleen und muthiger Abwechslung über Tscherberg und Leifling nach Neuhäusl, wo d. z. ein Veteran gemeinnützigen Strebens und der Humanitätsliteratur sein Tusculum aufgeschlagen und die Sehnsucht, einen alten, lieben Freund wieder zu sehen, verleitete mich van da wieder zu einem Abstecher nach Schwabegg, welch' kleine Raute wieder reichen Stoff zu Betrachtungen über neptunische und vulkanische Bildung eben dieser Gegend gäbe! —

Die Aussicht vom erstgenannten Schlosse auf dem zerklüfteten Terrain bis zum tiefen Thale, in dem die Drau ihre grauen Wogen fortwälzt, die Hochebene, worauf letzterwähntes freundliches Pfarrdorf liegt, die terrassenförmige Bildung des linken Drauufers, an dem sich wie ein weißer Faden die Poststraße hinzieht, im Hintergrunde der Speikkogel mit seinen schneegefüllten Schluchten, während die Vorberge alle Kulturgattungen zeigen — liefern ebenso für den Geologen, als für dem Maler ein schönes, lehrreiches und interessantes Bild voll reizender Abwechslung und ungemeiner Erhabenheit, ein Bild, das ich vor meinem geistigen Auge so treu bewahren werde, wie die freundliche Aufnahme überall, wie die Liebe zu meinem zweiten Vaterlande „Kärnten" in meinem Herzen.

J. C. H.

Der Todtengräber.

Gewiß wird schon mancher von den freundlichen Lesern der „Carinthia" in seinem Garten selbst die Bemerkung gemacht haben, daß irgend ein todter Körper, z. B. eine Maus oder Kröte in weicher Erde von selbst immer tiefer und tiefer sank und endlich ganz verschwand. Allein die Ursache dieses allmähligen Unsichtbarwerdens dürfte ihm ohne nähere Untersuchung des Todtreiches an der bezüglichen Stelle nicht klar geworden seyn, obgleich sie ganz nahe liegt. Es ist ein mäßig großer, etwa einen halben Zoll langer Käfer, Necrophorus, Silpha, der Todtengräber genannt, welcher die Erde unter dem Cadaver immer mehr wegscharrt und somit das Sinken desselben veranlaßt. Man zählt gegenwärtig schon 50 hieher gehörige Arten, wovon die Necrapharus-Spezies, 15 an der Zahl, vom Aas kleiner Thiere leben und selbe vergraben. Die Silpha-Spezies leben vom Aas und Schwämmen, und halten sich daher immer auf der Erde auf. Bei uns finden sich aber nur 5 bis 6 Arten vor, in höheren Gebirgsgegenden gar nur 3, nämlich: Necr. martuorum. Fabr. der kleinere Todtengräber und der gewöhnliche; dann Silpha thoracica, der rothhalsige und endlich S. atrata oder obscura, der schwarze. Von dem ersteren nun ist eine todte Maus in 3 bis 4 Stunden in lockerer Erde schon so tief eingegraben, daß man nichts mehr von ihr sieht; er gräbt sie aber in einigen Tagen einen Fuß tief und noch tiefer ein, theils um diese lockere und für ihn köstlich duftende Speise für sich allein zu gewinnen, wohl wissend, daß er selbe oder der Eede mit andern Todtengräbern und mit der Schmeißfliege, musca vomitoria, theilen muß, theils auch, weil ihn eine geheime Naturstimme belehrt, daß faulende thierische Körper tiefer als einige Zoll eingegraben werden müssen, sollen pestartige Ausdünstungen zum Verderben der Menschen verhindert werden. Er hat einen äußerst feinen Geruch, so daß er, wenn er bei dem Aas etwa vorbei geflogen ist, in ganz kurzer Zeit wieder umkehrt, und jetzt dasselbe richtig zu finden weiß. Für unseren Geruchsinn ist seine Ausdünstung eben nicht angenehm, dies ist richtig, allein er riecht, wie alle Handwerker, nach seiner Profession, seinem Metier, und verdient deßhalb keinen Tadel. Wer immer mit übel riechenden Dingen umgeht und sogar darin wohnt, so wie er, kann nicht wie ein Zierbengel nach Mille de Fleurs,

Digitized by Google

oder nach Kölnerwasser riechen. Unser Käfer besitzt aber, außer dem seinen Geruch, der zu seinem Berufe erforderlich ist, auch noch eine unglaubliche Kraft besonders im Vordertheile seines Leibes und ist im Stande, eine 1 Pfund schwere Glasglocke fortzuschieben und sich unter derselben hervorzudrängen, wenn sich nur die geringste Oeffnung zeigt. Die bedeutende Kraft dieses Käfers, des Necr. mortuorum, hat Referent dieses am 16. August v. J. selbst zu sehen Gelegenheit gehabt. In glühend heißer Sommerhitze lag an einem abschüßigen schotterigen Feldwege eine todte Ratte, mephitische Gerüche um sich verbreitend. Nur zwei Exemplare des erwähnten Käfers hatten von dem herrlichen Mahle Besitz genommen. Das Eingraben war an dieser Stelle eine absolute Unmöglichkeit, und somit fuhrwerkten sie, um einen besseren Ort dazu anzutreffen, langsam den Weg hinab, die Ratte bald vorne bald hinten in die Höhe hebend und weiter schiebend. Gerieth der Transport irgend eines Hindernisses wegen in's Stecken, so kam bald der eine, bald der andere von ihnen unter der Last hervor um nachzusehen, was es denn eigentlich gäbe. Referent konnte aber das Ende des Argonauten-Zuges nicht abwarten. Die kluge Fürsorge des Käfers aber, falls es ihm unmöglich ist, ein Aas einzuscharren, hat Schreiber dieses am 31. Juli l. J. beobachtet.

In einem hart befahrnen Geleise an einem Waldwege lag eine todte Spitzmaus. Fünf kleine Todtengräber liefen ängstlich und unaufhörlich nach allen Weltgegenden aus, eine geeignetere Stelle zur Beerdigung dieser wohlschmeckenden Nahrung aufzusuchen. Umsonst, rings herum überall feste Erde! Was thaten sie nun? Sie paarten sich, und so wie die Weibchen ihre Eier, um [illegible] zukünftigen Jungen die passende Nahrung gleich an Ort und Stelle zu verschaffen, sonst immer nur unter der Erde in die Cadaver legen, so thaten sie es jetzt ober derselben, um der Spitzmaus, wenn auch etwas später als beim Eingraben, doch ganz gewiß den Garaus zu machen, während zugleich zwei blaue Schmeißfliegen eifrig beschäftiget waren, dasselbe Aas, welches einen häßlichen Gestank um sich verbreitete, mit ihren Eiern zu bespicken. Am 2. August besuchte ich den gleichen Ort. Die Maus war 2 bis 3 Fuß weit in dem Geleise von der alten Stelle gerückt, der üble Geruch war verschwunden und fünf rothhalsige Todtengräber waren eifrig in Ausübung ihres Amtes begriffen, sie nagten alles noch übrige Fleisch vom Cadaver hinweg, so daß er einem förmlichen Siebe ähnlich war, sie seeletirten die Maus. Die Todtengräber-Spezies unterstützen und ergänzen sich also gegenseitig, was die eine übrig läßt, wird von der andern vollständig vernichtet. Man begreift wohl leicht, wie überaus nützlich sie dadurch für uns Menschen werden, mögen sie übrigens stinken wie sie wollen. Ihres nützlichen Berufes wegen hat die schöpferische Allmacht diesen Käfern — als stets wachsamem und regen Sanitäts-Personale — auch ein kaligraphisches Diplom in Gestalt zweier ausgezackten rothgelben schönen Querbinden über die Flügeldecken gezeichnet, uns zum Wahrzeichen, daß sie unseres Schutzes und unserer Verehrung würdig sind.

Am 8. August 1861.

R. K.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 19.)

mundsam, fröhlich, aufgeräumt.

murat, finster, ernst, verdrießlich, gehört zu murren, in der Bedeutung: Unwillen, Mißvergnügen äußern, so wie murmeln.

Ni tharft thu thes wiht fragan.
— — — —
Odo ja wiht thara ingegini
Murmulon thiu menigi.

Nicht darfst du irgend Etwas fragen.
— — — —
Oder Etwas dagegen
Murmeln in die Menge.

Otfr. V. 20. 65.

murggat, unfreundlich, düster, verdrießlich aussehen, sich geberden; zu murren.

Murre, der Bergsturz.

Murm, die Brombeer. Griechisch: μυρος. Slovenisch: Mura = die Mur, mur = ein schwarzer Käfer, murm = Brombeer, muri = schwarzer Ochs, maura = schwarze Kuh.

Murgn, die Gurke, cucumis sativus, Linné. Böhmisch: Wokurki.

„Mit kürbiß, plutzer, vnmurken,
Melaun, erdäpfel vil wägen da stehn.

Wolfgang Schmeltzel Lobspruch der Stadt Wien. 1543. Vers 944.

murzâb, von der Wurze weg.

mugn, sieh' munkn. — Im Cymb. Moc = mukken, Miene machen.

Muz, Muza, die Katze überhaupt; wie auch der Name, bei welchen man sie herbeiruft. Dem Geschrei dieser Thiere abgeborgte Wörter, wie das Französische mite. Italienisch: mizia. Spanisch: miz.

muzat, geschmückt, geziert am Kopfe. Stammt von Mutze, Mütze, d. h. im Hauptschmuck überhaupt, und dann Schmuck im Allgemeinen. Adelung führt an: In dem zu Basel 1523 gedruckten neuen Testamente wird schmücken als ein unbekanntes Wort durch zieren, und aufmutzen erklärt. Im Brem: R. S. W. B. upmutzen.

N.

nūn, nein, nicht.

Nâag, nâagn, neigen, z. B. das Biar is af der Nâag, d. h. auf der Neige. Landschaftlich: ungen, unegen. Lateinisch: nuo, nuito. Griechisch: νευω. Englisch: to nod = neigen = nicken.

nânte, arm, bedürftig, elend seyn.

unbach, adverbium und adjectivum, verkehrt, nicht passend, schief, unrecht, z. B. i hân di Pfâat nabach ângelögt; af der nabachn Seitn, a nabache Antwort. In Norddeutschland ähig, einig. In Baiern nach Zauner gabisch. Schwedisch: afwig. Die alten fränkischen und alemanischen Schriftsteller gebrauchten es nicht nur im physischen, sondern auch im figürlichen und moralischen Sinne. Abaho firstanden, etwas falsch auslegen, im deutschen Idiom. Cap. 9. — Bei Otfried: ther abaho githank, d. h. der sündige Gedanke. Stammwort ist ab.

Naber, Nabiger, der Bohrer. In der Florentinischen Glosse beim Eckhard, Seite 990: nabiger. Angelsächsisch: naveger. Isländisch: nabar.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 21. Sonnabend, den 19. Oktober 1861.

Die Götter Griechenland's.

Ein Festspiel in zwei Abtheilungen.

Von

Dr. Leopold Wenger.

(Aufgeführt im Sommertheater zu Feldkirchen am 17. August 1861.)

Erste Abtheilung: **„Das Fest des Aesculap."**
Zweite Abtheilung: **„Die erfüllte Sendung."**

Erste Abtheilung.

1. Scene.

(Der heilige Hain des Aesculap; darin auf einer kleinen Erhöhung dessen Tempel, 40 Stadien von Epidaurus im alten Griechenland entfernt. Der Tempel hat über dem Eingange die Aufschrift in Goldbuchstaben: „Nur reinen Seelen steht er offen." Im Innern des Tempels, und durch die Colonade sieht man den Gott auf einem Throne sitzend abgebildet, mit einem Hunde zu seinen Füßen, die Hand auf einen Stab gestützt, um den sich eine Schlange empor windet.)

(Griechen, paarweise geordnet treten auf. Zuerst Knaben, dann Weiber, hierauf Männer, alle festlich in weißen Gewändern mit Blumenkränzen geschmückt; sie sprechen vereint, indem sie um die Bühne schreiten, und ihre Hände gegen den Tempel im Hintergrunde erheben.)

Schalle weiter, Jubelruf der Freude,
Schalle durch das heit're Griechenland;
Frei sind wir von jedem Harm und Leide
Durch des güt'gen Gottes Vaterhand!
Epidaurus jubelt in Entzücken;
Denn die Seinen segnend zu beglücken,
Hat sich Aesculap uns zugewandt. —

(Das erste Paar von Jünglingen tritt an die Stufen des Tempels, und Opfergaben emporreichend ruft es):

Großer Gott des Heiles, schaue
Nieder auf ein Brüder-Paar;
Kraft und neues Leben thaue
Auf des Vaters greises Haar.
Sieh, des goldnen Honigs Wabe
Ist des Armen dürft'ge Gabe;
Doch er reicht sie freudig dar. —

(Sie treten ab, die Opfergabe an des Altars Stufen niederlegend.)

(Das zweite Paar von Mädchen ebenso an den Tempel hintretend.)

Unsre Mutter liegt darnieder,
Schwer bedrückt sie Fieber-Pein;
Gib sie guter Gott uns wieder,
Uns're Seelen sind ja rein.
Und mit reinen Händen legen
Wir der Kelter süßen Segen
Nieder hin im heil'gen Hain.

(Stellen weingefüllte Gefäße zu den frühern Opfergaben, und treten zu den Uebrigen.)

Ein Mann und ein Weib (nahen sich gleich den Vorigen sprechend):

Unsers Sohnes hohle Wange
Trägt das graus'e Schreckbild — Tod;
Zög're mildes Gott nicht lange,
Banne uns'ee herbe Noth.
Alles, alles sey dein eigen
Willst du gütig dich bezeigen,
Treu bewährter, guter Gott!

Ein Greis (tritt vor und spricht:)

Erhabne Gottheit, die der Menschen Elend
Zum Werkzeug ihres Ruhmes sich erkor,
Die Götter-Weisheit übend an dem Heere
Der Schmerzen all, woran der Sterbliche
Gefesselt schmachtet, hör' die heiße Bitte
Der treuen Griechen, so nach Väter Sitte
Des alten Epidaurus Hain betraten;
Und des geheimen Schlafes süße Schatten
Entfalte, daß sie reichlich nieder wallen,
Als milde Löser von den lieb'schen Qualen.

(Alle lagern sich im Haine um den Tempel, den Zugang freilassend, und versinken in Schlaf. Die Nacht ist angebrochen. Im Tempel hinter dem Götter-Bildnisse erhebt sich ein fahler Lichtschein, und zugleich tritt aus demselben Aesculap, zu beiden Seiten seine Töchter Hygiea und Jaso.)

Digitized by Google

2. Scene.

Aesculap (in der Mitte unter den Schlafenden. Er ist im Kostüme seiner Statue. Auf die Schläfer zeigend, zu seinen Töchtern):

Als ich, dem Triebe hehrer Wissenschaft getreu,
Der Sterblichen Geschicke bessern wollte,
Des weisen Chirons Kunst an Leidenden
Versuchend Brand des Blutes kühlte,
Bis in die Kammern drang, wo Odem ist
Und Leben und Gefühle sich den Sitz
Gewählt, wo kühne Thaten reifen, und
Auch bleiche Furcht den Busen schnüret — und ich
Selbst manches Opfer aus dem finstern Orkus
Zurückgeführt in Phöbus milde Strahlen, —
Da zürnte mir ein Gott, ein größerer
Denn ich, und seinen Grimm mußt' ich erfahren.
Die Styg'schen Fluthen lagen unbewegt
Von Charons Ruderschlägen; — finster starrt
Der Schattenherrscher Pluton. —
Er grollt, er ruft, und bebend zuckt die Erde. —
Sein Zorn schwillt auf bis zu Olympus Höhen.
Schon hat er Jovis Ohr erreicht, und Rache
Erheischt er dort am Frevler, der vermessen
Die Todes-Lose ihm entwand. Und Zeus,
Zeus opfert mich des Bruders Rache.
Noch bebt' ich drob, obgleich Apollons Blut
Mir in den Adern fleußt; noch bebt' ich drob,
Als Jovis schreckliche Gewalt gen mich
Gekehrt, — die furchtbar'n Brauen ob der Augen
Unheimlich Leuchten sich verdunkelten.
Und schneller als der Puls in Fieberhitze
Fliegt, brach ein Blitz hervor den Aether kreuzend —
Und ich lag todt — nein, Tod ist fern von Göttern. —
In der Gedanken Nacht, so mich umgab,
Vernahm ich Jovis Spruch, der lautete:
Nicht mehr frei ziehend durch die Lande
Soll ich des Wirkens Kreis verengen um
Den selbst gewählten Sitz; auch nie vereiteln
Der Götter Schluß, wodurch ein Mensch geendet.
Ich wählte Epidaurus. — —
Hier sucht man mich, und ehret mich mit Gaben.
Da seht euch um, die Schläfer alle ruhen
So süß, wohl wissend, daß im heil'gen Hain
Kein Sterblicher geboren wird, noch stirbt.
Ich liebe dieses Volk, denn hellen Geistes
Ist es die Leuchte allen Erdensöhnen,
Durch Thaten, Ruf und Ruhm der schönen Künste.
Euch, theure Töchter, geb' ich eine Sendung,
Die meines Wohlthunsdranges Echo ist.
Durch alle Zeiten wandelt neuerkannt
Auf griech'schen Boden Spenden reichend.
Ich geb' euch meine Kunst; handhabt sie wohl;
Zum Heil der Menschen diene sie, zum Segen.
(Mit Nachdruck:) Und wenn ihr Großes thatet; kehret wieder.

(Hygiea und Jaso sinken zu Aesculaps Füßen.)

Hygiea.

O Vater Dank; auch ich bin Sterblichen
Geneigt, und jedes Schmerzenlager
Hat einen sichern Freund an mir. Wie herrlich,
Wenn ich mit deiner Kunst das Siechthum banne,
Einziehend im Geleit' der Freude.
O heißer Dank! Ich will sie würdig
Des großen Arztes hehre Kunst gebrauchen.
Wer sie zumeist verdient die Rettung, eile
Geheilt von mir in seiner Lieben Mitte;
So sprießt mir reicher Lohn aus jedem Schritte,
Und hab' ich Selt'nes, Großes erst gethan,
So komm' ich heim, und künd's dir Vater an.

(Aesculap legt seine Hände auf beider Häupter. Der Vorhang fällt.)

Zweite Abtheilung.

1. Scene.

(Freie Gegend zu Corfu, in der Ferne das Meer.)

(Zwei junge Mädchen in neugriechischer Tracht sind unter einer Hecke gelagert, und spielen mit Blumen.)

Erstes Mädchen.

Als gestern Abends ich am Meeresufer
Nach Muscheln suchen ging, kam mir am Pfade
Die hohe Frau entgegen. Ach, der Lilie
Vergleichbar, schlank und bleich, gestützt auf eine
Der Frauen, die zur Seite wandelten.
So schritt sie ihren Blick nach Nord gewandt
Und da, ich sah's gewiß, schwoll ihr im Auge
Dem Demant gleich die Thräne. Leise seufzend
Zog sie ein Blatt hervor, und küßt' es vielmal.
Die arme, hohe Frau, erbarme sich
Der Himmel dieser Holden. Jeder preist sich
Beglückt, der sich ihr nahen darf. Sieh, horch',
Mich fragte sie: wer bist du Kleine? — sag' es;
Und ihre weiße Hand strich mir das Haar
Zur Seite; milde lächelnd hielt sie an.
Und als ich ihr gesagt, mein Vater sey
Ein armer Fischer, der den Fleiß der Nächte
Zu Markte trägt, so gab sie mir 'ne Drachme —
Die liebe, gute, kranke Frau!

Zweites Mädchen.

Ach könnt' ich auch ihr nah'n, doch mag ich's nicht.

2. Scene.

(Ein Gärtner mit mehreren Gehilfen, alle mit Schaufeln, Hauen, und derlei Geräthe versehen, tritt auf.)

Gärtner.

Der Weg ist nun bestellt, und das Geröll,
Die Hecken ihm entlang hinweggeschafft,
Ein Rest für eckiges Gewürm. Jetzt mögen
Die hohen Fremden sicher wandeln, und
Bequem am Meer den Blick erfreu'n,
Wenn spiegelglatt sein unbewegter Rücken
Gefügt erscheint aus Feldern mannigfach
Erglänzend von dem Licht' der Sonne;
Und auch, wenn der Levante feuchte Stürme
In düst'res Grau die Lüfte hüllen
Gleich weißen Lämmern aufgeschreckt enteilen
Des Meeres Wellen; siedend brausen sie
Dem Ufer zu, und fröhliches Gewimmel
Der spielenden Delphine treibet munter
Im aufgewühlten Ocean.
Der Fremdling sieht's auch gerne, wenn des Schiffes
Berußter Schlund 'gen Himmel dichte Wolken
Geschwärzten Rauches stößt, und seines Bauches
Geschärfter Grat Kielwasser weithin zieht,
Die eigne Bahn bezeichnend.
Dem flieh'nden Schiffe gibt er seine Grüße
In ferne Heimath mit. — —

Digitized by Google

Doch schwatzend denk' ich nicht der Arbeit;
Noch Vieles bleibt zu thun; die Quelle ist
In's Becken reicher einzuleiten, daß
Ihr flüsterndes Geplätscher bis zur Laube
Gelange, und des Müden Rast versüße.
Die Schlinggewächse sind vom hohen Lorbeer
Zu lösen, daß der schlanke Schaft frei rage.
Kurz sputet euch! es geht was vor; man spricht
Von einem Feste, das die fremde Herrin
Schon morgen denkt zu feiern. Was es sey,
Ich hoff' es zu erfahren.

(Während dies gesprochen wird, kommt aus der Rückseite Hygiea gegangen, langsam, sinnend das Haupt gesenkt. Wie sie nur sich den letztern Theil der Rede hört, bleibt sie horchend und ungesehen stehen, dann tritt sie vor.)

3. Scene.

Hygiea.

Ihr lieben Leute sagt, wovon ihr eben
Gesprochen; war's nicht von einer Herrin?

Gärtner.

Fort Burschen, an die Arbeit!

(Seine Gehilfen gehen ab.)

4. Scene.

Gärtner.

Daß ich's sage,
Nur vor den Schlingeln nicht; nicht Alles paßt
Gemeinen Leuten. Fremd seyd ihr, daß ihr
Nicht wißt, wie schon seit Wochen eine Fürstin
Genesung auf der Insel sucht. Es ist
'ne Frau von unbeschreiblich sanftem Liebreiz
Und Hoheit; selbst die stolzen Britten zwingt
Sie zur Bewund'rung; uns, uns Griechen aber
Hat sie's gar angethan; als wäre sie
Des Landes Fürstin liebt sie Jeder. —

(Mit Wichtigkeit:)

Den deutschem Stamm schmückt eine deutsche Krone
Ihr Engelshaupt, und eines deutschen Reiches
Gepries'ne Landesmutter nennt man sie:
Die Kaiserin von Oesterreich! —

Es heißt, die Hohe sei're mit den Ihren
Am morg'gen Tage ihres Gatten
Und Herrn Geburtsfest. Mancherlei Besuche
Sah ich anlangen aus der Stadt in prächt'gen
Carossen. — Klimmt auf jenen Hügel, dort
Könnt ihr den Garten überschaun, wo sie
Meist wandelt, und gewürzter Lüfte Balsam
Die kranke Brust ihr mild durchfließt; vielleicht
Daß eben jetzt sie selber dort zu sehen.

(Gärtner ab.)

(Hygiea in begeisterter Eile ersteigt die Höhe im Hintergrunde, und nach der Tiefe schauend, mit Feuer.)

Hygiea.

Sie ists, sie ists; mir sagt's mein Herz, das zu
Der Lieblichen mich zauberisch hinzieht!
Dort ruht sie überschattet von Jasmin.
Ich will nur näher treten, lauschend horchen,
Auftrinken gierig will ich ihre Züge.

(Tritt vorsichtig einige Schritte mehr gegen den Hintergrund.)

Hygiea.

Sie scheint in Traum versunken; horch sie spricht —

(Mit gedämpfter Stimme das Gehörte wiederholend langsam.)

„Franz Joseph, Rudolph, Gisela!" —
O sieh, nun röthet sich in sel'ger Freude
Die blasse Wange! Warst du glücklich
Im Traume erst; im Wachen sey's nicht minder.

(Mit Inbrunst:)

Jetzt gute Gottheit meines Vaters gieß' ich
All' deine mir vertraute Kunst
Verschwend'risch auf dies kaiserliche Haupt.

(Nimmt ihren eigenen Schleier vom Kopfe, und ihn wie schirmend dem Orte ihrer Betrachtung zu haltend:)

Du Herrliche, ein Angebinde bringt,
Das Köstlichste, Hygiea!

(Mit dem Pathos des höchsten Entzückens:)

Gesundheit, Heilung seiner theuren Gattin
Dem fernen Fürsten an dem Tag' der Freude.

(In höchster Ekstase:)

Mein Griechenland, du heilst die Kaiserin!
Und nun schnell fort zum Vater, der befohlen:
Und wenn ihr Großes thatet, kehret wieder —
So lautete sein Wort. Erfüllt ist nun
Die Sendung.

(Hygiea ab.)

5. Scene.

(Der heilige Hain, wie in der ersten Abtheilung. Der Tempel ist in eine malerische Ruine versunken. Säulen, Schäfte liegen zerbrochen umher; in der Mitte der Altar ohne Götterbild. Statt letzterem steht man darauf einen verhüllten Gegenstand. Denselben schmückt ein quer daran niederhängender Lorbeerkranz. Hygiea kniet vor dem Altar zur Seite in erwartender Stellung die Hände ausgebreitet. Nach einer kleinen Pause tritt aus den Ruinen Aesculap hervor.)

Aesculap (mit feierlicher Wehmuth).

Mein theures Kind, das ist nicht mehr der Hain,
Des Tempels Pracht, worin der fromme Grieche
Mich, seinen Freund verehrt. — Gefallen sind
Die Götter Griechenlands; der Schatz der Künste
Zerstäubet unterm Fußtritt der Barbaren.
Darnieder liegt der heil'ge Götterdienst,
Und eine strenge Andacht ist darauf
Gepflanzt, seit in dem Areopag ein Sendling
Des Orients, ein sprachgewalt'ger Mann
Sein zündend Wort vernehmen ließ.
Doch sprich: was bringt mir deine Heimkehr?

Hygiea.

Besinnst du dich, mein Vater, noch der Sendung,
Die mich, gerüstet mit des Arztes Kunst,
Zum Segen uns'res Volkes werden hieß!
Wie du gebothest, that ich; nur an Würd'gen
Uebt' ich das Heil. — Doch nicht vermaß ich mich
Zu denken, was da kommen sollte.
Ein Reich von Millionen, sprachverschieden
Und mannigfalt'ger Sitte, weiß mir Dank,
Daß ich ein Kleinod ihm zurückgegeben,
Dess Sternenglanz fast im Erbleichen war.
Ein Fürst dankt's mir, dankt's Griechenland,
Daß ihm die theure Fürstin hier genaß;
Sieh hier, die ich durch deine Sendung
Zu Glücklichen gemacht! —

(Hygiea nimmt Kranz und Hülle vom bedeckten Gegenstande auf dem Altar der Ruinen, es erscheinen die Bildnisse SS. Majestäten des Kaisers und der Kaiserin Franz Joseph und Elisabeth.)

Aesculap (steht in sprachloser Bewunderung; nach einer Weile Hygiea in seine Arme schließend:)

Mein Kind, mein Kind! — —

(Die Bühne wird durch Brillantfeuer erleuchtet; zugleich beginnt das Orchester die Volkshymne zu spielen; langsam fällt der Vorhang.)

Ende.

Digitized by Google

Die Vergletscherungen.

Nirgends bewährt sich wohl mehr als in der Gletscherwelt das geistreiche Wort eines großen Geographen: „Die Alpen sind ein Drama, d. h. sie machen den Eindruck einer Handlung, den ihre ewig gleiche Stirn nicht verwischt, so lange man sie auch anblicken mag.“ Ja hier webt ein Leben voll rastloser Thätigkeit und großartiger Epochen, ein Leben, das trotz der scheinbar starren Masse doch im regen Kreislaufe pulsirt. Hier ist nichts dauernd als der Wechsel, ein ewiges Werden und Vergehen, fortwährende Hebung und Senkung, kurz eine stete Veränderung nach Inhalt und Form. Das sind die großen Akte des Drama's; Schnee, Eismassen und Steintrümmer bilden die Drapperie, welche in immer neuer Zusammensetzung die Handlung begleitet und stets wechselnde Scenen vor die Augen führt.

Alle Erscheinungen der Gletscherwelt, was sind sie jedoch wissenschaftlich betrachtet anders als geologisch-meteorologische Prozesse, welche hauptsächlich durch das Massenhafte der ins Spiel kommenden Stoffe uns imponiren, sonst aber nach denselben Gesetzen vor sich gehen, welche wir in kleinern Gebieten in Wirksamkeit sehen, welche z. B. das im Gefäße gefrorene Eis ab- und zunehmen und die Wände des Gefäßes springen machen? Nach der Forbes'schen Theorie sind die Gletscher eine plastische nach den Gesetzen alles Flüssigen sich bewegende Masse.

Unter all' den elementaren Prozessen der Gletscherwelt, welche nach Voranschickung dieser Bemerkung sich nicht schwer erklären lassen, verdient besonders das Vorrücken der Gletscher unsere Aufmerksamkeit, weil diese Erscheinung von Jahr zu Jahr größere Dimensionen annimmt und bei der Konsequenz und Stetigkeit ihres Vorganges bedeutliche Folgen nach sich zieht.

Die unmittelbare Beobachtung hat nämlich ergeben, daß die Gletscher sich beständig vorwärts bewegen und ausdehnen. Bald mehr bald minder mächtig geschieht dieses Vorrücken bei manchen durch das darauffolgende Abschmelzen oft bis zur Unkenntbarkeit verborgen und langsam. Oft bewegt sich der Gletscher wieder bis tief unter die Schneegrenze hinab, vereinigt sich dann bisweilen mit einem aus einem Seitenthale kommenden neuen Arm und schreitet dann mit vermehrter Kraft weiter, die schönsten Alpenweiden und Grasplätze bedeckend und Schutt und Steine vor sich treibend. Von seinem neueroberten Reiche weicht dann der eisige Despot selten und dann nur in kleinen Absätzen zurück.

„Neben den unmittelbaren Wahrnehmungen eines wirklichen Wachsens — sagt Simony in seiner Abhandlung über die Gletscher — an hänfigee betrachteten Gletschern dürfte uns besonders auch noch die Thatsache dafür entscheiden, daß bei den meisten Eisströmen die Steinmoräne verhältnißmäßig unbedeutend ist. Wenn in Erwägung gebracht wird, daß die größten Gletschermassen der Alpen in einem Zeitraume von 100 bis höchstens 400 Jahren manche wohl auch noch früher den Weg von den höchsten Firnkronen bis zum untern Ende zurückgelegt und ihre Masse vollständig erneuert haben, wenn dann die ganze Menge von Schutt überschaut wird, welche sie in den Gandecken- und Guffertinien fortwäheend abwärts tragen, so drängt sich die Annahme unwillkürlich auf, daß der bei Weitem größere Theil des am Gletscherende abgesetzten Schuttes unter dem stelig vorrückenden Eisstrome begraben liegt.“

„Zahlreiche urkundliche Nachrichten aus allen Theilen der Hochalpen bestätigen ebenfalls, daß die Ausbreitung der Firn- und Eismassen in früheren Jahrhunderten geringer war, als jetzt. Manche noch vordem stark benützte Uebergänge sind aus diesem Grunde ungangbar geworden, manches weidenreiche Hochthal verödet, mancher alte Erzbau unzugänglich geworden. So hatte einst der Monte Moro im Monte Rosa-Stock für den Verkehr zwischen den Wallis und Italien ebenso große Bedeutung als der benachbarte Simplon. Jetzt liegen zu beiden Seiten des Passes ausgedehnte Gletschermassen, welche selbst der Fußgänger nur mühsam überschreitet. Der alte Saumweg neben den Krimmler-Tauern ist seit lange verkeest, wie man in den Hochtauern das Vergletschern nennt. Die in Höhen von 7000 bis 9000 Fuß gelegenen Goldbaue von Rauris und Fleiß sind ganz von Gletscheen umschloßen, ja theilweise bedeckt u. s. w.“ *)

„Ebenso erzählen vielfach veränderte Sagen von üppigen Alpenböden, welche jetzt unter Schnee und Eis begraben liegen, und mehr als Ein Name von Gletscherfeldern wie Blümelisalp, übergoßene Alm, verwunschene Alm ist zum bleibenden Träger einer derartigen Volksüberlieferung geworden. Bald war es der Uebermuth der Sennerinen, welche die nächtlichen Pfade ihrer Buhlen mit Butter, oder die Prahlsucht reicher Besitzer, welche den Alpenweg mit Käselaiben pflasterten, dann wieder die Hartherzigkeit gegen irgend einen Berggeist, gegen „die wilden Frauen“ oder die „Männlein vom Berge“, die in ihrer Gutherzigkeit zuerst Segen über Matten und Heerden gebracht, dann aber durch den Undank der Menschen für immer verjagt den Fluch der Verödung hinter sich zurückließen.“

„Diese auch in andern Gebirgsgegenden z. B. in Norwegen heimischen Ueberlieferungen, welchen, wenn auch vom Gewande der Sage umhüllt, doch gewiß eine wirkliche Thatsache zu Grunde liegt, lassen es also kaum bezweifeln, daß es in der geschichtlichen Zeit eine, vielleicht mehrere Perioden gegeben habe, in welcher die Gletscher eine geringere Verbreitung hatten als gegenwärtig. Anderseits sind aber auch wieder Perioden des Vorrückens aus den Beobachtungen an einzelnen Eisströmen ebenso bestimmt erwiesen. So ist, um nur ein Beispiel zu erwähnen, der Bernagt-Gletscher im Verlaufe der letzten 20 Jahre fünfmal in das Rofnerthal herabgerückt, hat durch seine Seebildungen und Ausbrüche das Oetzthal verwüstet und sich wieder in seine alten Grenzen zurückgezogen.“

Auch in Kärnten gibt es mehrere Gletscher, an denen man ein solches Wandern der Gletschermasse beobachten kann. In der Glocknergruppe ist es besonders der Pasterzengletscher, dessen tägliche Bewegung im Sommer an einzelnen Stellen nach der Berechnung der Gebrüder Schlagintweit 20 bis 30 Zoll beträgt. Schon seit einer Reihe von Jahren ist er in einem steten Wachsen begriffen und hat dadurch die Verödung der da befindlichen Gold- und Silberbaue herbeigeführt. Bereits das Jahr 1661 bezeichnet mehrere Stollen als in Folge der Uebereisung oder Verkeesung aufgelassen. Auch die Sage bewahrt die Erinnerung an eine geringere Ausdehnung der Schnee- und Eismassen. „An jenen Höhen, wo jetzt die ewigen Schneemassen ausgebreitet sind, waren einst üppig grünende Wiesen und Triften, auf welchen die Bewohner der dort zusammengrenzenden Alpenländer auf einem Jahrmarkt zusammenkamen. Als dieser einmal an einem Sonntage abgehalten und der gottgeweihte Tag statt

*) Weitere Daten über Vergletscherungen findet man bei Vernaleken „Alpensagen“. Seite 3 bis 12; „Illustrirtes Familien-Journal“ 1860. Seite 302 über die Altée Blanche.

Digitized by Google

in gebotener Andacht und Gebet mit Spiel und Tanz und sinnlichen Vergnügungen hingebracht wurde, da kam ein fürchterlicher Sturm über die Kämme des Großglockners und brachte heftige Regengüsse, welche alsbald die grünenden Triften mit dem sündhaften Treiben der Menschen in ihren Fluthen bedeckten, und als diese über die Felsenkämme niederstürzen wollten, da habe ein plötzlicher Frost die niederrauschenden Gewässer festgehalten und die sündigen Menschen bedeckt mit ewigem Eise, das wir noch immer in den spukhaften Gestalten hart an dem Raine grünender Wiesen erblicken. Nur zuweilen werfe das Eis noch irgend Etwas von jenem Jahrmarktstande oder wohl auch mitunter eine Leiche jener vom Gottesgerichte getroffenen Frevler aus." *)

Eine gleiche Verkeesung wird von dem Gletscher erzählt, welcher das Goldbergwerk an der Goldzeche übereiste und dem Betriebe entzog. Alle die Stollen, welche in die obere und mittlere Goldzeche hineingetrieben wurden, sind gegenwärtig mit Gletschern bedeckt und schon im Jahre 1646 sprachen die Nachrichten von der Verkeesung als einem lange schon geschehenen Ereignisse. Ein anderes Eisfeld derselben Gruppe heißt noch heute die Sagoritzer-Wiese, weil vor 200 Jahren wirklich noch Gras an dieser Stelle gemäht wurde.

Die Hochalm mit ihren ausgedehnten Gletschern zeigt uns die Erscheinung der Vergletscherungen in einem ebenso bedeutenden Umfange. Der an der Südseite derselben liegende Trippenkahr oder Trippenkees, welcher oft unter eine Höhe von 8000 Fuß herunterstieg, hat schon eine beträchtliche Strecke der zur „Trippenhube" gehörigen Alpenweiden mit ewigen Eise zugedeckt. Würden die Eisfelder des Trippenkeeses noch Alm seyn, so hätte der „Trippenbauer" noch zweimal soviel Weide als er jetzt besitzt. Der ganze südöstliche und östliche Abhang der Trippenalm bis zur Ulrichbaueralm ist Schnee und Eis. Große Steinfelder von allerlei Gestein, eine wahre Musterkarte für den Geognosten, dehnen sich vor dem Gletscher selbst aus und reichen weit herunter. Das ist die verstante oder verkeeste Alm. Vor Zeiten war daselbst, erzählt die Sage, noch eine herrliche Weide. Die Hirten aber wurden durch den Reichthum übermüthig und trieben mit den Gottesgaben Frevel und Muthwillen. Da kam die Strafe des Herrn über sie und die ganze Alm mit Menschen und Vieh wurde vom ewigen Eise überdeckt, daß gar nichts davon kam. Noch sieht man die Leichen der Frevler aus dem Eise hervorragen zum ewigen Gedächtniß und abschreckenden Beispiel.

Die Miltstätter-Tradition gibt uns diese Sage in folgender Form: „Dö verstäute Älm dö is hält dö beste Älm weit in gänz Oberkärnten drin. Wäs hiaz dö Krauppn seint, wärn entar lauter Biotschn fürs Vieh und dö Kühy hampp a Menge Tittlan ghäbt. Wär hält älls schean grüan wo hiaz älls Schnea und Stän is. Sebn hät noch a Läb Brot lei an Groschen gtostat. Dä seint hält dö Leut übermüett worn, von Butt'r hampp se Kögl gmacht, und von Käs Kugln und hampp Köget g'schobn. Dä hät se äber unsr Herrgott gsträft, is älls af amol verschwundn und a Menge Stänrach worn und s'fällt n'r älle Jahr mehr Schnea und er Schnea grät nit wöck. A Sentin hät noch wollu aufegean zAn Hältr und is a verstänt worn und steat noch heuntigstägs dortn mitn Pfändln übr de Ächsel. Und dä sägn dö Leut wän m'r an schwärz'n Hähne klnat aufed'rbringan, der dreimät krähnen mecht, so mecht älls wieder äper wearn. Äbr sö bringant hält kän aufe, weat a nieder entar hin." —

*) Vergleich Carinthia 1859, Nr. 15, Seite 114 und Jahrgang 1856.

Weithin sichtbar sind ein Paar Felsblöcke in der Firne unmittelbar unter dem Hochalpenspitz, welche sich in der Ferne in der That wie ein Paar Menschen ausnehmen. Das sind zwei Hirten von jenen, die versteint wurden und heißen darum auch die „stanernen Mannl'n" oder die „verkeesten Leut."

Durch alle diese Sagen geht ein Zug tiefer Melancholie und warmer Religiösität hindurch. Immer sind die Laster der Menschen die Ursache, welche den Zorn des Himmels erregen und das ewige Eis der Gletscher folgt als Strafe der frevlerischen That. Dieses Anknüpfen der physischen Erscheinungen an moralische Ursachen, eine überhaupt der Volksphilosophie eigenthümliche Seite, zeugt ganz deutlich von dem hohen Ernste und dem tiefen Grunde, mit dem die Idee der göttlichen Strafgerechtigkeit im Volke wurzelt, und ist anderseits wieder ein ehrenvolles Zeugniß für den Menschengeist, welcher für Alles seine Ursache sucht und nichts unerklärt lassen will. Es ist obige Philosophie freilich eine falsche und subsidiäre, aber doch von dem wahren Gedanken getragen, daß höhere Mächte in die Geschicke der Menschheit eingreifen und in das Getriebe des Weltalls. In manchen Sagen von dergleichen Gottesgerichten geht der schrecklichen Katastrophe immer eine goldene Zeit voran, deren Schilderung wie eine Paradiesesahnung klingt. Da wurden die Menschen noch nicht von des Lebens Angst und Noth berührt und die Natur trat ihnen noch nicht feindselig gegenüber, da gab es noch keine schädlichen Thiere und Pflanzen. Es scheint fast als wollte man durch diese Gegenüberstellung die Wucht und den Ernst der verhängten Strafe erhöhen.

Klagenfurt im September 1861.

Valentin Pogatschnigg.

Geognostische Verhältnisse zwischen Drauthal und Weissensee.

Dem Verfasser dieser Zeilen ist jüngst Adolph Schaubach's klassisches Werk „Die deutschen Alpen" in die Hände gekommen, woraus er zu seinem nicht geringen Vergnügen ein viel besseres Urtheil über den landschaftlichen Charakter des obern Drauthales, wenigstens auf der Strecke von der Tirolergrenze bis unterhalb Greifenburg gelesen hat, als in Joseph Wagner's „Herzogthum Kärnten" vom Jahre 1847 enthalten ist. Ein gleich günstiges Urtheil brachte auch die Carinthia vom Jahre 1858, Nr. 50, bei Besprechung der landschaftlichen Bilder des k. k. Rathes und Professor's Thomas Ender.

Wenn nun schon auch der „Führer durch Kärnten", der Herrn Joseph Wagner zum Mitautor hat, das alte geringschätzige Urtheil reproducirt, so haben wir diesen gegenüber den erhebenden Ausspruch Schaubach's und den berühmten Ender, der es der Mühe werth fand, auch das obere Drauthal mit seinen sanften Abhängen und stolzen Berghäuptern abzubilden, und daneben die sehr beifällige Besprechung des Referenten in der obzitirten Carinthia.

Wenn nun solche Männer, die doch auch auf der Poststraße daher kamen, über die landschaftlichen Reize des oberen Drauthales sich wohlgefällig äußern, würde hingegen jedes absprechende Wort verstummen, wenn die, welche darüber referiren, im Thale sich mehr umsehen und auch die Bezirkswege betreten wollten. Ein Spaziergang auf den Gailberg oder Kreuzberg, ein Abstecher auf Zwickenberg, oder

Digitized by Google

Schloß Stein, oder auf Egg, oder zur Ruine Rottenstein würde, wenn ich mir nur einen Funken von Urtheil zutrauen darf, gewiß nur höchst erfreulich sie berühren.

Ob ein Thal einen monotonen Charakter haben könne, welches halbkreisförmig sich um hohe Berge windet, ist schon an und für sich zweifelhaft, da die Ansichten immer wechseln müssen, hingegen wird eingeräumt, daß das Lurnfeld durch seine freie Weitung allerdings an Schönheit das obere Drauthal übertrifft, das Gailthal durch seine gerade Verlängerung eine großartige Perspektive eröffnet, das Möllthal endlich die Biegung mit dem oberen Drauthale gemeinschaftlich hat, aber durch seine schmälere Sohle und durch die oft wiederkehrenden Thalstufen, so wie durch die Riesenhäupter seiner Gletscher das Auge nicht zur Ruhe kommen läßt. Der Vergleich fällt also in landschaftlicher Beziehung zum Nachtheile des oberen Drauthales aus. Aber damit soll dies doch nicht unterschätzt werden. Es hat eben seinen eigenthümlichen Charakter; es kann sich endlich mit jedem anderen und auch mit den obigen an Schönheit gewiß ungefährdet messen, wenn es von höheren günstigen Punkten, nur nicht von der Poststraße aus, welche die Tiefe, die Ebene suchen muß, betrachtet wird.

Uebrigens haben diese Zeilen nicht zum Zwecke, eine Polemik hervorzurufen, als vielmehr das Reisepublikum, welches nach den Aufführungen Wagner's in seinem „Herzogthume Kärnten" und in seinem „Führer durch Kärnten" vom oberen Drauthal wenig oder nichts Schönes erwarten kann — in so weit aufzuklären, daß es durch eigene Anschauung sich darüber sein eigenes Urtheil bilden möge.

Weiterhin wird von einem anderen Gegenstand die Rede seyn, welchen Schaubach zur Sprache bringt, nämlich von dem geognostischen Einschnitt bei Weissach gegenüber von Radlach im oberen Drauthale.

Ich erlaube mir, lediglich zum Verständniße der folgenden Besprechung, die darauf bezüglichen Worte Schaubach's, 5. Band, Seite 38, anzuführen: „Jenseits der Drau liegt Weissach, wo aus einem südöstlichen Thälchen der gleichnamige Bach herabkömmt, welches, wie das „Sextenthal", dann das „Kartitschthal", einen geognostischen Einschnitt bildet, indem dieses Weissachthal eine Fortsetzung im Thale des Weissensee's hat, welches unterhalb Paternion zur Drau geht. Durch dieses Thal würde der regelrechte Zug der Drau gehen, diese Rinne scheidet Kalk und Urgebirge. Allein die Drau wendet sich gleich darauf nördlich und durchdringt das Glimmerschiefergebirge, welches sie bisher nördlich begleitete."

Schaubach kommt zwar noch öfters auf diesen Gegenstand z. B. Seite 39, dann besonders Seite 67 und 68, wo er das Weissenseerthal schildert, aber wir bedürfen vor der Hand nicht mehr, um den Gegenstand umständlicher zu betrachten. Der Verfasser dieser Zeilen ist Oberdrauthaler von Geburt, und hat als Student in der Ferienzeit unzählige Male, endlich auch als Mann vom Jahre 1853 bis 1859 oft die besprochene Gegend durchstreift, glaubt daher berechtigt zu seyn, die in Rede stehenden Verhältnisse zu beleuchten.

Was Schaubach von einem südöstlichen Thälchen, aus welchem der gleichnamige Bach (also Weissacherbach) herabkömmt, davon ist eigentlich um Weissach nichts zu finden. Hingegen geht südlich von Bruggen der Gaschenbach (eigentlich Gasseubach) in einer tiefen Schlucht von der Pfarmebene, welche das Gösseringthal vom Drauthale trennt, zur Drau herab, weiter östlich kommt vom Weissacherberg zwischen Weneberg und Gassen ebenfalls in südlicher Richtung und in einer Schlucht, die sich nur bei Weneberg etwas erweitert, der Weissacherbach herab. Noch weiter östlich kommt von der „Grafenwegerhöhe" der Grafenwegerbach und endlich zwischen Tröbelsberg und Grafenweg in südöstlicher Richtung der Kreuzerbach herab, welche beide sich in der Thalsohle vereinigen, um den Poberfacher-Gries gerade gegenüber von Radlach zu bilden. Der Grafenwegerbach hat unmittelbar vor seinem Ursprunge eine hohe, weite, senkrecht abgerissene Kalkwand, die von Greifenburg aufwärts überall zu sehen ist, er rauscht übrigens fortwährend in Schluchten dahin und hat nahe seiner Mündung eine Höhle zur Seite, die bei großem Wasserstand einen guten Theil seines Wassers aufnimmt.

Der Kreuzerbach, dessen Schlucht einige Klafter hinter dem „Kreuzerwirth" am Kreuzberg beginnt, ist es eigentlich, welcher das Weissenseerthal vom Drauthale abscheidet. Und da diese Schlucht in ihren Mittelpartien sich so erweitert, daß an ihren Abhängen noch Wiesen und Weiden möglich wurden, so wird Schaubach ohne Zweifel diese Schlucht des Kreuzerbaches als das Weissacherthal betrachtet haben, welches den geognostischen Einschnitt bilden soll.

Diese Ansicht wird auch durch die Lagerung des Gebirges, welches am Poberfacher-Gries von Süden und Osten herabkommt und in der Sohle eine plötzliche Erweiterung veranlaßt, unterstützt. Schon auf dem Wege von der Ortschaft Bruggen bis Poberfach, der sich sanft erhebt, wo nicht die obigen Bäche Vertiefungen bedingen, fällt besonders rechts der wellenförmig sich erhebende Thalgrund auf. Diesem Thalgrunde, der zum Theil aus den schönsten Tuffstein besteht, größtentheils aber Schotter (Diluvium) ist, entspricht eine ähnliche Diluvialdecke an allen Abhängen, und endlich ungemein mächtige Schotterhügel zwischen dem „Kreuzwirth" und dem Weissensee, dessen Ufer hinab bis Techendorf damit umbordet wird. Ja diese Schottermassen haben noch eine viel größere Verbreitung, sie bilden die Decke der Vorberge zwischen dem Reißkofl und dem Drauthal, der Lackneralpe bis zum Kreuzberg und gehen noch ins fürliche Gitschthal.

Wie man aber diese Schottermassen an der Südseite des obern Drauthales und in dessen natürlicher Verlängerung, im Thale des Weissensee's findet, so zeigen sich auch an der Nordseite und an den Abhängen dieser Seite überall, wo sie liegen bleiben konnten, dieselben Diluvialgebilde. Aber dieselben gereichen dem Thale zu unendlichem Segen, indem sie allein in ihrer verschiedenartigen Zusammensetzung den lockeren Boden liefern, auf welchem die Culturpflanzen üppig gedeihen.

Wenn nun gleich das Diluvium, welches über alle Alpen ausgebreitet und allenthalben von der gleichen Beschaffenheit ist, zu Erläuterung der vorliegenden geognostischen Verhältnisse nicht hinreicht, so scheint es mir doch in Rücksicht seiner Mächtigkeit an bestimmten Plätzen einige Fingerzeige zu geben.

Das Diluvium und damit wohl auch viel Alluvium, dessen Gesteine sich durch erhebliche Ecken und Spitzen von dem Diluvium unterscheiden, welches stets abgestumpft und rundlich erscheint, kommt nämlich in Oberkärnten wohl selten so massenhaft vor, als vor Weissach bis zum Sattel des Kreuzbergs einerseits und zum Weissensee hin andererseits, denn es füllt dort das Westthor des Weissenseethales bergartig an, und nur der stumpfe Felsenkegel des Urschitznockes kann es noch überragen.

Ebenso großartige Schottermassen finden sich erst wieder zwischen Techendorf am Millstättersee, St. Peter in Holz und Pusaruitz, endlich unterhalb Feistritz bei Paternion bis Villach.

Digitized by Google

Die Drau schleppt sich noch gegenwärtig nur mühselig durch das obere Deauthal hinab und bildet an beiden Ufern häufige Moose (Moore), zur Zeit der länger dauernden Herbstregen ist die Drau nicht mehr ein Fluß, sondern ein See, dee an manchen Stellen das Thal an der Sohle vollständig ausfüllt. Was hindert uns, anzunehmen, daß es seit Jahrtausenden so gewesen ist, ja, anzunehmen, daß hier einst wirklich ein See bestand, davon der Weissensee nur ein kleiner Ueberrest ist? —

Das Wasser sorgt mit der Zeit schon von selbst für einen Abfluß; warum es hier das Weissenseeerthal verlassen hat, und wo die Schuttbänke seines Druchbruches bei Sachsenburg sich befinden mögen, wäre allein noch anzugeben.

Das Diluvium ist unterhalb Steinfeld, zwischen den Felsenwänden des Stagor und Rockbeeges stecken geblieben, wo noch gegenwärtig zwischen Gerlamoos und Kleblach bedeutende Schotterhügel vorhanden sind. Durch dasselbe hat sich die Deau ihr Bett gebahnt. Und auch die Unterlage ist keineswegs ein homogenes Glimmerschiefergestein, im Gegentheile enthält dee Rockberg von Steinfeld bis Lind noch sehr viel Kalk und gibt es dort noch überall Kalkbrennereien. Der Latschour, dee Grundgraben in der Feldbergeralpe, selbst der hohe Staff sind Kalkgebirge, wenn schon ihre Formen nicht mit den anderen Kalkalpen zusammenfallen. Erst vom Siflitzgraben unterhalb Lind ändert sich das Gestein und der Lampersberg sammt seinen östlichen Anhang hat Glimmerschiefer.

Sollte also die Drau (denn eine gerade Linie kann man im Gebirge nicht von einem Fluß verlangen) ihre Rinne zwischen zwei verschiedenartigen Gebirgsketten verfolgen, so mußte sie eben das Weissenseeerthal verlassen, weil wenigstens die Umgebung des Weissensee's dem anstehenden Gesteine nach aus Kalk besteht, während von Steinfeld bis Lind am rechten Ufer der Drau Kalk, am linken aber Glimmerschiefee vorherrscht, geeade, wie von Oberdrauburg bis Steinfeld.

Bevee es zum Durchbruche bei Sachseuburg kam, mag allerdings das Gewässer der Drau über den Weissensee durch Stockenboy seinen Ausfluß gehabt haben. Aber von einem Durchbruch findet man im Lurnfelde deutliche Spuren.

Freilich muß man diese Spuren nicht zu nahe suchen, nicht bei St. Leonhard außer Sachsenbueg, sonderu in der Durchschnittslinie, welche sich zwischen den beiden Flüssen Drau und Möll, die hier als mechanische Kräfte wirkten, ergibt.

Jetzt zieht die Drau, nachdem sie die Möll aufgenommen, südlich bei Drauhofen hin, einst überrollte sie mit der Möll das ganze Lurnfeld mit dem Diluvium. Und hier hat, aber wohl erst in späterer Periode, die Lisee als die dritte im Bunde ihe Alluvium abgelageet. Sie haben alle drei die Unebenheiten des Bodens ausgeglichen, woraus das herrliche Lurnfeld entstanden ist. Abee ihrer Wirkungen deutlichste Spuren sind die Sandbänke zwischen Spittal, Liserhofen und Pusarnitz.

Ich sagte, daß die Liser erst in einer späteren Periode mit ihren Schwestern sich die Hände eeichte, weil ste noch in fast historischer Zeit um Gmünd ihe Läuterungsbecken hatte, welches sie später, wie es der Augenschein lehrt, im Millstätterse sand, voe welchem sie eine ansehnliche Tracht Sandbodens um Liserecк stehen ließ. Aber auch auf der Westseite gegen Rojach hat sie gewiß treulich zu jenen sanften Hügeln beigetragen, deren zwei mit niedlichen Kirchen gekrönet sind. Dort herum brausten einst die dreifältigen Gewässer, wie später die Kämpfe der Gothen, Wenden und Tiroler.

Ich komme zum Schluße. Schaubach spricht von dem Schuttberge bei Feistritz unterhalb Paternion, wo der Weissenbach aus dem Stockenboyergraben zur Drau eilt. Wie bezeichnend ist nicht dieses Wort? Schaubach gibt, vielleicht unabsichtlich, mit diesem Schuttberg einen Schlüssel zur Enthüllung des einstigen Flußbettes der Deau. Denn hier sollte sie wiedee hervorkommen, wenn sie in der Rinne des Weissensee's geblieben wäee.

Aber dieser Schuttberg ist hier nicht vereinzelt. Zugegeben, daß er sein Entstehen dem Weissenbache zu verdanken hat; die anderen Sandbänke, die sich am eechten Ufer der Drau hinziehen und mit der Langau oberhalb Bellach und St. Maetin bei Villach endigen, sind ohne Zweifel Anschwemmungen dee Drau, welche sie allmählig abräumt, um sie wieder irgendwo tiefer abzusetzen.

Ich habe noch nicht erörtert, wie so die Drau unterhalb Lind, wo eechts und links Glimmerschiefer ansteht, durchbrechen konnte. Es bedarf abee nur weniger Worte. Die bedeutenden Zuflüsse des Siflitz- und Nigglaibaches vermehren ihre Fluthen. Und dann korrespondirt nach allen Erfahrungen dem Strombette ein ähnliches in der Tiefe der Erde, welches dem Wasser um so ehee den Abzug erleichtert, wenn ein anderes, tieferes Flußbett, wie hier das der Möll, sich in der Nähe befindet. Dazu brancht es freilich Zeit, aber die kann hiee nicht in Betracht kommen.

Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo.

P. K.

Literarische Notiz.

(Illustrieter Katender und Novellen-Almanach für 1862. Herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch. Wien, Druck und Verlag der typ.-lit.-art. Anstalt (Zamarski & Dittmarsch).

Seit Jahren nimmt der von Menk-Dittmarsch herausgegebene illustrirte Kalender in diesem Literaturfache eine hervorragende Stelle ein, und es ist nur zu bedauern, daß bloß einmal alljährlich Gelegenheit geboten ist, deutsche Schriftsteller ersten Ranges zu einem gemeinsamen Werke vereinigt zu sehen. Drei Autoren von gutem Klange sind es diesmal, deren neueste Original-Produkte wir zu lesen bekommen. Louise Mühlbach bringt eine historische Novelle „Maria Theresia und ihr Ofenheizer" in jener bekannten, reizenden Manier, welche dieser beliebten Schriftstellerin eigen ist; August Schraber liefert in „Alte Liebe" den Beweis, daß sein Ruf in Deutschland ein wohlbegründeter sey und Berndt von Guseck scheint uns mit seinem „Verscholtenen" daran mahnen zu wollen, daß auch die alte Garde noch nicht erlahmt ist, und gleichen Schritt hält mit den jungen Kräften deutscher Belletristik.

Sammlungen wie diese haben keinen bloß augenblicklichen Werth, sie gehören dauernd der Literatur an, und als zu deren besten Erscheinungen gehörig empfehlen wir sie. — Die Ausstattung ist elegant; die Illustrationen machen der Wiener xylographischen Schule, besonders die beigegebene Prämie in Farbendruck, Ehre.

* *

Digitized by Google

Das kärntneriſche Idiotikon.

(Fortſetzung von Nr. 20.)

nachtn, geſtern Abends, vergangene Nacht, geſtern. Im Nibelungen-Liede nächten. Bei Scherz in ſeinen Gloſſen: nechten, nachtint.

„Nächten, da ich bei ihr war."

Görres, Volkslied. Pag. 103.

„Wie nu, vriunt Hagene? in, war verſmachet daz
Daz ich bi in waere, da in bi ringe naz fus wurden von dem
blute, der hat uns nachten beſtan."

Nibelungenlied. Ban der Hagens Ausg.
V. 6513. — 6515.

vornachten = vorgeſtern.

nächhantern, nachäffen, nachmachen.

nächtmaln, Abendeſſen.

Nächtſchättn, Nachtnebel; eine Blödigkeit der Augen, wenn die Leute oder Pferde gleich nach dem Untergange der Sonne wenig, früh Morgens aber, wenn ſie erwachen, eine Weile gar nichts ſehen. Nyctolopia.

Nagl. 1. Die Nelke. 2. Der Neſt, ein Häufstein, z. B. a Nagl Wein, d. h. etwas Wein, ein Wenig. Stammwort Neige. In Kärnten: aſ dr Nâag.

naggeln, das unſichere Gehen der Kinder, das Wanken, Schwanken, Wackeln.

nagſt, unlängſt, letzter Zeit, dieſer Tagen.

näkntig, nackt, nicht bedeckt aber bekleidet ſeyn. Wachter leitet es von Nakot, geboren ab, mit welchem nasci, natus, und franzöſiſch: il naquit verwandt iſt. Engliſch: naked = mit nichts bekleidet, aber bedeckt.

namla, namlawohl, ja, ja-ja, jawohl, freilich.

Liabn, liabn, åber hamla, hamla:
N'r di hamlane Liab is ſaß, namla, namla.

Nanza, Taufname Anna. Kärnt. Volkslied.

näpfazn, halbſchlummern, ſtehend oder ſitzend vom Schlaf überwältigt, mit dem Kopfe nicken. Bei Friſch nätzen, knappen. Engliſch: to nap und nap ein Schläfchen, after — noon — nap = ein Nachmittag-Schläfchen. Bei Notker im 120. Pſalm naphaon.

Näpl, der Nabel. Engliſch: navel (ſprich nävl.)

Näpfl, Näpf, eine Suppenſchale.

nårat, närriſch, kindiſch, unbeſcheiden.

Nåratei, Poſſen, Kindertand, kindiſches Benehmen.

Näſn, ein Verweis. Der hât a Näſn kriagt.

Näſnſchtifl, Naſenſtüber. Von dem alten ſtifeln, ſtupfen. In der Mondſeeiſchen Gloſſe pag. 391, ſtophan, pungere.

Natze, Taufname: Ignaz.

naunggazn, ſchwanken, ſich hin- und herbewegen. Es gehört zum Lateiniſchen: nuo, nuto, nicken, ſchwanken. Hebräiſch: nut = moveri, bewegen, ναγν.

näzn, halbſchlummern. Abgekürzt von näpfazn. Sieh' näpfazn.

Neas, Taufname: Agnes. Engliſch: Ness.

neatia, delikat in der Auswahl der Speiſen, ausſcheidend im Eſſen und Trinken.

neatn. 1. Nöthigen, zwingen, ånneatn = aufdringen. 2. Vergebens ſich abmühen, aus mißlichen Verhältniſſen ungeachtet alles Arbeitens ſich nicht herauswinden.

neatr, nothwendiger, z. B. 's tuat eam neatr, as miar, d. h. es iſt ihm nothwendiger, als mir.

Neidkrågn, ein Geizhals.

Nella, Taufname: Petronilla.

Nenza, Taufname: Emerenzia.

netta, juſt, genau, gewiß, wahrſcheinlich, vermuthlich, richtig. Italiſch: netto.

neula, unlängſt, vor einiger Zeit, neulich. Engliſch: newley = neulich.

nüacht ſeyn, d. h. an einem Tage weder etwas getrunken, noch gegeſſen haben = nüchtern. Adelung leitet es vom Niederſächſiſchen: Nucht, Ucht, her, welches die: frühe Morgenzeit bedeutet alſo eigentlich morgendlich. Die Niederdeutſchen ſagen Nogtern, oder Nögtern. Aſ 'die Nüacht, z. B. i terf aſ die Nüacht ka Wäſſer trinken.

nialn, aushöhlen, eine Rinne in das Holz ſchneiden. In der florentiniſchen Gloſſe: Noll, runcina.

Niamt, Neamt, Niemand. Bei Ulphilas: nimanna. Bei Otfried: niaman. Bei Tatian: niomen. Bei Helbling und Striker: niemen, niem. Im Niederſächſiſchen: nüms, nemes. Im Angelſächſiſchen: nanman. Lateiniſch: nemo. Der Gegenſatz des in der Mundart noch gebräuchlichen eam = ihm, Jemand. Bei Helbling: iemen, iem.

nidertrachtig, herablaſſend, im Lavantthal.

Nigl, der Igel.

nindert, ninderſcht, nirgend, nirgends. Ein Nebenwort des Ortes. In dem alten Fragmente auf Karl den Großen bei Schilter: nioware. Im Nibelungen-Lied: niender, ninder. Vers 920:

„da ſprach der bote ſchiere
wir haten ninder cheinen zagen.

und:

bezzer pfaertgereite biu chunden niender geſin.

Vers. 2292.

Bei Striker, Hornek und Helbling: nindert: „So iſt mir ninder zu mueth." (Lucid. v. 7169.) Der Gegenſatz des auch in Kärnten üblichen: nibert, irgend — er wet waſ inbert waſeyn d. h. er wird wohl irgend wo ſeyn.

Niſche, der Dummkopf, Pinſel, Tropf. — Gemein-engliſch: nizy. Altfränkiſch: nica. Im Languedok; nëci.

Niſe, Taufname: Dionis.

Niſn, der Same der Läuſe in den Haaren. Engliſch: nit, das Ei einer Laus, oder eines kleines Thieres. Die Niß. Wallachiſch: nedd.

„Berger-Buabn, Berger-Buabn können ſchean bläſn,
Weißes Hår, Niſn dråu, rezig ba dr Näſn."

Kärnt. Volkslied.

nix, nichts.

„I tûa wol, i tûa wol,
Als wâ m'r nix war;
Abr umer mei Herzl
Is m'r allawal ſchwar.

Kärnt. Volkslied.

nixnuz, untauglich, für Nichts, nichtswerth.

nolen, ſtoßen, ſtampfen, zerquetſchen, z. B. gnolter Brein. Im Gailthale noga der Fuß.

Nojaun, die Jauſe.

Nok, der Berggipfel.

Nöklan, eine Art Mehlſpeiſe, Klöße keiner Gattung. Italiſch: gnocchi.

Noine, der Großvater, auch Nöne.

Nona, die Großmutter.

Nöpi, der Nebel, benöpelt = rauſchig.

Nöſchpi, die Miſpel. Lateiniſch: mespilus germanica. Linné. Italiſch: nespola. Franzöſiſch: nefle. Ungariſch: naspalia, ſtammen vom Griechiſchen und Lateiniſchen: mespilus. Engliſch: medlar, Angelſächſiſch: maed. Hierüber ſagt ein franzöſiſches Sprichwort: avec Du tems et de la paille les Nefles muriſtent, d. h. mit Zeit und Stroh werden die Miſpeln reif. Und das Engliſche, von welchem Shakespeare eine ſo ſchöne Anwendung auf die Unglücklichen macht, die ſich durch frühzeitige Laſter zu Grunde gerichtet haben: Medlar's are rotten before ripe, d. h. die Miſpeln verfaulen, ehe ſie reif ſind. (Fortſetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 22. Sonnabend, den 2. November 1861.

Franz Freiherr von Schiller aus Kärnten und sein Verhältniß zu Kaiser Franz I.

Es liegt uns eine, freilich nur den nächsten Verwandten und vertrauten Freunden des Verewigten zugekommene, Brochüre vor, welche die Aufschrift führt: „Rückblick auf das Leben des Franz Freiherrn von Schiller, gestorben zu Graz am 25. August 1861. Graz bei Kienreich." Dieselbe rührt ohne Zweifel von Jemand her, der mit ihm im engsten Verhältnisse gestanden, und konnte um so wahrheitsgetreuer seyn, da ihr eine Autobiographie des Geschiedenen zur Grundlage dient, welche die historischen Thatsachen außer Zweifel stellt. Da Hofrath Freiherr von Schiller, Salinenoberamtmann, Ritter des ungarischen St. Stephansordens, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten unseres Vaterlandes war, dem er durch Geburt, Herz und Sinn angehörte, insbesonders sein Verhältniß zu dem höchstseligen Kaiser Franz I. ein solches war, wovon die uns bewahrten Züge eine Einsicht in den nicht selten verkannten Charakter dieses väterlichen Monarchen gestatten, glaubten wir das Wesentlichste aus jener Nachrede ausheben, mit manchen noch unbesprochenen Thatsachen vermehren und so ein Wechselbild von Amtstreue und Monarchengüte unserm Leser vorführen zu sollen, welches uns in seiner ersten Aufstellung und Beschauung, wir müssen es gestehen, mit Bewunderung, Theilnahme und Freude erfüllte.

Unser Schiller war einer jener seltenen Menschen, welcher sein Emporkommen, sein Schicksal, zunächst der führenden Hand der göttlichen Vorsehung, der eigenen Fähigkeit, seinen Eigenschaften verdankte. Den eigentlichen Ursprung seiner Familie wissen wir nicht zu bestimmen, nur so viel, daß der Großvater des Verstorbenen David Schiller, Lieutenant im „Heisterischen Regimente", sich unterm 7. September 1735 zu Schmöllnitz in Ungarn mit M. Katharina Baronesse von Bernsberg verehelichte, 38 Jahre in kaiserlichen Diensten, großentheils unter Prinz Eugen von Savoyen focht, und am 2. Mai 1753 im Wiener-Invalidenhause als Grenadier-Oberlieutenant starb. Aus dieser Ehe war Franz Schiller, der Vater des Verblichenen, am 16. Oktober 1744 zu Pesth geboren. Franz kam in kaiserlicher Anstellung nach Kärnten und war 1772 Oberstbergmeisteramts-Buchhalter zu Klagenfurt. Er vermählte sich zwei Mal, das zweite Mal laut des Trauungsbuches der Stadtpfarre St. Egiden allhier mit Josepha Kopfmiller, die im Jahre 1771 eine Tochter Anna, am 14. Juli 1775 unsern Franz Ferdinand gebar, den wir jedoch in dem Taufbuche von St. Egiden nicht auffinden konnten. Der Vater überlebte auch die zweite Gattin und starb im 33. Jahre seines Lebens im Herbste 1776 zu Großkirchheim durch einen unglücklichen Sturz. Nun übernahm die Tante Therese, verwitwete Truckmiller, später verehelichte Solf, die Pflege der Waisen.

Die sanften Einwirkungen der, mit Erzählungen aus den Türkenkriegen, die sein Vater mitgemacht, und religiösen Uebungen ausgefüllten Häuslichkeit mußten dem Ernste der Schule, bald auch des Lebens weichen.

Die Autobiographie unseres Schiller stellt die Behandlung, die er, obwohl in K. Josephs II. Zeiten, in der Normalschule und im Gymnasium erfuhr, nicht im glänzenden Lichte dar; er war dadurch entmuthigt und geistesarm. Der Exjesuit P. Nagele wußte endlich in der 4. Gramatikalklasse den Knaben zu sich zu erheben und der Eindruck blieb nachhaltig in allen folgenden Studien. Nach seiner Tante im Jahre 1787 erfolgtem Hinscheiden nahm ihn der Bergrath Dillinger, den wir schon bei anderweitigen Gelegenheiten, besonders aus der Umgebung des Fürst Bischofes Salm, kennen lernten, in sein Haus und sorgte für ihn als zweiter Vater, er blieb sein innigster Freund auch nachhin, als sein dankbarer Zögling gleich ihm Hofrath wurde.

In der Philosophie zog ihn die Mathematik, die der Exjesuit Professer Paris von Giuliani vortrug, vorzüglich an, nicht so die Logik und Metaphysik, wo ihn besonders „Feders verworrenes Schulbuch" anekelte, welches Gefühl ihn auch später bei Lesungen eines Kant und Fichte nicht ganz verließ. Seine Nebenbeschäftigung war die in Dillinger's Laboratorium, mitunter leider auch die Lesung von Theaterstücken und Romanen, die, wie er selbst gestand, nichts zu seiner Bildung, wohl zu seiner Ueberspanntheit beitrugen.

Da Schiller die Absicht hatte, sich der Advokatur zu widmen, begab er sich nach Wien, wo er bei seinen geringen Mitteln (er bezog früher 100 fl. Erziehungsbeitrag, später 150 fl. an Jahreseinkommen) viele Verlegenheiten erfuhr. Er trat daher 1792 als unentgeldlicher Hofbuchhaltungs-Praktikant in Dienste und besuchte dabei die juridischen Vorlesungen; auf diese Art suchte er einen schnelleren Uebergang zur Praxis zu gewinnen. Da ihm der gleichzeitige Bezug des Stipendiums von jährlich 50 fl. mit jener Dienstesstelle verweigert wurde, nahm er den Antrag seines Gönners des Hofrathes Weikarth an, in seinem Hause Tisch und Wohnung zu empfangen, legte eine eclatante Staatsprüfung ab, worauf er ein Stipendium von 156 fl. für die Bergakademie in Schemnitz erhielt, an die er im Oktober 1793 abging. Auch hier traf ihn mit dem Verluste seiner Pension, die er nicht zugleich mit dem Stipendium genießen sollte, schwere Prüfung, die er jedoch überwand, im Jahre 1796 als Ingrossist zu Schmöllnitz, dann auf Weikarths Rath in Wien als Accessist eintrat.

Digitized by Google

Zugleich Bergmann und Buchhalterist bewies Schiller seine Brauchbarkeit auf eine so auffallende, rühmliche Weise, daß er sich entschloß, um die vakante Montan-Landesbuchhalterstelle in Klagenfurt sich zu bewerben. Indessen Graf Lazansky verwendete sich beim Minister Graf Kolowrath für einen andern Bewerber aus Klagenfurt, und Hofrath Weikarth glaubte daher Schiller rathen zu sollen, zum Kaiser zu gehen und um Berücksichtigung zu bitten.

Obwohl sich Schiller auf diese Stelle gar keine Hoffnung machte, da ihn für dieselbe weder Kategorie noch Dienstalter empfahlen, nahm er doch, um den guten Intentionen seiner Vorgesetzten zu entsprechen, diesen Rath an. Hierüber schreibt die Autobiographie:

„Ich erhielt Audienz bei dem Monarchen, der in späterer Zeit mir und meinen Angehörigen so viele Gnaden erwies — und mir immer unvergeßlich bleibt. Ich weiß noch beinahe wörtlich meinen mündlichen Vortrag dieses Inhaltes: „„Die hohen Anerkennungen und Zusicherungen meiner vorgesetzten Hofstelle geben mir Hoffnung, daß ich bei dem Vorschlage für die kärntn. Montan-Buchhalteröstelle gütig bedacht sey. Ich habe weder Verwandte noch Freunde, muß also glauben, daß ich eine solche Berücksichtigung meiner Verwendung verdanke.““

„Hier unterbrach mich der Kaiser ziemlich barsch: „„So? glauben Sie also, daß man mit Protektionen auch weiterkomme?““

„Ich erlaubte mir die Antwort: „„Vielleicht ist es der Welt Lauf?““ Ich fuhr fort: „„Nun könnte es sich fügen, daß im weiteren Zuge des Vortrages die Stelle einem Andern zugedacht würde. Ich erlaube mir daher um die allerhöchste Gnade der Berücksichtigung, im Falle die Gründe der Hofstelle zu meinen Gunsten sind, zu bitten.““ Ich wollte zugleich ein Gesuch überreichen. Der Kaiser sagte ernsthaft: „„Ich brauche kein Gesuch. Der Vortrag liegt schon hier, es kommt jetzt nur noch auf das Ausklauben an. Thun Sie ihre Schuldigkeit. Wie heißen Sie?““

Zwei Tage darauf mußte Schiller eine Commissionsreise nach Annaberg und Mariazell antreten, um den Grund eines Defizits aufzudecken. Nach seiner Rückkunft theilte ihm Hofrath Weikarth mit, daß ihn der Kaiser zum kärntn. Buchhalter ernannt habe.

Sein erster Gang war in die Hofkanzlei zu Graf Lazansky, über dessen zweideutiges Benehmen er entrüstet zu seyn sich berechtigt glaubte. Er meldete ihm seine Ernennung und wollte die ihm anvertrauten Rechnungsakten zurückstellen.

Graf Lazansky rief mit höchster Verwunderung: Sie waren im Vorschlage? das habe ich nicht gewußt. Er drückte ihm unverholen seine Freude darüber aus, daß es so gekommen, und bat ihn nur die Revision der Rechnungen auch in Klagenfurt fortzusetzen. Schiller sah sich entwaffnet, da er überzeugt wurde, daß Lazansky's Protektion eines dritten ohne Kenntniß, daß selbe ihm zu Schaden komme, erfolgt sey.

In Klagenfurt, wo Schiller im Sommer des Jahres 1801 eintraf, wurde er von seinem alten Wohlthäter Dillinger herzlich empfangen und mit den Individualitäten bekannt gemacht.

Nachdem Dillinger seine Gattin verloren hatte, forderte dieser ihn dringend auf, zu ihm zu ziehen und mit seinem Kummer Nachsicht zu haben. Schiller widmete ihm den größten Theil der freien Zeit und Beide lebten wie Brüder. Am 20. Februar 1803 verehelichte sich Schiller mit der jungen Witwe Theresia Haßenbauer, geborne Edle von Franken. Diese hing ihm während ihrer 55jährigen Verbindung im Glück und Unglücke mit gleicher Treue und Hingebung an, und Schiller wußte ihre Wirthschaftlichkeit und Thätigkeit für das Hauswesen und für die wachsende Kinderzahl voll zu würdigen.

Obwohl die Zeit der Invasion im Jahre 1805—1806 seine Kräfte im Interesse der bedrohten Montanwerke stark aufforderte, lebte er doch — da ihm die Sorge um die Bedeckung der nöthigsten Bedürfnisse endlich genommen und seine Häuslichkeit ungetrübt war, glückliche Jahre.

Dieses Glück sollte durch die feindliche Invasion im unheilvollen Jahre 1809 auf ernste Art unterbrochen werden.

Durch kaiserl. Verfügung wurde eine provisorische Landesadministration, bestehend aus dem Kreishauptmanne v. Fradenek, Polizeidirektor Pausinger und Schiller eingesetzt. Dieselbe verstärkte sich, um das allgemeine Vertrauen durch die Form einer Repräsentation zu gewinnen, durch Beiziehung von zwei Appellationsräthen, von zwei Bürgern und zwei Ständemitgliedern.

Alle Requisitionsartikel wurden taxirt, die Zahlung der Landesgefälle auch in Naturalien gestattet, immer aber wurde der Werth derselben quitirt, jeder Ueberwerth baar vergütet.

Die eigenen Worte des Verstorbenen verdienen an diesem Orte angeführt zu werden.

„Meine Erinnerung weilt gerne an diesen Maßregeln, da sie gute Früchte trugen und es möglich machten, daß am Ende der Administration wir nachweisen konnten, daß das Land mit keinen Schulden diesmal belastet wurde, und daß Niemand etwas von dem Andern zu fordern hatte. Die Idee, ob es recht sey, mehrere künftige Generationen zu belasten, um die Calamität der Gegenwart zu ersparen, war mir immer mehr als zweifelhaft und ich glaube auch noch, daß eine solche Belastung der Zukunft nur dann rechtlich und moralisch sey, wenn der zu erzielende Vortheil auch ganz der Zukunft angehört. Europa hätte bei richtiger Anwendung weniger ein gebildetes Capital aber mehr Nationalreichthum und Industrie, weniger Geldaristokratie, aber eine angemessenere Vermögensvertheilung und einen festeren Mittelstand.

„Diese für das Land glückliche Durchführung ließ sich aber nur durch zwei Hebel erreichen, nämlich, 1. durch die Beschaffenheit der Landesadministration, und 2. durch das ungetheilte Vertrauen des Landes in selbe nebst der Bereitwilligkeit, sie allenthalben zu unterstützen.

„Erstere hatte an der Spitze einen so rechtlichen als gewiegten Geschäftsmann, der von Jugend im politischen Dienste die Statistik der Provinz bis ins kleinste Detail inne hatte (mein alter unvergeßlicher Freund Fradenek). Seinen Diensteifer theilten alle Glieder, die durchaus seine Freunde waren. In gefahrvollen Augenblicken war es rührend, wie man sich wechselseitig mit Muth unterstützte, in Requisitionsforderungen, die über den lokalen Bedarf der feindlichen Truppen hinausgingen, für welchen angemessen gesorgt wurde, war es erhaben, ohne Rücksicht auf eigene persönliche Sicherheit und einstimmig einen für Alle und Alle für einen den Vollzug mit Gründen der Unthunlichkeit verweigern, und sich den brutalsten Drohungen: Arrest, Kriegsrecht ꝛc. aussetzen zu sehen. Diese Epoche war für mich die lohnenste in Hinsicht meines Ehrgefühls, so wie des Bewußtseyns des allgemeinen Vertrauens und der Dankbarkeit, wenn es mir und meinen Collegen gelang, manche Nachtheile von den Mitbürgern abzuwenden. Diese Periode war aber für mich auch die angestrengteste und sorgenvollste. Wochenlang hatte ich Kleider nicht abgelegt, nur auf Augenblicke meine Familie besucht und selbe auf kritische Momente vorbereitet. Meine Gattin trug durch viele Monate ein Mieder, in welchem 100 Dukaten

Digitized by Google

(unsere disponible Habe) eingenäht waren, um im äußersten Falle, oder wenn ich irgend einem Ereignisse unterliegen sollte, nicht hilflos zu seyn. In dieser Epoche ist der Anfang meiner grauen Haare. Der Kelch ging vorüber, wir fingen an, aufzuarbeiten und den umständlichen Rechenschaftsbericht zu legen. Eine kaiserliche Zufriedenheitsbezeugung und spezielle Belobungsdecrete mit der Zusicherung weiteren Bedachtes (für mich in gnädigen Ausdrücken abgefaßt) und einige dankende Ostentationen der Bürgerschaft und Landesinsaßen machten den Schluß des Dramas."

Durch den Friedensschluß fiel Kärnten's Hälfte von Oesterreich ab, und hiedurch wurde das Oberbergamt entbehrlich.

Schiller erhielt im Jahre 1810 als Rechnungsrath der Hofbuchhaltung seine Bestimmung nach Wien und dort das Referat der Innenberger Hauptgewerkschaft, deren Verwaltung die durch das Oberkammer-Grafenamt in Eisenerz war.

Diese stand damals in Folge der angehäuften Schulden, der schwindelnden Unternehmungen, der Geschäftsstockung nach den Kriegen, des rapiden Sinkens der Eisenpreise, die nicht einmal die Gestehungskosten repräsentirten, des übergroßen Personalstandes, der erhalten werden wußte, endlich der gegen einzelne Mitglieder der Verwaltung angehäuften Denunziationen, tief im Verfalle. Schiller wurde von dem Kaiser mit der Untersuchung betraut.

Schiller's Anträge wurden bis auf jene Punkte, welche ausgiebige Geldhilfe verlangten, genehmigt. Da mit halben Maßregeln nicht geholfen werden konnte, drang Schiller alternativ entweder auf das Aufgeben und Verlust von einigen Millionen, oder auf wirksame Vorkehrungen.

Der Kaiser suchte den Ausweg in Schaffung einer neuen Erhebungs- und Organisirungs-Kommission, der Schiller als Hofkommissär angehörte.

Der Kaiser ernannte Schiller im Jahre 1814 zum innerösterreichischen Oberkammergrafen und Gubernialrath. Als solcher hatte er die schwierige Mission der drohenden Auflösung alles Zusammenhangs durch schnelle Dispositionen vorzubeugen. Dies konnte nur durch Systemalarbeiten erzielt werden. Nebstbei hatte Schiller größere seit Jahren in Verhandlung stehende Arbeiten, mit denen er allein bekannt war, für die Hofkammer zu liefern.

Seine Kräfte unterlagen der Anstrengung.

Nach einigen Wochen fiel er im Bureau bewußtlos von Stuhle.

Der Ordinarius und zwei beigezogene Aerzte aus der Umgebung konnten dem Uebel nicht steuern. Ja die Medikamente aller Art scheinen gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht zu haben. Bereits lag der Kranke 100 Tage unverändert in horizontaler Richtung und man erwartete seine Auflösung.

Da erfuhr Kaiser Franz durch den Montan-Vice-Präsidenten die Lage Schiller's. Er befahl, Schiller's ehemaligen Wienerarzt in Erfahrung zu bringen und nachdem als solcher Dr. Nard bezeichnet wurde, vermochte er diesen in Begleitung des Polizeidirektors Pausinger, eines Freundes von Schiller, in einem bereit gehaltenen Hofwagen noch in derselben Stunde abzureisen, und Tag und Nacht die Reise fortzusetzen.

Dr. Nord verwarf den bisherigen Heilplan, ordnete Bäder in Fleischbrühe und Milch an und gab gegen die Meinung Aller Hoffnung. Nach 8 Tagen trat er seine Rückreise an, ließ sich aber täglich Rapporte nach Wien schicken.

Nach beiläufig weitern 6 Wochen konnte der Kranke aufrecht sitzen und das Bett verlassen. Endlich drang Nord darauf, daß Schiller nach Wien reise.

Diese Reise ging anfangs sehr schwer aber von Post zu Post leichter von statten, so daß Schiller schon am dritten Tage sichtlich gestärkt im April 1815 in Wien eintraf. Hier fand er in dem Hause seines Freundes Pausinger Ruhe und Pflege.

Auf Nord's Rath begab sich derselbe nach Reichenau, wo die Gebirgsluft wunderbare Heilkraft für seine Nerven übte.

Dieser von allen Medikamenten abstrahirenden Kurmethode verdankt Schiller sein Leben. Als er seinem Retter den Dank bezeugen wollte, wies dieser ihm freudestrahlend eine durch das Oberstkämmeramt eben erhaltene Tabatière mit Banknoten gefüllt und ein a. h. Handbillet vor, in welchem Dank und Anerkennung für seine erfolgreiche Bemühung zur Rettung Schiller's ausgesprochen wurde.

Nachdem Schiller seine Convalescenz gemeldet hatte und sich eben anschickte abzureisen, wurde er auf Antrag Stadion's im Juni 1815 zum Hofrathe an die aufgehobene Stelle eines Hofkommissionsrathes ernannt.

Seine wankende Gesundheit bestimmte ihn, daran zu denken, diese durch das ehrenvolle Vertrauen seiner Vorgesetzten ihm übertragene Geschäftslast etwas zu erleichteern.

Diese Gelegenheit schien sich ihm zu bieten, als es sich im Jahre 1823 nach dem Tode des Salzoberamtmannes Lenoble um Untersuchung der zerrütteten Salinen durch einen Hofkommissär handelte, als welcher Schiller bestimmt wurde.

Schiller erklärte, den erledigten Posten eines Salzoberamtmannes definitiv annehmen zu wollen, wenn man ihm den Rang in dem status der Hofräthe und seinen vollen Gehalt von 5000 fl. ließe, ihm auch die Uebersiedlungskosten vergüte. Diese Ansprüche fand man gegründet und es erfolgte, nachdem er zur Anerkennung seiner Verdienste mit Diplom vom 26. Jänner 1823 in den Ritterstand erhoben worden war, im Jahre 1824 seine Ernennung zum Salzoberamtmann in Gmunden.

Hier ereignete sich eine Begebenheit, die so nahe verwandt mit Schiller's Audienz bei Kaiser Franz Erwähnung verdient, welche wir jedoch als einen noch Lebenden betreffend, nur andeuten können. Als Kaiser Franz nach Gmunden kam, sprach er unter andern zu Schiller: „Auch von ihren Leuten hat sich einer bei mir zur Audienz gemeldet." Schiller versetzte: „Ich weiß es und kann Euer Majestät versichern, er ist ein Sachwalter, der, wenn ihm Euer Majestät einen Prozeß in eigener Angelegenheit anvertrauen würden, ihn verlöre, falls er ihn nicht rechtlich begründet finden sollte." Der Kaiser: „Das ist schön, solche Leute gefallen mir. Er soll Nachmittag zur Audienz kommen." B*, der damals Bergrichter an der Saline war, erschien und der Kaiser redete ihn an: „Es freuet mich Ihnen sagen zu können, welches Zeugniß ihr Amtsvorgesetzter gab. Solche Leute brauche ich — das sollen Sie wissen, doch mit der Bürgermeisterstelle in G* soll nichts werden." B*, ohne zudringlich zu werden, erklärte sich ergeben in den Willen seines Monarchen. Nach drei Monaten erhielt er seine Ernennung als Bürgermeister in G*, datirt von jenem Tage, wo er in Gmunden bei der Audienz erschienen. —

Zu den größeren Ergebnissen seines Wirkens gehören in der darauffolgenden Zeit:

Die Erstattung der Vorschläge über die Vereinigung der steiermärkischen Salinen mit jenen ob der Enns, sowie der Vollzug derselben (mit dessen Auftrag ihm zugleich ohne

*

daß er daran gedacht hätte, eine Personalzulage von 1000 fl. ertheilt wurde). — Die Einbeziehung der Salzburger Salinen in jene ob der Enns und Steiermark.

Die vielen technischen Verbesserungen und Neubauten.

Bemerkenswerth sind unter Letzteren: Die Werke an der Traun, die Radasdy-Klause, sämmtliche Sudwerke in Ischl, Ebensee, Aussee; die Amtshäuser in Gmunden und Ischl, das Pflegegerichtsgebäude in Aussee, der große Zinkenbacher-Rechen, die Verstärkung des Gosauer-Rechens, die Berghäuser in Hallstadt.

Der Tod des von ihm hochverehrten Kaisers Franz, der ihm so viele Beweise väterlichen Wohlwollens und Vertrauens, so wie zarter Sorge für ihn und die Seinigen gegeben hat, erfüllte ihn mit tiefer Wehmuth. Er äußert über diesen Punkt: „Der Anfang meiner Dienstjahre war kaum einige Monate von dem Anfange seiner Regierung unterschieden: es war mir daher, als ob ich mit dem Aufhören seiner Regierung auch meine Dienstlaufbahn beschließen sollte. *)

Doch setzte er in dankbarer Erinnerung des ihm geschenkten Vertrauens sein Wirken fort, dessen Resultate ihm die erneuerte a. h. Anerkennung durch die mittelst Diplom dto. 12. März 1837 geschehene Verleihung des königlich-ungarischen St. Stephans-Ordens verschafften. Drei Jahre darauf erfolgte auf Grund der Ordensstatuten seine Erhebung in den Freiherrnstand.

Mit 1. September 1844, mit welchem er 52 Dienstjahre auf Tag und Stunde erreicht hatte, trat er mit Beibehaltung der vollen Bezüge und unter Bezeugung der höchsten Anerkennung in den Pensionsstand.

Schitter verbrachte ruhig und zurückgezogen mit den Seinigen vier Jahre in Wien, bis die Erscheinungen des Jahres 1848 und 1849 ihn bewogen, nach Graz zu übersiedeln, wo der edle Greis, nachdem er im Jahre 1858 seine treue Gefährtin verloren hatte, seiner mit dankbarer Liebe an ihn hängenden Familie und seinen immer gleich ergebenden Freunden lebte, in den vielen einsamen Stunden wohl auch der Erinnerung an eine reiche Vergangenheit und den Gedanken an eine sorgenvolle Zukunft nachhängend.

Im März l. J. erfaßte ihn die Krankheit, die er wohl deutlich als eine Letzte erkannte, und ihn zum unsagbaren Jammer seiner Umgebung mit den schmerzvollsten Leiden heimsuchte.

Alle Tugenden, die sein Leben auszeichneten, verließen ihn nicht in der letzten schwersten Zeit seines Daseyns. Rührend war die Selbstverläugnung, mit der er bedacht war, seiner Umgebung die Sorge um ihn zu erleichtern, ja selbst die Schmerzen, so lange sie ihn nicht überwältigen, in sich verbarg, um so lange als möglich zu schonen. Keine Klage entschlüpfte in dieser langen Leidensepoche seinen Lippen, welche Ungeduld oder gereiztes Gemüth verrathen hätte.

Wie sich die gedruckte Todesnachricht ausspricht, starb Schiller in seinem 89. Altersjahre, gestärkt durch die heil. Sterbsakramente. Er hinterließ seinen Zeitgenossen und der Nachwelt das schönste Vermächtniß: das Bild eines Weisen im Leben wie im Tode.

H.

*) Wir besitzen in der „Carinthia" vom Jahre 1846, Nr. 47, ein Gedicht auf „Kaiser Franz I. Denkmal in Wien" gefertigt: „Ein Kärntner in Wien." Es war von unserm Schiller.

Topographische Skizzen aus dem Oberdrauthale.

Allgemeines.

Wenn man das obere Drauthal Kärnten's als ein Ganzes auffaßt, — was füglich geschehen kann, weil es rings von Gebirgen umschlossen ist, — bildet es für sich eine eigene Welt. Man sieht da nicht hinein, außer von hohen Bergen, und eben so wenig sieht man hinaus. Diese Eigenschaft hat es nur mit wenigen Thälern Oberkärnten's, um so mehr aber mit dem Lande Kärnten gemein. Das obere Drauthal ist an sich ein „kleines Kärnten." Es hat auch die Drau in seiner Mitte, Kalkgebirge an deren rechten, Urgebirge am linken Ufer. Die steierisch-tirolische Reichsstraße durchzieht es der Länge nach — es umfaßt schier alle Klimate Kärnten's und enthält beinahe die gleiche Flora und Fauna, wie das Land.

Das Thal hat eine große historische Zeit hinter sich, und wird auch künftig seiner Lage nach von den Ereignissen des Vaterlandes weitmehr unmittelbar berührt werden, als die Nachbarthäler im Süden und Norden.

Möllthal und Gailthal verlaufen in Sackgassen, aus welchen man nur über Gebirgspfade hinwegklimmt. Unser Thal führt den Wanderer gerade dort, wo er glaubt, daß die Welt mit Bretern verschlagen sey, ebenen Trittes aus und ein.

Das hat unser Thal der Drau zu verdanken, welche es in Schlangenwindungen durchfließt, bei einer Meereshöhe von nahe 2000' bei Pirlach von Tirol her betritt und oberhalb ihrer Vereinigung mit der Möll ungefähr 1760' verläßt. Das Thal erstreckt sich gute 4 deutsche Meilen in die Länge von Osten nach Westen, das Gefälle der Drau beträgt nahezu 10 Klafter auf die Meile, ist also ganz unbedeutend. Die größte Breite hat das Thal bei Greifenburg, von Bruggen bis zum Pfarrhof in Greifenburg gute 2000 Schritte, also über 660 Klafter.

Das obere Drauthal dehnt sich noch unter Sachsenburg über St. Leonhard in Twenz aus und hängt durch diesen Streifen mit dem Lurnfelde zusammen. Ebenso erstreckt es sich noch über Oberdrauburg hinaus bis in die Gegend, wo die höchst pittoreske „Unholde" in ihren äußersten Vorsprüngen steil zur Drau sich niedersenkt.

Orographisch sollte die erstere Strecke dem Lurnfelde, die letztere aber dem Pusterthale angehören und Sachsenburg und Oberdrauburg des Thales Grenzwächter seyn.

Hydrographisch gilt das Gegentheil; hier haben also die Gewässer der Drau und Möll dem oberen Drauthale einiges Gebiet erobert.

Wenn wir von diesen zwei Thälchen absehen, bildet unser Gebiet eine längliche verbogene Concave, deren malerischer Schluß im äußersten Westen die 8460' hohe Unholde ist, hier überall das „böse Weibele" genannt.

Von Oberdrauburg östlich erweitert sich die Thalmulde, die Bergspitzen fahren auseinander, doch nicht ohne mehrseitig niederere Vorberge zwischen sich aufzunehmen. Bei Greifenburg liegen diese am weitesten auseinander.

Bei Radlach hingegen wird das Thal durch den plötzlich vorspringenden Nockberg wesentlich eingeengt und allmählig von seiner ostwestlichen Richtung in eine mehr nördliche abgelenkt, wobei aber das Thal unterhalb Steinfeld und Kleblach wieder an Breite gewinnt.

Die ganze Thalfläche kann man nirgends, am wenigsten in der Tiefe, mit Einem Blicke übersehen. Den größten Theil

Digitized by Google

derselben hat man jedoch an der Spitze des 7050' hohen Latschur, der südlich von Lind über den hochromantischen Siflitzgraben aufsteigt, vor sich.

Den Anblick der schattseitigen Kalkalpen genießt man an der Poststraße, die stets am linken Ufer der Drau, aber gewöhnlich in ansehnlicher Entfernung von derselben hinzieht. Die Spitzen der sonnseitigen Urgebirge kann man hier nicht sehen, etwa die Hochdriften und den Scharnik ausgenommen, die eben nur Absenker der Hauptkette sind.

Um nun auch die sonnseitige Gebirgsgruppe betrachten zu können, erhebt man sich an den nach Süden ziehenden Bezirksstraßen auf den Kreuz- oder auch Gailberg, oder auch auf die dazwischen liegenden Mittelhöhen in der Schattseite des Thales, deren „viele" höchst überraschende, entzückende Ansichten in's Oberdrauthal eröffnen.

Die südliche Gebirgskette besteht durchgehends aus einem grauen, blättrigen Kalk, welcher der Luftfeuchtigkeit auf die Dauer nicht widerstehen kann. Daher kommt das abnorme Aussehen der Drauthaler-Kalkalpen, die entweder bis zur Höhe bewaldet sind, oder in mehr in die Länge gezogenen Kämmen ohne zackige Spitzen ihre rippigen kahlen Felswände sehen lassen.

Darunter ist die stumpfe Pyramide des Reißkofl's die höchste, 7472' hoch, von oben bis unten eine kahle Felswand, in der Mitte ein Schneeloch bergend, welches seinen Inhalt fast nie losläßt, und im Hochsommer in Gestalt eines Halbkreises dem dürstenden Thale entgegen zeigt.

Die Häupter der nördlichen Urgebirgskette erheben sich meist auf, oder über 8000 Fuß, der Scharnik ob Irschen sogar auf 8888'.

Ihre Physiognomie gleicht auf ein Haar jener der Möllthaler-Alpen, welche bekanntlich darin besteht, daß sich das Gebirge in seiner ganzen Masse steil von der Thalsohle abhebt, in der oberen Waldregion zu wölben beginnt, dann ziemlich sanft zu den Kämmen hinaufzieht, über denen die Gipfel fast senkrecht aufsteigen, nicht ohne dazwischen prächtige Alpenweiden und klare Alpenseeen in eben so großer Fülle zu entwickeln, wie dies bei den Möllthaler-Alpen der Fall ist.

Für die Physiognomie des Thales tragen auch die Vorberge das Ihrige bei. In der Schattseite beginnen sie beiläufig in der Mitte des Thales, und ziehen stets an Breite gewinnend, aber an Höhe abnehmend ostwärts über die Grafenwegerhöhe, wo der Höhenzug auseinander geht, um das Thal des Weißensees in die Mitte zu nehmen. Der nördliche Ast begleitet nun die Drau bis Sachsenburg und baut sich immer höher auf, so daß er die Rolle des südlichen Hauptzuges übernimmt.

Diese Vorberge beeinträchtigen natürlich die Breite des Thales, gewähren hingegen bei ihren sanften Abdachungen der Cultur bedeutenden Raum und verhindern zugleich die Verwüstungen der Wildbäche, die von den Kalkalpen herabkommen.

Die Unholde im Westen hat keinen Vorberg, sondern erhebt sich vom Thalboden steil und mächtig empor, nur auf ihren höheren Schultern für die „Postmeisteralpe" einige Weideplätze erübrigend.

Die Urgebirgsgruppe sendet gleich anfangs den Zwickenberg nach Süden, und etwas später den Supersberg, zwischen welchen eine niedere Höhe, die Scheinitzen das Thal wölbt. Weiter nach Osten ist diese Gruppe durch viele Schluchten, in welchen die Gießbäche tosen, zerrissen und jede zwischen ihnen befindliche Gebirgsabtheilung hat das Ansehen eines Vorberges, ohne es eigentlich zu seyn.

Unmittelbar vor den Schluchten erheben sich die Schuttkegel, welche die Bäche im Thale aufgehäuft haben, so ausgedehnt, daß sie aneinander stoßen und so mächtig, daß sie die Drau zwingen, ihren Lauf hart am Fuße der Kalkalpenkette zu nehmen.

Diese Alluvionen bilden in der Regel den cultivirten Thalboden, das übrige des Thalbodens ist von der Drau beherrschtes Sumpfland.

Die Vertheilung der Ortschaften betreffend liegen 25 Orte am rechten, 45 hingegen am linken Ufer der Drau. Davon kommen 33 auf die Thalsohle, 37 auf das Mittelgebirge rechts und links. Im Ganzen befinden sich im oberen Drauthale an 70 Ortschaften, einzeln stehende Meiereien ungerechnet.

Auch hier überwiegen die Gebirgsbauern vor den Thalbewohnern, zwar nicht an Kopf- und Häuserzahl, aber an Grundbesitz und Wohlstand. Mit Verwunderung betrachtet der Thalbewohner die größern, volleren Aehren des Getreides im Mittelgebirge, welche der Schottergrund des Thales nicht zu erzeugen vermag.

Durch die Regulirung der Drau könnten vielleicht ein paar Tausend Joch allerbesten Bodens in der Thalsohle der Agrikultur erobert werden, aber die Bevölkerung des Thales, ohnehin durch die häufigen Vergüßungen verarmt, ist nicht im Stande, ein solches Unternehmen auszuführen.

Die Drau und die Reichsstraße spielen in den Geschicken unseres Thales eine bedeutende Rolle. Die Drau ist die Thalstraße des Holzhandels, die Reichsstraße Importweg und Durchfahrt. An Getreide genügt dem Thale die eigene Ernte.

Hervorstechend gegen die Nebenthäler im Norden und Süden sind die Eichenbestände an mehreren Stellen der Sonnseite des obern Drauthales. Ebenso das Vorkommen der edlen Kastanie bei Radlach und Greifenburg, wo sie sich selbst fortpflanzt und am ersteren Orte stellenweise den Fichtenwald verdrängt hat. Es ist was Herrliches um diese Riesenbäume.

Die Obstbaumzucht hat hier überhaupt goldenen Boden und liefert Meraner-Obst. Auch die Bienenzucht ist bedeutend. Die gewöhnlichen Feldfrüchte kommen alle fort. Hauptkulturen sind Mais und Klee, die Kleefelder kommen nicht selten auf eine dreimalige Ernte. Außerdem dient Haiden als Nachfrucht, die jedoch oft durch Frühreife verloren geht. Die Pferdezucht wird mehr von den Gebirgsbauern betrieben. Die Kühe des oberen Drauthales werden wegen reichlicher Milcherzeugung sehr gesucht und gut bezahlt.

Dies die allgemeinen Umrisse des oberen Drauthales in topographischer Beziehung, denen gelegentlich besondere Bearbeitungen desselben folgen sollen.

P. K.

Eine Wiedererscheinung nach dem Tode.

(Beitrag zur Chronik von Klagenfurt.)

Mehrere der freundlichen Leser der Carinthia werden sich noch an das Gemälde erinnern, das einst an einem Blindfenster des dermal Beinitz'schen Hauses am „alten Platze" an der östlichen Seite im zweiten Stocke angebracht war und einen mit einem rothbraunen Rocke nach sehr altem Schnitte bekleideten Mann darstellte, der ängstlich vom Fenster herab sah.

Digitized by Google

Dieses Gemälde verschwand vor ungefähr 30 Jahren bei Umstaltung des Hauses in die gegenwärtige Form und es knüpfte sich daran folgende Sage:

Einem einstigen Besitzer dieses Hauses entriß der Tod nach kurzem Krankenlager seine jugendliche geliebte Gattin, und da damals weder eine Zeit bestimmt war, die vom erfolgten Tode bis zur Beerdigung verstreichen mußte, eine Todtenbeschau noch nicht, viel weniger aber Leichenkammern eingeführt waren, und man wahrscheinlich die Leichen möglichst bald aus dem Hause zu bringen trachtete, so wurden noch vor Eintritt sicherer Anzeichen des wirklich erfolgten Todes, nachdem die nöthigen Einleitungen getroffen, und der Todtengräber nach genommener Maß der Verstorbenen das Grab vorbereitet hatte, alsbald zum Leichenbegängnisse und sofortigen Beerdigung geschritten.

An welchem Friedhofe die Beerdigung stattgehabt hatte, ist unbekannt geblieben, da Klagenfurt seit einer Reihe von Jahren den Begräbnißplatz mehrmals verändert hat. Vor Errichtung des St. Ruprechter-Friedhofes 1788, war die allgemeine Begräbnißstätte im ständischen, dermal botanischen Garten rückwärts des neuen Schulhauses, wo sich die aus der Zeit der Einführung der Todtenbeschau unter Kaiser Joseph II. 1784, herstammende und bis zum Jahre 1822 benützte Todteneinsatzkammer befand; früher noch bestand sie um die Stadtpfarrkirche St. Egiden und einst schien sie sich im nun Jenul'schen Garten und am Platze, wo gegenwärtig das Theater steht, sich befunden zu haben *).

Der Todtengräber entdeckte bei Besichtigung der Leiche an einem Finger derselben einen kostbaren Ring, welcher dessen Habsucht so sehr aufregte, daß er den Vorsatz faßte, dieses Ringes sich um jeden Preis zu bemächtigen und sollte er deshalb selbst sogar nach die Leiche ausgraben müssen.

Bis zur Beerdigung fand er nun keine Gelegenheit sein Vorhaben auszuführen und da es ihm keine Ruhe ließ, so schritt er gleich in der folgenden Nacht an sein Werk.

Von der Nacht und vorzüglich von dem herrschenden Aberglauben von Geisterwanderung an Friedhöfen geschützt, ging er gegen die Mitternachtsstunde zu auf den Friedhof, hob die Erde leise vom Sarge weg, öffnete den Deckel desselben, zog die Hand der Verstorbenen empor, und versuchte den Ring vom Finger zu ziehen. Der Ring saß jedoch sehr fest an, und weil verschiedene Versuche mißlangen, und um schneller das Ziel zu erreichen, nahm er seine Zuflucht zu einem Messer, um damit den Finger von der Hand zu trennen. Als er deshalb einen Schnitt machte, zuckte die Hand, die Todte stieß einen deutlichen Seufzer aus und wie der Todtengräber darüber erschreckt, kaum seiner Sinne mächtig, eilends aus dem Grabe stieg, richtete sich die Todtgeglaubte im Sarge völlig auf, und der Todtengräber, von Gewissensangst gepeinigt, lief mit Hinterlassung aller Geräthschaften davon und eilends nach Hause, um im Kreise seiner Angehörigen Schutz zu suchen.

Die Wiedererwachte gelangte nach und nach zum vollen Bewußtseyn, stieg aus dem Grabe, schleppte sich müheselig nach Hause, wo sie bald nach Mitternacht ankam und Einlaß begehrte, längere Zeit pochte, und endlich ihre Angehörigen beim Namen rief; diese jedoch, als sie nach und nach erwachten, befiel ein solcher Schrecken, daß sie, statt ihrer Hausfrau zu öffnen, theils sich verkrochen, theils aber um den Hausvater sich versammelten.

Die Furcht von dem vermeintlichen Geiste der Abgestorbenen war so groß, daß sich keiner vom Andern weg, oder zum Fenster, viel weniger aber zum Hausthore wagte.

Das Rufen der Frau ging endlich in ein immer heftiger werdendes Pochen am Thore über, und nun erst faßte der Gatte Muth und öffnete, nachdem alle möglichen Beschwörungsformeln angewendet worden waren um den Geist zu bannen, das Fenster, um hinab zu sehen, wo er seine leibhafte Gattin erkannte, die ihm in Kürze den Vorfall mittheilte und um schnellen Einlaß bat, der ihr in Anwesenheit aller Hausgenossen und nicht noch ohne Angst derselben gewährt wurde.

Als sich hierauf alle insgesammt von ihrem vollen menschlichen Wesen überzeugt hatten, herrschte im Hause allgemeine Freude über die so glücklich überstandene Gefahr und das so unerwartete Wiedererscheinen der allgemein geliebten und schwer vermißten Hausfrau, und deren Gatte ließ später zum feuern Angedenken an diese Begebenheit das Gemälde anbringen. —

Seit Einführung der Leichenbeschauvorschriften kann die Beerdigung eines Scheintodten nicht mehr vorkommen, und wenn man sich vorstellt, in welch' fürchterlichem Zustand ein lebendig Begrabener noch dem Wiedererwachen, und im Bewußtseyn, daß eine Rettung unmöglich und er so sterben müsse, seyn kann, und daß jeder von uns bei Vernachlässigung der bestehenden Vorschriften in diese Lage kommen könne, so kann man die Wohlthat dieser allerhöchsten Verfügung nie genug preisen, und müssen uns verpflichtet fühlen zur möglichst genauen Aufrechthaltung derselben nach Kräften beizutragen, da ungeachtet der schon bestandenen Vorschrift noch vor mehreren Dezennien in unserer Nähe die Beerdigung eines Scheintodten vorkam und nur dem einzig am Lande noch herrschenden Vorurtheile wegen einen so unglücklichen Verlauf hatte.

Ein Bauernbursche in der Pfarre St. M*** ob W** bei F** fiel der Art unglücklich, daß er das Bewußtseyn verlor und alle Wiederbelebungsversuche fruchtlos blieben; man hielt ihn sodann für todt, brachte ihn nach Hause, bahrte ihn auf, und, ohne die gesetzliche Beerdigungszeit abzuwarten aber auf wirkliche Todes-Anzeichen zu achten, schritt man nach herkömmlicher Weise schon am nächsten Vormittage unter gewöhnlichen Zeremonien zur Beerdigung.

Als der Sarg eingesenkt und von der darauf geworfenen Erde kaum etwas bedeckt war, vernahmen die dem Grabe zunächst stehenden Personen, während der üblichen Gebete plötzlich einen dumpfen Schrei aus dem Grabe, welchen auch die weiter entfernt Stehenden hörten, aber der Meinung waren, er sey aus einem der rund um den Friedhof stehenden Häusern gekommen. Bei Ersteren und den Personen, welche den Sarg eingruben, wurde leider der Aberglaube, der Böse habe nun den ohne heilige Wegzehrung Hingeschiedenen geholt, vorherrschend, und sie beeilten sich um so mehr mit Ausfüllung des Grabes von diesem unheimlichen Orte, um bald hinweg zu kommen.

Nach und nach kam dieser Vorfall in Vergessenheit, als aber nach Verlauf mehrerer Jahre der Meßner an derselben Stelle wieder ein Grab vorbereitete, entdeckte er in dem noch nicht ganz vermoderten Sarge die Gebeine der früher beerdigten Leiche außer der gewöhnlicher Ordnung und seitwärts gekehrt liegen, welches ihm auffiel, und bei weiterer Nachforschung mit mehreren beigezogenen Nachbarn kam das bei der Beerdigung stattgehabte Ereigniß wieder in Erinnerung und die Leute leider zu spät zur Erkenntniß, daß der Verewigte

*) Aeltere Leute erinnern sich an die Thatsache, daß bei Umbau seines Bräuhauses und Gartens Reste von Grabern, Gebeinen und Geschmeide aufgefunden wurden. A. d. R.

Digitized by Google

im Scheintode begraben beim Einscharren aus seiner Schlafsucht erwacht, und in Folge dieser unverantwortlichen Vernachlässigung eines so entsetzlichen Todes sterben mußte.

H**tz.

Kalte Hände, warme Herzen.

Kalte Hände, warme Herzen
Ist ein altbekannter Spruch,
Doch bewährt er sich nicht besser
Als manch' dickes Weisheitsbuch.

Denn, daß warm das Herz empfinde
Sagt oft nur ein Druck der Hand,
Wär' sie kalt dabei geblieben,
Wüßtest du, was er gestand?

Und schlägt warm das Herz im Busen
Ein Gesetz ist's der Natur,
Strömet rascher durch die Adern
Heiß das Blut, ja brennend nur.

Und so muß die Hand bezeugen
Ob es warm im Herzen sein; —
Kalte Hände, kalte Herzen
Soll der Wahrheit näher seyn.

Graz. Dr. Joseph Keßler.

Nochmals die Rabensteiner.

(Berichtigung zu Nr. 19 des Jahrganges 1859 der „Carinthia.")

Der Grabstein der Rabensteiner in der Marienkapelle zu St. Paul, insoweit er mir leserlich war, lautet folgendermaßen: Hye leit her rudolf und der purkhard von ravenstain und ire weib frau . . . aut von . enebach (?) und frau ursula von weyspriach. anno dont 1451 (?) In der Mitte des Grabsteines befindet sich das Wappen derselben, ein Rabenstein (Galgen) von Geiern und Raben umflattert. Die Jahreszahl 1451, wenn anders ich sie richtig las, zeigt da höchst wahrscheinlich die Zeit der Grabmals-Errichtung und nicht die des Todes der beigesetzten Rabensteiner an, denn Purkhard war schon vor 1425 gestorben und ohne Zweifel auch Rudolf, da er im Testamente des erstern nicht erwähnt wird.

Was aber Wilhelm von Rabenstein betrifft, dessen Todesjahr in die Zeit von 1425—1433 fällt, so scheint er wenn nicht in demselben ja doch in einem der zwei darauffolgenden Jahre nach Purkhard's Tode gestorben zu seyn, denn eine Urkunde dto. 15. Juli 1426 nennt ihn bereits selig. In diesem Jahre nämlich verkauft Parcisal, Wilhelm von Rabenstein's seliger Sohn, dem Herzog Friedrich die Veste Sonegg, die er von Purkhard von Rabenstein seligen gekauft hat. Zeugen: Wulfing von Ungnad, Sigmund Maurer, Hanns Zwitar, Caspar Hemerlin. (Urkunde in den Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark VIII. 174.)

B. P.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 21.)

nöt, nicht.

Nöstl, die Brustschnur. Englisch: noose. Landschaftlich: Schnüs, auch Schneus, ein Band, Schlinge, Schleife.

Nudlwälger, ein Küchengeräth, eine hölzerne Walze mit zwei Griffen, mit welcher der Teig zu Nudeln ausgewalkt wird. Un rouleau — Hochdeutsch = Walkerholz.

Numale, die Kleien.

Numrel, der Regenschirm. In Italien: ombrello, der Sonnenschirm.

Nune, die Großmutter.

nußn. 1) Mit der Faust an den Kopf schlagen, gleichsam als wollte man Nüsse knacken. 2) So nennt man auch das Flehen, welches Hunde selbst vernehmen.

Nußgraggl, Nußkrähe.

nuz, brav, gut, fleißig, brauchbar.

O.

ôarntla, åarntla, schön, ordentlich, ordnungsliebend, fleißig, thätig.

Oblizn (die). Zisla erklärt dieses Wort mit: eine ganz weichgesottene Rübe. Windisch: obliza. In Kärnten: die sammt ihrer Haut noch ungetheilt weich gesottene Butter.

Ödeln, zunehmen, gedeihen, z. B. ungerechtes Gut edelt nicht.

Ofng'schål, das Ofengeländer.

Ogerischle, Eidechse.

ölas, elas, ungesalzen, zu lind.

ölwisch, schwindlicht.

Omaschle, die Amsel. Englisch: ousel (speich usl.)

Om'pr, ein länglichtes, hölzernes Gefäß, welches sich nach unten zu immer mehr erweitert, und an jeder Seite mit einer Handhabe versehen ist, um Milch und andere Flüssigkeiten darin zu tragen. Lateinisch: amphora. Griechisch: αμφορεις.

Onawönt, ein Feldrain.

Ongge, der Großvater. Bei Hornek: Ea. Bei Helbling: Ehn.

Onggele, der Enkel, nepos ex avo.

önk, önker, öich, öicher, euer, euch.

onla, eilig, geschwind, z. B. gêa onla, geh eilends.

onta, ontn. 1. Ohne seyn, wenigstens nach meinem Dafürhalten die einfachste Erklärung. Englisch: to want. Wallachisch: chwant. Schwäbisch: and, verwandt mit ohn, ohne dem Griechischen: ανευ, nöthig haben. 2. Etwas nicht haben, daran Mangel leiden. 3. Etwas verlangen, wünschen. 4. Abwesend seyn von Dingen, die da seyn könnten, oder sollten. Englisch: want = die Abwesenheit einer nothwendigen, für nothwendig gehaltenen, oder gewünschten Sache.

öpr, Nebenwort: etwa, vielleicht. In Schwaben: epper.

Örte, der Dienstag, d. h. der dritte Tag in der Woche. Von αρης, Mars. Lateinisch: Ericus.

ös, Fürwort: ihr, sie. Im Gothischen bei Ulphilas: Eis = sie.

öt, nicht.

ötlane, einige, manche. Sieh etlane.

Oxnaugn, in Schmalz dergestalt gebackene, nicht gekochte Eier, daß jedes abgesondert bleibt. Oeil de boeuf.

Oxnzem, das getrocknete, männliche Glied eines Rindes.

R.

rääch, roh, rauh, unreif, ungekocht, z. B. vom Fleische, wenn es nicht ganz durchgesotten ist. Englisch: raw = rab, verwandt mit

rude, Franzöſiſch: rude. Lateiniſch: rudis, in ſeinem natürlichen Zuſtande befindlich, ohne künſtliche Zubereitung, oder Bearbeitung. raw bedeutet auch unreif, unzeitig.

Rääp'r, die Erdbeere.

räät, roth.

rääle, ich glaube, ich vermuthe, ich meine — ſo eigentlich ich rechne ſo, oder zähle ſo. Engliſch: to rate.

rääteln, Reatl, feſtbinden, zuſammenſchnüren. Landſchaftlich: radeln, reiteln. Altengliſch: caddle, Reitel, Rädel d. h. Gerten, Ruthen, um etwas zu verbinden, z. B. Zaunruthen, Zaunſtecken; und in der That iſt der Reotk in Kärnten eine Art Stecken, Prügel.

Räätlaf, Roſe, die Entzündung der Haut.

Räätkröpfl, das Rothkelchen.

Rääting, die Rechnung, die Zeche.

räätn. 1) rechnen. Altdeutſch: roiten. Bei Otfried raiton = zählen. Sieh' Adelung bei rechnen. 2) meinen, dafürhalten, glauben, nachdenken, z. B. i hän hin und her gräätat.

Rääwuärſt, Würſte, gefüllt mit Rindfleiſch und mit eßbaren Eingeweiden; die Sammerwurſt, raw = wie Oben.

Rääbas, ein loſes, naives Kind, oder Mädchen.

Rääbsle, ein Schmeichelwort an Mädchen, ſoviel als: Du Schälkchen.

rabiat, zornig, entrüſtet. Lateiniſch: rabies, die Wuth, wüthend.

Rachalan, Stäbe mit ihren natürlichen Aeſtchen in die Erde geſteckt, um Fiſolen, Bohnen, Erbſen daran zu ranken.

Radle, der Spinnracken.

radeln, auf Rädern etwas fortſchaffen, daher

Radeltrugn, ein kleiner Karren mit einem Rade, Schiebkarren, Schubkarren.

radlat, rund, ganz rund.

räflat, in Menge, viel, ſehr, d'r Bam io räflat voll, d. h. ſehr voll an Früchten. Im Hebräiſchen: Rawaw und Rawah = viel ſeyn, angehäuft ſeyn.

räfeln, Geräuſche machen, poltern, z. B. von Beinen, Nüſſen — wenn ſie durcheinander geworfen werden.

rafn, ein Ding von ſeinem Platze mit einer gewiſſen Heftigkeit und Haſt wegnehmen — ſchnell und begierig mit den Händen an ſich reißen, z. B. wie es geſchieht, wenn es unter dem Pöbel zu einer Schlägerei kommt, wo die Erboßten einander die Haare ausrafn, und alles zuſammenrafn, was ſie zum Angriffe oder zur Vertheidigung gebrauchen können. Im Niederdeutſchen: Rap = hurtig. Rapen und Rappen = raffen. Reppen = ſchnell bewegen. Reppeln, Flachs durch eiſerne Kämme ziehen, um die Knoten abzureißen. Lateiniſch: rapere und raptare = rauben; rapide und raptim = reißend, ſchnell (auf den Raub, wie wie ſagen), das Griechiſche: ρυβδην, welches dem Suidas zu Folge, auch in der Bedeutung wie das Lateiniſche: raptim, gebraucht wurde — ραβαττειν, was auch: Geräuſch machen anzeigte. Im Hebräiſchen: Rawaw und Rawah = viel ſein, angehäuft ſeyn, angehäuft werden. — Landſchaftlich: roffen, verwandt mit dem Altfränkiſchen: raffér. Lateiniſch: rapere. Engliſch: raff. Figürlich: handgemein werden, raufen. Sieh' Eberhard V. 23. und Hilpert II. 254.

Rafle, das erſte Stückchen, abgeſchnitten von einem Laibe Brodes, oder andern Gebäckes.

Räggl, die Ranke, Rante, Hiſter; gehört zu Rachl — ſieh' oben. — Ranke.

Raggalan, ſieh' Rachalan. Es bedeutet Ranken, d. h. einen dünnen, verhältnißmäßig langen Ausſchößling an einem Gewächſe. Stammt von recken, in die Länge ausdehnen. Sieh' röcken.

Raggar, Ausdruck der Eltern an ungehorſame, boßhaft, widerſpänſtige Kinder, z. B. du Raggar du, bringſt mi noch ins Gräb. Aehnliche Bedeutung hat das Engliſche: racker, der Fakterer, Henkersknecht. Oder das Isländiſche: Rage = Kobald, Teufel. Das Evangeliſche: Raka iſt bekannt.

raggern, ſich abmühen, abarbeiten, knauſen, zuſammenwuchern.

räggiat, eine große Anzahl, viel, ſehr viel, unzählig; räggiat voll, von einem Baume. Sieh' räflat.

rallu, widerſprechen, lärmen, ſchreien. Es gehört zu prollen prelken, d. h. heftig zurückſahren; rallen iſt auch im Niederdeutſchen noch gebräuchlich, und bedeutet: lärmen, toben. Eberhard IV. 563.

Ram, das Fett der Milch, was ſich oben auf ſetzt; was man gebraucht um Buttee daraus zu machen, abee auch, zur Beförderung des Wohlgeſchmackes unter den Kaffeh und Thee gießt, wie auch zu Backwaeken verwendet. Rahm ſtammt von Ram = Ziel, Grenze; woven ouch das Zeitwort Ramen in der Bedeutung des Zielens kammt.

„Als er ramot ines vogels:
Als er zielt nach einem Vogel."
Sachſenſpiegel II. 38.

Davan iſt unſer Ram: eigentlich: das Aeußerſte auf der Milch, was ſie begrenzt, einſchließt, bedeckt. Das Franzöſiſche: creme, das Engliſche: ream (nicht cream wie Eberhord angibt), das Italiſche: crema und das Lateiniſche: cremor, ſind mit Ram ganz nahe verwandt, und nur durch den vorgeſetzten Guegellaut davon verſchieden.

ranken, zanken, widerſprechen, ſchelten.

rankla, ziemlich viel.

Rank, lärmende Späſſe, muthwillige Unterhaltungen der jüngeren Leute, Scherze, Ränke. Vom alten ranen = ſpringen, laufen.

rantig, munter, ſcherzhaft (bei uns auch rüſtig, ſtark, friſch, ſtattlich von Perſon. Engliſch: rant und to rant = Muthwillen treiben. Eigentlich nur: ranty. Stammt vom Alten ranen = ſpringen, laufen.

Ränzn. 1) Ein ledernes Sack, auf den Rücken, oder auch auf den Schultern zu tragen. 2) So nennen oft Eltern ein böswilliges, ungehorſames Kind. 3) Als Zeitwort: ſich ſtrecken, dehnen, auf der faulen Haut liegen. Renzel in der niederdeutſchen Mundart iſt ein Diminutiv von Ranzen, welches Adelung richtiger Ränzel geſchrieben haben will. Der gemeine Gebrauch folgte der niederſächſiſchen Form Rentſel, Renzel, und dem Holländiſchen: Rentzer. Indem man Alles Renzel nennt, worin Etwas, als in einen Sack, hineingeſtopft wird, ſo heißt auch der menſchliche Leib, wegen dieſer Aehnlichkeit mit einem ſolchen Sacke, im verächtlichen Sinne ein Renzel — bei uns Ränzn. — Er hat'n Ränzn voll, ſagt der Pöbel von einem, der viel gegeſſen hat; daher in Kärnten die obigen Bedeutungen. Eberhord V. 55.

rar, ſelten, ſchön, ſtattlich. Engliſch: rare. Lateiniſch: rarus. Griechiſch: αραιος = von andern Dingen abgeſondert, entfernt, einzeln z. B. a rare work = ein rares Werk, d. h. ein vortreffliches koſtbares Werk.

rapiköpfig, eigenſinnig, ouſgebracht, erbittert; von roppeln. Im figürlichen Sinne: nicht bei Verſtand ſeyn — und Kopf. Sieh' rappeln bei Adelung.

Rapling, der Auswurf, das raudige Schaf.

Rapn, die Ziegenkrätze, die Grinten.

rappig, krätzig.

räſch, übereilt, unüberlegt im Handel, daher heftig, z. B. der Zornige. Engliſch: rash. Gehört zu ready = roſch. Griechiſch: ραδιος = ſchnell, eilig, rashheaded = unbeſonnen.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 23. Sonnabend, den 16. November 1861.

Todesanzeige.

Den 7. November 1861 starb hier der Obertelegraphist und Vorsteher des hiesigen k. k. Telegraphenamtes, Joseph Wagner, welcher sowohl durch seinen vieljährigen Aufenthalt allhier als insbesonders in der Eigenschaft als Schriftsteller und Künstler Kärnten angehörte. Seine Schicksale betreffend finden wir zu erwähnen, daß er, geboren den 12. Februar 1803 zu Lettowitz in Mähren, sich in den Studien theils in seinem Vaterlande, theils in Wien ausbildete und die Laufbahn des Rechtes erkor. Hofmeister bei der gräflich von Hoyos'schen Familie fand er Gelegenheit sich im Zeichnungsfache so wie in der Malerei Fertigkeiten zu erwerben, die zu seiner nachhinigen Lebensrichtung die Veranlassung gaben. Als er Ende der dreißiger Jahre seinen Posten als Erzieher aufgab, both sich ihm die Gelegenheit in das Lavantthal zu kommen, wo er im Hause des kunstliebenden Herrn von Rosthorn zu Wolfsberg, dann auch eine Zeit im Schlosse Wiesenau bei Herrn Söllner sein Unterkommen hatte, später in Wolfsberg privatisirte.

Damals war es, wo Wagner den Gedanken auffaßte, das so schöne, doch in manchen Parthien weniger romantische und malerische Lavanlthal in Bild und Text herauszugeben. Er zeichnete dreißig der wichtigsten und am meisten darstellbaren Gegenstände von den Städten und Märkten, dem Stifte, den Gewerkschaften und den Schlössern des Thales herab bis zu seinen Ruinen und ließ sie in Wien lithographiren. Den Text, welcher jedoch aus Mangel von Mitteln nicht in den Druck kam, lieferte der Lavantthaler Dr. und Professor Tangl.

Durch diesen geringen Erfolg nicht entmuthigt, wagte er sich auf ein größeres Unternehmen: die Herausgabe der „Ansichten aus Kärnten." Wir haben die Genesis, das ist den Anfang, die Mittel und den Fortgang dieses umfangreichen, Kärnten in Bild und Text beleuchtenden Werkes, welches von 1836 bis 1844 herauskam, in dem Handbuche der Geschichte Kärnten's, II. Abtheilung, 3. Band, 3. Heft, Seite 194 und 195 ausführlich gewürdigt.

Nach dessen Vollendung gab Wagner, der eine eigene lithographische Anstalt sich verschafft hatte, das „Album aus Kärnten" heraus, welches eine zweite, verkleinerte, nur in etwas veränderte Auflage der „Ansichten" war.

Diese beiden Ausgaben und mehrere Lithographien, worunter einige von unserem Prinzhofer, verschafften ihm, der nun Familienvater geworden, durch mehr als zehn Jahre sein Auskommen.

Die wirren Jahre 1848 und 1849, wo Wagner die Sache der Ordnung mit Wort und Schrift vertrat, halten für ihn schwere Prüfungen im Gefolge, denen er sich durch seine im September 1849 erfolgte Anstellung im Telegraphenamte zu Salzburg, dann in Wien im Centrale bei dem h. k. k. Ministerium entzog. Im Jahre 1859 den 1. Juli wurde er in Eingangs erwähnter Eigenschaft nach Klagenfurt übersetzt, wo er jedoch fortwährend an einem unheilbaren Lungenleiden kränkelte, welches ihn die letzte Zeit fast immer an das Lager fesselte und sein Ende herbeiführte.

Wagner hatte bereits vor dieser seiner Anstellung, nach Vollendung des „Albums", durch Liegl die Ausgabe seines Werkes „das Herzogthum Kärnten, geographisch und historisch dargestellt", Wien 1847 bei Pichler, bewirkt. Ebenso veranstaltete Leon den Druck von Wagner's: „Klagenfurt und seine Umgebungen", 1849; ferner „das Lavantthal in Kärnten, historisch und malerisch dargestellt", 1849; „das Möllthal und der Großglockner", 1856; zuletzt von seiner mit Dr. V. Hartmann besorgten Ausgabe: „der Führer durch Kärnten," 1861. Außerdem erschienen von ihm eine Zahl Aufsätze in der „Carinthia", dem „Klagenfurter Schreibkalender", und in Wien in mehreren Journalen, besonders in dem Blatte „des Severinus-Vereines".

Ruhe seiner Asche und seinem Geiste, welcher bei seinen körperlichen Leiden mit aller Kraft christkatholischen Glaubens zur Vereinigung mit Gott anstrebte, Licht und Frieden in der Anschauung des Ewigen.

H.

Aus den Tyroler Alpen.

Von F. Franzisci.

„Kennst du das Gebirge dort,
Auf den Gipfeln Glanz und Schnee,
Weiße Schlösser stehen hoch,
Unten wogt der grüne See?"
Julius Mosen.

Es wird einem so freudig zu Muthe, je näher man den mit Schnee bedeckten Firnen der Alpen kömmt, das Getöse der Wildbäche immer lauter und die Luft immer reiner wird. Mag man nach so viel über „Bergenthusiasten" faseln — überaus schön ist die Alpenwelt, an ihrem in blauer Ferne verdämmernden Zuge hängt mit Sehnsucht der Blick, und der ihre Höhe erklimmt, wird sie gewiß nur erfrischt an Geist und Körper verlassen. Laßt uns daher mit froher Seele das Bündel schnüren und leicht geschürzt hinauswandern in Gottes freie Natur.

Digitized by Google

Wie wär' es, wenn wir einmal unsern Kopf über die Westmarke Kärnten's und zwar:

„Dort wo Tyrol an Salzburg grenzt,
Des Glockner's Eisgefilde glänzt"

hinausstrecken möchten? Auch in jenem Theile des Pusterthal's, in Nordtyrol, der vom Möllthale nur durch einen in südlicher Richtung abzweigenden Felskamm getrennt ist, und den wir schon der Nachbarschaft halber eines freundlichen Blickes würdigen sollten, gibt es colossale Bergriesen und schimmernde Gletscher, da erhebt sich der Dreiherrnspitz (9300'), der Reichenspitz (9340'), der Sulzbacher-Venediger (11.622'), der Felbertauern mit dem Tauernkopfe (9427') umgeben von höchstromantischen Hochthälern.

Aber du grundgütiger Himmel! Wie da hinauskommen? Die Welt ist hier mit Beetern verschlagen, rings starren himmelhohe Berge und an eine Durchstollung dieser Felsenmauern hat man noch gar nicht gedacht.

Doch der gewandte Alpenführer, der alle Gründe der Gebirgswelt kennt, weiß ein Thürlein, durch das man in sechs Stunden nach Kals kommt, freilich liegt es hoch oben und keine gebahnte Straße führt zu ihm hinan — es ist das Penschler- und Kalser-Thörl; — um durch letzteres hinauszuschlüpfen verweilte ich im Herbst verflossenen Jahres einige Tage unter dem gastlichen Dache des Herrn Pfarrers von Heiligenblut; aber der Himmel hatte es damals auf mich abgesehen, je länger ich weilte und auf schönes Wetter wartete, desto finsterer hingen seine Wollenmassen über die Bergkuppen herein; mir blieb nichts übrig, als nochmals in das alte Lied, seligen Angedenkens, einzustimmen:

„Lebt wohl ihr morgenfeuchten Erlenauen,
Leb' wohl du friedlichstilles Alpenthal"

und über den Iselsberger-Paß (3728'), wo man in einem wenig Comfort biethenden Warmbade seinen Unmuth ausschwitzen kann und sie die Erschütterungen an seiner steilen, steinigen Straße, an der schon manchem ächzenden Fuhrwerke der Athem ausging, durch eine herrliche Aussicht ins Lienzerthal mit seinen groteskgeformten Kalkalpen entschädiget wird, hinüber zu wandern nach Lienz, um wenn nicht auf geradem Wege so doch auf Umwegen an's Ziel zu gelangen.

Als ich in Lienz im Pusterthal ankam, schimmerte schon die Abendröthe in den Wogen der Drave.

Ein Abend in Lienz.

Im Gasthofe zum „Maier", wo ich einsprach, fand ich in heiterer Abendgesellschaft einige Notabilitäten des Ortes. Ich fühlte mich bald heimisch. Die Leute sind gefällig und zuvorkommend, man läßt den Fremden nicht als Paria sitzen, man zieht ihn in's Gespräch, bestürmt ihn mit Fragen aller Art; ich unterhielt mich vortrefflich. — Auch mein beabsichtigter Ausflug an den Felber-Tauern und Sulzbacher-Gletscher kam zur Sprache.

„Wie, über den Felbertauern, über den „kühlen Friedhof" „wollen Sie? Was fällt Ihnen ein, in so später Jahreszeit" rief mein vis a vis.

Die Conversation wurde immer lebendiger; da gab es lungenechauffirende Debatten, es bildete sich eine „Rechte und eine Linke". Tags zuvor hatte es anhaltend geregnet, die Bergspitzen haben sich ihre Schneemützen bis tief über die Ohren herabgezogen. Mein Vorhaben schien allerdings etwas bedenklich. Aber die „Linke", welche diese Parthie als sehr lohnend und durchaus gefahrlos schilderte, trug entschieden den Sieg davon.

Also über den Felbertauern!

„Haben Sie eine gute Gebirgskarte?" fragte mich mein für die Alpenwelt begeisterter Tischnachbar.

„Ja und nein! Ich habe sie in meinem Portefeuille und das blieb durch ein Versehen an der Post in Obervellach."

„Kann ich damit dienen!"

„Sie machen mich sehr verbindlich."

Augenblicklich holte der gefällige Herr, der mich noch zudem mit dem unausweichlichen „wo bleiben Sie" versehen hatte, die Karte herbei, breitete sie vor mir an der Tischplatte aus und begann mit seinem ringbeschwerten Zeigfinger die Wanderung über die aus Druckschwärze aufgebauten Gebirgszüge Nordtyrols.

„Sehen Sie hier das Iselthal, da liegt Oberlienz — in fünf Stunden sind sie von da in Matrey — hier haben sie das Tauernthal, das Tauernhaus ist deutlich verzeichnet. Jedenfalls müssen Sie es so antragen, daß Sie morgen Abends in's Tauernhaus kommen. In der Früh können Sie sich ganz bequem den Großvenediger und den Sulzbacher-Gletscher besehen und dann noch rechtzeitig über den Felbertauern das jenseitige Tauernhaus erreichen."

Der Nachtwächter rief eben in langgedehnten Tönen die Stunde aus. Wie auf das Wort des Präsidenten wurde die Sitzung aufgehoben.

Der hervorragendste Antagonist aller Bergparthien drückte mir beim Scheiden, wie zur Versöhnung, die Hand:

„Glück auf die Reise, ich für meinen Theil ziehe die Poststraße vor."

Ich hätte ihm noch gerne näher auseinandergesetzt, daß die staubige von Lastwägen befahrene Chausseé zu dem viele Abwechslung biethenden Bergpfade sich wie die leidige Prosa zur Poesie verhalten; aber die Mattigkeit und der Schlaf nahmen mir das Wort vom Munde und führten mich ohne Widerrede in's flaumige Bereich der Träume.

Das Iselthal.

Als ich am Morgen die Jalousien aufschloß, schlug schon die Tageshelle blendend in's Zimmer. Die Sonne war längst über die Contouren der Berge hinaufgerückt; doch immerhin war es noch früh genug, um das schöne Lienzerthal in leichter Morgentoilette zu sehen. Die Nebelschleier vom Antlitz zurückschlagend blickte es mich an der Iselbrücke, wo ich auf meiner Morgenwanderung zum ersten Mal anhielt, so wonniglich an, daß ich für diesen Augenblick nichts wünschte, als Pernhart's Hand zu besitzen, um mit diesem Landschaftsbilde meine Mappe zu bereichern.

Am Eingang in's Iselthal, das zwischen hohen Bergrücken sich bis an den Fuß der Tauern hinaufzieht, erhebt sich als Thorwächter das alte Lienzerschloß. In seinen Kellerräumen sprudelt Gambrinus köstliches Naß und seine felsige Grundlage, auf der es erbaut ist, bespült die schäumende Wege der Isel, die ein echtes Kind des Gebirges im Hintergrunde des Pregratnerthals am Dreiherrnspitz entspringt und nach einem vierzehnstündigen Laufe bei Lienz in die Drau fällt.

Hinter St. Johann im Wald und der verfallenen Kienburg, die einstens der Sitz der Grafen von Kienburg war, welches Geschlecht jetzt in Böhmen noch fortblüht, nimmt die Gegend bereits einen alpenhaften Charakter an. Zur Rechten öffnet sich das Kalser-, zur Linken das Tessereggerthal.

Digitized by Google

Die Tessregger waren vor Jahren eine bekannte Erscheinung bei uns in Kärnten. Wer erinnert sich nicht der stattlichen Gestalten im Tyrolerkostüme, wie sie mit dem schweren Bündel von Wollteppichen am Rücken überall freundlich einsprachen und im fremdländischen Dialekte ihre Waare anpriesen.

Die malerische Häusergruppe des Weilers Holzen in der Fortsetzung des Iselthals, mit ihren zierlichen Gallerien und Blumentöpfen an den kleinen Fensteröffnungen, ihr sonderbarer Aufputz von Hirschköpfen und Hirschgeweihen, der auffallende Anzug der Weiber mit ihrem verschnürten Brustlatze, den unvermeidlichen orangegelben Schürzen und hohen spitzen Filzhüten, die nettkleidende Tracht der Burschen versetzten einem mit einem Male mitten hinein ins Gebirge. Auch die „Martarlan", diese schlichten Kreuze am Wege mit den Unglückstafeln von höchst ursprünglicher Malerei, fehlen da nicht und geben uns zugleich einen Begriff von der gefahrvollen Beschäftigung der Bewohner dieser Bergschlucht.

Der Ackerbau findet da seine Grenze und liefert kaum das Nothwendigste für den Hausbedarf, dagegen ist hier das Gebieth, wo die Viehzucht, die Wiesen- und Forstkultur zu Hause sind. Beim Fällen des Holzes in den dichten Waldbeständen und bei der Alpenmahd geht manches Menschenleben zu Grunde. Die Pietät errichtet ihm als Erinnerungszeichen ein einfaches Kreuz am Bergpfade; an einem derselben war zu lesen:

„O ihr Alle, die ihr da vorübergeht,
Gedenkt seiner im Gebeth,
Prägt's tief in eure Herzen ein,
Zu jeder Stund bereit zu seyn."

Windisch-Matrey.

Welch' liebliches Alpenthal lag vor mir, als ich durch die Lichtung eines, die Sohle des Thales und dessen eng aneinandergerückte Gelände dicht überschattenden, Waldes hinaustrat — es war das Matreyerthal. Im äußersten Thalwinkel schimmerten mit dem Schloße Weißenstein die Gebäude von Windisch-Matrey, und die mit dem frischen Grün der Matten seltsam kontrastirenden Gletscherhäupter erglühten im Reflex der sinkenden Sonne.

Matrey wurde schon von den Römern gegründet, später ließen sich die Wenden hier nieder, daher auch der Namen; in letzterer Zeit gehörte es als eigene Herrschaft dem Erzstifte Salzburg. Seine Bewohner sind durchgehends deutsch und zeichnen sich durch Religiösität und Biederkeit aus.

Furchtbar waren die Elementar-Ereignisse, die diese Ortschaft vor Zeiten verwüsteten; sie steht, wie so manche im Möllthal, auf ihrem eigenen, mit Rollsteinen und Sandgeschiebe vermengten Schutte und schwebt immer noch, wenn bei anhaltenden Regen die Wildbäche anschwellen, in der Gefahr einer grauenvollen Metamorphose.

Neben niedrigen Hütten findet man mitunter schöne zweistöckige Häuser. Mein erster Gang war in die wirklich imposante Pfarrkirche; von dem ursprünglichen Bau aus dem 12. Jahrhundert im romanischen Style ist außer der Grundmauer nur mehr die Vorderfront mit ihren Doppelthürmen, dem Rundbogenfriese und den zierlichen Bogenfenstern noch übrig. Der architektonische Schmuck im Innern der Kirche ist prachtvoll, die Kapitäler der hohen, pilasterartig aus der Wand hervortretenden Pfeiler sind reichlich vergoldet. Man fühlt sich wirklich freudig überrascht, wenn man in das hohe geräumige Schiff dieses Gotteshauses hineinkommt, das, wenn auch nicht durch ein altehrwürdiges Aussehen (da es erst in neuester Zeit vollständig restaurirt wurde) so doch durch seine Reinlichkeit und Nettigkeit, durch seine Einfachheit und Erhabenheit, das Gemüth unwillkührlich zur Andacht erhebt. Zur Pfarre gehören mehrere gut dotirte Filialkirchen; in der Nähe befinden sich auch drei ehemalige Edelsitze: Zellheim, Falkenstein, und Weißenstein.

Im drei Etagen hohen Gasthof zum „Rauter" findet man eine gute Unterkunft. Im sogenannten Herrenzimmer liegt die „Presse", die „Allgemeine Augsburger Zeitung" und der „Münchner-Punsch" auf, und in einem unter einem Rundtische angebrachten Papierkorbe befindet sich ein ganzer Wust von alten Zeitungsblättern, welche ihrer edlen Bestimmung, als Embalage eines duftenden „Emmenthalers" über die Alpen zu wandern, sehnsüchtig entgegensehen.

Gegen die Langeweile hat man vielleicht nicht ohne Grund Vorsorge getroffen.

Das Tauernhaus.

Bevor die Sonne über die Bergspitzen hereinlugte war ich am Wege. In der langen Gasse von Matrey war noch alles todt, nur einzelne Rinder sammelten sich brüllend an einer Ecke, um mit dem Hirten, der gähnend einherschlich, auf die Weide hinauszuziehen. Einen Büchsenschuß von Matrey entfernt liegt auf einem isolirten Felskogel das noch im guten Bauzustande befindliche Schloß Weißenstein mit seinen hohen Wartthürmen. Bisher war die Steigerung der Thalsohle eine geringe; aber hinter dem Schloße, wo das Thal sich abschließt, hat man eine gewaltige Thalstufe zu erklimmen, den „Sattel", über den sich, einen großartigen Wasserfall gestaltend, der Tauernbach in die Tiefe stürzt und den ganzen Thalwinkel unter Wasser setzt. Sein oberstes Fels-Plateau, von wo man nochmals die Idylle des Matreyerthales überblicken kann, ist von längst versiegten, oder eine andere Bahn verfolgenden Gewässern wellenförmig abgefegt. Da beginnt, als Fortsetzung des Matreyerthales, das Tauernthal, das sich vier Stunden in der Länge fast eben durch höchstromantische Alpenpartien bis an den Fuß des Großvenedigers hinzieht.

Schon weht es kalt vom Tauern herüber, die Sennhütten mit ihren Milchwirthschaften sind schon weit hinter uns, nur eine Sägemühle, der letzte Tempel der Industrie in dieser Bergeinsamkeit, läßt sein monotones Geklapper durch die Gründe weithin erschallen. Durch ein wildes pêle mêle von Gestripp und Fichtenholz, das einen die Thalenge sperrenden Berghang überwuchert, gelangt man auf eine freie, luftige, von himmelhohen Bergen umschlossene Hochebene.

Glück auf! Das Tauernhaus! In der Ferne winkt uns seine aus dem Holzschlott aufsteigende Rauchsäule schon gastlich entgegen. Einsam und verlassen steht es da, umbraust von den nie ruhenden Stürmen des Hochgebirges. Ein hohes verwittertes Kreuz bewacht seine Pforte. Die einzige Staffage dieser eigenthümlichen Landschaft bilden einige weidende Pferde. Das Tauernhaus ist ein weitläufiges, mit Ausnahme des Küchenraumes, aus Holz gebildetes Gebäude, mit vielen zellenartigen, durch kleine Fensteröffnungen spärlich erhellten Gemächern, in welchen man außer einer Bettstelle, über welche ein Heiligenbild angebracht ist, und einer vierbeinigen Holzbank nichts zur Bequemlichkeit findet. Küche und Keller sind nicht bestens bestellt. Bocksbraten und ein mit der an den heiß abgebrühten Forellen beliebten Flüssigkeit in nächster Verwandtschaft stehender rother Tyroler sind die stereotypen Erfrischungen, die da gebothen werden. Ein Genrmand darf man in diesem Tauernhötel gerade nicht seyn. Doch bis man auf einem Weg von vier Stunden über die zahllosen Wurzeln und Steine heraufstolpert, verliert der nach

Digitized by Google

Delikateßen lüsterne Gaumen so ziemlich seinen superfeinen Geschmack. Der rothe Tyroler mundet wie Erlauer Blumen und das Bocksgerücht wie Beefsteaks, ohne daß man sich dabei Augen und Nase zuhält.

Der Sulzbacher-Venediger.

In der Holzstube des Tauernhauses erschien Magnus, mein gedungener Führer, im Lodenmantel, weißen Wollstrümpfen und dickbesohlten Bergschuhen.

„Wollen wir aufbrechen?"

„Es wär' die höchste Zeit, vom „Sulzbacher" weht's scheiklich (heftig) herüber."

Ich hüllte mich in mein Wolltuch, warf den Ueberzieher um und folgte. Zuerst ging's über Moorgrund, dann über Gerölle; in einer halben Stunde kamen wir zum Sulzbacher-Gletscher, er ist sehr ausgedehnt und erstreckt sich bis in's Salzburgische hinüber; sein durchfurchtes graues Eisgehänge senkt sich in weitem Bogen, den zu erklimmen keine Möglichkeit ist, bis in die Ebene herab; aus dem über die vorgeschobenen Moränen sich wölbenden, dunklen Gletscherthor strömt ein mächtiger Bach hervor, der am Tauernhause vorüberrauscht und stellenweise in Sümpfen aufstaut.

Der Absturz dieses Gletschers macht nicht diesen überwältigenden Eindruck, wie der des Pasterzenkeesbodens, weil ihm, weniger jeh abfallend und weniger zerklüftet, das wilde Gewirre von Eisnadeln und Eispyramiden fehlt, das wir an der Pasterze bewundern. Sein oberster Theil bildet einen etwas abgedachten Boden, an welchem der Venediger im weißen jungfräulichen Gewande zu einer schwindelnden Höhe (11.622') emporgipfelt. Er hat fast dieselbe Form wie der Glockner von Heiligenblut aus gesehen und wird, wie Magnus bemerkte, selten bestiegen, obschon er nicht so „stükl" ist wie der Glockner, bis auf das „äußerste Drümi"; doch der Keesboden wird häufig besucht, im Hochsommer finden sich nicht selten Gäste im Tauernhaus ein, die einige Tage dort verweilen und den Gletscher mit Muße nach allen seinen Richtungen durchstreifen.

Daß im Sulzbacher-Venediger vor Zeiten reiche Goldgruben bestanden haben, darauf weist schon sein seltsamer Name inmitten deutschen Gebiethes hin. Bekanntlich haben venetianische Bergleute sich in die nördlichen Alpenländer begeben, um nach edlen Metallen und kostbaren Steinen zu forschen, da versuchten sie ihre Wünschelruthe; wo sie reiche Ausbeute hofften, ließen sie sich nieder und schlugen tiefe Stollengänge in das krystallinische Gestein. Auch hier in diesem von aller Welt entlegenen Bergwinkel haben sie sich eingefunden; von ihrem räthselhaften Erscheinen und Verschwinden weiß die Volkssage noch heutzutage viel zu erzählen. Theodor Vernaleken hat mehrere Sagen „von den Venedigern" in seinen „Alpensagen" (Wien 1858) gesammelt. Von ihnen hat wahrscheinlich der Gletscher den Namen.

Das Volk der Umgegend meint, von diesem Berge aus könne man die Stadt Venedig erblicken. Der Botaniker findet da reichliche Ausbeute. Die Flora ist von der in den Heiligenbluter-Alpen wenig verschieden. Die geognostische Unterlage ist dieselbe.

Am Felber-Tauern.

Den Sulzbacher-Gletscher zur Linken lassend gingen wir nun auf den Tauernkopf zu. Wir waren noch nicht lange bergan gestiegen, da kamen uns mit einem ganzen Rudel von muthigen Pferden mehrere Tyrolerbauern sonntäglich geputzt und gewaschen entgegen, sie waren am Markt in Mitterfill im Salzburgischen drüben und haben, wie es an ihren fröhlichen Gesichtern zu lesen war, gute Geschäfte gemacht.

„An der Höhe" — sagten sie — „gibts Schnee in Menge und „entern" Tauern wird's schon wittern, wir hätten Eile, wenn wir noch heut hinüber wollten." Die Roßherde hatte unterdessen, vorsichtig und behende von einem Grasbüschel zum andern, von einem Felsvorsprung zum andern hüpfend, schon bald den Thalgrund erreicht, die Treiber schüttelten dem Magnus kräftig die Hand und eilten mit wunderbarer Geschicklichkeit ihre langen Bergstöcke brauchend der Herde nach.

Als wir die Höhe, wo das „Zirbenkreuz" steht, erreichten und uns bereits ein heftiger Regen, der unsere schweißtriefende Stirne ein wenig abkühlte, überraschte, während düstere Nebelmassen nach allen Seiten in die Thalgründe niederhingen, schimmerte der Groß-Venediger, von einem durch die Wolken brechenden Sonnenstrahle getroffen in eigenthümlicher Beleuchtung.

„Wie weit haben wir noch bis zur Tauernhöhe?"

„Zwei Stunden werden kaum g'langen."

„Da heißt's die Schritte ein wenig beschleunigen."

Magnus ließ sich's nicht zweimal sagen — bald war er eine ziemliche Strecke vor mir, meine Blicke auf seinen breiten Rücken heftend folgte ich ihm, wie die Israeliten der Wolkensäule in der Wüste. Der Vergleich ist ganz gut, denn auch wir wanderten nun in einer förmlichen Wüste, die sich fast eben bis zu den Schneefeldern hinstreckte. Die Vegetation hat da aufgehöret, das liebliche Grün sich in Aschgrau verwandelt, so weit man sehen konnte, lagen verwitterte Trümmer von Gneis und Granit, aus welchem die „Weistel" allmählig vor unsern Blicken auftauchten. Die Weistel (Wegzeiger), diese unentbehrlichen Wegweiser der einsamen Gebirgswelt ziehen sich über den ganzen sechsstündigen Tauern ins Salzburgische hinüber. Es ist eine Verpflichtung der im Tauernhause zum Schutz und Geleite der Touristen aufgestellten Führer, diese Zeiger stets einzuhalten, damit wenn ein Schneefall, der oft plötzlich mitten im Sommer eintreten kann, den ohnedem fast unkenntlichen Saumpfad verhüllt, der Wanderer, wenn ihn übrigens die Kräfte nicht eher verlassen, sich zurecht finden kann.

Das Schneegestöber an der Tauernhöhe.

Aus dem Regen kamen wir nun nicht in die Traufe, sondern in einen so dichten Nebel, daß wir einander gar nicht mehr sahen. Die Sonne erschien nur mehr als ein glanzloser Fleck am Firmamente, Plaid, Hüte, Haare bereiften sich wie an kalten Novembertagen. Als wir die Schneefelder betraten, fing es zu schneien an.

„Heut hab'es wohl a nettes Wetter", bemerkte Magnus — ich sah ihn an; aber keine Ironie war in seinem Gesichte — „besser ist es sein nie."

Bis über die Knie sanken wir oft in den Schnee. Das Gestöber wurde immer heftiger. Nun erkannte ich die Bedeutung des Lodenmantels mit seinen aufgestutzten Krägen. In Schweiß gebadet erreichten wir die Tauernhöhe, der Wind schnitt uns in's Gesicht und nahm uns die Worte vom Munde, daß wir uns nur durch Zeichen verständigen konnten.

An diesem Uebergangspunkte, der Einsattlung zwischen dem Tichten- und Tauernkopfe, erhebt sich aus den Schnermassen eine gemauerte fensterlose Hütte mit einer massiven eisenbeschlagenen Thüre. Wir gingen hinein — siehe — da lag ein Bursche mit geschlossenen Augen am Boden ausgestreckt — wir rüttelten ihn — er war wie leblos — Magnus machte gleich Rettungsversuche — endlich

Digitized by Google

ſchlug er die Augen auf. — Eine Ohnmacht hatte ihn befallen, als er in dieſer Hütte Schutz ſuchte. Ich reichte ihm meine Feldflaſche, nach wenigen Zügen erholte er ſich einigermaßen.

„Ihr gebt mir noch eine Strecke das Geleite — ſagte ich zu Magnus — dann kehrt ihr zurück und führt den Burſchen hinab.“

„Das wird das beſte ſeyn Herr, im „Bildhauer Marterl“ ſind ſchon Etliche verblieben.“

„Bildhauer Marterl heißt die Hütte? wie ſo?“

Nun erzählte mir Magnus, daß in den neunziger Jahren der Bildhauer von Mitterſill über dieſen Tauern nach Matrey wollte, um dort die Altäre zu faſſen, aber in dieſer Hütte überkam ihn die Schwäche, er mußte bleiben und wurde einige Tage darnach einige Schritte von da im Schnee erfroren aufgefunden. Er erinnerte ſich noch, die Unglückstafel an der Thüre geſehen zu haben, ſtatt dieſer iſt nun eine andere aufgenagelt, darauf ſtehen die einfachen Worte:

„Zur Erinnerung an Oberrader, Schuſtermeiſter bei Kufſtein. Am 28. April 1857. Tochter Thereſia“ — aber die Geſchichte iſt ſchauerlich.

Oberrader wanderte mit ſeiner Tochter über den Tauern. Glücklich erreichten ſie dieſe Hütte. Da hielten ſie ſich vor Ermattung zu lange auf. Als ſie ſich wieder auf den Weg machten, waren die Berge in Nebel gehüllt, dazu kam noch ein heftiges Schneegeſtöber — ſie verloren die Weiſtel, irrten pfadlos umher, die Nacht brach herein. Ganz erſchöpft kamen ſie zum „göttlichen Standl“ in der Nähe des „Zirbenkreuzes“, da ſanken ſie zu Boden, ihre Kleider waren durchnäßt und gefroren; hier wollten ſie den Tag abwarten. Die Tochter nahm den Vater, der keinen Laut mehr von ſich gab, in ihre Arme und erwärmte ihn mit ihrem Hauche. Als der Morgen anbrach, bemerkte ſie mit Entſetzen, daß eine Leiche in ihren Armen lag. —

Nach kurzer Erfriſchung zogen wir weiter. Die Schneefelder ſtürzen ſich ins ſalzburgiſche Gebiet jeh ab. Als die ſteilſte Parthie überwunden war, gab ich dem Führer die Rechte:

„Behüt' Euch Gott, ſorgt für den armen Menſchen, daß er glücklich hinabkommt.“

„Könnt Euch verlaſſen, Herr.“

Mit einem lauten „Glück auf die Reiſe“ war er in Schnee und Nebel verſchwunden.

Meine Führer waren nun die Weiſtel und die an manchen Stellen noch ſichtbaren Fährten der Herde; aber das Schneegeſtöber ließ nicht nach, die Fährten waren bald eingeſchneit und der Nebel verdeckte die Ausſicht.

Ich hätte mir in dieſer nichts weniger als angenehmen Lage nichts ſehnlicher gewünſcht, als ein Paar Siebenmeilen-Stiefel, die mich mit einem Satze aus dieſer troſtloſen Einſamkeit hinausgeführt hätten. Wie froh war ich, wenn ich einen dunklen Streifen im Nebelgrau erblickte, rüſtig ging ich darauf los um wieder eine Weiſtelſtange, einen neuen Anhaltspunkt für meine Wanderung zu finden.

Aber einmal täuſchte ich mich, nirgends war eine Weiſtel zu ſehen — ſchon kam mir der Gedanke hier bleiben zu müſſen; — da wurde der Nebel lichter und ein Kreuz ſchimmerte als ein Zeichen der Rettung mir entgegen; es war das „Lackenkreuz“ an einer Felswand an dem mit Eis überzogenen Ufer eines Gletſcherſee's. Sein regungsloſer Spiegel hatte eine dunkle, unheimliche Färbung. Die Weiſtel kamen da wieder zum Vorſchein. Ich befand mich im „Naßfeld“, dem gegenüber das „Freigewänd“ ſeine kahlen Felswände ſehen läßt, und überſetzte einen breiten, regelloſen, in mehrere Arme ſich abzweigenden Wildbach, über den hineingewälzte Steintrümmer eine natürliche Brücke bildeten.

Das erſte Lebenszeichen, das mich an dieſen wellenförmig ſich erhebenden Schneehügeln begrüßte, war das Gezwitſcher einiger an mir vorüberſtreifenden Alpenvögel.

Das Schneegeſtöber löſte ſich, als ich in die tiefere Bergregion niederſtieg, wo die Schneeflocken nur mehr an den Rethodendron-Sträuchen hängen blieben, allmählig in Regen auf. Schon erblickte ich in der Entfernung einen gebahnten Bergpfad — endlich eine aus Steinen zuſammengefügte Sennhütte und in der Tiefe unter mir die Gipfel einer Fichtenwaldung, in der ein Alpenſee wie ein flüſſiger Smaragd eingebettet lag.

Bald war ich am Ufer dieſes See's, wo ich dem Fingerzeige eines höchſt unzuſtändlichen Wegzeigers, eines in den Boden eingeſenkten Baumaſtes, folgte, der mit ſeiner natürlichen Krümmung täuſchend eine Hand mit vorgeſtrecktem Zeigefinger vorſtellte.

Einkehr im Tauernhauſe.

Der Regen hatte mit der Zeit ganz aufgehört, nur einzelne ſchwere Tropfen fielen von den Blättern der über den Weg ſich wölbenden Erlenbäume nieder. Langſamen Ganges ſchritt ich durch die ſchweigende, in eine melancholiſche Stimmung verſunkene Alpenlandſchaft am Ufer der „Felber“ weiter.

Kein menſchliches Weſen war mir, ſeit ich von Magnus Abſchied genommen, begegnet; wie wohl thuend war für mich der Anblick des erſten gaſtlichen Wohngebäudes, des ſogenannten „Spittals“ im Felberthale, wo ich freundliche Leute fand, die mich, ſo gut ſie es vermochten, bewirtheten und mir auf den Wunſch, noch heute das Tauernhaus zu erreichen, alſogleich einen Führer verſchafften, der mit einer Stalllaterne, da die Nacht bereits begann und die Wege in egyptiſche Finſterniß hüllte, voranſchreitend mich glücklich ins Tauernhaus brachte.

In der Trinkſtube des Tauernhauſes war reges Leben. Das eben heimgekehrte Geſinde trocknete um den tüchtig eingeheizten Ofen die durchnäßte Kleidung. Einige Burſche ſtreckten ſich ganz behaglich an die längs der Wand ſich hinziehenden Bänken aus, um ſich von der Laſt des Tages zu erholen, auch mehrere Gäſte aus der Umgebung hatten ſich in dieſer alpenhaften Reſtauration zum geſelligen Vergnügen eingefunden. Eine Hebe in Holzſchuhen und niedlicher Salzburgertracht war vollauf beſchäftigt, um die durſtigen Kehlen in gehöriger Feuchtigkeit zu erhalten; immer mußte ſie ihr alterthümliches Spinnrad verlaſſen, das in der Ecke der Stube ſtand, wo ſich um einen ſchwerfälligen Tiſch einige urwüchſige, markige Geſtalten mit derben Zügen und kräftigen Fäuſten bei einem Glas „Enzian“ gelagert hatten. In ihrer Mitte geſtikulirte ein Hauſirer, die lebendige Zeitung der Alpen, der mit ſeinem Teöbel die Neuigkeiten vom bewegten Weltſchauplatz draußen mit auskrammte, wobei die in der Politik wenig bewanderten Aelpler Mund und Augen aufſperrten. Die Beſchuhung Einiger war noch mit maſſiven Steigeiſen beſchnallt — und als das Halbrett ſich rührte, Maſur und Lanneriſche Walzer durch die dampferfüllte Stube erſchallten und die Paare ſich zuſammenfanden, ſtürzten ſie ſich mitten hinein in's Getümmel und ließen ihre Steigeiſen wie Hußaren-Sporen taktmäßig klirren.

Einige Zeit ſah ich der Kurzweil zu; dann verfügte ich mich in die obere Etage des großen Tauernhauſes. Ich erſtaunte nicht wenig, als man mich in ein ganz komfortabel eingerichtetes Zimmer mit an der Holzwand hängenden Bildern in Goldrahmen führte; unter dieſen befand ſich auch ein

Digitized by Google

Stahlstich: das Porträt Sr. Eminenz des Kardinals von Schwarzenberg, des ehemaligen Erzbischofs von Salzburg.

Noch lange hallte der Lärm und das Gepolter herauf in mein Schlafgemach und störte meine Ruhe. Die Mattigkeit überwand Alles; bald senkten sich die Flügel des Traumgottes auf meine Augen nieder, der mich wieder über die Bergschründe hinausführte und mich das Erlebte nochmals erleben ließ.

Stillleben.

1.

Unter Menschen kann ich beten, —
O wie klingt da fort und fort
In der Brust vom heißerflehten
Frieden mir ein Sehnsuchtswort!

Aber, wenn die Bienlein summen,
In der hellen Frühlingsflur,
Hab' ein seliges Verstummen
Als Gebeth und Wunsch ich nur!

Gottestrunken ruht mein Wille
Aus vom wilden Flügelschlag,
Feierlich umgibt mich Stille,
Wie ein siebenter Schöpfungstag.

Als vom Paradiesestraume
Noch das Elternpaar nicht wach,
Eh's noch sündigend vom Baume
Der Erkenntniß Frucht sich brach!

2.

Was willst du, Sohn des Volkes, mehr,
Als froh der eignen Kraft genießen,
Und dir ein Paradies und mehr
Mit deiner Hände Fleiß erschließen!

O neide nicht des Reichen Sohn, —
Er mißt des Lebens Rosenschimmer,
Er mißt der Arbeit Gotteslohn
In seinem pruntbelad'nen Zimmer!

Er kennt den Segen nicht der Noth,
Er weiß nicht wie die Bissen schmecken,
Wenn jubelnde Kindlein nach dem Brod
Entgegen uns die Hände strecken.

Ein liebend Weib uns heiß umschlingt,
Und dann zu Gott, der's Mahl gespendet,
Wie hell der Mittagssegen klingt
Verklärt und feucht das Auge wendet!

3.

Erfüllt hat sich dein Mädchentraum!
Es blüht des Glückes Himmelssegen
Aus deines Stübchens engem Raum,
Halbselige, dir reich entgegen!
Dein trunk'nes Mutterang' bewacht
Den leisen Schlummer deines Kleinen,
Und goldner, tiefer Friede lacht
Aus seinem Antlitz und dem deinen!

O wenn zu deinem Angesicht
Er auf die muntern Aeuglein schlüge, —
Zwar sind es deine Augen nicht,
Und deine nicht des Knaben Züge!
Zwar sind's nicht, die so eilig nah'n,
Im Flur des Hauses meine Scheitte, —
Ein Fremder legt, wie ich's gethan,
Marie, den Arm um deine Mitte!

Doch grollt' ich nicht, daß du geeilt,
Dich liebend an den Mann zu lehnen,
Der mit dem Herzen ungetheilt
Befriediget dein höchstes Sehnen!
Sein irdisch Glück und Wünschen reift
In dieses Friedens goldnem Ringe,
Doch nach den Höh'n des Lebens streift
Des Dichtergeistes Adlerschwinge!

Der Himmel segnete dein Herz
Mit kindlich glücklichem Vergessen, —
O mögst du meiner Täuschung Schmerz
In seiner Tiefe nie ermessen!
Genieße deines Glückes ganz,
Ein Paradies sey dir die Erde, —
Du gönnst ja, daß auch mir ein Kranz
Im Sarg vielleicht dem Dichter weede!

Friedrich Marx.

Briefe eines Hensammlers. *)

2. Florengebiethe.

Spezialfloren sind gewiß von großer Wichtigkeit und das kleinste Florengebieth, je detaillirter sowohl für sich als im Vergleiche zu den angrenzenden Gebiethen beschrieben, ist ein desto interessanterer Beitrag für die Gesammtwissenschaft; doch fällt mir bei den meisten derartigen Werken ein Uebelstand auf, nämlich die Art der Begrenzung des behandelten Floragebiethes, indem man dabei beinahe stets das Prinzip der (sit venia verbo) natürlichen Grenzen außer Augen ließ und den jetzt bestehenden politischen Grenzen allzu großes Recht einräumte. Eine derartige Behandlung ist wohl ganz passend bei Werken, die keinen größern Anspruch machen, als angehenden Floristen das Sammeln zu erleichtern, oder auch bei Beschreibung der Floren solcher Länder, deren politische Grenzen mit den natürlichen zusammenfallen, wie z. B. der pyrenäischen Halbinsel, Island u. a., doch in den meisten Fällen erscheint sie widernatürlich, und ich kann den Gewinn nicht einsehen, welcher der Botanik bei einem so ängstlich genauen Einhalten der politischen Landesgrenzen ersprießen soll, denn meines Wissens haben weder bei Schließung des westphälischen Friedens die Gesandten zu Osnabrück und Münster, noch die Congreßmitglieder anno 1815 bei Betheilung und Begrenzung der Länder auf die botanischen Verhältnisse derselben besondere Rücksicht genommen.

Die deutsche Literatur besitzt eine große Anzahl von Spezialfloren, größtentheils sind sie aber nicht mehr, als Pflanzenverzeichnisse mit einer noch überdieß ziemlich oberflächlich ge-

*) Diese Originalbriefe stammen aus der Feder des Botanikers Ferdinand Graf in Graz. A. d. R.

nommenen Angabe von Standorten, ein freilich unschätzbares Material für Heusammler, doch darunter auch sehr ehrenhafte Ausnahmen, wie Döll's „Rheinische Flora", Pokorni's „Flora von Igkau", Hausmann's „Flora von Tyrol", vor allen aber die beiden trefflichen Werke von Neitreich über die Floren von Wien und Niederösterreich, in welch' letzterem Werke der Verfasser aber selbst zugesteht, daß die Grenzen der von ihm behandelten Flora in pflanzengeographischer Hinsicht durchaus willkührliche, durch kein bestimmtes Florengebieth geschlossene seyen.

Welche sollen aber die leitenden Grundsätze bei Feststellung der Grenzen irgend einer Spezialflora seyn? Die Unzulänglichkeit politischer Grenzen steht wohl jeder unbefangene Forscher von selbst ein, aber trotz dem können Florengebiethe je nach der besonderen Absicht ihres Bearbeiters doch sehr verschieden begrenzt seyn. Man kann das zu behandelnde Gebieth einem bereits vollständig beschriebenen nur anpassen wollen, und damit sind zugleich ein oder mehrere Grenzen schon im voraus bestimmt, man kann den klimatischen oder Bodenverhältnissen gewisser Länderstriche Rechnung tragen, oder auch den Verbreitungsradius einer oder mehrerr Pflanzenspezies bestimmen wollen.

Im ersten Falle wäre es meines Erachtens wohl das Ersprießlichste, bei der Behandlung des gewählten Gebiethes jede Selbstständigkeit aufzugeben, und sich genau den Grundzügen einer anerkannt gut bearbeiteten Flora des Nebengebiethes anzuschließen, theils, damit mehrere solcher Werke wieder eine gleichmäßig gut behandelte Flora eines größeren Gebiethes darstellen können, theils aber, damit Späteren daraus die Auffindung natürlich begrenzter Florengebiethe erleichtert werde.

Climatische Verhältnisse eignen sich wohl wenig zur Begrenzung von Spezialfloren, da in dieser Beziehung häufig das kleinste Gebieth die größten Verschiedenheiten zeigt, und dieselben ohnehin gewöhnlich durch die Bodenverhältnisse bedingt sind, ohne jedoch damit sagen zu wollen, daß die genaueste Auseinandersetzung derselben bei Beschreibung irgend eines Florengebiethes nicht in die erste Reihe gehöre. Aber ungleich wichtigere, ja überhaupt die wichtigsten Anhaltspunkte biethen die Bodenverhältnisse, und gewisse Höhenzüge und Alpenketten entweder an und für sich, besonders aber, wenn man noch auf die geognostische Beschaffenheit derselben Rücksicht nimmt, werden die besten natürlichen Grenzen für größere und kleinere Florengebiethe darstellen, wie z. B. die Sannthaler-Alpen mit der Kotschna gewiß eine sehr natürliche Grenze gegen das Florengebieth der norischen Alpen bilden, chaeakteeisiet durch das Auftreten von Campanula Zoysii, Gentiana Fröhlichii, Arabis vochinensis u. a., und überhaupt z. B. Floren der julischen, der norischen Alpen, der Karawanken u. s. w. mit den dazu gehörenden Thälern von weit größerem, allgemein naturgeschichtlichem Interesse wären, als die durch Grenzsteine und Mauthschranken abgeschlossenen Floren eines Herzogthumes Steiermark, Kärnten, oder irgend eines anderen Kronlandes unserer Monarchie.

Flüsse werden für sich nie als natürliche Grenzen für Florengebiethe angesehen werden können, da im flachen Lande, wie natürlich, der Vegetationscharakter beider Ufer stets derselbe bleibt und Aenderungen in jenem eben nur durch angrenzende Gebirgszüge bedingt werden. Sümpfe sind, wenigstens in unsern Ländern, nur lokale Erscheinungen, die als solche bei größerer Ausdehnung wohl die Aufstellung eines eigenen, beschränkten Florengebiethes begründen können, bei kleinen Dimensionen aber den Vegetationscharakter des sie begrenzenden trockenen Bodens nicht im Geringsten modifiziren.

Von großem Interesse dürfte es ferner seyn, den Verbreitungsradius gewisser, natürlich nicht cosmopolitischen Pflanzenarten festzustellen, da auf diesem Wege der Hauptzweck der Floristik, der Pflanzengeographie und Pflanzenstatistik Material zu biethen, wesentlich gefördert werden und es sogar gelingen dürfte, die von Alexander Humboldt, v. Schoum, Mayen, u. A. aufgestellten pflanzengeographischen Reiche theils zu berichtigen, theils dieselben in natürliche Unterabtheilungen (Florengebiethe) zu theilen.

Vor Allen wäre aber zu wünschen, ein Einverständniß sämmtlicher Autoren über ein gleiches System und gleiche Behandlungsweise ihrer Florengebiethe, wozu wohl Neilreich's ausgezeichnete Flora von Niederösterreich als Muster dienen könnte, möglichste Trennung der kultivirten, verwilderten oder zufällig verirrten Spezies von der Flora des Gebiethes, die man ja, um das Vegetationsbild derselben evident zu erhalten, in der Form von Anmerkungen oder Nachträgen immerhin berücksichtigen könnte, und endlich gänzliches Beseitigen aller Vorliebe für sein Gebieth, durch welche veranlaßt öfters auch eine ungenaue, ja sogar nicht selten unwahre Angabe eines Dritten mancher noch so wahrheitsliebende Autor dasselbe mit Spezies bereichert, die ihm gar nicht angehören.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 22.)

Nasling, ein Raum zwischen zwei Aeckern.

räspeln, mit der Feile schaben, kratzen, ein Stück Holz glätten. Englisch: to rasp. Italienisch: raspo, raspare. Französisch: rapo, rapér = raspeln.

Raß, ein leichter, geringer, wollener Zeug, welcher in Kärnten in Haushaltungen selbst erzeugt wird, besonders für Kleidungsstücke der Kinder. Englisch: rash. Italienisch: rascia, der Rasch.

raß, rach. 1) Verdorben, übelriechend, besonders von der Butter, dem Schmalze, dem Oele. Englisch: rancid. Französisch: rance. Lateinisch: rancidus. Hochdeutsch: ranzig. 2) Die Rehkrankheit der Pferde.

Nacht, das Gestell für das Bügeleisen, wie auch ein Geschirr in der Küche. Rastbinder.

rät, Rat, (die Rade.) 1) Unnothwendig, überflüssig, entbehrlich. Das ist wohl rät, d. h. es ist nicht nöthig, es kann unterbleiben. Stammwort entrathen. Im Nibelungen-Liede: rat. 2) Ein Unkraut im Getreide, der Raden. Korn-Rade, Roggen- oder Kornnette, in Tirol der Rapp, in Salzburg Ratte. Agrostemma githago.

Rattach, der Radieß, Rettig. Englisch: radish. Französisch: radis. Lateinisch: radicula.

ratla, wahrlich, sicherlich, traufam, wahrscheinlich, z. B. ratta wohl, d. h. wahrscheinlich wohl, ratta nit = sicherlich nicht.

Ratschn, die hölzerne Klapper, womit in den letzten Tagen der Charwoche statt der Glocke das Zeichen zum Gebete gegeben wird. Figürlich wird unter Ratschn und Charfreitag-Ratschn, ein plauderhaftes Weib verstanden. Ein Schallwort.

Raunggn. 1) Eine beliebte Mehlspeise. Schotten und Mehl vermengt wird in Schmalz geröstet, daher die Schott-Raunggn, besonders in den Sennhütten auf den Alpen. 2) Das Sprechen und Bitten mit einer weinerlichen, kläglichen Stimme, wie das Miauen der Katzen.

raunzn, boshaft, erheuchelt weinen, kläglich thun, wimmern, zudringlich bitten.

Räz, die Ratte. Englisch: rat, zum Lateinischen: rado gehörig.

razig, krätzig, mit Ausschlag behaftet seyn.

Nagldårt, der Schnurrbart, Schnauzbart.

Nagn, eine bedeutende Anzahl, Summe, eine lange Reihe, z. B. die ganze Schuldigkeitssumme eines Kunden bei irgend einem Geschäftsmanne oder Erwerbsmanne, die oft wiederholte — aber nicht bezahlte Zeche im Wirthshause, z. B. d'r hât o Nagn braun, d. h. dieser hat eine Summe angesetzt, aufgezeichnet auf der Tafel, im Vormerkbuche; ob nicht zu rank = Reihe, Linie?

Neânggn, ein großes, langes Stück, z. B. Brod, Fleisch. Herr Zisla leitet es ab von r a n, e o u k, = long, lünn, schmalleibig; welches im Holländischen: r a n k v a n l y f lautet. — Nach Hilpert bedeutet oder auch das Englische: r a n k = s t o r k, und bei Tischlern = t i e f s t e h e n d, zu weit eingreifend vom Hobeleisen. — Was hier bei rank das Hobeleisen thut, das thut beim Brodschneiden: das Messer, es greift zu tief, und somit entsteht ein Neânggn.

Hilpert II. 257.

reâpn, reiben, schaben, z. B. eine Rübe. Englisch: rape. Französisch: rape. Landschaftlich: R a p p e, das Reibeisen, die Reibe. Ueberdieß bezeichnet das Englische: rape, Landschaftlich: Rohbe, Rübe. Französisch: rave. Lateinisch: rapa. Griechisch: ραπυς ραφυς, eine Art Kohl mit ölichtem Samen. Hilpert II. 258.

reârn, rern, weinen, gehört zu plearn, plorare.

reâsch, resch, trocken, spröde, besonders vom Getreide, als Waizen und Korn, wenn es in Garben beim Ansassen ausfällt. Altenglisch: rash. Landschaftlich: r e s c h. Hilpert II. 259.

reâstn, rösten, beaten. Schwedisch: rosta. Englisch: to rost. Italienisch: rostire. Eigentlich r ö t h e n. Englisch: roast. Französisch: rotir = rösten. Von πρηθω = roth, röthen, = über einem Kohlfeuer auf einem Roste, oder in einer Pfanne braten, z. B. Carbonaden. Bei Notker rostan. Es stammt aus dem Keltischen. In Baxhorns Lex Ant. Brit. ist hrostio = rösten, d. h. einen Körper, besonders einen thierischen bergestalt der Hitze aussetzen, daß seine Oberfläche anfängt sich zu verkohlen, ohne jedoch völlig zu verbrennen.

reazn, rezn, unnöthiger Weise Licht, Kerzen verbrennen. Ist sicherlich Eins — oder gehört doch zu r e o s t n.

rebasn, rechtnan, zanken, streiten, über kleinliche Dinge, disputiren.

regeln, bregln, viel, und unsinnig reden.

regnetn, robothen.

Reiber, der Riegel vor einem Fenster, oder einer Thüre.

Reidn, eine Krümmung, daher der Umweg.

Reif, reifn, der gefrorene Thau, verdickte Flüssigkeit; r e i f n, mit gefrornem Thau bedeckt werden, z. B. Aecker, Wiesen. R e i m f r o s t, an Fenstern, Bäumen. Angelsächsisch: H r i m. Englisch: rime. Holländisch: R y m. Schwedisch: R i m. Nach Zisla eines Ursprungs mit Rahm = cremor. Sieh' Rahm bei Adelung.

reimla, geschickt, tauglich, anpassend, z. B. s i s reimla beim Bi, d. h. diese Magd hat viele Geschicklichkeit das Vieh zu versorgen. emporzubringen.

Rein, Reina, eine Pfanne, auch wohl ein Töpfergeschirr um Milch darin zu bewahren.

Reindle, ein mittelmäßig großes Schüsselchen.

reispern, Sterneeispee = Sternschnuppe.

reischig, sondig; reischige Gründ.

reisn, statt rieseln, z. B. R e d e l r e i ß n.

Reistn, der gehechelte Flachs.

Reiter, ein großes Sieb, geflochten aus Gerten und Ruthen, das ausgedroschene Getreide zuerst von den gröbern Abfällen zu reinigen. Altenglisch: raddle. Landschaftlich: Rädel, Reitel.

reitern, sieben.

reignan, im Scherze sich herumtummeln, spielend aus Muthwillen handgemein werden.

Remmeln. 1) Das Begatten der Hasen, Katzen, Kaninchen. 2) Aus Muthwillen sich herumbalgen.

Rehm, der Brottrager.

Reschon, Vernunft, Verstand, Recht, Billigkeit, Schuldigkeit. Er hât gâr kâo Reschon, d. h. er hat gar kein Recht, Billigkeit, Erkenntlichkeit keinen Begriff. Lateinisch: ratio. Italienisch: ragione. Französisch: raison.

reschonla, uneigennützig, nicht schmutzig seyn.

Rest — geben, Jemanden zu Grunde richten, auf Nichts bringen.

Rest — bekommen, auf Nichts geachtet werden.

Restl, die letzten Ellen von einem Stücke Tuch oder Leinwand.

rezn, reazn, schnell verschmelzen.

riârn, die Sahne (Rahm) zur Butter schlagen, zusammenbringen, riboter le beurre.

Riâpele, Riepetschle, die Eidechse. Englisch: to creep. Altdeutsch: r e p p e, r e p e, räbe. Französisch: crompis, rampe. Lateinisch: repero. Griechisch: ερπω, d. h. mittelst der Füße langsam auf der Erde fortbewegen, besonders von Thieren und Gewürmen, ossa k r i e c h e n. The serpent creeps — die Schlange kriecht. Hilpert. I. 174.

Riâpl, Taufname: Rupert.

Ribaslan, die Johannisbeere, ribes rubrum. Linné. Der Name ist mit dem Lateinischen: r i b e s und dem Dänischen: R i b s genau verwandt, und ihr gemeinschaftlicher Stamm ist im Orient aufzusuchen, ribes uva crispa.

D'Ribasl sent zeitig, d'Ribasl sent guât,
Wâns o scheans Diandl hâst, sei os d'r Huot.

Kärntn. Volkslieder.

Ribeisen, das Reibeisen. Englisch: rape. Französisch: râpe. Landschaftlich: Rappe, das Reibeisen, die Reibe.

richln, wichern, von Pferden.

riflat, rauh, schrof, z. B. r i f l a t e H ä n d. Lateinisch: ruvidus. Angelsächsisch: rhof. Englisch: rough (sprich röf). Im Englischen bedeutet auch rivel, die Runzel, to rivel. Landschaftlich: rieseln riesen, runzeln.

rifln, abreiben, abstaßen, z. B. die Bohlen oder Samengehäuse des Flachses obstreifen. Angelsächsisch: trifelan = reiben, abstoßen. Lateinisch: tribonium, ein abgetragener Mantel. Figürlich: von einem ungehabelten, ungesitteten Menschen, der durch Strenge zur Zucht und Ordnung gebracht wird.

Rifn, ein schlechtes, elendes Haus, ein elendes, nichtswerthes Hnebenwerch.

riggeln, rütteln, bewegen.

rigglat, riflat, fleckigt, mit weißen Streifen, vom Rindvieh.

A rigglats Pâr Oxn
Und a bugglote Kua,
Dâs gibt m'r mei Vâter,
Wân i heirathn tua.

Kärntn. Volkslieder.

rinangat, fließende, triefende Augen haben.

ring, Adject und Adverbium, leicht, klein, unbedeutend, das Hochdeutsche g e r i n g e. „Daz lat euch achten ringe, sprach da Sivrit. Nibelungenlied. Vers 649. Auch bei Kero, in Schweden und in der Schweiz: r i n g.

ringln, das Einziehen des ringaetigen Eisendrahtes in die Rüssel der Schweine, um in der Erde nicht wühlen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. Im letzten Blatte der „C o r i n t h i a“ Nr. 22, Seite 173, zweite Spalte, Zeile 44 von oben, muß es heißen: Die Pferdezucht wird mehr von den Thalbewohnern, die Rinderzucht mehr von den Gebirgsbauern betrieben.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 24. Sonnabend, den 30. November 1861.

Kannst du den Engel nennen?

Was zieht mit Kranz und Locken
Und geld'nem Sonnenblick,
Wie himmlisches Frohlocken,
Wie Engel mit Musik?

Und wo es zieht, da klingen
Die Flöten und Schallmei'n,
Und Hirtenstimmen singen
Jubelnd zum Alpenreih'n!

Da girren fromme Tauben,
Da jauchzt der Wiederhall,
Da steigt aus Rosenlauben
Das Lied der Nachtigall.

Da schmückt mit Myrthenkränzen
Sich holdee Mädchen Schaar,
Und Kerzen sieht man glänzen
Am bräutlichen Altar.

Gestärkt aus lindem Schlummee
Der Kranke da erwacht,
Es lächelt selbst der Kummer
Aus feuchter Kerkernacht.

Zu tragen hilft's dem Armen
Mit Liebe sein Geschick,
Und göttliches Erbarmen
Das ist sein Zaubeeblick.

Die Sterne holt's als Kerzen
Ihm aus des Himmels Schooß,
Es öffnet alle Herzen,
Und macht sie frei und groß!

Kannst du den Engel nennen
Voll Huld und Innigkeit? —
Erst, wenn er fern, dann kennen
Wir ihn, — die Jugendzeit!

Friedrich Marx.

Kärntnerische Exulanten zu Nürnberg.

Jedes Land, jedes Reich hat seine Exulanten, Vaterlandsflüchtige, mag sie politische, konfessionelle oder des Schicksals Verfolgung von dem heimischen Herde treiben. Wir wollen nur die neuere Zeit zum Maßstabe nehmen. Das freie England zwang durch seinen Druck die Irländer zur Auswanderung, wie im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte die „Baptisten" und eine Zahl eingeborner Katholiken; Rußland die „Roskolniken"; Frankreich die „Hugenotten", zuletzt eine Zahl Bewohner Algeriens; der Nordamerikanische Freistaat die Indianer am Missisippi; Preußen die Gegner der Agende; und welchen Beitrag liefert nicht jährlich Deutschland nach Amerika an Heimathsatten und Heimathlosen.

Ein Seitenstück dazu lieferte Oesterreich in der Zeit der Gegenreformation, doch in weit minderm Verhältnisse, indem die Auswanderung meistens nur Bemittelte betraf, die mit Hinterlassung des zehnten Pfennigs in den Reichsstädten und protestantischen Staaten Deutschland's sich eine zweite Heimath gründeten. *)

Am meisten war es das durch die Besitzungen in Kärnten demselben befreundete „Frankenland", welches die Auswanderer anzog und zwar nur das protestantische Nürnberg, da Würzburg und Bamberg bischöflich waren. Mit den Nürnberger Kaufleuten standen besonders die Villacher in enger Verbindung, welche bereits im fünfzehnten Jahrhunderte aus diesem Grunde mit den mächtigen Cillier Grafen zerfielen, da diese die Nürnberger Waarenzüge anfallen ließen, welche eine Villacher-Geleitschaft beschützte. Wir haben im II. Bande der II. Abtheilung des Handbuches der Geschichte Kärnten's, 2. Heft, Seite 88, 155 und 156, 222—226, 237—240, 279, 323, 373—376 eine Zahl Angaben über die Auswanderer aus Kärnten gelesen; indessen gelang es einem sehr befließenen Mitarbeiter dieses Blattes, aus Raupach's „Presbyteriologia Austriae" eine Zahl ausgewanderter kärntnerischer Pastoren aufzufinden, wovon uns ein Theil in obiger Geschichte bereits begegnete, so: Rupert Arzdorfer, III. 315. V. 5 — Balthasar Gröblacher, V. 42 — zwei Gröblacher waren nacheinander Aebte zu Ossiach; Michael Gurkfelder, Abt, V. 53. Wir finden diesen Namen in keinem der Verzeichnisse heimischer Abteien. Johann

*) Als man Kaiser Joseph II. Vorstellungen gegen seine Reformen machte, antwortete Kaunitz unter andern dem Nuntius: „Wer nicht gehorchen will, weil es gegen sein Gewissen, kann seine Staaten verlassen."

Digitized by Google

Hauser aus Villach, II. Band, 2. Heft, Seite 182 obiger Geschichte; Andreas Lang, V. 87, war Pastor zu Klingenfurt, daselbst II. Band, 2. Heft, Seite 179. Die beiden Brüder Johann und Wilhelm Schwager aus Villach, V. 166, 167. In Waldau's „Geschichte der Protestanten in Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain, II. Band", welches uns insbesondere die Exilirten angibt, die sich in Nürnberg niederließen, lesen wir Seite 483 unter solchen aufgeführt: Christoph Schwäger, Mitglied des Rathes zu Villach in Kärnten, kam 1602 mit zween Söhnen: Johann und Wilhelm, die als evangelische Geistliche in Oesterreich vorkommen, nach Nürnberg, wo er die Kaufmannschaft trieb. Außerdem finden wir in Waldau dort folgende Ausgewanderte:

Weichard von Aichelburg und seine Gemahlin Katharina Elisabeth, geb. Rauber, mit einem Sohne und zwei Töchtern.

Maria Elisabeth Gräfin von Dietrichstein, eine geborne Khevenhüller, starb 1676 zu Nürnberg und liegt in der Kirche der Vorstadt Wöhrd begraben. Die Leichenpredigt hielt Pastor Eschenbach.

Maria Salome (Fräulein und) Herein von Dietrichstein, starb 1655 zu Mögelsdorf, einem Nürnberger Pfarrdorfe, und ward in der dortigen Kirche begraben. Die Leichenpredigt hielt der Pfarrer daselbst, M. J. Spieß.

Christian Graf von Dietrichstein, gestorben zu Nürnberg 1674.

Bartlmä von Dietrichstein, Erbschenk von Kärnten, starb ebendaselbst, doch unbekannt wann.

Jakob Größl aus Villach, starb in Nürnberg 1672 als ein Glied des großen Rathes und Bankogerichtes. Seite 478.

Elisabeth, Gemahlin des Wolfgang Freidinund Freiherrn von Jöbstelberg, geborne Freiin von Neuhaus und Greifenfels, starb 1638. Seite 478.

Maria Elisabeth, Witwe Johann Khevenhüller's zu Eichelberg auf Landskron und Wernberg, geborne von Dietrichstein, starb daselbst 1673.

Maria, Witwe des Andreas Mordax von Portendorf und Forst, geborne Gallin von Gallenstein, wanderte 1629 aus Oesterreich nach Nürnberg und starb dafelbst 1643.

Johann Oertel, Doktor, geboren 1593 in Kärnten, 1633 ordentlicher Stadtarzt in Nürnberg, starb 1640.

Magdalena, Witwe des Achaz von Polheim zu Wurtenburg, geborne von Dietrichstein. Seite 480.

Maria, Witwe des Heinrich von Polheim, geborne von Khevenhüller.

Salome, David Gröfings auf Stein Witwe, geborne von Dietrichstein.

Adam Zusner von Zusneregg und Würzenfels, Doktor der Medizin, geboren den 16. September 1602 zu Klingenfurt, studierte zu Straßburg, Tübingen und Padua, wo er 1630 promovirte; war darauf ständischer Physikus für Kärnten. Im Jahre 1646 heirathete er Eva, Adam's von Gösnitz auf Ridersdorf Tochter, von welcher er vier Kinder hinterließ. Er wanderte 1659 nach Nürnberg ein, wo er seine medizinische Praxis noch einige Jahre mit Glück ausübte und den 1. März 1661 starb. Seite 486. Sieh' obiges Handbuch, II. Band, 2. Heft, Seite 224. Dort heißt der ältere Zusner Adam, der jüngere Urban; sonst stimmt alles genau überein. —

Als Nachtrag zu diesen Daten erhalten wir von gleicher Hand aus dem „Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit" II. Band, Seite 161, 193, 217, 336 die Angabe solch Oesterreichischer Exulanten. Zu Nürnberg sind deren viele auf dem Kirchhofe zu St. Johann und in der Bartholomäuskirche begraben, wie es ihre noch vorhandenen Grabsteine bezeugen. Darüber „Trechsels Beschreibung der Johanniskirche, Wills Norische Bibliothek, Siebenkees in den Materialien."

Es lebten diesen nach daselbst aus Kärnten Edle aus den Geschlechtern von Khevenhüller, Dietrichstein, Tannhausen, Egh, Renau, Moerax, Leininger, Welz.

Noch im Jahre 1763 machte nach „Siebenkees Stiftungen", Seite 47, Fräulein Hedwig Maria Mordax, Freiin von Portendorf, eine bedeutende Stiftung.

Hanns Freiherr von Khevenhüller mit seiner Gemahlin Maria Elisabeth (sieh' oben), Tochter des Bartlmä Dietrichstein, Freiherrn zu Hollenburg, wohnte in Nürnberg von 1629—1632 im „Khuner'schen Hause", in der „Dielinggasse", welches den Khaubern gehörte. Als 1632 Hanns starb, veränderte seine Witwe ihre Wohnung und nahm sie von 1644 bis 1649 im damals „Imhof'schen Hause" bei S. Lorenzen, jetzt dem das Eck in die Rothgasse („Bennengasse") machenden Hause des Banquiers Cohn. Von 1654 bis 1656 wohnte sie im ebenfalls Imhof'schen Hause am „Heumarkte" neben dem „goldenen Schwan"; daß sie 1673 starb, haben wir gemeldet.

Diese Angaben berichtigen die früheren Annahmen der im Zeidler'schen Lexikon als Quellen angeführten Schriftsteller, welche Hanns Khevenhüller unverheirathet und kinderlos sterben lassen, obwohl, wie wir sehen, beides nicht der Fall war. Er fand, wie wir es im obigen Handbuche, II. Band. 1. Heft, Seite 155 und 156 und in der „Curinthia", Jahrgang 1854, Seite 40 lesen, sein Ende nach der Schlacht vor Nürnberg im Jahre 1632 in Folge seiner als schwedischer Oberst-Lieutenant erhaltenen Wunden, *) welche Schlacht mit dem vorangegangenen Elend Nürnberg 10.000 seiner Bewohner kostete. Sein Bruder Paul, der ebenfalls eine Zeit in Nürnberg wohnte, zog mit seiner Gemahlin Regina von Windischgrätz nach Gustav Adolph's Tod nach Schweden, wo wir ihn im Jahre 1648 am Hofe der Königin Witwe, Maria Eleonora finden, bei welcher er, nach dem Austritte des Grafen Gustavsohn, als Hofmarschall in Dienste trat, und zugleich das Amt als Hauptmann zu Wollin bekleidete. Er starb im Jahre 1655. **) Ob er Kinder

*) Theatrum Europaeum, VI. Band, Seite 488.

**) Betreffend die „Oesterreichischen Exulantenlieder evangelischer Christen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges" hat Albert Knapp, Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart, in diesem Jahre daselbst bei Steinkopf eine kleine Broschüre in Duodez herausgegeben, welche nach einer längeren Vorrede 15 dertei geistliche Lieder oder Gedichte enthält, wovon die letzten die Frau Baedara Gräfin von Glech zur Verfasserin haben, die andern aber einer Namensangabe entbehren. „Unter jenen Glaubensbekennern — deren Gemüthsbewegung und Benehmen der Autor schildert, schreibt er Seite 23 — zeichnete sich besonders der jugendlich fromme Held, Hanns von Khevenhüller (geboren 1597) aus, dessen

hinterließ, und welches Schicksal sie halten, finden wir, trotz unsers fortgesetzten Suchens in nämlicher Quelle nicht angegeben und verlieren so gänzlich die Spur der Khevenhüller in Schweden.

Bartlmä Khevenhüller, Sohn der Vorigen, geboren 1626, kam mit seinen Eltern als Kind nach Nürnberg. Dort seine Heimath findend, heirathete er 1657 Eleonora Felizitas Freiin von Jörger, Tochter des Johann Baptist Jörger aus zweiter Ehe mit Justina Regina Gräfin von Abensberg-Traun. Als Bartlmä 1678 starb, heirathete seine Wittwe den Grafen Helfried von Welz. Ihre Tochter erster Ehe, Maximiliana Katharina Khevenhüller, verlobte sich den 5. November 1693 mit Christian Karl Freiherrn, dann Grafen von Giech und heirathete ihn den 18. November 1694. Regina Justina Gräfin von Abensberg, Gattin des Freiherrn Johann Jörger, starb 1707 und noch im Jahre 1716 wurde ein Haus zu Nürnberg das Khevenhüller'sche genannt. Zu Zeiten wohnte diese Familie auf der Oberburg, die sie von den Khaubern an sich gebracht.

Sigmund Moriz Graf von Welz, Freiherr zu Eberstein, Sohn des Franz Freiherrn von Welz aus seiner ersten Ehe mit Magdalena von Stubenberg, heirathete Sidonie von Ralnitz.

Andreas Mordax aus Kärnten zahlte für sein Quartier 51 Guldengroschen.

Dieses die Ausbeute aus allen den angegebenen Werken als ein Beitrag zur Geschichte der heimischen Geschlechter, bei deren Ausgehen, wie jetzt der Dietrichsteine, solche Forschungen für die Agnaten von entschiedenem Werthe sind. H.

---

ritterlich schönes, mildernstes Angesicht (die Khevenhüller gehörten, wie aus ihren noch vorhandenen Porträten in Osterwitz ꝛc. zu beurtheilen, den blonden blauaugigen Germanen an) noch in der gräflichen Karl von Giech'schen Ahnengallerie zu sehen ist. Auch Er, von mütterlicher Seite her ein Urahn dieses Geschlechtes, mit einer edlen, ihm gleich gesinnten Gräfin (damals doch nur Freiin) von Dietrichstein vermählt, hatte seine reichen, herrlichen Besitzungen in Kärnten, das prächtige thürmende Hohen-Osterwitz, Landskron und Velden ꝛc. um des Evangeliums wegen verlassen und war mit den Seinen nach Nürnberg ausgewandert, von wannen er mehrere Male auf seine Güter (also nach Kärnten) ging, um dieselben, weit unter ihrem eigentlichen Werthe und unter zahllosen Plackereien seiner Feinde und abtrünnigen Freunde, zu veräußern. Noch existirt von ihm ein Original-Manuskript: ein rührender Briefwechsel mit seiner Gemahlin, wovon einige Proben in der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte von Dr. Johann Müller und Johann Falk 1857, Seite 276 abgedruckt sind, und in welchen sich eine eben so fromme, zärtliche Liebestreue gegen Weib und Kinder, als ein unerschütterliches Gottesvertrauen und sanfte Versöhnlichkeit gegen seine Verfolger auf die mannigfaltigste Weise bekundet."

„Er trat in die Dienste des Königs Gustav Adolph als Oberstlieutenant, um im schwedischen Heere seinen Glaubensgenossen die ihnen so grausam entrissene Geistesfreiheit zurückerobern zu helfen, und noch existirt ein Dokument, wornach er diesem Könige mit seinem ältern Bruder Paul (Vetter, Hanns war der Bruder des katholischen Franz Christoph, Freiherrn, dann Grafen von Khevenhüller, des berühmten Diplomaten und Geschichtsschreibers und Sohn des Bartlmä Khevenhüller, während Paul dem Sigmund Khevenhüller zum Vater hatte) im Jahre 1632 die Summe von 70.000 Thalern zu Fortsetzung des für eine gerechte Sache begonnenen Krieges vorschoß, — eine Hilfeleistung, die seiner Familie auch redlich erstattet wurde, nachdem er erst 35 Jahre alt, bei einem nächtlichen Angriff auf Freistadt bei Nürnberg, den sein älterer, sein Regiment kommandirender Bruder (Vetter) Paul befehligte, durch einen unseligen Mißverstand von seinen eigenen Streitgenossen einen Schuß erhalten, an dessen Folgen er in Nürnberg als ein demüthiger Christ, zum Leidwesen aller Redlichen, am 4. August 1632 seinen kurzen Lauf vollendete."

Bei seinem Abzuge aus Kärnten ertheilten ihm seine Mitlandsstände, namentlich 13 Weltliche und zwei Geistliche: Georg Thum (Vizedom) Probst, Erzpriester zu Gurk, und Maurus, Abt zu Ossiach, Erzpriester in Rosenthal, das Zeugniß, daß er einzig ob des Religions-Mandates sein Vaterland verlasse und sich durch seine ausgezeichneten Eigenschaften werth und lieb gemacht habe, daher sein Ausscheiden Schmerz und Leid verursache. Diese Urkunde in ihrer ganzen Ausdehnung liefert unser Autor von Seite 27 bis 34.

Indem wir dieses wertgetreu anführen, können wir es dem Leser zu beurtheilen überlassen, wie die Ergreifung der Waffen für Gustav Adolph, die so große, von Emigranten geleistete Anleihe, Hannsens frühere, ungestörte Reisen in die Heimath und wie jene Urkunde sagt, Nichterlegung des zehnten Pfennigs, welchen doch der gemeine Emigrant leisten mußte, mit dem tiefbeklagten Elend dieser Aristokraten und der für sie angesprochenen Schuldlosigkeit zusammen gehe. Die Exulanten-Lieder athmen übrigens so einen lebendigen Glauben an Christus, daß wir nur bedauern können, ihn unter ihren Landsleuten nicht mehr allgemein anzutreffen.

Einige literarisch berühmt gewesene Klagenfurter aus älterer Periode.

(Christian Molitor. Franz Ignaz Woller. Ernst Godefried Widman.)

Zu jenen Männern, welche sich einer weitverbreiteten, wissenschaftlichen Berühmtheit erfreuten, und deren Beziehungen zu Kärnten bisher noch nirgends Erwähnung geschah, gehört auch der Magister der Philosophie Christian Molitor. Derselbe ward zu Klagenfurt geboren, das Gebürtsjahr ließ sich jedoch bis jetzt nicht genau eruiren. Die exacten Wissenschaften und namentlich die Astronomie fanden an ihm ihren eifrigen Pfleger, wie denn auch der gelehrte Tanstetter ausdrücklich von ihm hervorhebt, daß seine zahlreichen Schriften mit Recht von den Geleheten seiner Zeit hochgeschätzt wurden. Er bekleidete in Wien die Stelle eines Astronomen bis 1495, in welchem Jahre er der daselbst so stark grassirenden Pest unterlag.

Eine fernere Celebrität begegnet uns in Franz Ignaz Woller. Nach in seiner Vaterstadt Klagenfurt vollendeten Gymnasialstudien verlegte er sich in Ingolstadt auf die Rechtswissenschaften, wo er auch seine umfangreiche Doktors-Dissertation 1681 veröffentlichte, die er seinen Gönnern, den Grafen Wolfgang Andreas von Rosenberg, Christoph David von Urschenpeck und dem Baron Johann Karl Kemetter widmete. Acht Jahre später finden wir denselben bereits als geistlichen Rath und Professer des römischen Rechtes an der Universität in Innsbruck, welche Lehrkonzel er spätee mit jener in Salzburg vertauschte. Seine

Digitized by Google

Werke, die hier namhaft zu machen zu weit führen würde, sichern ihm für immer einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Pflege der Rechtswissenschaften in Oesterreich.

Endlich wollen wir noch den Doktor der Philosophie und der Medizin, Ernst Godefried Widman erwähnen, der lange Zeit zu den gesuchtesten praktischen Aerzten in Klagenfurt gehörte, und dessen dem Abte von Ossiach dedicirte Schrift „Fasciculus pharmaceuticus“, obwohl als im Geiste der damals herrschenden Schule gearbeitet und mithin veraltet, deshalb noch interessant bleibt, weil es zugleich zu den ältesten Drucken Klagenfurt's gehört. Es erschien daselbst bei Georg Dettelbacher im Jahre 1687 in, die damalige Kindheit der Buchdruckerkunst in Käenten noch sehr verrathenden Lettern.

Tsch.

Topographische Skizzen aus dem obern Drauthale.

Die Drau und ihre Zuflüsse.

Das Drauthal empfängt den Landesfluß von erster Hand aus Tyrol. Da aber die Tyroler ihn als eine Kleinigkeit behandeln, trachtet Kärnten diesen Umstand auszubeuten und nennt das Thal, welches er zuerst betritt, Oberdrauthal und den Marktflecken, den er zuerst bespült, Oberdrauburg. Weiterhin gibt es in Käenten auch ein Unterdrauthal und Unterdrauburg dem Flusse zu Ehren. Die Deutschen, von denen diese Benennungen herrühren, bezeugten damit ihre Pietät vor dem schönen Strome.

Ja die Drau ist ein schöner, herrlicher Strom! Unser Thal beweist er in kräftiger Jugend. Schon an der Grenze zeigt er seine Macht. Bei Nörsach und Pirkach theilt er sich in viele Arme, bildet Inseln und Erlenbrüche und spottet dem ohnmächtigen Bemühen einzelner schwacher Menschen, ihn einzudämmen oder bestimmte Wege vorzuschreiben. *)

Den Oberdraubürgern macht er nicht selten unerbetene Besuche in Kellern, Küchen und Zimmern. Doch zeigt er sich ihnen niemals so unartig, wie die Wildbäche zu seyn pflegen.

Diese allein, die mit größtem Ungestüm von allen Seiten ihm zueilen, sind zu beschuldigen, wenn der Fluß aus seinen Ufern tritt, hier einen See bildet, dort sein Geschiebe ablagert und das Angesicht der Thalsohle von Zeit zu Zeit verändert. Ich zähle an der Sonnseite neun, an der Schattseite acht größere Delta's von Bachschotter, von denen alle bis zur Drau reichen, ihren Lauf aufhalten und verzögern, und die Versumpfung der obenhalb ihnen gelegenen Thalstrecke veranlassen. Die Drau empfängt nur bei Hochwassern die Kraft, ihe Geschiebe fortzuwälzen, und die Bachsteine weiter zu tragen. Sie ändert aber nicht leicht ihr Strombette. Daher liegt dieses häufig höher als die Thalsohle selbst, bis wieder durch die umliegenden Bäche die Unebenheit ausgeglichen wird.

An ihrem Ufer finden sich hochstämmige Weiden, Balsampappeln und Erlengebüsche ein, schattseitig wohl auch Nadelholz und Röhricht.

Zur Sommerszeit bei windstillem schönem Wetter gibt es keinen schöneren Spaziergang, als an ihren Ufern. Da, wo die Drau hinzieht, ist der Anblick der Landschaft überall lieblich. Ohne die Drau und ihre Schöpfungen hätte das Thal nicht halb so viel Reize, gewährte weit weniger Interesse. Oft theilt sie sich, umfängt mit ihrem klaren durchsichtigen Wasser eine buschichte Insel, eine Düne blendenden Sandes oder schöngeformter Steinchen. Der Eindruck des Anblickes ist so mächtig, daß du deine Kleidung abwirfst, und dich durch die kühlende Fluth sanft hinüber treiben lässest, um zu betreten dieses neue Land, diese unerforschte Insel, diesen prächtigen Sand — ja, es ist hier Alles so schön und rein, als wenn es für einen Fürsten hergerichtet wäre. Da betrachtest du dir das komische Spiel der Myriaden von winzigen Weißfischchen, die langsam die schattige Laue heraufziehen, nicht ahnend die Nähe ihrer Feinde. Aber plötzlich zuckt aus einem submarinen Baumstocke eine Goldforelle hervor. Du siehst sie nur einen Augenblick; siehst nicht, wie sie die Beute erhascht; siehst nicht, wo die Angegriffenen hinkommen — denn der Kampf und Sieg der Goldforelle ist das Werk eines und desselben Momentes. Nur weit entfernt sammelt sich wieder die flüchtige Schaar, um von Neuem eine Reise stromaufwärts, stromabwärts, doch nur in den Seitenarmen des Flusses zu beginnen.

Ein Bad in diesen Wassern ist erfrischend und Badeplätze zu tausenden und fast nach jedem Gusto unentgeldlich zu haben.

Wenn du den Fluß belauschen willst — hörst du auch bald seine Stimme. Aber nur im Frühjahre, wenn er das Schneewasser führet und bei lange dauernden Gewittern, wo er stets gewaltig anschwillt, ist er der strenge Herr Vater Dravus, wo er kommandirt und räsonirt. Sonst aber ist's die liebe Mutter Drau, die sanfte, gemüthliche Mutter, die im Säuseltone Wiegenlieder ohne Ende singt, melodisch singt, daß es dir, so du ein ächtes Landeskind, dabei sicherlich bald recht süß zu Muthe wird.

In tausende von kleinen Wellen löst sich ihre Oberfläche auf, die da in ewigem Tanze sich necken und verfolgen, und es drängt dich, mit flachem Steinwurfe weithin ihre Köpfchen zu berühren.

Ich glaube nicht, daß ein See so viel Genuß und Abwechslung biethet, als die Drau mit ihren Metamorphosen und Schöpfungen.

Zu Letzteren gehört namentlich das Sumpfland mit seinen Moospolstern und schwankendem Boden, mit seinen Rohrkolben und Seerosen, mit seinen Straußfedern und Wasserranunkeln. Die Gefahren auf einer Sumpfpartie sind nicht zu unterschätzen. Aber es ist so etwas Unwiderstehlichres um eine glückliche Entenjagd; noch anziehender aber ist der Barschen- und Schleihenfang. Doch hüthe dich vor den Untiefen, denn du mußt wissen, daß da schon mancher ehrliche Mensch verschlungen ward. Hüthe dich vor dem offenen Krater des Sumpfes. Zwar würdest du dort in Kurzem eine Fischmahlzeit zusammengefischt haben — aber sieh! wie dort neben der Wasserlilie die Natter sich auf dem Polster wiegt. Jetzt hat sie dich ersehen, jetzt stürzt sie in die Fluth — sie kömmt herbei — fliehe! fliehe! — Im Ernste; es ist ein gewagtes Spiel, auf diesen Drau-Mooren herum zu wandern; im Schiffe hat man doch festen Boden, im Wasser die Freiheit der Bewegung, aber hier gilt es beinahe, das Wasser zu treten, denn die Moderschichte des Moosbodens ist dünne, und gestattet nicht, darauf lange zu stehen.

Außer großen Schaaren von Enten tummeln sich hier auch Rohrdomeln und Reiher herum. Jährlich einmal, gewöhnlich im Winter kommen auch Heere von Meergänsen und lassen sich auf einen, auf ein paar Tage nieder, und all' dies Geflügel findet Nahrung in den Sümpfen; denn da

*) So viel wir uns erinnen, sind vor drei Jahrzehenden bedeutende Arbeiten zur Regulirung der Drau in jenee Gegend vorgenommen worden, worüber eine Mittheilung von nationalökonomischem Interesse wäre, besonders jetzt. A. d. R.

Digitized by Google

gibt es Schnecken, Krebse und Muscheln in großem Ueberflusse und kein Conchyliologe hat noch die Schätze genannt, welche hier den geflügelten Conchyliensammlern zu Theil werden.

Was die Torfhaltigkeit dieser Moore betrifft, darüber konnte ich leider bisher keine Erfahrungen sammeln. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß der Torf massenhaft vorhanden ist; desto schwieriger und kostspieliger wäre jedoch der Abbau desselben, je tiefer der Boden liegt. Und er liegt überall im oder unter dem Niveau der Drau.

Die Drau selbst nährt in ihrem nassen Elemente außer den Weißfischen und Forellen auch Aeschen und gewaltige Huchen, welche Letztere an Wohlgeschmack alle Fluß- und Süßwasserfische übertreffen und selbst geräuchert noch einen delikaten Bissen abgeben.

Daß auch Lachsen in der Drau vorkommen, ist zwar öfters behauptet worden; doch dürften sie, wenigstens hierlandes zu den seltenen Gästen gehören.

Der Fluß ist vielfach überbrückt. Ich zähle 11 bis 12 Brücken. Es gibt auch Winterbrücken. Es ist schon geschehen, und zwar erst vor kurzen Jahren, daß die Drau im Winter eine so feste Eisdecke bekam, daß man darüber gehen und fahren konnte. Dies ereignet sich aber selten.

Die Drau, noch mehr die nebenliegenden Sümpfe erzeugen häufige Nebel, die einerseits die frischen Saaten oder reifenden Früchte vor dem Froste bewahren, andererseits aber der menschlichen Gesundheit öftees nachtheilig sind. Sie erheben sich glücklicher Weise nicht leicht zu bedeutender Höhe und der nächste Tauernwind aus den Schluchten der nördlichen Gebirgsgruppe treibt sie von dannen.

Die Zuflüsse der Drau im Thale sind sehr verschieden. Der größte Theil derselben sind Wildbäche, die tief in den Gebirgen, wohl auch in Alpenseeen ihren Ursprung haben, und sich hüpfend und springend, in Milchschaum aufgelöst, durch die wildesten Abgründe einen Ausweg in's Thal und zur Drau gebahnt haben. Oft sind sie genöthiget sich in Felsenkesseln zu sammeln, und das sind die Tummelplätze der Bachforellen; oft springen sie in gewaltigen Sätzen über einen Abhang und bilden Wasserfälle.

Ja, es dürfte wohl eine bedeutende Anzahl derlei Fälle zusammenkommen, wenn man sich die Mühe geben wollte, sie zu zählen. Uebrigens sieht man ein paar auch von der Poststraße aus. Zuerst den bei Lengholz vom Stagoe herab, dann einen andern bei Lessnigg von Pirkeben herab. Ein kleiner, aber sehr malerischer Fall befindet sich an einem Abhange zwischen Kerschbaum und Rastdorf.

An Alpenseeen ist besonders das Hochthal der Gnoppnitz reich. Der Glanzsee, am Fuße des Kreuzeckes, hat mehr als eine Stunde im Umfange und enthält die köstlichsten Salblinge. Dergleichen fischt man auch im Kaltsee und in den Zweisee'n.

Der Ebneeteich in der Schattseite hat Schleihen, jener an der Rabenwand ist verschüttet worden. Der Weissensee gehört nicht in unser Flußgebieth und wurde schon anderwärts beschrieben.

Eine andere Art von Zuflüssen sind die mächtigen Quellen mit gleichbleibender Temperatur und Wassermenge am Fuße der Berge und im Thalboden selbst. Man muß sie sehen, wie sie im Winter rauchen und dampfen, wenn die äußere Luft kälter ist, als ihr Wasser. Eine solche Quelle bildet südlich von Dellach einen Bach, der längere Zeit parallel der Drau an ihrem rechten Ufer hinfließt und sich endlich mit ihr vereiniget. Eine andere solche sehr reichhaltige Quelle fließt unweit Beuggen aus einem Kalkfelsen, treibt unmittelbar an ihrem Ursprunge eine Mühle, der das Wasser noch nie ausgegangen ist; dann eine Säge; sie bildet das heilende Element des Weissacherbades; fließt dann etwa 50 Klafter lang durch ein Feld, bildet im Rinnsale Tuff, und mündet sogleich in die Drau.

Aehnliche Quellen sollen sich auch am Fuße des Rockberges befinden. In der Sonnseite gibt es keine solche Wasser. Vielleicht ist das Krebsenbachl bei Steinfeld und das Heilwasser von Obeegottsfeld, wo sich auch ein Bad befindet, hieher zu rechnen.

Da die Gesteinsarten im kärntneeischen und tyrolischen Deauthal fort und fort die gleichen sind, ist es auffallend, daß im Oberdrauthal nicht auch solche Heilwasser vorkommen sollen, wie in Prax, Innichen, Jungbrunn und Ettelbad. Die Wahrheit an der Sache ist, daß wir hier noch zu wenig gesucht und untersucht haben und daß die Tyroler unternehmender sind, als wir.

In der Sonnseite und zwar in geringerer oder größerer Entfernung von dem Ufer der Drau, stets nur in der Thalsohle, gibt es viele kalte Quellen, welche aus dem Trümmergestein klar und durchsichtig emporwirbeln; sie keeisen und perlen und sind ein Sammelplatz von allerhand Fischen, die besonders zu Zeiten der Hochwasser hier sich aufhalten und dann des kundigen Fischers sichere Beute werden.

Diese Quellen sind viel kälter, als das Wasser der nahen Drau, und werden daher im Sommer fleißig von der ländlichen Bevölkerung aufgesucht.

P. K.

Aus der Nachbarschaft.

1. Dee grobe Binder von Witscheln.

Es war zur Zeit, wo der „Prinz Johann" erst manchmal nur Steiermark besuchte, unser windisches, recte Weinland aber natürlich noch seltener mit seiner Gegenwart beglückte, als (nach den bekannten Mißjahren) ein besonderes gutes Weinjahr ihn doch wieder dazu einlud. Damals führte noch die Straße über den Platsch, dessen Aussicht zwar für den Reisenden sehr lohnend, für die armen Pferde aber nicht so interessant war. Für die von Graz Kommenden war Ehrenhausen Mittagsstation und Abends traf man in Marburg ein, wo der Erzherzog zwar beim weiland „Hirschenwirthe" sein Absteigquartier zu nehmen pflegte, aber auch schon seine Häuser und seine Getreuen hatte, wo er aus dem „Stegreife" stets eine innigere und lauter ausgesprochene herzliche Aufnahme fand, als das bestdurchdachte offizielle Programm es vermocht hätte!

Daß zur Zeit der Lese in den Gasthöfen an der Straße, und so auch beim vulgo „Ekkoffler" in Ehrenhausen, ein lautes Gedränge herrschte, ist selbstverständlich, daß der Erzherzog aber mit seinem Gefolge sich dabei auch zu einem hölzernen Tische setzte und wie andere Menschenkinder auf zinnernen Tellern speiste u. s. w. muß heut zu Tage doch besonders bemerkt werden und ich erinnere mich noch (nach vier Dezennien) wo er gesessen und wo wir, auch auf der Wanderung in die Lese begriffen, gesessen und wie er meinen Vater einlud, sich zum andern Tisch zu setzen u. s. w. Sonderbar pflegte Er nach eingenommenem Mittagsmahle über den Platsch im Wagen ein Schläfchen zu machen, dann aber von Kuschnh an (oft bis in die Stadt) zu Fuße zu gehen, wo ihn natürlich seine Begleitung nicht verlassen konnte.

Digitized by Google

Der Erzherzog, dem damals schon alle Verhältnisse unserer Steiermark wohl bekannt waren und der ohne Rücksicht auf Stamm und Geburt sich stets die Besten und Tüchtigsten zur Förderung seiner Zwecke, zum Wohle des Landes wie eben damals bei Gründung unserer Landwirthschafts-Gesellschaft, auserwählte, kam im gedachten Gasthause zu Eheenhausen eben auch auf einen besonders rationellen Oekonomen bei Wilscheiu zu sprechen und machte den Vorschlag, den kleinen Abstecher dahin auszuführen, um dessen Weingart-Realität und Arbeiten zu sehen. Zu diesem Unternehmen wurde mein Vater als Dolmetsch engagirt und ich erinnere mich der Worte des Erzherzogs, wie er ihn einlud, „den Spaß mitzumachen", wo er natürlich gleich dabei war, und mich am Fuße des Platsch der Obsorge unserer Stellwagen-Reisegefährten übergab, während die Herren dort rechts einbogen und meinen Vater (den übrigens der Erzherzog auch von früher her schon kannte) voranschickten, um den Landwirth erst zu erfragen sammt dem Wege dahin. Als er länger ausblieb, erklärte der Erzherzog bei einem Hause, wo eben ein Binder arbeitete, warten zu wollen, während Schmutz und Zahlbrucker (der dritte ist meinem Gedächtnisse — weil auch nicht näher bekannt, entschwunden) auch auf Entdeckungsreisen ausgehen sollten, was nun auch geschah.

Wie allseits woe man auch hiee und so auch der Binder mit Herrichten der Fässer zur nahen und guten Lese beschäftiget, dem Erzherzog aber mag die Zeit lange geworden seyn und so ließ er sich in ein Gespräch mit dem Binder, der etwas deutsch sprach, ein, was dieser jedoch, emsig arbeitend, nur sehr mürrisch unterhielt. Dieß schreckte den hohen Herrn jedoch nicht ab, alle Werkzeuge in die Hand zu nehmen, um deren Namen und Gebrauch zu fragen, wie überhaupt sich um Arbeit und Verdienst des Binders und um alle Verhältnisse näher zu erkundigen, bis ihm der mißmuthige Binder kurz erwiederte, er solle ihn mit Ruhe lassen und, den Schlegel ihm sehr unsanft aus der Hand nehmend, nicht bei der Arbeit aufhalten und dgl., womit sich der Erzherzog auch zufrieden gab und mit dem inzwischen eintreffenden Herren auf den Weg machte. Da diese jedoch ankommend den Prinzen ehrfurchtsvoll begrüßten, fiel es den Binder doch auf und er frug meinen Vater, welcher sich bei ihm, während die Andern sich schon entfernt hatten, windisch noch näher um den nächsten Weg erkundigte, wer denn „der Herr mit dem grauen Rocke" wäre? — und gerieth über die Auskunft, daß dieß der Bruder des Kaisers sey, in Erwägung des Benehmens gegen ihn natürlich in Verzweiflung, welche weniger der Trost meines Vaters, „daß dies nichts mache" — als die Ueberzeugung, daß ein Prinz doch nicht so einen gewöhnlichen Rock tragen könne, nach und nach milderte.

Dennoch war der Arme sehr ergriffen, um so mehr, als er schon Mehreres vom „Prinzen Johann" gehört hatte, und es ging ihm Alles so zu Herzen, daß er in Angst die Rückkehrenden erwartete. Diese hatten indessen den Besitzer (dessen Name ich leider auch längst vergessen) gefunden und begrüßt und sich vom Stande seiner Wirthschaft überzeugt; natürlich aber hatten sich auf diese Kunde hin mehrere Menschen eingefunden und der Erzherzog trat mit großem Gefolge und in Begleitung des Verwalters von Witschein, des Pfarrers u. s. w. den Rückweg an. Die Angst des Binders wich also dem Entsetzen, als er den „Herrn mit dem grauen Rocke" umgeben von einer ehrerbiethigen Menge und von Männern begleitet sah, die er bisher für die höchsten selbst gehalten hatte und es war kein Wunder, daß er sich, als der Erzherzog auf ihn zu kam, mit aufrichtiger Reue ihm zu Füssen warf und kein Wort zu seiner Entschuldigung hervorbringen konnte. Lächelnd hab ihn der Erzherzog auf und dankte ihm für die gegebenen Auskünfte, aber erst, nachdem ihn Alle versichert hatten, daß das Vorgefallene den hohen Herrn gewiß nicht beleidigt habe, ging er beruhigt nach Hause, laut den Segen über den hohen Kaisersohn herabrufend.

Als mich Amtsgeschäfte vor mehreren Jahren in jene Gegend (Witschein) führten, erkundigte ich mich um diesen Helden der Geschichte, die mein Vater öfters erzählte, aber weder von dieser selbst noch von Jenem wußte man mir Auskunft zu geben; wahrscheinlich ist er, wie alle andern Personen dieses Lustspieles von diesem Schauplatze abberufen worden, — aber als wahre Anekdote aus dem Leben eines Fürsten, dessen Andenken sicher als schöne Sage einst unsere Alpen und Gauen noch beleben wird, scheue ich mich nicht, sie hiemit der Oeffentlichkeit zu übergeben.

2. Die Geschichte von den zwei Engländern in Vordernberg.

Zwei echte Gentleman's, versehen mit gewaltigen Adressen und Empfehlungen, wollten, nachdem sie das herrliche Oberösterreich und seine Eisenstätten gesehen, auch Steiermark besuchen. Hatten sie doch auch von unserm Lande schon gehört, waren Männer vom Fache und wollten den vielgepriesenen Erzherzog, der vor Jahren auch ihre Insel besuchte, sehen und sich überzeugen, wie man auch hier und im Hochgebirge mit Comfort leben könne. Hatte sie schon die ganze Parthie von Steier her, die Werkstätten in Hislau, der Holzrechen in Reisling und der Erzberg im hohen Grade interessirt, so stieg die Spannung desto mehr, den kaiserlichen Prinzen, dem sie empfahlen waren und von dessen Leutseligkeit und hohen Fähigkeiten sie überall hörten, persönlich kennen zu lernen.

Als Ausnahme von der Regel „reisender Engländer" waren sie in Eisenerz früh aufgebrochen, am Prähbüchel ausgestiegen und ließen sich vom Postillon Einiges erzählen — da lag Vordernberg mit seinen gewaltigen Rauchfängen und pochenden Werkstätten vor ihnen. Eilends nahmen sie ihr Frühstück ein, und traten, da es zu Besuchen noch zu früh schien, in den nächsten Hochofen. Wohl hatte man ihnen auch das Haus zum „Prinzen" gezeigt und gesagt, daß er selbst eben auch hier sey, allein sie trieb die technische Neugierde gleich zur Sache, alles Andere auf die gehörige Zeit sparend. In diesem eben betretenen Werke bemerkten sie bald einen Mann mit grauem Rocke, der nach den Anordnungen, die er da traf, ein Aufseher zu seyn schien, um so mehr, als ihn dort Niemand mehr oder besonders beachtete. Sie wendeten sich also an ihn und stellten über den Betrieb und dergleichen mehrere Fragen, deren Beantwortung ebenfalls den Mann vom Fache zeigte. Als sie sich äußerten, einen Anstich zu sehen, lud er sie freundlich ein, nur schnell mit ihm zu gehen, da solcher eben im andern Hochofen geschehe.

Sie folgten seiner Einladung und hätten allerdings merken können, daß man ihren Führer auswärts grüße, — da im Werke selbst aber, wohin er sie geführt, Niemand ihn weiter beachtete, erschien er ihnen auch nichts weiter als ein Werksbeamter. Im englischen Austausche ihrer Meinungen darüber unter sich merkten sie wohl nicht, daß ihres Führers Miene sich öfters erheiterte, besonders, als sie darüber stritten, ob und wie viel man diesem gefälligen Menschen als „Trinkgeld" geben solle? — Endlich frugen sie um des Erzherzogs Werke, worauf er ihnen bedeutete, daß sie eben desselben Beide gesehen; desto mehr ward' ihre Meinung bestärkt, daß ihr Führer selbst seinem Hausstande angehöre und so bestürmten sie ihn nun mit Fragen überhaupt und über dessen nähere

Digitized by Google

Verhältniſſe, ſein Hausweſen, u. ſ. w. und es fiel ihnen weder die diplomatiſche Gewandtheit ſeiner Antworten noch ſein Lächeln auf, als er ihre Sorge, ob es nicht noch zu früh und ob ſtrenge Toilette und Etiquette gefordert werde, kurz abfertigte.

Erſt bei einem Waſſerwerke, wo ſie vorüber gingen und ihr Führer ſehr ſcharf und mit großer Sachkenntniß ſein Urtheil ausſprach und ſie in ſeiner Mißbilligung den Mann vom Fache erkannten, kam es ihnen doch vor, daß er mehr als ein „Hammerſchreiber", dem man doch keinen Zwanziger in die Hand drücken könne, ſeyn müſſe — zugleich aber wurde er eben abberufen und empfahl ſich unſern Reiſenden mit ſeinem freundlichen (gewiß noch allen ſeinen Verehrern wohlerinnerlichen) „auf Wiederſehen". Es war natürlich nun ihr Erſtes, den nächſten Beſten zu fragen, wer denn dieſer ihr Begleiter war? — da hieß es denn, „dieß ſey ja der Prinz geweſen!" — Wie angedonnert ſtaunten ſich die Beiden gegenſeitig an und eilten ſchweigend und betroffen in ihr Gaſthaus zurück, wo man aber ſchon Alles wußte und der Wirth erinnerte, daß ſie nun auch zu Mittag geladen würden. Beide waren jedoch über Alles zu verblüfft, um weiter Etwas zu erwarten oder zu beſtimmen, und fanden es am gerathenſten, ſich nicht mehr blicken zu laſſen, beſtellten alſo augenblicklich Poſtpferde und eilten zur großen Verwunderung des Wirthes und Poſtmeiſters von dannen, ohne von ihren Adreſſen Gebrauch zu machen; der Erzherzog aber, dem „die Geſchichte viel Spaß machte", wie er zu ſagen pflegte, erzählte ſie im Freundeskreiſe ſelbſt, woher ſie wieder mein Vater zum Beſten gab.

Windiſchgraz. J. C. H.

Sonettenhalle.

1. Freundestod.

O fürchtet nicht von ſchmerzdurchwogten Stunden
Zu hören durch den Klang verrath'ner Lieder
Leb' ich nur ſelbſt, die Todten leben wieder
Und all' der Gram um ſie iſt bald verwunden.

Die Bleichen heißt mein friſcher Sinn geſunden;
Zuſammen unter ſchattenreichem Flieder
Hinwandeln wir, lebend'ge Geiſtesbrüder,
Und bleiben unverdrüchlich uns verbunden.

Was er gedacht, ich denk' es ſchaffend weiter,
Was er geliebt, ich lieb' es doppeltinnig,
Was er bekämpft, ein gattgeſandter Streiter,

Befehd' ich neugeſalbt und kühn und muthig.
Er ſteht zu mir, ein lächelnder Begleiter,
Und ſchwellt mein Herz, das leidend war und blutig.

2. Ein Brief.

In ſtillgeweihter Stunde hat gelungen
Von rothen Lippen mir der Rede Segen.
Nun tritt aus großen Zeilen mir entgegen.
Derſelbe Geiſt, ſo klar, ſo hochgeſchwungen.

Jedwedes Wort, von Seelenkraft durchdrungen,
Gleich einem Blumenſtrauße möcht' ich's hegen,
Es ſingen hören laut und allerwegen,
Von wannen es entſtammt, von Engelszungen.

In dieſe Züge ſchau' ich tiefverloren
Wie in der Wolken ſeenhaftes Glühen,
Kaum wiſſend, ob die Glut heraufbeſchworen

Durch freudenreicher Morgenröthe Blühen,
Ob durch den letzten Dämmerſchein der Horen,
Die mit geſenkten Fackeln leis zerſprühen.

3. An ein Kind.

Ich ſeh' dein dunkelnd Aug' nach Lieb' verlangen
Und ängſtlich ſuchen nach dem Blick, dem warmen,
Der langentbehrt, mit köſtlichem Erbarmen
In deinem Herzlein löst das ſtumme Bangen.

Doch ſieh, mein Kind, die Mutter färbt die Wangen
Sich mit Karmin und glänzt mit Lilienarmen
Und hat, gefeit von manchem Liebescharmen,
Nicht Zeit an deinem Roſenmund zu hangen.

Den Vater ſchaufl du ſchwer: in Werthpapieren
Vergräbt er ſich und dich und all' ſein Sinnen.
So muß des Lebens Dornenbahn dich führen

Die ſchönſte Sklavin der Erzieherinnen —
Doch die verſchwebet in Roman-Revieren
Und unerhört bleibt all' dein ſüßes Minnen.

4. Der Schauſpielerin.

Mich lockten deiner Muſen reiche Gaben;
Doch nimmermehr Thaliens Lorbeerkrone,
Ob ſie auch ſchön auf goldnen Locken throne,
Sollt' ich auf dieſem Haupt geſehen haben.

Der Quell von Klängen, die ſonſt Alle laben,
Verſengend floß er mir aus heißer Zone.
Mir ward, dem hellſten Göttertraum zum Hohne,
In deiner Kunſt dein hold Gemüth begraben!

So nimm denn hin den Kranz aus tauſend Händen.
Ich aber will, weil ich der Welt nicht ſpiele,
Zur Harfe mich, der alten Tröſt'rin, wenden.

Wohl ſprudeln auch in mir der Quellen viele,
Ich kann mit Gold trotz Königen verſchwenden,
Und thron' einſt weit vor dir am Ruhmesziele.

5. Landfrieden.

Dir tönt mein Lied und deinem lieben Hauſe!
Schau' ich die Welt nach falſchen Schemen jagen,
Den goldnen Götzen, die ſie vor ſich tragen,
Zujubeln mit betäubendem Applauſe,

Dann drängt's mich fort. Wie Märzennachtgebrauſe
Kommt deines Rufes Hauch, um mir zu ſagen:
Verſenke deiner Täuſchung Hiobsklagen
In meines Herzens ſchweigende Karthauſe.

Ich ſetze gern. Dem Ew'gen zugewendet
Lernt unſer Sinn das Bleibende gewinnen,
Verachtend all, deß Seyn der Tag beendet.

So ſteh'n wir hoch auf dieſes Lebens Zinnen,
Indeß von Geiſterſonnen fortgeſendet
Der Nebel des Gemeinen fleucht von hinnen.

Fritz Pichler.

Digitized by Google

Der kärntnerische Geschicht-Verein

wünscht Exemplare des 1. und 2. Heftes des „Handbuches der Geschichte des Heezogthumes Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern" von Gottlieb Freiherrn von Antershofen — anzukaufen.

Besitzer der bezeichneten beiden Hefte dieses Geschichtweeles, welche dieselben zu veeäußern geneigt sind, wollen ihee schriftlichen oder mündlichen Eetläeungen mit Namhaftmachung des Verkaufs-Preises gefälligst in der hiesigen Liegel'schen Buchhandlung abgeben.

Klagenfurt am 20. Novembee 1861.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 23.)

ripln, reiben, z. B, die Wäsche. Es ist das Intensivum von dem Niedersächsischen: reppen = schnell bewegen.

Rippler, ein Verweis von einem Vorgesetzten.

Risn, eine Art Graben, zur Abrollung und Fortbewegung des Berghelzes, wie auch zum Abfließen des Wassers aus Anhöhen. Wachter vergleicht das Hebeäische: Ruta; das Griechische: ρουσα, ρεως, ρουσις. Angelsächsisch: Rith, Ryth = Bach. Französisch: ruisseau. Das Niedeedeutsche: Rusken, Rutsken, bedeutet ebenfalls ein Forträcken, Weggleiten. Sieh' Brem. Niedeesächsische Wörterbuch: Risen. Die Grundbedeutung von allen diesen Wörtern liegt demnach in Bewegung. Eberhaed II. 456.

Riß, ein Rousch.

Ritschat, eine Quodlibet - Suppe: Erbsen, Bahnen, Gerste, Speckschwarten, Schweinfleisch untereinander gekocht; von rütten = untereinander wieren. Rumforder-Suppe.

Riz, eine leichte Beschädigung am Leibe durch iegend einen spitzigen Gegenstand.

Robat, der Frohndienst, eine Arbeit, welche aus Unterthanspflicht füe die Herrschaft geleistet wird. In Böhmen und Pelen robota. Robath bedeutet im Arabischen die Kriegsaebeit, die Wache im hl. Krieg, und ein solcher Rodather heißt: Mocabuth.

rodeln. 1) Röcheln, von Sterbenden. 2) Rollen, eine Kugel fortbewegen.

rödla, anfrichtig, ehelich, offenherzig, redlich. Es stommt von Red in der Bedeutung Recht, welches ehemols Raht lautete. Reht inti Feido = Recht und Friede. Otfried V. 23. 251; mit dem Loteinischen: rectus, Eines Stommes, und urspringlich mit Rad in gerade einerlei, wie daraus hervorgeht, daß es noch früher schlechtweg gerade, bedeutet hat. Weka rahto, d. h. geeade Wege. (Kero Cap. 7,) Samit ist rödlo oder redlich: dem Rechte gemäß, so beschaffen, wie es recht ist, Eberhard I. 256.

Röga, Tausnome: Regino.

rogla, roglich, roglat, locker, nicht fest, beweglich. Griechisch: ρεω = ich bewege.

roisln, flehentlich bitten.

Röckle, ein kurzes Oberkleid.

rökn, ausdehnen, strecken, z. B. rök di Häm her, d. h. reiche die Hand her; es wird schon bei den alten Schriftstellern für reichen gebraucht. Bei Otfried: then mund irreken. Englisch: to rack = recken, dehnen, strecken; dehnen, ziehen. Moaß leitet recken ob von Reg, Rag, Rah, vor, hervor, es sei in die Höhe oder vorwärts. Davon Rohe, die Segelstonge. Recke, der Riese, ein Mann von solcher Länge, daß er über alle andern hervorreicht. Eben das bedeutet urspringlich das Gothische: Reks = Fürst, und das Lateinische: rex, und noch jetzt das Niederdeutsche: Rek. oder Rike (Brem. Niedersächsisches Wörterbuch.) Davon dann auch rogen, regen, und verstärkt reichen, und recken, d. h. reichen machen. Das Lateinische: trahere, und Niederdeutsche: trecken sind desselben Stommes.

Roll, rolln, die Mange, bei Färbern und in Haushaltungen; rolln, glätten, mangen, z. B. die Wäsche.

romat. 1) Schwarzfleckigt, grauschwarz gestreift, vom Rindvieh. 2) Ein ungewoschenes, im Gesichte unreines Kind oder sonst ein Mensch.

romorn, Getöse machen, lärmen, poltern. Lateinisch: rumor = Geschrei.

Ronan. 1) Das Schwendholz in den Alpen. 2) Die Gortenfrucht: rothe Rübe.

Rontn, eine Stange.

Rößler, Reßler, der Pferdeknecht.

Rosseln, das Verlangen der Schweine nach Begattung, z. B. die San tuat se eosseln.

Rot, Rät. 1) Der Lolch, ein Unkraut im Getreide. Englisch: ray. Landschaftlich: Rae, der Raden, Kornraden. 2) Rost an Metallen.

rotten, rosten.

rottig, rostig.

Roz, die verdichtete, uneine Flüssigkeit in der Nase.

rozig, edige Flüssigkeit in der Nase haben, daß selbe schon sichtbar hervorfließt.

Rozlöfl, ein erwachsener Mensch mit Kinderfitten, besonders wenn er über jede Kleinigkeit weint.

Ruach, ein rohee, plumper Mensch, auch ein Vielfroß, überhaupt ein Wüstling. Im Englischen: rake, (nebst dem Französischen: rogue, rook zu Racke; Landschoftlich Ruech; Französisch: roué gehörig) der Wüstling, der liederliche Mensch. In der alten Keltenspeache bedeutet Roncut und Roucaib ebenfalls unordentlich, oder verworren. Dictionaire celtique: Ruest, Rouestl = trouble, confusion, em, brouillement.

Rudl, eine Schoar, eine Menge, ein Hanfe, z. B. a Rudl Gamsn.

rumpeln, ein dumpfes Geeänsch machen. Englisch: to rumble, rumpeln, rumeln. In Kärnten wurde in den letzten Dezennien noch immer vom Prenßen-Ramet gesprochen.

runt, brav, fleißig, ordentlich, stark, gehört zu rautig.

Rupfn. 1.) Der gehechelte Hanf, z. B. a rupfone Pfat, d. h. ein hanfenes Hemd. 2) Von einem Gegenstande etwas wegziehen, wegnehmen, etwas heradreißen, vom Federvieh reinigen, putzen, z. B. rupfs' Handle, d. h. reinige das Hühnchen van Federn.

rutschn. 1) Sich fortbewegen, weggleiten. 2) Ausgleiten, fallen.

Rutscher. 1) Dee Abstecher, ein Ausflug irgend wahin. 2) Das Ausgleiten beim Gehen. Wachter erinnert an das Hebeäische: Ruta; das Griechische: ρουσα, ρεως, ρουσις. Angelsächsisch: Rith, Ryth = Bach. Feonzösisch: ruisseau. Das Niederdeutsche Rusken, Rutsken, bedeutet ebenfals ein Forträcken, Weggleiten. Reisen, proseisei, ist auch damit veewandt. Die Grundbedeutung van eutschen und Rutscher liegt in Bewegung. Eberh. II. 456.

S. Sch. Scht. — d. h. St.

säachen, pissen, Urin lassen = saichen. Luther.

Säafn, die Seife. Englisch: soap.

Sabl, der Säbel, figürlich der Rausch.

Sächr, das Geröhricht in Sümpfen, Teichen und Flüssen. Noch Höfer der Name verschiedenee Grasarten.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur S. M Mayer Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 25. Sonnabend, den 14. Dezember 1861.

Am neunzehnten November 1861.

In Wellen und in Lüften da regt es sich und webt,
Und ist von munterm Treiben gar wundersam belebt;
Die alte Königin **Adria** in immer neuer Pracht
Erhebt sich, froh erwachend, aus ihrer Wellennacht;

Läßt glätten ihr smaragdenes, reichfaltiges Gewand,
Den perlbesäten Schleier hinwallen an das Land,
Darauf die schönste Sonne, die liebvoll niederblickt,
Die reichsten gold'nen Blumen und Säume eingestickt.

Ja! Heil ist wiederfahren der alten Königin,
Sie wiegt in ihren Armen die **Schönste Herrscherin.**
Vertraut hat ihrer Sorge **Sein Liebstes** in der Welt,
Das **Gatte, Vater, Kaiser,** an **Seinem** Herzen hält.

Ihr Lüfte! eilt nach Süden und bringet heim geschwind,
Mit süßem Duft gewürzet, den Hauch so warm und lind;
Ihr Wellen! schlagt melodisch an des Palastes Saum,
Und wiegt die **Holde Mutter** in wunderlieben Traum;

Dann wieder glättet sorgsam den Schleier, silberlicht,
Um lieblich d'rein zu spiegeln das reizendste Gesicht;
Und ihrt verborgn'e Blumen im stillen Meeresschooß,
Euch ward bestimmt vor allen, ein neidenswerthes Loos;

Strömt euer reiches Leben in Wellen aus und Luft,
Und steigt, Gesundheit bringend, empor als Opferduft,
Daß zahllos wie die Wellen, die an das Ufer schlagen,
Der **Hohen Frau** die Jahre in süßer Freude tagen.

Ida Freiin v. Enloz.

Biographieen aus Kärnten.

(Auf Grundlage des „Biographischen Lexikons" von Dr. Constant v. Wurzbach.)

Gavasini, Alois Graf (General-Major und Ritter des Maria-Thereſien-Ordens, geboren zu Bonn 1762, gestorben zu Klagenfurt den 28. November 1834, wir setzen hinzu: kärntnerischer Landstand, Gewerk- und Güterbesitzer) trat, 16 Jahr alt, nachdem er vorhin als Page am kaiserlichen Hofe seine Bildung erhalten, als Fähnrich in's Infanterie-Regiment „Graf Pelegrini" Nr. 49, wurde den 1. Mai 1784 Unterlieutenant, kam bald nachher als Oberlieutenant zu dem im November 1784 errichteten Freibataillon von Stein, welches während der holländischen Schelde-Streitigkeiten in den Niederlanden lag, und nach der im November 1785 erfolgten Auflösung dieses Freibataillons in das Regiment zurück, wo er am 1. August 1788 zum Kapitän und 1789 zum Hauptmann vorrückte. Daß diese damals schnelle Vorrückung nicht das Ergebniß der Gunst, sondern seiner Tüchtigkeit und Bravour war, hatte er Gelegenheit in dem bereits zwei Jahre dauernden Türkenkriege, bei der am 2. Juni 1790 stattgefundenen Berennung der Festung Giurgowo, zu beweisen. Durch einen gelungenen Ausfall hatte der Feind nicht unbedeutende Vortheile errungen. Da entschloß sich Gavasini mit einer Abtheilung von 100 Mann den Feind, der in den vor der Festung gelegenen Häusern und Gärten festen Fuß gefaßt, zu vertreiben. Entschlossen griff er ihn an und schlug fünf aufeinander folgende Ausfälle des überlegenen Gegners siegreich und mit dem verhältnißmäßig geringen Verluste von 35 Mann zurück. Am folgenden Tage war die Besatzung daran, die im Bau begriffene Wasserbatterie an der Donau zu zerstören. Gavasini, die Gefahr erblickend, stürzte sich mit nur 40 Mann dem Feinde entgegen und, obgleich am Knie verwundet, behauptete er den Kampfplatz, bis die vom Bau zersprengten Leute sich wieder sammeln konnten, und erst eine Schußwunde im Gesicht brachte ihn dahin, zum Kampfe außer Stand gesetzt, das Schlachtfeld zu verlassen. Er konnte wie Cäsar sagen, „sonst schlug ich mich um die Ehre, bei Munda um das Leben", und doch that er es ohne erhaltenen Befehl, geleitet einzig von seiner Einsicht und seiner kühnen Todesverachtung. Für diese Waffenthat erhielt er in der 23. Promotion (19. Dezember 1790) das Ritterkreuz des „Maria-Thereſien-Ordens". Giurgowo war der verhängnißvolle Ort, bei dem einige Tage darauf, das ist den 8. Juni 1790, auf gleiche Weise der Vater unseres abgetretenen Landeshauptmannes, Franz Graf von Thurn, k. k. General der Artillerie, bei einem Ausfalle über einer seiner Kanonen den Heldentod starb und

der die Tranchéen kommandirende General Auffeß in Vertheidigung derselben fiel. Der Ausfall der Türken war so heftig und ausgedehnt, daß, davon überrascht, der kaiserliche Diplomat Tugut seinen Paradedegen zu gebrauchen in die Lage kam, und sich bei dieser Gelegenheit sein Verhältniß zur Rittmeisters-Witwe Poutet, deren Gatte ebenfalls an dieser Stelle blieb, entwickelte, welches Louise Mühlbach in ihrem historischen Romane so folgereich ausspann.

Wir kehren nach dieser blutigen Episode, aus welcher unser Gavasini glorreich hervorging, zu seinen ferneren Lebensereignissen zurück. Der Türkenkrieg erreichte bald darauf durch den Friedensschluß zu Szistowe sein Ende, dafür brach der französische Revolutionskrieg aus, der ihn zur Armee in das Elsaß unter Wurmser führte, wo er im September 1793 zum Major avancirt, das Jahr darauf bei Wiedereroberung der Weisenburger-Linien, ebenso im Jahre 1795 am 29. Oktober bei der Eroberung der Mainzer-Linien durch Clerfait und am 15. Dezember bei der Einnahme der feindlichen Stellung von Teier sich hervorthat. Am 1. April 1796 wurde er Oberstlieutenant und erhielt das Grenadier-Bataillon Weidenfeld, mit welchem er, bei der Armee in Italien eingetheilt, im Treffen bei Bassano sich auszeichnete, wo er neuerdings verwundet wurde.

In der Siegesschlacht von Stokach am 22. März 1799 führte er als Oberst des Regimentes Kerpen unter Feldmarschall-Lieutenant Petrasch dasselbe an der Tuttlinger-Straße gegen den vordringenden Feind, den er in Vereinigung mit den übrigen Streitkräften nach dem verzweifeltesten Widerstande schlug. Gavasini kam nachhin unter F. M. L. Bellegarde zu stehen, welcher die schwierige Aufgabe hatte, die bereits in Tyrol eingedrungenen, in Graubünden sieghaften, Franzosen unter Massena, Desolles, Loison und dem berühmten Führer im Gebirgskriege, Lecourbe, zu vertreiben und ihnen jenes Land wieder zu entreißen. Nach einigen nachtheiligen Gefechten wurde die wichtige Stellung am Luziensteig erobert. Gavasini, welcher mit seinem Regimente abgesendert operirte, drang an den Wallenstädter-See vor, vertheidigte sich muthig und warf die anstürmenden Franzosen bei einbrechender Nacht bis Mark zurück. Am 25. darauf, während Massena bei Frauenfeld und Winterthur gegen Hotze und Nauendorf kämpfte, griff Gavasini mit vier Compagnien seines Regimentes und einer Division Brooder-Grenzer das Dorf Neffels an und nahm bei dieser Gelegenheit einen feindlichen Brigade-Chef, 17 Offiziere und 409 Mann gefangen. Nun drang Gavasini, als Führer einer Colonne des Korps des Generals Hotze, von Glarus nach Schwyz vor, wo er Einsiedeln besetzte. Er nahm an der blutigen Schlacht bei Zürich am 4. Juni Theil. Gavasini's Theilnahme an den folgenden Begebenheiten bis zum Rückzuge Suwarows durch und von der Schweiz sind uns nicht bekannt, nur so viel, daß er in Folge der, in diesem strgerichen, zuletzt nur in der Schweiz nachtheiligen, Feldzuge bewiesenen Bravour den 6. März 1800 zum General-Major befördert wurde.

In dem kurzen Feldzuge von 1805 hatte er nicht Gelegenheit sich auszuzeichnen. In dem ungleich ruhmvolleren von 1809*) wurde er der Armee des Erzherzogs Johann als Brigadier zugetheilt und erhielt den Auftrag, mit dem Regimente Reisky, einem Bataillon Franz Karl, zwei Bataillons Görzer- und einem Triester-Landwehre und 8 Eskadrons Friment-Husaren in der Nacht vom 10 auf den 11. April über den Isonzo zu gehen. Die heftige Bora verhinderte die Ankunft der Pontons und eines Theiles der Landwehre; der Isonzo war angeschwollen, die Brücke von Görz war vom Feinde abgebrochen, theilweise verrammelt. Niemand wollte es wagen, den reißenden Strom zu durchwaten; endlich both sich ein Student an, ihn durch eine Furth zu führen. Gavasini, der jeden einsichtsvollen Vorschlag würdigte, nahm das von einem Laien gemachte Anerbiethen an, und der brave Hauptmann Faverge, der sich nachhin in Oberkäruten sehr hervorthat, setzte mit 50 Mann über. Der Feind wurde überrumpelt, gefangen und die Brücke hergestellt. Nun ging es rasch vorwärts. Gavasini stieß bei Udine zum Heere. In der Schlacht bei Sacile am 16. April stand Gavasini mit dem Regimente Alvinzy und den Ottochanern im ersten Treffen. Die Generäle Frimont und Colloredo, die Regimenter Strasoldo und St. Julien bedeckten sich mit Ruhm, in dem sie in unverhältnißmäßigem Kampfe mit dem ganzen linken feindlichen Flügel standen. Die österreichische Hauptmacht war bisher Zuseher dieses Kampfes gewesen, erst spät griff der diesseitige linke Flügel an; der Feind floh, aber es war zu spät, ihn von Sacile abzuschneiden und aufzureiben. Fast ein Drittheil des österreichischen Heeres war nicht in das Gefecht gekommen und darunter war auch Gavasini's Brigade*). Nach diesem herrlichen, aber aus letzter Ursache weniger fruchtbaren Siege zog man der Etsch zu, aber nach dem Unglücke in Deutschland eben so schnell zurück. Als sich das Heer des Erzherzogs nach dem Unglückstage an der Piave, an welcher man zu lange verweilt hatte, unter den Alpen theilte, und Banus Giulay die über Krain abziehenden Truppen in sein Kommando erhielt, ward auch Gavasini ihm untergestellt. Dieses Korps, welches sich in Kroatien verstärkte, sollte Innerösterreich reoccupiren, während der Erzherzog Karl an der Donau und Erzherzog Johann an der Raab gegen die Hauptmacht der Franzosen fochten. Gavasini nahm an dem unrühmlichen Zuge Giulays gegen Graz und Obersteier Theil. Er rückte auf Pöltschach gegen Marmont, der auswich und bei Graz sich mit Brouffier vereinigte, welchrs der Banus besetzte und am 26. Juni daselbst mit Brouffier ein Gefecht bestand, dessen Resultate trotz seiner Uebermacht höchst zweifelhaft waren, so daß sich beide feindlichen Generale ungestört mit Napoleon vereinigen konnten. Als Giulay Graz wieder besetzte **), wurde durch ein Streifkorps Leoben über-

*) Bei Wurzbach heißt es irrig: „Gavasini war 1809 Brigadier bei der Reservearmee (?) in Niederösterreich."

*) Quellen unserer Darstellung sind außer Hirtenfeld, den Wurzbach benützte, die österreichisch militärische Zeitschrift, Poffelts Taschenbuch für die neueste Geschichte, das Buch: „Das Heer von Innerösterreich im Jahre 1809" und darüber vorzüglich des Generals Gavasini eigene Vormerkungen und mündliche Mittheilungen, welche die Mißgriffe diesseits ebenso auseinander setzen, wie Napoleon die Eugen's tadelte. Sieh' die Auszüge aus dessen Memoiren „Carinthia" 1859, Nr. 15.

**) Der Banus, der 20.000 Mann bei sich hatte, begnügte sich, vom Glacis der Stadt aus nach und nach Trappen vorzusenden, die mit dem Feinde in den Gärten zwischen den Hecken, Gräben und Häusern der Vorstadt sich einließen, ohne was auszurichten, während der Feind den Ruckertberg besetzt hielt. Ein Student Namens Liebenhans trug sich endlich bei dem FML. Knesewitsch an, eine Colonne zu führen, um dem Gefechte ein Ende zu machen; man hörte ihn und befolgte seinen Rath. Dadurch wurde der Friedhof von St. Leonhard, wo der Feind seine Feldmunst und Kanonen hatte,

Digitized by Google

fallen, dort ein General und 597 Mann gefangen genommen. Als Ruska am 4. über Knittelfeld heranrückte, sollte Gavasini ihn über den „Diebsweg", der von Frohnleiten nach Leoben führt, angreifen. General Fellner, der mit den Szluinern voraus war, versäumte die Vorsichtsmaßregeln, stellte keine Vorposten aus und wurde in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli um 11 Uhr in Leoben überfallen, die Brücke und das Thor bezwungen, und die Oesterreicher durch die Stadt vertrieben, wobei Fellner seinen Tod fand. Gavasini, der zu St. Ruprecht, Bruck zu, stand, nahm die Flüchtlinge auf und rückte auf den Feind los, der eben so schnell Krauwath zu abzog*). Der Waffenstillstand machte den weiteren Zügen ein Ende. Gavasini, der sich eine kurze Zeit früher mit Maria Anna, verwitweten Gräfin von Gilais, gebornen Gräfin von Spindler vermählt hatte, trat am 10. Dezember 1809 in den Ruhestand, und da seine Gemahlin ihm die Herrschaft Radmannsdorf, Gut und Gewerkschaft Poitschach zugebracht, er sich für seine Person die Gewerkschaft Feistritz im Rosenthale gekauft hatte, verzichtete er auf die Generalspension, um so mehr, da er sich fast durchaus im Französisch-Illyrien und zwar zu Poitschach aufhielt.

Als im Jahre 1813 der Krieg mit Frankreich vom neuen ausbrach, legte man noch kurz vor seinem Ausbruche zu Feistritz Verschanzungen an, ohne sie in der Flanke zu decken, nicht achtend Gavasini's Warnung **), der, als genau mit der Gegend vertraut, voraussagte, der Feind werde von Aßling her über die Ketschna dieselben umgehen. So geschah es auch am 6. September. In dem Treffen, welches bis Abends dauerte, gerieth das Schloß in Brand, die Schanzen mußten aufgegeben werden, der Feind rückte bis an die Hollenburger-Brücke, die noch zeitlich abgebrannt wurde. Dieses Unglück, wobei Gavasini noch dazu sein bewegliches Habe verlor, und die darauffolgenden Hemmungen in der Gewerkschaft, der am 1. Juni 1817 erfolgte Todfall seiner Gattin, in Folge dessen die Besitzungen Poitschach, welches kurz darauf an Liebenwein verkauft wurde, und Radmannsdorf an die Kinder ihrer ersten Ehe zurückfielen, erschütterten Gavasini's Wohlstand auf das Aeußerste.

Kurz vor dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1813 hatte sich Gavasini nach Klagenfurt gezogen und im Jahre 1817, ehe noch die traurige Catastrophe des Todes seiner Gattin eintrat, sich als kärntnerischer Landstand immatrikuliren lassen. Da ihm die Fonds zur Bezahlung seiner Passiven und zum Betrieb der Gewerkschaften fehlten, war Gavasini genöthigt, die Gewerkschaft Feistritz, die nachhin Graf Ferdinand von Egger an sich brachte, seinen Gläubigern abzutreten. Sein Lebensunterhalt war nun auf den Besitz des ihm vom Grafen Dulas v. Dietrichstein laufrechtlich überlassenen Waldes und auf die Pension aus dem Maria-Theresien-Orden, von dem er einer der ältesten Ritter war, gewiesen, deren Ertrag Anfangs nur 400 fl. gebend sich zuletzt auf 600 fl. C. M. hob. Wenn gleich auf das äußerste beschränkt, wußte Gavasini doch den ihm angebornen Adel seiner Seele, seine Unabhängigkeit und seine Stellung in der Gesellschaft durch seine Achtung gebiethende Resignation als eben so pflichttreuer Christ wie Soldat zu behaupten.

Wer aus den bejahrteren Bewohnern dieser Hauptstadt erinnert sich nicht an den ehrwürdigen freundlichen Greis, welcher sowohl durch seine Narben, wie durch seinen Orden geziert, gleich einem Bürger derselben durch mehr als zwanzig Jahre unter uns anspruchslos wandelte. Als er, 72 Jahre alt, an einer Lungenlähmung in dem Hause, welches er die ganze Zeit gemeinschaftlich mit Wittling bewohnt, den 28. November 1834 starb, verlieh man dem langen Trauerzug die verdiente militärische Ehre. Seine irdischen Reste ruhen in der von ihm bereiteten Gruft an der Kapelle zu Feistritz.

H.

genommen, er vom Auckerl- und Rasenberg vertrieben und Bronssier genöthigt, sich wieder zur „Weinzettelbrücke" zurückzuziehen. So gelang es dem Banus, der 26 Offiziere und 949 Mann verloren hatte, 3 Kanonen, 460 Gefangene zu nehmen und 300 gefangene Oesterreicher zu befreien. Liebenhaus, dem man es freistellte, sich eine Auszeichnung, eine Belohnung zu wählen, erbat sich und erhielt eine Offiziersstelle. (Quelle: „Das Heer von Innerösterreich", Leipzig bei Brockhaus 1817, S. 199, woraus wir größtentheils obige Thatsachen schöpften.)

*) Der brave Pastetenwirth von Graz hatte Giulay den Vorschlag gemacht, der Arriergarde Marmants auf einem Seitenwege zuvorzukommen und sich angebothen die Truppen zu führen, jedoch sollten sie zahlreich seyn. Nun erhielt Rittmeister Klein dazu den Auftrag. Ungeachtet er nur 1000 Mann hatte, nahm er bei Kinbberg 25 Offiziere, 250 Gemeine und 60 Pferde. (Obiges Werk, Seite 218.)

**) Handbuch der Geschichte Kärntens, II. Abtheilung, 3. Band, 1. Heft, S. 302.

Beiträge zur Chronik von Klagenfurt.

(Entnommen aus der Chronik des hiesigen Ursulinen-Klosters.)

Diese Beiträge betreffen theils politische, theils Elementarereignisse, vorzüglich aber auch Festlichkeiten bei der Durchreise oder Anwesenheit höchster Herrschaften. Wir wollen bei Schilderung der letztern nicht schon gedruckte Darstellungen wiederholen, sondern nur das dort übergegangene Sonderheitliche geben, und glauben, daß eben bei diesen Gelegenheiten sich der Geist der damaligen Zeit, die Volkssitte und das Städteleben in auffallenden Zügen kennzeichneten und uns so ein möglichst treues, wenn auch nur in höchst sparsamen Umrissen gezeichnetes Bild der Vergangenheit liefern.

1660. Kaiserin Witwe Eleonore berief die ersten Ursulinen-Klosterfrauen von Lüttich nach Wien, welche den 16. August dort eintrafen. In Klagenfurt war auf Veranstaltung des Grafen Aubrä von Rasenberg, Burggraf von Kärnten, bereits ein Haus zu ihrer diesortigen Aufnahme vorbereitet worden, als der Türkenkrieg ausbrach und die Ankunft jener Frauen verhinderte. Baron Karl Friedrich von Grimming hatte ein Kapital von 10.000 fl. für fromme Zwecke ohne sonderheitliche Widmung legirt. Auf Zusprache der Kaiserin Eleonora, auf das Zuthun des Grafen Wolfgang Aubrä von Rasenberg, k. k. Rathspräsidenten und Landeshauptmann, so wie der Gräfin Isabella von Dietrichstein gebornen Fürstin von Ganzaga erhielten jenes Kapital die Ursulinen.

1670, 12. April. Die erste Oberin Maria Rosalia von Thouars aus Brabant mit Eleonora Freiin von Geymann und noch zwei Professinen kommen von Wien nach Klagenfurt. Die erste Erwerbung war das gräflich Ursenbeckische Haus in der „Herrengasse", welches die Gräfin Ursenbeck ihrer in das Kloster eintretenden Tochter als Mitgift gab. Das Jahr darauf kam die Graf Patsische Stiftung mit 20.000 fl. hinzu.

Digitized by Google

1672. Die Klosterfrauen bewerben sich bei den Ständen um den Gebrauch der hl. Geistkirche und den landschaftlichen Grund dabei. Auf Zugeständniß dessen wurden vier daneben liegende kleine Bürgerhäuser sammt zwei Gärten angekauft, erstere abgetragen und der Bau des Klosters begonnen.

1678. Einzug der 19 Chorfrauen und zwei Laienschwestern in das neue Kloster. Das Ursenbeckische Haus wird mit dem des Dr. Linse, welches an der Stelle des dermaligen Stallgebäudes sich befand, vertauscht, abgetragen und der Grund mit dem Klostergarten, der bis an die dermalen noch stehende Mauer des innern Gartens sich erstreckte, vereinigt. Alle Freitage wird im Kloster Kinderlehre für die Mädchen gehalten.

1679. Dieses Jahr werden bereits 200 Schülerinen unterrichtet.

1679, den 3. September wird die von den Ständen im italienischen Style mit Kuppel neu erbaute schöne „Schutzengelkirche" eingeweiht.

1680. Ein ungewöhnlich großer Komet, nach Abbildungen dem vom Jahre 1811 ähnlich, erscheint am 26. Dezember und ist bis 6. Jänner 1681 hier sichtbar.

1681, den 11. Mai um 7 Uhr Abends schlägt der Blitz in den „hl. Geistkirchthurm", der abbrennt, die Kirche und das Kloster werden durch den herabströmenden Regen und schnelle Menschenhilfe vom Brande gerettet.

1682. Die Stände lassen das gegenwärtige Meßnerhaus zur „hl. Geistkirche" erbauen.

1684. Der Grundstein zum gräflich Rosenbergischen Palast wird gelegt, an dessen Stelle nun das neue Waisenhaus sich befindet.

1685. Zur Fortführung des Türkenkrieges, der 1683 mit Wien's Belagerung und Entsatz begann, müssen von allen geistlichen Gütern die Fassionen eingegeben und von jedem Pfund Gilt ein Gulden gegeben werden, bei den Kapitalien, von 100 fl. 1 fl. 24 kr., indem der h. Vater eine halbe Million Gulden von den deutschen Erblanden bewilligt hatte. Die Ursulinen geben 607 fl.

1686. Ein Drittheil der seit 60 Jahren erworbenen geistlichen Güter fällt dem Kriegsfonde zu. In Kärnten beträgt dieser Beitrag 150.727 fl., in dem Erbländern zusammen 976.000 fl. und dazu die geistlichen Steuern 500.000 fl. Der König von Spanien auf Anregung des heiligen Vaters gibt 600.000 Kronen, er selbst 200.000 fl. Mit solchen Mitteln und dem Blute von Tousenden aus den deutschen Erbländern wird Ungarn den Türken großentheils entrissen, und Ofen dieses Mal, nachdem es 1684 vergeblich belagert worden war, erobert.

Die Ordnung in der auswärtigen Schule wird entworfen und eingeführt. Im Pensionate befinden sich jährlich 20 bis 30 adelige Fräuleins, später auch aus bürgerlichen Familien.

1687. Einführung des ersten Stämpelpapiers, anfangs zu 3 kr.

— Vom 3. bis 6. April fällt so viel Schnee, daß die Straßen der Stadt unfahrbar werden, und eine Menge Alpenvögel sich in denselben sehen lassen.

1688. Da der Bau des Graf Rosenbergischen Palastes der Gräfin Beatrix zu langsam von statten geht, wird dessen Verkauf den Klosterfrauen angetragen, welcher am 11. Februar 1681 zu standen kömmt, wornach das Kloster den im Erdgeschosse fertigen Bau, welcher noch 1860 zu sehen war, sammt Vorräthen an Stein, Holz ꝛc. und den nun den äußern Garten ausmachenden Raum um 13.391 fl. an sich brachte. Die Chorfrau Maria Augustina geborne Gräfin von Nadasdy hatte 1686, 100.00 fl. zugebracht, welche nun in Verwendung kamen.

1688. Der pfarrliche Gottesdienst wird von der „St. Egidenkirche" in jene zum „Heiligengeist", wegen drohenden Einsturz übergetragen — die Spitze des höhern Pfarrthurmes abgetragen.

1688 am 8. April. Die neue große, über 118 Centner schwere in Klagenfurt gegossene „Maria-Saaler-Glocke" wird dahin überführt, vom Fürstbischof in Lavant, Caspar Grafen von Stadion geweiht und glücklich in den nördlichen Thurm aufgezogen.

1690. Die Türkin Aischa, wie bereits im Jahre 1686 die Türkinen Mira, Serina und Fatma, wird in der „Heiligengeistkirche" getauft, nachdem sie im Kloster den christkatholischen Unterricht empfangen.

— 4. Dezember. Abends zwischen 3 bis 4 Uhr das heftigste Erdbeben, welches Kärnten seit 1348 betroffen, zerstörte die Stadtpfarrkirche vollends. Die Stöße dauern bis Weihnachten einzeln, mehr oder weniger heftig fort, so daß viele Stadtbewohner sich in hölzerne Gebäude flüchten.

— Türkensteuer, welche die innerösterreichische Geistlichkeit mit 100.000 fl. trifft. Bei dem damaligen Anschlage wird Fiume oder St. Veit am Flaum noch zu Inneröesterreich gerechnet und mit jener Steuer betroffen; und jetzt streiten sich Ungarn, Krooten und Italiener darum. — In Kärnten werden 900 Soldaten vom 11. Dezember an geworben, und die Werbung hat ziemlichen Zulauf. Belgrad so wie Nissa und Widin waren wieder verloren gegangen; diese rückzuerobern brauchte man Geld und Menschen aus unserem Lande. Die Krönung der Erzherzogin Theresia als römische Kaiserin und die des Erzherzogs Joseph als ungarischer König kosteten 5 Millionen.

1691. Kopfsteuer in Kärnten mit 50.000 fl. entrichtet.

1692, am 30. Juli wurde der Grundstein des neuen Stadtpfarrthurmes gelegt. Ueber den Ausbau desselben wie der Stadtpfarrkirche, von da bis zum Jahre 1697, wo letztere consekrirt wurde, und dann bis 1709, wo der Thurm seine Vollendung erreichte, sieh' die Carinthia vom Jahre 1821, Nr. 5 und 6.

1693. Erhöhung des Münzwerthes. Der Dukaten gilt 4 fl., der Thaler 2 fl., der Fünfzehner 18 kr., der Sechser 7 kr.; das fremde Geld wird dagegen herabgesetzt (!).

1695. Mißjahr. Der Startin Marwein gilt 33 bis 36 fl., ein Vierling Weizen 5 fl., der Roggen 4 fl., Heiden 3 fl., Hafer 11 Schilling (à 7½ kr.), das Pfund Schmalz 11½.

1696. Vermögenssteuer mit 1 fl. von 1000 fl. Die Theuerung dauert fort.

1697. Fleischsteuer mit 1 kr. auf ein Pfund, nebstbei Aufschläge auf Wein, Salz, selbst Leder. Kattes Jahr, so daß der Weizen auf 5 fl. 15 kr. u. s. f. steigt. Man muß der gegen die Türken seit 1683 fechtenden Armee, fortwährend Mannschaft, Geld, Getreide und dgl. nachsenden. Der Menschenverlust ist so groß, daß 1692 statt 600 Mann Rekruten nur 200 bei der Werbung aufgebracht werden konnten.

1699. Der nach einem sechzehnjährigen Kriege, der, wie wir es nur mit einigen Strichen gezeichnet, die deutschen Erbländer auf das Aeußerste erschöpfte, am 26. Jänner zu Carlowitz abgeschlossene Friede entriß Ungarn bis auf das „Temesvarer Banat", der türkischen Herrschaft; eine Erinnerung, welche bei den neuesten Ereignissen das Herz jedes Patrioten mit Wehmuth erfüllt.

— am 5. März. Kaiserliche Verordnung, welche untersagt, daß Geistliche ohne landesfürstlicher Bewilligung Kapitalien aufnehmen.

1701. Der Erbfolgkriege wegen Spanien, seinen bedeutenden Nebenländern und Colonien beginnt. Von Ungarn ziehen 12 bis 13 Regimenter zu Pferde und zu Fuß durch Kärnten nach Italien. Die Vermögenssteuer dauert fort, die Fleisch- und Lederkreuzer werden aufgehoben.

1702. Rokoczy reizet die kaum von den Türken befreiten Ungarn zum Aufruhr, während Franzosen und Baiern Oesterreich von Süden und Westen her angreifen.

1703 vom 8. bis 11. Oktober ungeheuere Regengüsse und Ueberschwemmungen. Eine Pferdeseuche bricht aus, an der im Lande über 2000 Stücke fallen. Von Klagenfurt bis Völkermarkt zer-

Digitized by Google

stört ein furchtbarer Hagel alle Feldfrüchte; es entsteht große Theuerung und Noth.

1704. Alles Kirchensilber bis auf die Kelche wird eingeliefert und vermünzt, so sehr hatte der Türken- und Franzosenkrieg die Mittel erschöpft. Die ungarischen Malkontenten einerseits und die in Tyrol eingedrungenen Baiern und Franzosen andererseits bedrohen Kärnten, welches Eugen's Sieg bei Hochstätt rettet.

1705. Die Fortdauer des Krieges fordert die der Vermögenssteuer. In diesem Jahre wird die „Spitalkirche" vom Fürstbischofe zu Lavant konsekrirt.

1710. Zu der Vermögenssteuer wird noch ein donum gratuitum entrichtet.

1712. Graf Siegmund Friedrich von Khevenhüller resignirt; statt desselben wird Graf Peter von Goëß, früher österreichischer Gesandter an verschiedenen Höfen, zuletzt am Haag, Landeshauptmann.

1713. Rinderpest in Kärnten.

1714. Bereits im Jahre 1712 wurde in Villach ein eilfjähriger Knabe eingezogen, welcher dort durch Anlegung von Feuer großen Schaden angerichtet hatte. Da man nicht hinlängliche Beweise seiner aus Bosheit verübten That hatte, ließ man ihn wiederholt frei. Nach Klagenfurt gekommen, that er das Nämliche im Hause des Dr. Ploege (nun Krumpf), wurde jedoch dabei überrascht, das Feuer im Beginne gelöscht und er in Gewahrsam genommen. Da bekannte er, zu diesem Verbrechen einen unwiderstehlichen Hang zu haben. Die Sache schien der hiesigen Gerichtsbehörde van der Art, daß sie der obersten Justizbehörde in Wien zur Entscheidung vorgelegt wurde. In Folge des von Wien eingelangten Urtheiles wurde der Knabe am 14. Dezember am „neuen Platze" neben der „Marienstatue" auf einem eigens aufgerichteten Gerüste unter Zuspruch eines P. Jesuiten mit dem Schwerte hingerichtet, sein Leichnam außer der Stadt verbrannt.

1716, am 13. März stirbt der Landeshauptmann Graf Peter van Goëß. Seine Leiche wird nach Straßburg überführt und dort in der gräflichen Gruft beigesetzt.

1723, am 16. August zu Mittag zwischen 12 bis 1 Uhr kommt am „Heuplatze" bei einem Zirkelschmied Feuer aus, welches bei der herrschenden Trockne und dem wehenden Wind bald die ganze Stadt ergreift und bis auf das „Ursulinenkloster" verheert. Die Flamme dringt selbst in das Innere der Gebäude, so im Landhause in das Zeughaus, wo eine Menge von Harnischen dermassen von ihr zerstört wird, daß man nach dem Brande ganze Haufen von Bruchtheilen derselben aus den Fenstern herauswarf. Was das ärgste war: das Landeshauptmannschaftliche Archiv, welches so viele Materialen für die Landesgeschichte enthielt, ging zu Grunde. Die neue Stadtpfarrkirche und ihr Thurm verloren Dach und Glocken.

1726. Fürst Hanibal Alphons van Porcia wird von seiner Anstellung als Landeshauptmann entfernt; seine Stelle übernimmt, jedoch indessen nur provisorisch, Graf von Wagensberg, welcher das Kassawesen wieder in die Ordnung bringt. Als wirklicher Landeshauptmann tritt sodann Wolf Siegmund Graf von Rosenberg ein.

1728, am 25. Mai brennt das „Ursulinen-Klostergebäude" gänzlich ab.

— 20. August. Kaisers Karl VI. Ankunft in Klagenfurt. Die Stände überreichen ein Geschenk von 40.000 fl.; 100 Bürger verrichten den Wachtdienst, in rothe Röckl mit schwarzen Aufschlägen gekleidet, deren Ueberreste wir Anfangs dieses Jahrhundertes noch im Landhaus-Zeughause sahen.

1733. Der Helm des Stadtpfarrthurmes wird nach der Brunst vor 10 Jahren in seiner vorigen Höhe vom Stadtmagistrate wieder hergestellt.

1734. Einweihung der neuen Burgkapelle zu Ehren des h. Domitians durch Fürstbischof Attems von Lavont.

1735. Große Theuerung besonders an Fleisch- und Fettwaaren in Folge des Viehzumsolles. Rekrutirung.

1737. Dreifache Vermögenssteuer ob üblen Fortgang des Türkenkrieges, in dem man Belgrad verliert.

1747. Hofkommissär Baron van Hangwitz führt die königliche Repräsentation aber Innerösterreichische Regierung allhier ein. Er bringt 25 Beamte aus dem ehemals der kaiserlichen Regierung unterstehenden, dann an Preußen abgetretenen Schlesien mit sich, welche die alten landständischen Beamten ersetzen, die theils pensionirt, theils anderswo verwendet werden. Die Besoldungen werden herabgemindert. Eine 10percentige Vermögenssteuer aber ein entsprechender Interessenabzug werden eingeführt, und so 60.000 fl. vom Lande eingebracht. Hangwitz wird nach vollbrachter Organisirung durch Graf Rostitz ersetzt. Anton Graf von Goëß resignirt als bisheriger Landeshauptmann, welche Stelle bis 1759 unbesetzt bleibt.

1748. Außer jenen Steuern wird eine Haussteuer eingeführt; der Aufschlag auf Fleisch mit 2 Pfennig für das Pfund, beim Kesselbier 2 Pfennig für die Maß, welche 10 Pfennige kostet.

1749. Die Interessen der öffentlichen Kapitalien werden ein halbes Jahr sistirt; eine Maßregel, die man „Abschnitt" nannte. Edmund von Herbert, der seine Tochter Franziska in das „Ursulinenkloster" gegeben, erlegte von der 3000 fl. betragenden Aussteuer 2000 fl. um den Abgang der Interessen denselben zu decken.

1754. Die Interessen von landschaftlichen Kapitalien auf 4% herabgesetzt.

1760, 25. September. Des römischen König Joseph's II. Braut, Prinzessin Maria Isabella von Parma, reiste hier durch. Paradirung von 2 Kompagnien Ferlacher-Büchsenmachern mit schwarz und roth ausgeschlagenen Uniformen und Grenadiermützen unter Anführung eines Grafen von Khünburg. Große Aufwartung im Graf Rosenbergischen Palais. Abends italienische Comödie. Am andern Tage offene Tafel.

1762. Die ersten Kupferkreuzer werden ausgegeben, die noch jetzt in Tyrol als Conventionsgeld gehen, außerdem Coupons mit 6 Percent Zinsen, Bankozettel zu 5 und 10 fl. Bei den Mäuthen zahlt man zur Hälfte mit diesen; ferner Stämpel zu 2 und 1 fl., 15 und 3 kr., dann für Kalender und Karten.

— Johann Thys kommt von Euppen aus den Niederlanden nach Klagenfurt, kauft den Sternbachischen Garten zum Anbau einer Tuchfabrik. Die Kaiserin ertheilte ihm den Titel eines k. k. Kammerrathes und 100.000 fl. Vorschuß auf 8 Jahre ohne Zinsen. Thys beginnt seine Fabrik mit einem Kapitale von einer Million (?).

1764. Aufschlag auf Salz, wovon das Pfund 15 Pfennige, das Pfund Fleisch 4 kr. kostet.

1765. 29. April. Die seit 1749 bestandene k. k. Repräsentation wird wieder aufgehoben, Graf Gottfried Haister Landeshauptmann, die Stände treten wieder in ihre vorigen Rechte.

H.

(Schluß folgt.)

Stromlieder. *)

1.

Ein Schatten landet drüben,
Der Fährmann, im Mondenlicht,
Ich schau' durch Thränen hüben
Im Strom mein Angesicht.

*) Aus der unter der Presse befindlichen, demnächst im Buchhandel erscheinenden Gesammtausgabe der Gedichte des Verfassers: „Gemüth und Welt."

Darbei iſt mir geronnen,
Was kommen ſollt', ſchon lang,
Und harr' ich noch der Wonnen,
Der Qual noch ſehnſuchtsbang?

Zerſchellt dem Hoffnungsſatten
Das Stundenglas der Zeit:
O dunkler Fährmann der Schatten,
Hol' über, ich bin bereit!

2.

Da, horch, im Föhrengrunde
Klang mir zu dieſer Friſt
Aus halbem Kindermunde:
„Gelobt ſey Jeſu Chriſt!"

Ich ſtand am Ufer ſinnend;
Was ich ſo heiß gefühlt,
Hat mir hinunter rinnend
Die Fluth hinweg geſpült!

Sie wuſch mit trautem Koſen
Mir aus des Herzens Grab,
Bekränzt von blutigen Roſen,
Den todten Gram hinab.

Froh will es mich gemuthen;
Als Täufer ſteigt zur Zeit
Mir aus des Stromes Fluthen
Der Geiſt der Einſamkeit.

3.

Sie ſchwamm den Strom hinunter,
Ich ſah der Fähre nach,
Aus der Kajüte munter
Eines Lichtes Schimmer brach.

Drei rauhe Schifferegeſtalten,
Sie huben die Augen empor,
Ich ſah die Hände ſie falten
Zum ſchlichten Abendchor.

Fern auf den Waſſern verloren
Verklang mir der Schiffer Gebet,
Der Männer, wie einſt ſie erkoren
Jeſus von Nazareth.

4.

Die rothen Nebel rauchen
Am Strom in Morgengluth,
Und Vögelſchwärme tauchen
Wohl in die Spiegelfluth.

Den Schifflein, die da ſchwimmen,
Gibt eine entſchwund'ne Zeit
Mit ihren Glockenſtimmen
Vom Thurme das Geleit.

Nun grüßt der Dampfer Wallen
Die mächtigen Abtei'n,
Der Städte graue Hallen,
Der Burgen öd' Geſtein!

Zwei Fenſterlein erglänzen
Im gold'nen Morgenlicht,
Epheu und Roſ' umkränzen
Des Liebchens Angeſicht.

Zu ihres Auges Sterne
Wie blickt von ſeinem Lauf
So freudig und ſo gerne
Der munt're Schiffer auf!

Er fühlt, daß Jedem Segen
Ihr kindlich Aug' ertheilt,
Auf deſſen Wanderwegen
Das Fromme je geweilt.

5.

Die Frühlingsſtürme taſen
Zum dumpfen Fluthgebraus,
Es nicken helle Roſen
Am Brückenzöllnerhaus.

Zwei holde Schweſtern ſtricken
Und ſingen ein Lied dazu,
Dort wo die Roſen nicken,
In gold'ner Abendruh'.

Mir däucht, es wäe' beſchieden
So tiefe Ruh' dem Dach,
Seit einſt der Herr im Frieden
Sein Brod mit Zöllnern brach.

Friedrich Marx.

Das kärntneriſche Idiotikon.

(Fortſetzung von Nr. 24.)

fächern, das Getreide, ſo lange es noch ohne Halmen ſteht, und zu dicht, mittelſt einer Sichel Etwas beſchneiden, aber einen Theil ausreißen. Dem entſpricht das Engliſche: to sarclo; das Franzöſiſche: sarcler; Lateiniſch: sarculo, gäten, d. h. jäten.

Sachlan, der Geſammtbegriff von Jemands kleinen Beſitzthums.

Suffern, trinkſchen, den Speichel fließen laſſen.

ſág, rede! ſprich!

ſaggern, ſackern, dieſes Saggern oder Sackern iſt nur eine Verſtärkungsform von Sagen, und deutet vermöge dieſer Form auf ein heftiges und plumpes Sagen. Im Niederdeutſchen anſaken, ſacken = Jemanden mit groben, harten Worten begegnen, und zwar auf eine derbe Weiſe anfahren, d. h. nicht bloß heftig und ungeſtüm, ſondern auch, daß es auf eine grobe Art und mit eigenthümlichen Scheltworten geſchehe. Sakan bedeutete ſchon im Gothiſchen: ſchelten. Ulphilas. Marius 10. 13. und Sachan bei dem Kero ebenfalls; denn dieſer ſagt, Cap. 23. Ein Bruder, der hartnäckig ungehorſam iſt, und bei dem Ermahnungen unter vier Augen nichts helfen, „si kisahchan offanlicho". d. h. er werde öffentlich geſcholten. Eberh. I. 131.

ſaggariſch, ſaggriſch, wird zur Bildung der dritten Vergleichungsſtufe gebraucht, z. B. a ſaggriſcha Diandl, d. h. ein in jeder Rückſicht vollendetes Mädchen; — ſaggariſch g'ſcheid, d. h. ſehr vernünftig.

Sägſchäätn. Sägeſpäne.

Digitized by Google

fatrameinâath, bei meiner Seele, d. h. bei meinem Eide. — Schottiſch: aith = Eid, mein Oath, Aith.

Sakle, das Diminutivum von Sack. Engliſch: a achel. All: sachellos = Säkel.

Sálfe, Salbei.

falfn, eigentlich ſalben, mit Salbe beſtreichen, heilen. Engliſch: to salve. Lateiniſch: salivatum. Griechiſch: αλειφω. Figürlich: mit Ruthen züchtigen, überhaupt mit Strenge Jemanden wieder zu Recht bringen — ergo heilen.

Saliter, Salpeter, sal petrae.

Salviet, das Serviet.

faman. 1) Mittelſt eines Pferdes oder Maulthieres Laſten befördern, ſei es durch Tragen oder Fahren. Das alte Sum kommt in der Bedeutung eines Hinderniſſes, einer Laſt vor; daher unſer Saumthier in der Bedeutung eines Laſtthieres, und davon Sumle in der Bedeutung eines Hinderniſſes ſchon in den Saliſchen Geſetzen vorkommt: „Si quis — non venerit, si eum aumle non detinuerit — culpabilis judicetur. L. sal. tit. 1. §. 1. Eberh. VI. 2. Im Gailthale wird die Braut geſaumt. 2) Zögern, zaudern, ſäumen, d. h. eine Handlung nicht raſch anfangen, aber, wenn ſie angefangen iſt, nicht raſch beendigen; von Saum = eine Laſt, die ein Pferd oder Maulthier trägt — Saumthier — welches ganz genau das Franzöſiſche: bêtes de Somme, iſt; denn zu tragende Laſten und entgegenſtehende Hinderniſſe haben immer ein: Säumen, Zögern, zur Folge — das Thier, wenn es belaſtet iſt, kann nur langſam fortſchreiten. Eberh. V. 89.

Sampŕel, Sans-pareille, eine Gattung Schnupftabakes. Eigentlich überſetzt aus dem Franzöſiſchen: Ohnegleichen.

Samſte, der letzte Tag in der Woche. Sonnabend bezieht ſich auf die alte heidniſche Religion, Samſtag auf die jüdiſche Religion; denn Samſtag iſt aus Sabbatotag entſtanden. Ehemals lautete das Wort: Sambaz dag:

„Thes Tages was in waru,
Sambaz dages fira."
Des Tages war in Wahrheit
Des Sabbathstages Feier.
Otfr. III. 4. 66.

Ingieng after sinero giwonu
In Sambaztag in thie samanunga."
Er ging nach ſeiner Gewohnheit
Den Sabbatstag in die Verſammlung (Synagoge.)
Tatian. 18. 1.

Aus Sambazdag wurde zunächſt Samistag, dem unſer Samſtag (Sámſte) ganz nahe iſt, und es findet ſich dieſe Form des Wortes in Stellen, welche die Erklärung desſelben aus Sabbathstag nicht zweifelhaft laſſen.

„Nieman no sol sabbatizare et immolare pecora (in Samistag firron unde fleo opheron.)" Notker Pſm. 38. 40.

Sonnabend bezieht ſich auf Sonntag — der Sonntag hat ſeinen Namen daher, weil er in alten Zeiten der Sonne, die, nach Julius Caeſar, ſchon von den Kelten verehrt wurde, geweiht war. Sonnabend bezeichnet nämlich den Tag vor dem Feſte der Sonne, ſo wie bei uns der heilige Abend, d. h. der Abend vor dem Chriſtfeſte.

Sandl, Taufname: Suſanna.

ſaprament, ein Ausruf des Aergers, der Verwunderung.

Sardein, die Anſchove, eine Gattung Fiſche.

Sátbrennan, Magenbrennen.

San. 1) Ein Tintenkleks am Papiere. 2) Ein unreinlicher Menſch. 3) Ein grobes Verſehen, Fehler.

ſáuber, ſchön, nett, zierlich.

Sauglocken läutn, zottige, unſittliche Geſpielche führen.

Sauhalterlan, Bachſtelzen.

Saunigl, der Igel. Erinaceus Europ. Linné.

Saunigln, eine Art Kartenſpiel. Zottenreißen.

Saupapalan, das Pfaffenblatt.

Sautanz, ein Mahl, wozu nach dem jährlichen Schlachten der Schweine einige Bekannte und Freunde geladen werden. Das Mahl beſteht in einem geſottenen Schweinskopf mit Kreun nebſt Weiß- und Blutwürſten.

Sazl, ein Geſtell. Ober- und Unterſatz bei Kafferſchalen.

Schâadn, Shadn, Scheide; die hohle Bekleidung anderer Körper — beſonders ſchneidender und ſpitziger. Eberh. V. 113.

ſchâanan, Jemanden gut, lieb behandeln, eben nicht anſtrengen.

ſchâan tuan, liebkoſen, friedlich leben miteinander, z. B. ſagt man nach einem Beſuche irgend einer Familie: tuats ſchâan, d. h. lebt wohl!

Schâatn, Schatn, kleine Holztheile, welche durch Schneiden oder Spalten des Holzes abfallen.

Schab, ein Bund Stroh. Altdeutſch: Schaub.

„Bnd ſaz nider auf ein Pauch
vnder einer Lauben.
Was ſie gedecht mit ſchauben
Des nam wier viel elain war.
Seyf. Helblinch.

Her Haimeich Peeuzel auſſpranch
Dem Waizzen tet ee einen ſwanch,
Auf dem Helm, daz erhal,
Wann von dem ſlage waet ein ſchal
Daz daz ſewe daeans ſtaup
Man het gemndet einen ſchaup Ennenchel.

Hochberg in ſeinem adeligen Landleben ſcheibt dieſes Wort Schab-Stroh. Bei Du Fresne bedeutet scof: manipulus, gerba. Franzöſiſch: javelle. Engliſch: gavel. Das Wieneriſche: Schabl, und Bamſchabl, wird auch in Kärnten gehört — und bedeutet ein Strohbündlein, das man auf die Fruchtbäume bindet, um die genäſchigen Vögel zu verſcheuchen. Es wird nur figürlich gebraucht, und bedeutet einen dummen, einfältigen Menſchen. Ziska. Pag. 14. Jahrbücher der Literatur 1824. Ich aber glaube auch das Engliſche: sheaf, Landſchaftlich: Schoaf, Schaub = das Bund, der Bündel, die Garbe, d. h. ein armvoll abgeſchnittener und zuſammengebundener Getreidehalme — anführen zu müſſen. In Kärnten machen 10 bis 12 ſolcher Garben, nachdem ſie ausgedroſchen ſind, einen Schab aus. Der Strohhandel, beſonders Waizenſtroh, geht nach Schab. Der Schab 3, auch 4 bis 5 Kreuzer C. M.

Schabasdökl, ein abgetragener Hut. Figürlich: ein verächtlicher Menſch. Zu ſchaben.

ſchábn, einen Körper an einem andern fortbewegen, indem man ihn zugleich an denſelben andrückt — mit der ſcharfen Kante eines härtern Körpers an einen weichen hinfahren. Man ſchábt z. B. Merlan, Ruabn, d. h. Möheen, Rüben. Niederdeutſch: Shaven. Angelſächſiſch: Scafen. Engliſch: to abrade. Lateiniſch: abrado — auch scabaro.

Schábn, die Motten. Zu Obigen.

Schawrakn, die Sattelbecke. Engliſch: shabrack, aus dem Ungariſchen.

ſchachern, handeln, kaufen, verkaufen.

Schachtl, eine alte Weibsperſon.

Schâf. 1) Ein hölzernes Waſſergefäß. 2) Das Maß zum Aus- und Einmeſſen des Kahles bei Gewerkſchaften, nach welchem ſich die Rechnungen richten, z. B. a Schâf Kohl koſtet 50 kr., C. M. daher auch unſer Schaffle, d. h. ein hölzernes Gefäß, enthaltend 6 Maßl, oder Ein Drittel-Metzen, oder Ein Viertl-Viertling.

ſchantla, ſchändlich.

Schalkl, Schalkle, ein kurzes Männeroberkleid, wie Joppe, Jangger.

Digitized by Google

ſcharbn, schaben, schrappen, in dünne Blättchen und Stückchen zerſchneiden, z. B. Hennt tuamer Knabn einſchärbn. Englisch: to shave.

Scharköfr, der Hirſchkäfer, cucanus cerous.

Schärtn, der Riß, der Ritz, beſonders an ſchneidenden Gegenſtänden, z. B. Meſſern, Sicheln, ꝛc. Englisch: shard. Landſchaftlich: Schaard. Nach Pallhauſen leſen wir im Tilian Cap. VI, v. 15. Si quis alicui aurem maculaverit (abciderit) ut exinde turpis appareat, quod Lidiscarti vocant. Lidi, Lidu, Lidur, bezeichnet nicht ein Glied, wie Herr Mederer vermuthete, ſondern hieß im Keltiſchen ſo viel als häßlich, oder entſtellend: Scarti ein Einſchnitt, aber eine Wunde. Dieſer Sinn kömmt alſo mit der obigen Erklärung vollkommen überein. Tit. I. Cap. 13. — Pallhauſen Pag. 94. Urgeſchichte der Baiern.

Schärwächter, ein altes Buch; ein Menſch in alterthümlicher Kleidung.

Schauer, der Hagel. Engliſch: shower = ein Platzregen. Sieh' Eberh. I. 357. Stammwort Schnur = ein Fell. Im Hochdeutſchen = Bedeckung, Bedachung, eines Schutzes, z. B., Wagenſchauer. Dieſe Bedeutung geht über in die Bedeutung einer kurzdauernden Entladung einer Wolke, wie in Regenſchauer. Dieſe bedeckt einen Theil des Himmels, aber ihre Entladung iſt vorübergehend und macht bald wieder dem heiteren Wetter Platz. Eine ſolche vorübergehende Erſcheinung iſt auch ein Fieberanfall, Inſonderheit die Periode des Froſtes. Eberh. I. 358 in der Note.

Schauber, ein Pelz mit Tuch überzogen. Stammwort das alte Schnur = Pelz, Fell. Sieh' Wilſchur.

Scheadern, Schedern, die beiden Mundwinkel. Man ſagt in Kärnten z. B. die Thür is im weitenſcheder ofn, d. h. die Thür iſt vollends geöffnet.

Scheaneblatterle, eine oft gefährliche Hautentzündung.

ſchederwenggat, ſchief, eingebogen, das, was eine ſchiefe Haltung hat; von ſchelch — und wenken, wanken. Landſchaftlich: ſchel. Engliſch: to shail.

ſcheiblat, rund, tellerförmig, z. B. er hät a ſcheiblats G'ſicht.

Scheibn, ſcheibn, ein, rundes, dünnes Bret. Engliſch: shive, als Hauptwort. Als Zeitwort = Kegelſpielen, ſchieben, mit einer Kugel umſtoßen.

Scheibling, ein runder Tiſch. In der Mondſeeiſchen Glaſſe scipa, sphaerula. Alldeutſch: schibelig.

Scheit, ein durch Scheiben oder Trennen, ſei es dann durch Spalten, Schneiden, Sägen entſtandenes Stück Holzes von beträchtlicher Größe. In den ältern Zeiten bedeutete Scheit ein jedes von einem Dinge abgeſchiedene Stück. Das Griechiſche: σχιδα, ein abgeſchnittenes, oder abgebrochenes Stück, und das Engliſche: shide iſt mit Scheit ganz verwandt.

Scheiterhaufn, ein Holzſtoß.

ſcheizta, ſcheizatat, kränklich ausſehen.

ſchekat, verſchiedene Farben haben, buntfärbig, eigentlich, wenn die verſchiedenen Farben nicht als bloße Punkte oder Linien, ſondern als Flächen hervortreten, z. B. ein Pferd iſt: ſchekat, wenn es eine ſchwarze Grundfarbe, und dabei viele weiße Flecke hat. Landſchaftlich: ſchecken. Altbritiſch: to shag = ſcheckig machen, ſprenkeln.

(Fortſetzung folgt.)

An die freundlichen Leſer der „Carinthia.“

Mit der **Fortſetzung** dieſer heimiſchen Zeitſchrift im Jahre 1862, die wir hiemit anzeigen, beginnt dieſelbe ihren **zwei und fünfzigſten Jahrgang**. Es iſt ein rühmliches Zeugniß für ein ſo kleines Land, wie es das nun wieder ſelbſtſtändige Herzogthum **Kärnten** iſt, daß dieſe, den Namen des Landes tragende, Zeitſchrift ſchon **über ein halbes Jahrhundert** fortdauert, was wohl nur die Liebe der **Kärntner** zu ihrer ſchönen Heimath möglich machte, und worauf zu rechnen die Herausgeber ſo wie der Verleger auch in der Zukunft ihre Hoffnung gründen.

Nicht bloß wie bisher wird der Eifer der heimiſchen Mitarbeiter nicht erkalten, ſondern ſich vielmehr ſteigern, ſo wie die Redaktion und der Verleger ohne pekuniären Vortheil nur ſtets die Ehre der Heimath im Auge haben.

Die Richtung der **Carinthia** wird auch in der Folge ihrem Namen entſprechen, und ihre freundlichen Leſer mit der natürlichen und induſtriellen Geſtaltung, mit der ältern und neuern Geſchichte und Sagenwelt, den alten und neuen Kunſtbauten, und vorzüglich mit der Topographie und Statiſtik unſerer lieben Heimath immer näher bekannt machen, ohne anderweitig Intereſſantes oder Erheiterndes in Proſa und Verſen auszuſchließen und ſo Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde vermehren und verbreiten.

Von der **Carinthia** erſcheint auch im Jahre 1862, wie in dem laufenden, alle **vierzehn Tage eine Nummer** auf einem **ganzen Bogen**, alſo des Jahres 26 Nummern oder ganze Bogen mit einem Titelblatte und dem Inhalts-Verzeichniſſe.

Die **ganzjährige** Pränumeration beträgt in der hieſigen **Leon**'ſchen Buchhandlung:

für **Klagenfurt** . . . . . 2 fl. 50 kr. Oe. W.

mit freier Poſtverſendung aber 3 „ 15 „ „ „

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Digitized by Google

Carinthia.

(Einundfünfzigster Jahrgang.)

№ 26. Sonnabend, den 28. Dezember 1861.

Lebensbild der Vergangenheit.

Fürstbischof Salm und sein Hof.

(III. Unsterblichkeit. *)

Am 1. Februar 1807, als an des Fürsten Geburtstag, hatte ihm sein Beichtvater, der gefeierte Kapuziner-Quardian P. Rupert Leiler, zur Unsterblichkeit gratulirt, die er sich durch Förderung der Kunst und Wissenschaft, durch Wohlthun und endlich durch stilles Dulden gegenüber der Welt und ihrem Undank erringen würde.

Die beiden ersten Stufen zu jenem Tempel hatte er bereits erklommen; noch hatte er den Anblick seiner Werke vor sich, und er fühlte, daß das Geben seliger sey als Nehmen. Da, nicht ferne von der Pforte der Ewigkeit an der dritten Stufe angelangt, sollte er all' seines Eigenthums, der Werke der Kunst in seinem eigenen Hause verlustig werden und vergeblich seine Hand ausstrecken nach einer Gabe, die man sonst selbst dem Aermsten reicht: „Hilf Dir Gott!" gesprochen mit freundlicher Miene. Herz und Mund sollte ihm verschlossen seyn, und fliehen sollte ihn selbst der Blick des Mitleides.

Er war Cardinal geworden, Fürst der heiligen römischen Kirche, der Purpur kleidete ihn, oder vielmehr, er deckte seine Blöße, seine Armuth. Oft wenn er so einherging, alt, lebensmüd, einsam und verlassen durch die Gassen jener Stadt, deren Wohlthäter er gewesen, welcher er so viele unschuldige Freuden geschaffen, wo seine Hand so zahllose Thränen getrocknet, da wandelte es ihn an, wie den Heiland, vor des Ahasverus Haus ein wenig auszuruhen auf bekanntem Sitze und sich zu erquicken an liebevollem Blicke: — doch man verschloß ihm Herz und Thür: die Herrschaft war nicht zu Hause. Da drang ein tiefer Schmerz in seine Brust, die nur lieben konnte und trauern, nicht hassen, er kehrte um, nach Hause zu wandeln in die öden Räume, wo er nur die Fußtritte seiner wenigen alten Diener hörte und eine betagte Frau, die es gleich ihm geworden, vorlas aus einem Kräuterbuche. Er hörte zu, bis der wohlthätige Schlummer seine Augen deckte und seufzte im Stillen: „So wuchs auch ich, es blühten mir gar manche Blumen, aber sie sind nun verwelkt und es fällt ein Blatt nach dem andern, verweht von dem Winde der Zeit; bald, bald wird der Tod seine Ernte halten und bergen die Erde den Samen der Unsterblichkeit!"

Der Fürst hatte bei dem Juwelier Wieser in Wien ein kostbares Kreuz, 6000 fl. im Werthe, erstanden, damit dachte er harmenisch mit dem Kostüme sich zu schmücken, wenn er nach Rom gehen würde, im Conclave seinen Cardinalhut aufzusetzen und zu stimmen im Rathe des heiligen Vaters. Es war ein schöner Traum, der letzte, der sich ihm abbildete am Abendrothe seines Lebens in einer lichten Wolkengruppe, die wie leerer Dunst so bald entschwand. Seine Barschaft war nicht zum mindesten zureichend, um den Preis des Kreuzes zu bezahlen; er stellte daher dem Juwelier einen Wechsel aus, mit der Verbindlichkeit, in halbjährigen Raten zu 1000 fl. ihn an sich zu lösen. Seine Gewerkschaften hatte er um eine bedeutende Summe in Bestand ausgelassen, er konnte hoffen, damit jene Schuld zu decken. Da kam, während er noch in Wien war, sein Inspektor, dem die Pächter den Vertrag, als für sie zu drückend, gekündet, und der ohne weiters die Kündung annahm, und so war er zwar wieder im Besitze seiner Werker, aber geldlos zum Betriebe. Es jammerte das Elend seiner Leute aus hunderten von Kehlen und ihn selbst umklammerte die eiserne Noth; alles kam in das Stocken und Stehen.

In dieser Lage beschloß er, selbst den kaum erworbenen Schatz hinzugeben, doch es sollte nicht bekannt werden, daß er es that. Der Sohn des Oberpostverwalters von Manner zu Klagenfurt fuhr in einem Geschäfte gerade nach Brasilien, dem gab er das herrlich gefaßte Kreuz mit, um es gegen Geld oder Diamanten zu verwerthen. Er konnte es nicht treueren Händen vertrauen; aber das treulose Meer verschlang den braven Jungen nach kurzer Fahrt und die Schreckenspost traf die Eltern und den Gönner mit niederschmetternder Wucht.

Die erste Zahlungsfrist an Wieser war verfallen; vergebens verstrich die kurze Pause nach der Mahnung; der Juwelier klagte bei den Landrechten auf Pfändung. Der treu anhängliche Klerus hatte seinen Oberhirten erst vor Kurzem durch ein Anleihen von den ungestümsten Gläubigern befreiet, hier noch einmal anzuklopfen dünkte dem Zartgefühle des Kirchenfürsten zu viel. Kanzler Achatz rieth, den Anspruch auf jährliche 1700 fl. Präsenzgelder, die Salm als Domherr von Salzburg bezog, Wieser zu verpfänden, doch Salm antwortete: „Die hab ich an Bedürftigere abgetreten." Doktor Ulrich mahnte auf die Chatouille; doch auch ihm entgegnete der Cardinal: „diese ist leer." So, rief der Rechtsgelehrte, bleibt nichts anders übrig, als bonis cedriren; doch er erschrack, als er das verhängnißvolle Wort gesprochen. In des Fürsten Brust jedoch war es gedrungen wie eines zweischneidigen Pfeiles Widerhacken; keine Hand konnte ihn mehr herausziehen. „Ja ich will" — sprach der edle Mann: „ich thue es, Niemand soll meinetwillen etwas verlieren."

Der ehrwürdige General-Vikar Paulitsch, die Räthe des Appellationshofes, Kusian und Dürnböck, hatten Rath gehalten und der Fiskus Postruschnigg die bonis-Cessien

*) Fortsetzung von Nr. 23, Jg. 1859 und Nr. 1, Jg. 1860 dieses Blattes.

Digitized by Google

geschrieben; der Präsident Herr von Thirnfeld durch Achatz die Meldung erhalten. Ein Schmerzensruf entwand sich seiner Brust. Nur Salm blieb ruhig und unterschrieb mit fester Hand.

In seiner Gallerie war er kurz vor jenem entscheidenden Augenblicke seine Hände faltend auf- und abgegangen, sein Auge blickte flehend um Rath nach oben; da trat bei einer Wendung ihm das Gemälde von Hanibal Carracci vor das Auge, nachdem ein Eigenthum des Fürstbischofes Georg Mayr, wo Christus von den rohen Kriegsknechten seines Kleides beraubt wird und ein Pharisäer im Vordergrunde sich schadenfroh gebärdet. „Ja so," bethete er aus tiefster Inbrunst und unter heißen Thränen: „ja so will ich entblößt werden, sie sollen mir alles nehmen, nur dich nicht, mein Heiland; zum Tode will ich mich bereiten in der Armuth Schooß."

Am andern Tage hatten die Gerichtsbeamten und Creditoren sich um ihn versammelt, ruhig stand er da, der Mann der Liebe, des Leides und des Gottvertrauens; er reichte seine Schlüssel dar als Entsagung jedes Eigenthums, zog seine Börse heraus, seine Uhr und legte auch sie hin, nur sein Kleid behielt er; auf alle seine Einrichtungsstücke, selbst das Bett und die letzte Decke schlug man Nummern, und er war nicht Besitzer mehr, nur von dem Nöthigsten noch Gebrauchnehmer.

Als er eine Reise unternehmen wollte, und seine Creditoren ihm die Pferde ausspannen ließen, da hätte man seine Geduld erschöpft sehen sollen; doch er schwieg und einzig die Worte entglitten seinem Munde: „Deus meus! Mein Gott! Mein Gott!" das: „warum hast du mich verlassen" erstarb auf seinen Lippen, und keine Klage hörte man über so eine Behandlung. *) Im Creditorenausschuß hatte eine Stimme angetragen, ihn auf die Alimentation eines Cridatars herabzusetzen, aber ein edles Herz empörte sich und sprach mit siegender Beredsamkeit, was man dem Gesalbten des Herrn schulde; es war Doktor von Knapitsch. — —

*) Nur ein Paar Züge noch aus dem Leben des Verewigten. Pfarrer Canzian an der bischöflichen Patronats-Pfarre St. Peter im Tweng war verstorben; aus seiner Verlaßmasse hatten 500 fl. als ihm zur Last fallende Gebäudeverschlechterung dem Patronate als Bauführer ersetzt zu werden. Dr. Fortschnigg händigte sie dem Fürstbischof ein, wie er sie vom Fiskalamte erhalten und das Geld sollte dem bisthümlichen Pflegamte Albeck zur Baubestreitung übersendet werden. Mittlerweile hatten zwei sonst brave öffentliche Beamte das Unglück eines Kassenabganges; Fortschnigg mit noch einem Collegen übernahm die Obliegenheit einer wohlthätigen Collekte für die Unglücklichen. Als er seine 500 fl. übergab, sprach er von dieser seiner Aufgabe. Kaum hörte ihn Salm, sagte er: „Nehmen sie alles und heilen Sie seinen, damit sie nicht in Strafe und Dienstesverlust verfallen, ich werde meinem Pflegeamte schon auftragen, den Betrag aus den Renten zu decken." — Ein Kanzleibeamter des Consistoriums hatte in einem Diplome einen argen Schreibverstoß begangen; der Cardinal entdeckte ihn, als jener noch schrieb und äußerte sein Mißfallen; doch dieser entgegnete im Geiste mancher, die nur dem Glücke huldigen, auf eine Art, die wir nicht wiederholen wollen. Der Cardinal entfernte sich schweigend, ließ den Consistorial-Direktor kommen und erzählte ihm, was sich ereignet. „Was denken Sie", sprach er — „was dieser Mensch verdient?" — „Die Entlassung" erwiederte derselbe. — „Sagen Sie ihm, daß ich ihm verzeihe."

Ein reges Leben herrschte in der Residenz; Wagen fuhren auf und zu, es waren nicht Gallawagen, nicht Bastarde's, sie zogen ja beladen fort und schacherndr Juden umstanden sie. Und oben in den weiten Sälen da gähnten die offenen Räume, die kahlen Wände, schrieen die Ausrufer und Anbothgeber, da klaffte der Hammer und flugs verschwand ein Stück nach dem andern, nur die Parquetböden hob man nicht aus und die Scheiben der Fenster. Die schönsten Gobelins sah man hingeworfen wie schlechte Fußteppiche um schnödes Geld, und was durch viele Jahre Kunstsinn und Geschmack gegen gemeinen Genuß ausgetauscht und der Heimath zum freien Beschau hingestellt, es war in ein Paar Tagen verschwunden. Mitten unter diesen Hader und Zank, unter dieses Toben und Brausen des Geldstromes und der gierigen Käufer trat er hin der gepräfteste der Fürsten: er wollte noch einmal sehen, wie alles verschwand, was er geschaffen, und als wäre es nicht sein gewesen, erklärte er denen, so nicht schmutzige Gewinnsucht, sondern Sinn für Kunst und das Verlangen noch ein theures Andenken zu erhalten von dem, den man lebend begrub, herbei gezogen, den Werth der Bedeutung der Gemälde, der Statuen und Büsten, die wie theuere Penaten wanderten in ferne Stätten.

Zum letzten Mal, ehe er für immer zog aus diesen Räumen, die nur seine Leiche auf zwei Tage und Nächte beherbergen sollten, beschritt er sie. Flügelthüren und Fensterläden standen offen, unheimliche Töne flüsterten die wehenden Lüfte und weit schallten die einsamen Tritte — alles todt, ausgestorben, verwüstet; von den Wänden flatterten lange Leinwand- und Papierstreifen, als Unterlage der abgerissenen Tapeten, gleich den Wimpeln eines Wrakes. Wir hohle Augen blickten im ehemaligen Spiegelsaale die leeren Rahmen herab, nur im Eckzimmer waren im blanken Getäfel noch die Familien-Porträte geblieben. „O der Name Salm stirbt nicht", sprach leise unser Fürst vor sich hin, die Hände faltend, und ein leises Echo schien die Worte zu wiederholen. —

Ein Jahr war seit diesen verhängnißvollen Tagen, die Salm zum Bettler gemacht, vergangen, er hatte in Wien in dem Palais des Fürst-Erzbischofes Hohenwart ein Asyl gefunden, da pochte der Tod an seiner Thüre, man versah ihn mit den heil. Sterbsakramenten; doch das Gepränge, mit dem man es that, galt dem Cardinale nur; der Mensch, der Christ mit dem Gepräge seines Heilandes in Gestalt und Herzen sollte der Heimath bewahret bleiben, da sollte es sich zeigen, was er ihr werth gewesen.

Es war am 17. April 1822, wo Salm noch einmal ausfuhr, um an der Brust der Mutter Natur auszuruhen und für sein gebrochenes Herz Linderung zu suchen; als er nach dem Priesterhause, in dem er wie einst zwei Zimmer sich, und eines dem Diener zur Wohnung bereitet, zurückkehrte, fühlte er sich ungemein schwach, daß er kaum noch sich zu seinem Ruhebette bewegen konnte. Am Morgen darauf, es war Donnerstag, wo ich aus der St. Egidenkirche in den Pfarrhof zurückkehrte, trat mir in der Laube tief seufzend und Athem holend der Bedientr Michael Frühauf mit den Worten entgegen: „Hochwürden, eilen Sie, der Cardinal will beichten" — „Wie so?" sprach ich ganz erschrocken — Michael: „Er wird sterben, kommen Sie, er hat Sie verlangt." Als ich schwankend und zitternd eintrat in sein Schlafzimmerchen, da lag er der Greis mit halbgebrochenem Blicke, er reichte mir die Hand zum Kuße, ach jene Hand, die so oft sich auf des Kindes Haupt gelegt, nach dem Jüngling sich ausgestreckt, die Priesterweihe ihm gespendet, zum ersten Opfer am Altare den Weihrauch gesegnet hatte. — Ueberwältigt vom Gefühle konnte ich meinen Schmerz nur mit der Vorstellung

Digitized by Google

gewältigen, daß es an mir war, stark zu seyn und zu trösten. Vergeblich waren die Worte, mit denen ich diesem meinen zweiten höhern Vater wieder Freude zum Leben und Hoffnung zurückzurufen suchte. Er wies auf das Bild ober seinem Haupte hin — es war Magdalena an des sterbenden Erlösers Kreuz. Ich verstand es: Reue, Glaube und Liebe sollten des Leidens Vollendung seyn, und spendete, was nur ich empfangen sollte, Lossprechung dem, der mir die Gewalt dazu gegeben.

Als ich nach anderthalbstündigem Zuspruche und Gebethe hervortrat in das Empfangzimmer, da stand der Priestergreis Domprobst Paulitsch erwartungsvoll und wollte erfahren, ob es denn so nahe sey mit unsers geliebten Oberhirten Ende? „Er stirbt", sprach ich. — „Wie können Sie dieses sagen?" erwiederte Paulitsch — „Weil er für die Welt schon todt ist, denn er will von ihr nichts mehr wissen; sein Geist ist schon im Jenseits!" — „Sie haben recht" — versetzte der General-Vikar, „wir werden also in die Stadtpfarre gehen um Seine Eminenz feierlich zu versehen. Melden Sie es der Direktion, damit die Alumnen sogleich mitkommen."

Von St. Egiden aus bewegte sich der Zug unter Zuströmung des gerade am Wochenmarkte versammelten Volkes langsam und ernst über den „alten Platz" in das Priesterhaus. Das weiße Haupt des Bisthums-Verwesers, welcher das Allerheiligste trug, zitterte, und seine sonst so klar kräftige Stimme war wie gebrochen. Es war ein erhabener aber herzzerreißender Augenblick, als der Sterbende noch einmal, wie neu belebt, sein Haupt erhob, um den Heiland seine Hände ausstreckte, um die letzte Salbung zu empfangen. Von da an hüllte sich sein Blick in den Schleier der hereinbrechenden Todesnacht und nur einzelne Worte verriethen, daß sein Geist noch wach war. „Meine armen Leute",*) sprach er leise unter tiefem Aufathmen — und nach einer Pause: „Man hätte meine Sachen ausspielen sollen." Er hatte recht, denn man hatte die werthvollsten Gegenstände verschleudert und doch kam, trotz der Gerichtskosten, Niemand zu Schaden.

Den 19. Morgens schien alles Bewußtseyn von dem Sterbenden gewichen, er athmete leise mit verschlossenen Augen. Noch einmal sprach er, wie aus einem tiefen Traume: „Ego comendo C—is concoediam, ne sint in scandalum." Er hatte diese Worte für damals und für jetzt gesprochen. Da erhob er sich langsam und blickte uns an, die wir an seinem Sterbebette knieten. Ich verstand ihn, es war sein Abschiedsblick. „Er will uns segnen", sprach ich. Und sieh, er hob mit meiner Beihilfe die Rechte auf und segnete uns mit des Kreuzes Zeichen. Einige Seufzer noch, immer längere Pausen, immer leiserer Athem und wie der Pendel ausgeschlagen, stockten seine Pulse; er lebte nimmer dieser Erde. Wie man um 11 Uhr zur Schiedung des Erlösers läutete, war auch sein Geist von hinnen gezogen in die selige Unsterblichkeit; alle Glocken fielen ein in das mächtig ertönende Solo und verkündeten: der Cardinal, unser Fürst und Bischof ist todt, unser Vater und Freund!

In der Residenzkapelle sollte man ihn aufbahren, es sollte auf niederm Gerüste mit 6 Leuchtern geschehen; doch nein, das ertrug die Liebe der Seinen nicht; hoch oben im funkelnden Lichtscheine lag er mit den Insignien seiner Würde; aber über alles glänzte sein Antlitz im Wiederscheine der Verklärung, bleich zwar, aber sanft und milde, bewahrend die edlen Züge. Wir beteten am Katafalke, und als ich kurzer Ruhe pflegte, träumte es mir, daß ich hinauf stieg die Stufen des Trauergerüstes und noch einmal schaute die Züge des Unvergeßlichen. Da richtete er sich auf, reichte mir die Hand und sprach: „Mir ist wohl" — und schlief ihn dann fort den Todesschlummer.

Als am 21., es war Sonntags, der Leichenzug ging zum St. Veiter Thore hinaus und der Leichnam offen getragen sich Jedes Anblick both, da sah man viele Häupter sich senken, der Thränen reichliche fließen; und als man ihn entkleidete, mehr als es seyn sollte, daß ja nichts übrig bleibe der Verwesung, da legte der Bediente Michael sein Sacktuch unter das Haupt seines geliebten Herrn, damit es bei der Ueberfahrt nach der Gruft in Straßburg sich am harten Sarge nicht zerstosse, die anwesenden Bürger aber lohnten hundertfach dem treuen Diener. O sollten diese Bürger nicht noch ihr Herz bewahret haben ihrem Kirchenfürsten, wie damals? O ja! Amen.

H.

*) Der Neffe des Cardinals, Altgraf Huga, vergaß nicht seiner Diener; jedem von ihnen und ihren Familien wurden von nun an reichliche Gaben.

Zur Erinnerung an den Kärntner-Abend in Graz am 5. Dezember 1861. *)

Im Kranz von hohen Bergen eingeschlossen,
Da liegt ein wunderherrlich, lieblich Land,
Auf seinen Triften bunte Blumen sprossen,
Durchzogen von der Flüsse klarem Band,
Und über Berg und Thal ist ausgegossen
Der Segen aus des hohen Schöpfers Hand,
Und rings umgeben von der Felsen Kronen
So bied're Menschen in den Thälern wohnen.

Und was zumeist den wackern Kärntner schmücket,
Das ist die Lieb' zu seinem Heimathland,
Es schlägt sein Herz so wonniglich beglücket,
Sieht er der Alpen starres Felsgewand;
Doch banges Sehnen schwer sein Herz bedrücket,
Wenn ihm die theure Heimathflur entschwand.
Doch wird sein Sehnen stiller stets und linder
Im trauten Kreise gleicher Landeskinder.

D'rum haben wir uns heut' zusamm' gefunden
In traulich kleinem festlichen Verein,
Wir sind durch ein heilig Band verbunden,
Ein magisch Zeichen schließt uns alle ein.
Erinnerung an das, was uns entschwunden,
Soll unserm Fest die Weihe freh verleih'n,
Und ob wir gleich vom trauten Kärnten ferne
Sind über uns ja doch dieselben Sterne.

Drum grüß' ich Euch so recht aus ganzem Herzen,
Ihr trauten Kinder Einer Heimathflur!
Ein lustig Lachen und ein heit'res Scherzen
Durchtöne diese frohe Halle nur,
Vergessen sey'n die Sorgen all' und Schmerzen,
Vertilgt jedweden Kummers letzte Spur,
Verbannt sey alles heut' aus unserm Kreise,
Was Freude hemmt auf irgend eine Weise.

*) Eine Beschreibung desselben brachte die „Klagenfurter Zeitung" Nr. 291, vom 18. dieses Monates.

Digitized by Google

Der Sänger Lieder mögen laut ertönen
Recht aus dem tiefſten Innern unſrer Bruſt,
Erhaben ſey der Geiſt vom wahrhaft Schönen,
Damit wir ganz als Käentnee uns bewußt.
Und wenn wir uns nach ſüßen Stunden trennen,
Dann laſſet uns in ungeſtümer Luſt
Noch einmal froh die vollen Gläſer ſchwingen,
Ein donnernd Hoch dem Vaterland zu bringen!

Albert Guzmon.

Beiträge zur Chronik von Klagenfurt.

(Entnommen aus der Chronik des hieſigen Urſulinen-Kloſters.)

(Schluß.)

1765. Die Ankunft und Anweſenheit des a. h. kaiſerlichen Hofes, welche erſtere den 11. Juli Abends erfolgte, gaben zu großartigen Feſtlichkeiten Anlaß, die ſich in ihrer Ausdehnung erſt wiedee im Jahre 1838 in ihrer Eigenthümlichkeit jedoch nicht wiederholten. Wir haben in dieſem unſerm Blatte freilich ſchon im Jahegange 1825 Nr. 5 u. 6 die Schilderung davon aus der Feder des Merkantil- und Wechſelrathes Franz Werſenſtein, welcher ſie als Augenzeige entwarf, geleſen, doch finden wir in der Kloſterchronik davon noch Einzelheiten, die jene nicht berühret und Aeußerungen der höchſtſeligen unſterblichen Kaiſerin Maria Theeſia, die allgemein gekannt und gewürdigt zu werden verdienen. In erſtere Klaſſe gehört, daß in Erwartung der Ankunft der Majeſtäten, wie ſie Klagenfurt nach 1723 nicht mehr geſehen, die ſtändiſche Burg um einen Stock erhöht wurde, viele Häuſer, die es nämlich bedurften, von außen geputzt und van innen geweißt, die Ziehbrunnen auf den Gäſſen und Plätzen, welche keine architektoniſche Geſtalt hatten, als einzelne grün angeſtrichene Pfeiler bekleidet, jene entweder ganz oder theilweiſe neu gepflaſtert wurden. Beim Empfange paradirten die beiden kaiſerlichen Regimenter Autlon und Caroli von der Glandrücke bis zum St. Veiter-Thare, vor dem die Abgeordneten der Stände und der Magiſtrat den Majeſtäten die Stadtthorſchlüſſel präſentirten. Auf dem Hauptplatze ſtanden zwei Kampagnien Studenten, in Grün und Weiß montirt, mit ſchwarzen Casquetten, Fahnen, und Feldmuſik. Durch die „Schmer-", nun „Wienergaſſe", dann „Kramergaſſe" reihten ſich beiderſeits die Bergknappen in ihrem eigenthümlichen Anzuge. An der neu aufgeſetzten Statue der Kaiſerin am „neuen Platze" hielten die geſammten Gewerken und Bergbeamten mit ſchwarzen und bortirten Uniformen, an beiden Seiten des Graf Raſenbergiſchen Palaſtes, als dem kaiſerlichen Abſteigequartier, ſtunden zwei Kompagnien Ferlocher-Büchſenmacher, dann zwei Kompagnien hieſiger Büeger, ferner die Grenadiere des ungariſchen Regimentes Caroli. Vor dem Eingangsthare, die geiſtlichen Würdenträger, die Cleriſei, der Landeshauptmann mit den Ständen; im Innern die Damen in Galla. Wir übergehen die übrigen bereits beſchriebenen Feierlichkeiten und bemerken nur noch die Schlußſcene.

Den 13. um halb 8 Uhr Früh verfügte ſich der a. h. Haf zu Fuß in das „Urſulinen-Kloſter". Die Kaiſerin und die Prinzeſſin ließen die Chorfrauen zum Handluß, was der Kaiſer und die Prinzeſſin verweigerte (in Compiegne ſoll das Gegentheil geſchehen ſeyn). Im Gemeindezimmer, wo für die a. h. Herrſchaften die Sitze, für den Kaiſer und die Kaiſerin unter einem Baldachin, bereitet waren, nahmen a. h. Dieſelben Platz, umgeben von ſo einem zahlreichen Hofſtaate van Cavalieren uud Damen (doch nicht denen, wie zu Kleinkirchheim), daß kaum einige Chorfrauen Eingang fanden. Van den Confekten nahmen der Großherzog Leopold und die Erzherzogin Chriſtine etwas, das Uebrige wurde nachgeſendet. Die Oberin verehrte der Kaiſerin ein geſticktes heiliges Hauptbild, dem Kaiſer und römiſchen König aber dertei Beitel. Die Kaiſerin ſagte mit ausnehmender Güte: „Ihr thut mir ſo Schönes und ich hab Euch müſſen ſo viel Uebles thun, gebe Gott hinfüro beſſere Zeiten!" Obwohl die Kaiſerin des Tages zuvae dem Kloſter 100 Dukaten Almoſen überſchickt hatte, nahm ſie doch das von der Oberin überreichte Promemoria wegen der ſo drückenden Intereſſen-Steuer gnädig an, und da jene es zu übergeben zögerte, mochte ſie ihr mit den Worten Muth: „Wie ſind ſo derentwegen hier, damit wir uns Euch gnädig zeigen." Nach einem halbſtündigen Aufenthalte und gehörter hl. Meſſe wurden unmittelbar vor der Kirche die Reiſewagen beſtiegen. Der Eindruck, den die Stadt, ihre Bewohner und die Feſtlichkeiten auf die Kaiſerin machten, war ein ſo vortheilhafter, daß ſie vor ihrer Abfahrt die denkwürdigen Worte ſpeach: „Hätten wir ehe gewußt, daß Klogenfurt alſo ausſieht, ſo hätte das Beilager" (welches in Junſpruck gehalten wurde, wo Kaiſer Franz plötzlich ſtarb) „allda ſeyn müſſen." Dann: „Meine lieben Klagenfurter, Ihr macht mich recht ſchamroth, indem Ihr mich mit ſo vielen Ehren und Höflichkeiten überhäuft, ich aber van Euch bei meiner harten (beſchwerlichen) Regierung ſo viele Anlagen fardern muß; allein es können beſſere Zeiten erfolgen." — Sie kamen auch und dauerten 15 Jahre bis zu ihrem Tode, da ſie nach zwei Jahre vor demſelben den von Joſeph II. unternommenen Preußenkrieg, den ſogenannten Zwetſchgen-Rummel, mit ihrem Machtworte abſtellte. Wie als Landesmutter, welche, wie wie hörten, nichts ſa ſehe beklagte als den gemißigten Druck, die Laſten ihrer Unterthanen, wird ſie als treue Gattin, tugendhafte Fean und edle, wahrhaft fromme Chriſtin unvergeßlich bleiben, ſo wie ſelbſt ihee Feinde dieſen ihren Ruhm nicht ſchmälern kannten.

1768, den 11. April. Durchreiſe der Erzherzogin Corolina, Braut des Königs beider Sieilien, Feedinand IV. (geſtorben zu Hezendorf 1814). Der Empfong und die Feſtlichkeiten waren verhältnißmäßig nur auf die in Klagenfurt Anweſenden beſchränkt, worunter jedach 80 Mann Bürger auf dem „Heuplatze" zu Pferde in getben und reth ausgeſchlagenen Gallern, mit glänzenden Küraſſen und Pikhauben, mit Feldtrompetern, Pauken und Standarte paradirten. Wie bei Anweſenheit der Kaiſerin wurde im Ballhauſe jedoch nicht von italieniſchen Schauſpielern, ſondern der Nobleſſe eine wälſche Oper in peachtvollen Anzügen gegeben.

1769, den 4. Juti. Durchreiſe der Erzherzogin Amalie, als Braut des Herzogs von Paema. Ausnahmsweiſe wurde nebſt den andern Empfangsfeierlichkeiten für den Aufenthalt ein Maskenball im Landhausſaale veranſtaltet, zu dieſem Zwecke das Landhaus renovirt, Abends erleuchtet und mit Blumen und Stoffen ſinnerich ausgeziert. Die Erzherzagin blieb bis 2 Uhr Morgens.

1770. Glückshafen bei Gelegenheit des Herbſtmarktes. Aus demſelben gewinnen 3 Kloſterfrauen und die Pförtnerin mit Einſatz jeder von zwei Groſchen, einen prachtvollen, oben mit einer Uhr verſehenen Spiegel, im Werthe von 130 fl. Dieſer Glückshafen dauerte bis Anfangs der neunziger Jahre und war ein beliebter Abſatzweg für die inländiſchen Fabrikate.

1771, am 28. September. Durchreiſe des Erzherzogs Ferdinand mit ſeiner Gemahlin Beatrix von Eſte nach Mailond. Ihr noch lebender Sohn Erzherzog Maximilion iſt Deutſchmeiſter und der Erfinder der von ihm benannten Befeſtigungsthürme.

1772 und 1773. Große Theuerung: Waizen, der Vierling 5 fl. 45 kr., Roggen 4 fl.

1775, am 29. Juni. Durchreiſe (was bereits 1769 der Fall ganz incognito wae) des Kaiſers Joſeph II. und ſo auch dieſes Mal. Der Kaiſer wohnte im „Hirſchenwirthshauſe", beſuchte die Thyſiſche und Herbert'ſche Fabrik und ertheilte einige Audienzen.

1775, zu Allerheiligen. Anfang der Normalſchule. In der Kloſter-Mädchenſchule erſcheint wöchentlich mehreremal der Direktor Maßmann, ſo wie ein Katechet und unterrichtet die Meiſterinen ſowohl in der äußern als Koſtſchule in der neuen Lehrart. Arme

Digitized by Google

Kinder erhalten unentgeldlich Schulbücher von Seite der Kommission, welche auch die Schultafeln und Bänke hienach machen läßt. Nach drei Monaten ist diese Vorbereitung beendet und die Klosterfrauen beginnen selbstständig den Unterricht. Die Gräfin M. Theresia von Platz sammt ihrer Tochter und Kammerjungfer nehmen nächst 20 Kostfräuleins ihre Wohnung im Kloster. Diese Wohnung- und Kostnehmung von vornehmen Frauen wiederholt sich nachhin öfter.

1777, 14. und 15. April. Erste öffentliche Prüfung der Normalschülerinen in Gegenwart des Landeshauptmannes Grafen Vincenz von Rosenberg, des Erzpriesters von Dreer und des Schulkommissärs Herrn von Gröller, welche allgemeinen Beifall findet.

1777, 17. August 6 Uhr Früh, am Sonntag nach „Maria Himmelfahrt" bricht im Turner- oder Tauberbeckischen Hause in der Kramergasse Feuer aus, und setzt in kurzer Zeit 63 Häuser in Brand und zwar die Schattseite des „alten Platzes" bis zur „Burg" und herauf zum „neuen Platz", verzehrte indessen fast nur die Dachungen.

Den 18. August darauf brach im von Stralendorf'schen Hause vom Neuen im dortigen Holzgewölbe Feuer aus, und da man dasselbe nicht gewältigen konnte, wurde jenes zu Boden geschossen (!?). Das Gleiche wiederholte sich den 19. bei den PP. Franziskanern, wo man jedoch des Feuers bald Meister wurde.

1782. Aufhebung der nicht mit Jugendunterricht und Krankenpflege sich befassenden Klosterfrauen, als der zu St. Georgen am Längsee (Benediktinerinen) und der Dominikanerinen zu St. Andrä. Von letztern kommen 9 in das Klagenfurter „Ursulinen-Kloster", 5 zu den „Elisabethinen" daselbst, und 3 nach Graz zu den „Ursulinen"; 9 lebten wegen hohen Alters und Kränklichkeit außer einem Kloster ab.

Am 25. Oktober 1782 vertauschten die im hiesigen „Ursulinen-Kloster" befindlichen neuen Dominikanerinen ihr weißes Ordenskleid mit dem schwarzen, und wurden förmlich in die Ordensgemeinde der heil. Ursula aufgenommen.

1783, 4. Juni. Die Erzherzogin Maria Amalia von Parma kommt nach Klagenfurt und hält sich 14 Tage bei ihrer kaiserlichen Schwester Marianna auf. Sie beehrte einen vom hohen Adel im Landhaus veranstalteten Ball mit ihrer Gegenwart und besuchte alle merkwürdigen Orte der Umgebung.

1783, 8. Dezember. Ankunft des Kaisers Joseph II., der in der Residenz der Erzherzogin begleitet vom k. k. General-Major Grafen von Kinsky absteigt. Der Kaiser besuchte nach dort eingenommenem Mittagsmahl das „Elisabethinen-Kloster", das „Militär-Erziehungshaus" und ließ 10 Dukaten unter die Knaben vertheilen, dann die Stallung des Beschellwesens, das Militär-Krankenspital, wo die Kranken ebenfalls mit 10 Dukaten beschenkt wurden; nicht minder das Theresianische Waisenhaus, dessen Kinder 28 Dukaten zum Geschenke erhielten. Das Nachtlager nahm der Kaiser im Gasthofe zum „goldenen Hirschen", nachdem er das Abendessen bei der Frau Schwester Erzherzogin eingenommen und seine Zufriedenheit mit dem Gesehenen allenthalben ausgedrückt hatte. Am 9. Dezember wohnte der Kaiser einer heiligen Segenmesse bei den Elisabethinen bei und reiste nach in der Residenz genossenem Frühstück nach Italien weiter.

1786. Aufhebung der Stifte Viktring und Griffen.

1787. Ankunft des Fürstbischofes von Gurk, Franz Altgraf von Salm in Klagenfurt, welcher von nun an die Residenz in der erweiterten Gurker-Diözes erhält.

Das Jahr 1787 war ein Mißjahr. Der Waizen kostete 7 fl., der Roggen 5 fl. 12 kr. der Vierling.

1788. Errichtung der Arbeitsschule im Kloster.

1789. Große Getreidelieferung zum Türkenkrieg mit Roggen und Hafer. Von letzterm werden 5500 Metzen im Ursulinen-Kloster-Gebäude untergebracht.

1799, den 19. Oktober brennt hier das Militär-Magazin ab.*)

1800, 31. Mai. Dem von Klagenfurt nach Venedig als Präsident des dort errichteten k. k. Appellationsgerichtes abreisenden Grafen von Enzenberg wird eine Dankadresse von den Repräsentanten des Landes für die demselben besonders im Jahre 1797 erwiesenen Wohlthaten dargebracht.

H.

Briefe eines Hensammlers.

3. Phänologische Notizen.

Unter dieser Rubrik brachte die „Wiener Zeitung" mehrere Jahre hindurch auch Beobachtungen über die Zeit der Belaubung, Blüthe und Fruchtreife einiger Pflanzen, deren Resultate in Neilreich's Werke über die Flora von Niederösterreich niedergelegt sind. Ihr Nichtmehrerscheinen ist um so mehr zu bedauern, als gerade derlei Beobachtungen, wie z. B. die meteorologischen, an Werth gewinnen, durch je einen größeren Zeitraum von Jahren sie fortgeführt werden, noch mehr aber dadurch, daß sie an einer größeren Anzahl von Orten gemacht werden.

In dieser Hinsicht nun wage ich einen Vorschlag, der eben nichts mehr als ein solcher seyn soll, vielleicht aber doch bei einigen Lesern Ihres geschätzten Blattes, welche sich für Botanik interessiren, einigen Anklang finden dürfte.

Man hat überall meteorologische und astronomische Observatorien errichtet, dieselben mit den kostbarsten Instrumenten ausgerüstet und jede civilisirte Regierung unterstützt derlei Institute auf die glänzendste Weise. Wären nicht ebenfalls botanische Observatorien möglich und von Interesse? — Ich glaube doch. Es bedürfte hiezu keines kostspieligen Gebäudes, keines anderen Instrumentes, als des kostbarsten, welches wir aber ohnehin besitzen, des menschlichen Auges, und ebenso wenig eines großen Zeitverlustes, da ja jeder Botaniker und Naturfreund gerne jeden Tag eine Mußestunde einem Spaziergange widmet, und sich die Mühe nicht verdrießen lassen wird, seine gesammelten Beobachtungen in einer kurzen Notiz niederzuschreiben und zu veröffentlichen (die verehrte Redaktion dieses Blattes aber gewiß ihre Spalten diesen Notizen eröffnen würde.)

Nur scheint mir in der Art solcher Beobachtungen ein gewisser Plan nöthig, den ich mir hier etwas näher zu entwickeln erlaube.

Vorerst dürfte es am zweckmäßigsten seyn, nur den Zeitpunkt der Entwicklungsstadien solcher Pflanzen einer Beobachtung zu unterziehen, die in nächster Nähe des Wohnortes des Beobachters anzutreffen sind, da man auf diese Weise am wenigsten durch Witterungsverhältnisse und durch unnöthigen Zeitverlust behindert wird, welche Umstände sonst leicht die Beobachtungen mancher Jahre lückenhaft und die daraus erzielten Resultate zweifelhaft machen dürften. Aus ebendenselben Gründen würden seltene Pflanzen wenig zu solchen Beobachtungen taugen, eben so wenig aber auch in Kunst- und botanischen Gärten cultivirte, da dieselben sich meist unter ganz anderen Verhältnissen, als im wilden Zu-

*) Ein Irrthum bei nachträglicher Eintragung in die Chronik. Es soll heißen 1800. Die französischen Gefangenen verwendeten sich thätigst beim Löschen. Es war in der Zeit des Waffenstillstandes vor der Schlacht bei Hohenlinden und dem Frieden von Luneville.

Digitized by Google

ſtande ſich entwickeln, und gewöhnlich durch die Pflege und Kunſt der Gärtner von elimatiſchen und meteorologiſchen Einflüſſen weit weniger abhängig gemacht werden. Auch ſcheint es mir räthlich, die Anzahl der zu beobachtenden Pflanzen möglichſt zu beſchränken, da dadurch die Zuſammenſtellung, Vergleichung und Auffindung der mittleren Zahlen aus einem Cyclus mehrerer Jahre weſentlich erleichtert würde.

Von größter Wichtigkeit erſchiene es mir ferner, bei Veröffentlichung ſolcher Notizen vorerſt die Standorte der beobachteten Pflanzen, die natürlich in jedem Jahre beibehalten werden müßten, genau nach ihrer Meereshöhe, Expoſition, Bodenverhältniſſen u. ſ. w. zu charakteriſiren und zwar dies ſo detaillirt, als möglich.

Selbſtverſtändlich würde der Werth ſolcher Notizen ebenſo durch die Menge der beobachteten Standorte, als auch dadurch ſich erhöhen, daß an jedem derſelben die nämlichen Pflanzenſpecies berückſichtigt würden, und vielleicht dürfte in dieſer Hinſicht folgendes Schema annehmbar erſcheinen. Für die Zeit der erſten ſich entwickelnden Vegetation: die Blüthenentfaltung an Galanthus nivalis, Leucojum vernum, Crocus vernus, Sesleria coerulea, Corylus Avellana. Primula acaulis, die bei uns gewöhnlich als erſter Frühlingsbote begrüßt wird, ſcheint mir weniger geeignet, da ſie unter eigenthümlichen Verhältniſſen auch im Spätherbſte, ja im Winter zur Blüthe gelangt, lange bevor ſich ſonſt eine Spur von Vegetation zeigt, wieder unter die Schneedecke begraben wird, um dann erſt wieder im Vereine mit den obenangeführten Pflanzen in größter Menge zum zweiten Male hervorzutreten.

Die zweite, eigentliche Frühlingsperiode, wo die Wieſen ihr ſchönſtes Grün erhalten, könnte man durch die Entwicklung von Blüthen an Anthoxanthum odoratum, Betula alba, Anemone hepatica, Vinca minor und Cornus mas charakteriſiren; ſie kann mit den Auftreten der Blüthen von Taraxacum officinale und Ajuga reptans als beendet angeſehen werden, welche den wohlthuenden Anblick der Wieſen einigermaſſen ſtören und unwillkührlich an die nun bald beginnende Zeit der erſten Mahd erinnern, die ſich bezeichnen ließe durch das Blühen von Orchis morio, Galium Cruciata, Prunus Padus, Salvia pratensis, Symphytum officinale und Evonymus europaeus, ſowie durch die Belaubung von Fagus sylvatica.

Auch die Sommerflora ließe ſich in zwei Perioden theilen, deren erſte durch die Blüthezeit von Phleum pratense, Stachys recta, Pyrola chlorantha, Campanula patula, Lotus corniculatus, die zweite durch die von Chenopodium album, Carlina acaulis, Cirsium oleraceum, Salvia glutinosa und Gentiana cruciata bezeichnet werden konnte.

Der Herbſt charakteriſirt ſich hauptſächlich durch die Entlaubung der Bäume, von denen man allenfalls Carpinus Betulus, Alnus glutinosa und Fagus sylvatica beobachten könnte. Zur Blüthe gelangen in dieſer Jahreszeit nur mehr wenige Pflanzen, von denen Gentiana asclepiadea, Colchicum autumnale, Calunna vulgaris, Leontodon autumnalis und Hedera Helix hervorzuheben wären.

Auf den Alpen rücken die Vegetationsepochen mehr zuſammen und die auf beinahe nur drei Monate beſchränkte Vegetation erlaubt hier kaum mehr, als eine Früh- und Spätſommerflora aufzuſtellen, aus welcher man für die erſtere Gentiana acaulis und G. excisa, Primula spectabilis, Azalea procumbens und Gymnadenia conopsea, für letztere Rhododendron hirsutum und Rh. ferrugeneum, Hieracium alpinum und H. villosum, Cirsium eriophorum und Gentiana nivalis zur Beobachtung wählen könnte.

In der Hoffnung, daß obiger Vorſchlag bei Freunden der Botanik im ſchönen Kärntnerlande einige Würdigung finden dürfte, ſehe ich mit Zuverſicht intereſſanten phylophänologiſchen Mittheilungen von dieſer Seite für das nächſte Jahr entgegen. F. G.

Trotz und Troſt.

1.

Und mögt ihr eure Zungen all
Mit Schlangenklugheit wetzen,
Es kann doch eurer Worte Schwall
Nicht meine Lieb' verletzen.

Denn jener, der am Meiſten ſchreit
Und lärmt von ganzer Seele,
Hat oft die ganze Tapferkeit
Nur eben in der Kehle.

Was in dem Herzen leuchtend ſteht
Mit Flammenſchrift geſchrieben,
Erglänzt in ewiger Majeſtät,
Iſt nimmermehr zu trüben.

Hat ja der Fels aus wilder See
Das ſtolze Haupt gehoben,
Und raget ungebeugt zur Höh',
Ob auch die Stürme toben.

Und auf den Felſen glänzt ein Licht
Mit wunderbarem Schimmer,
Wie ſich die Fluth auch wüthend bricht,
Das Licht ertöcht ſie nimmer!

Ein ſolcher Felſen iſt mein Herz,
Das Licht mein treues Lieben,
Und dieſe beiden allerwärts
Sind ungebeugt geblieben.

D'rum mög't ihr eure Zungen all
Mit Schlangenklugheit wetzen,
Es kann doch eurer Worte Schwall
Nicht meine Lieb' verletzen!

2.

Mein ſtarkes Mädchen bleibe treu,
Und laſſe ſie nur ſprechen,
Und alle Tage ſich auf's Neu'
Den leeren Kopf zerbrechen.

Und Pläne ſchmieden ohne Zahl
Den heil'gen Bund zu trennen,
Wir ſpotten ihrer tauſendmal,
Da ſie es doch nicht können.

Ob ſie viel Netze auch gewebt,
Uns damit zu umſchlingen,
Die Liebe, die im Herzen lebt,
Läßt nimmer ſich bezwingen.

Digitized by Google

Und bis ihr Kopf mit vieler Qual
Erdacht, wie sie es machen,
Da wissen wir's schon tausendmal
Und können ihrer lachen.

Denn wer sich tausend Blößen gibt
Ist kein geübter Fechter,
Wer ſa will trennen was sich liebt
Ist dümmer noch als schlechter.

Heinrich Penn.

Graz.

Das kärntnerische Idiotikon.

(Fortsetzung von Nr. 25.)

schrlich, was nicht gerade ist, schief. Schwedisch: skaolg. Es ist ein sehr altes Wort, aber wenigstens von einem sehr alten Stamme, wie daraus erhellet, das Σκολ, in dem Griechischen: Σκολιος, welches ebenfalls schief bedeutet, ganz nahe damit verwandt ist. Eberh. V. 116.

schrntr! Ausruf der Verwunderung über etwas Schönes, Seltenes, Außerordentliches. Im Altenglischen bedeutet shanty fein, geputzt, prächtig, und somit ganz unser schente.

Schrrr, der Maulwurf, talpa Europ. Linné.

schrrdi! fort, hinweg, macsch, packe dich — apage.

Schrrrrri, die Plage, Mühe.

schern, sich plagen, mühen, mit etwas sich abmühen, daher die Ausdrücke, z. B. i mög mi nit schern, d. h. ich will mich nicht damit befassen, oder läß mi nug'schorn.

Scherzle, Naftir, das erste, abgeschnittene Stückchen von einem Laib Brodes, wie auch das letzte Stückchen.

Sch'gratele. 1) Der Satan, ein Kobold. Statt Kobold kommen in den meisten alten Chronilen vor die Namen: Schretelein oder Schröterlein. Vielleicht von Schratten, in der Bedeutung: schweee Lasten heben? Eberh. iV. 106. 2) Ein böses, unruhiges, muthwilliges Kind.

schinch, schiachrr, häßlich, abscheulich, schändlich, z. B. das is a schiacher Mensch, d. h. ein verabscheuungswürdiger; des is schiach d. h. dieses ist häßlich, abscheulich, widerrechtlich; schiacher = häßlicher, im Compacativ.

schlaggln, schielen. Landschaftlich: schel, schielen. Englisch: to scowi (lese skaul) = scheel, sauer sehen. Sieh, schelch.

„Siehest du darum schel, daß ich so gültig bin?"
Math. 20. 15.

schiar, fast, beinahe. Einst wae schier mit fast einerlei, — fest ging in fast über, und verdrängte das schiar, welches ebenfalls dem veralteten Feanzösischen: quasi, entspricht, und dann hieße: die Tochter ist schiac aber fast so groß (quasi aussi grande) als ihre Mutter = es ist zwischen ihrer Größe kein bemerkbarer Unterschied. Wachter leitet schiar — oder schier von Scheren = zerreißen, abreißen, ab, welches er auf das Griechische: χειρειν zurückführt, und womit er das Französische: dechirer, und unsere: Scheere in Verbindung bringt. Eberh. II. 386. Somit gehört nach meiner Meinung auch das Italienische: schiera, und das Englische: to share = abtheilen, hieher.

schibern, hänsen, aufhäusen, in Schöber legen; auch von der Maßerei trockner Gegenstände gupfen, z. B. das Maßl is mit Roggen g'schibert voll.

Schiffrr, ein kleines, dünnes Stück von einem Ganzen. Englisch: to shiver. Landschaftlich: Schilber, schiefern, zerfallen, zerbrechen; shivery = schieferig, brücklig, brüchig, von Steinen. Hilpert II. Theil.

schiffrig, muthig, wild, leicht in die Höhe zu bringen; z. B. a schiffrigs Roß, a schiffriger Mensch.

Schifflan, kleine, dünne Zeltchen von Lebkuchen.

schllchrn, schielen. Sieh' schelch.

Schilchrr, eine Gattung steirischer Weine von schwachrother Farbe, gebaut in den Gegenden von Eibiswald ꝛc.

Schilthon, der Birkhahn.

Schilthansl, ein Wachehaus.

Schlling, die Züchtigung mit Ruthenstreichen in Schulen, und zu Hause an Kindern.

Schimprl, der Schimmel.

schimplig, schimmlig.

Schinnkl, ein Kahn.

Schlnke, Schunkn, der Schenkel. Englisch: shank. Landschaftlich: Schinkel, d. h. die langen Theile eines thierischen Körpers, auf welchen derselbe steht, und zwar der Theil von Knie bis zum Fuß. a Porzion Schunkn, d. h. geräucherte Schwein-Schenkel, fein aufgeschnitten servirt.

Schintrr, der Wasenmeister.

Schintlander treibn = Jemanden auf eine unehebare Weise zum Besten haben.

Schintrrmörchn, ein schlechtes, elendes Pferd.

schintn, abhäuten, die Haut abziehen. Figürlich: sich abmühen. z. B. er is a llan b'e schinn'ner Mensch, d. h. ein durch Arbeit ganz geschwächter Mensch.

schittrln, etwas oft und schnell hin und her bewegen, z. B. den Kopf schitteln — oder einen Baum schitteln — heftig bewegen. Das alte Scutan bedeutete schon stark bewegen, zu dessen Stamm auch das Lateinische: concutere gehört, vielleicht auch das Griechische: Σκεδαν = zerstreuen, und Σκυδεζειν = heftig schlagen „Kchucko rorrum kascutilanalles farmalita, d. h. er gedenke, daß ein stark bewegtes Rohr (calamus quassatus) nicht zermalmet werden könne. Kero 54. Bei Otfried hat dieses Wort schon durch Verdopplung des T die Verstärkungsform, z. B.

„Thar duot er si gibugte,
Er thane himil scutte.
Da drohte er (führt er zu Gemüthe)
Daß er den Himmel werde erschüttern.

Skatrlr, eine kleine Schachtel. Otfr. V. 19. 63. 64.

Sch'krntelr, der Satan, der Teufel, ein Gespenst. In der Mondseeischen Glosse: scratum. Englisch: scratch. Landschaftlich: Scheez = der Böse, böse Feind, Teufel. Sieh' Sch'geatele.

schlabutzig, ärmlich aussehen, schlecht gekleidet seyn. Figürlich: knausen, geizen. Im Englischen hat slab die Bedeutung von zähe, klebrig. Hilpert II. 377.

Schiäfhunbn, ein Spottname, dem gegeben, der immer gerne, zu lange schläft.

Schlnker, der Rührkübel.

Schlümpn, zerrissene Kleidungsstücke, wie z. B. Fetzen, abgetragene Wäsche. Figürlich ein sittenloses Frauenzimmer. Englisch: slamerkin, slamkin = eine unordentliche, unreinliche Weibsperson. Schlämpchen, Schlumpe.

schlämpat, zerrissen, unreinlich, unordentlich.

Schlanggl, ein Schlingel, eine verschmitzte, hinterlistige Mannsperson.

schlanggln, müssig herumgehen, schuafschlanggln = von der Schule wegbleiben.

Schlapfn. 1) Ausgetretene, alte Schuhe, Pantoffel. Englisch: slipper. Altenglisch: slobe — sloh. 2) Das Hintertheil am

Wagen, welcher ohne Räder an der Erde fortschleift. 3) Eine Weibsperson, die auf schlüpfrigen Wegen umherzieht. 4) Als Zeitwort: schleifen, am Boden Etwas fortziehen. Von Schleifen. Wird bei Schleifen der Zischlaut sch weggelassen, da er zur ersten Wurzel nicht gehöret, so kann man die Verwandtschaft des übrigbleibenden Leif mit dem Lateinischen laevis = glatt, und dem Griechischen: λειος; in eben der Bedeutung nicht bezweifeln. Schleifen, aus dem unsre Schlapfn entstammt, hat also zuerst eigentlich: auf dem Glatten fortziehen, gleiten machen, ausgedrückt. Eberh. V. 475.

schläppal, schläpp, schlaff, abgemattet, entkräftet, an Spannkraft abgenommen haben. Englisch: slack. Landschaftlich: schlack, lack, verwandt mit schlaff. Wallachisch: lacc. Feanzösisch: lâche. Lateinisch: laxus.

Schlatterer, ein unbehilflicher Mensch.

Schlaun, die Eile.

schlaunan, rasch gehen, eilen, z. B. schlaun dit d. h. eile!

„Dem Vuersten er zue raunet:
Sporn gnat, des slaunnet.

Seyf. Helblich.

Hieher gehört das Hochdeutsche: schleunig. Bei Otfried und Tatian: sliumo. Bei Notker: sliamo. Kero und Ulphilas: sniumo. Griechisch: ελαυνω, ich schüttle, treibe an. In Kärnten: schlaun wohl = lebe wohl; schlaunts wohl; gehabt euch wohl.

schlazig, nach Ziska = schlüpfeig, und verwandt mit dem Englischen: to slide = gleiten. Angelsächsisch: slidan. Ich bin der Meinung, daß das Englische: slab (verwandt mit schlüpfrig) hier besser entspricht, weil es die Bedeutung von klebrig, dick, zähe, hat, und daher slab und slide sich verhalten, wie Ursache und Wirkung.

schleâbig, sich unwohl, unpäßlich fühlen, besonders was den Magen betrifft. Ob nicht das obige slab auch hieher paßt? slabby = klebrig, zähe, schmierig, schmutzig.

schleâdern, in einem unreinen Wasser arbeiten, spülen, abspülen. G'schleâder = ein schlechtes Getränk, eine kraftlose Suppe.

(Wird fortgesetzt.)

An die freundlichen Leser der „Carinthia."

Mit der **Fortsetzung** dieser heimischen Zeitschrift im Jahre 1862, die wir hiemit anzeigen, beginnt dieselbe ihren **zwei und fünfzigsten Jahrgang**. Es ist ein rühmliches Zeugniß für ein so kleines Land, wie es das nun wieder selbstständige Herzogthum **Kärnten** ist, daß diese, den Namen des Landes tragende, Zeitschrift schon **über ein halbes Jahrhundert** fortdauert, was wohl nur die Liebe der **Kärntner** zu ihrer schönen Heimath möglich machte, und worauf zu rechnen der Herausgeber so wie der Verleger auch in der Zukunft ihre Hoffnung gründen.

Nicht bloß wie bisher wird der Eifer der heimischen Mitarbeiter nicht erkalten, sondern sich vielmehr steigern, so wie die Redaktion und der Verleger ohne pekuniären Vortheil nur stets die Ehre der Heimath im Auge haben.

Die Richtung der **Carinthia** wird auch in der Folge ihrem Namen entsprechen, und ihre freundlichen Leser mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren und neueren Geschichte und Sagenwelt, den alten und neuen Kunstbauten, und vorzüglich mit der Topographie und Statistik unserer lieben Heimath immer näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes in Prosa und Versen auszuschließen und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde vermehren und verbreiten.

Von der **Carinthia** erscheint auch im Jahre 1862, wie in dem laufenden, alle **vierzehn Tage eine Nummer** auf einem **ganzen Bogen**, also des Jahres 26 Nummern oder ganze Bogen mit einem Titelblatte und dem Inhalts-Verzeichnisse.

Die **ganzjährige** Pränumeration beträgt in der hiesigen **Leon**'schen Buchhandlung:

für **Klagenfurt** . . . . . 2 fl. 50 kr. Oe. W.
mit freier Postversendung aber 3 „ 15 „ „ „

Die erste Nummer des zweiundfünfzigsten Jahrganges der Carinthia erscheint am 11. Jänner 1862.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

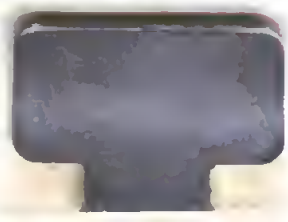
Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.



Digitized by Google